Dr. Christoph Lübbert
Viktoriastr. 36, 64293 Darmstadt
Tel.: 06151-422298
Em: clind04@yahoo.de

Formalontologie 1

– Roman Ingarden –

Gescant von **„Der Streit um die Existenz der Welt, Band II/1“**, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1965
und kompiliert aus allen gescanten Kapiteln VII bis XIII am 2.8.2009
C. Lübbert: Datei: „R.Ingarden.Streit II-1_alle Kapitel.doc“
Die ursprünglichen Seitennummern aus dem Buch wurden aus Zitiergründen mitgescant.
Überschriften der Stufen 1, 2 sind wie im Original.
Überschriften der Stufe 3 der Übersicht halber von CL hinzugefügt.
Kommentare von CL in der Form [CL: ...] in blau.
Auch die meisten Hervorhebungen durch **Fettdruck** stammen von CL.
(Deckblätter, Vorwort + Original-Inhaltsverzeichnis sind in separatem Dokument)

Scankorrekturversion CL: V3 / 08.07.2011

Word-Inhaltsverzeichnis

Word-Inhaltsverzeichnis 1
1 KAPITEL VII – Form / Materie 4
1.1 § 34. Die Unterscheidung der grundlegenden Form-Materie-Begriffe 4
Form / Materie I. 4
Form / Materie II 9
Form / Materie III 10
Form / Materie IV 12
Form / Materie V 14
Form / Materie VI 14
Form / Materie VII 15
Form / Materie VIII 16
Form / Materie IX 17
1.2 § 35. Die Beziehungen unter den verschiedenen Form- bzw. Materie-Begriffen. Die Reduktion auf einige Grundbegriffe 17
Zusammenstellung der verschiedenen Form-/Inhal-Begriffe 17
Herausfiltern der „rein ontischen“ Form-/Inhalt-Begriffe 19
Drei Paare grundlegender ontischer Begriffe der Form und des Inhalts (Materie) 23
1.3 § 36. Das Problem des Zusammenhanges zwischen der Form und der Materie 24
1. Die tatsächliche Einheit (eines „Ganzen“) 24
2. Die wesensmäßige Einheit (eines „Ganzen“) 25
3. Die funktionelle Einheit (eines „Ganzen“) 27
4. Die harmonische Einheit (eines „Ganzen“) 28
1. Form I und Materie I 29
2. Form II und Materie II 31
3. Form III und Materie III 32
1.4 § 37. Die Form I als eigentlicher Gegenstand der formalen Ontologie 32
2 KAPITEL VIII – Seinsautonomer Gegenstand 34
2.1 § 38. Einleitende Bemerkungen 34

2.2 § 39. Die Grundform des ursprünglich individuellen seinsautonomen Gegenstandes....36
2.3 § 40. Die konstitutive Natur und die Eigenschaften des individuellen Gegenstandes....43
2.4 § 41. Die Eigenschaften des individuellen Gegenstandes....49
2.5 § 42. Die Begrenzung des Begriffes der Eigenschaft....53
ad 1. Eigenschaften seins*un*selbtändig – Gegenstand seinsselbständig?....54
ad 2. Eigenschaft kein Gegenstand....59
2.6 § 43. Der individuelle seinsautonome Gegenstand und das Ganze....60
Die individuellen Gegenstände höherer Ordnung....60
ad 1. Ein Organismus....66
ad 2. Eine Maschine....70
ad 3-6. Weitere Beispiele abgeleitet-individueller Gegenstände....77
Drei Probleme mit der Form I des individuellen Gegenstands....79
2.7 § 44. Der individuelle seinsautonome Gegenstand und das Material....80
1. $Material_1$....82
2. $Material_2$....83
3. $Material_3$....83
2.8 § 45. Die Klassenauffassung des individuellen Gegenstandes und deren Kritik....88
3 KAPITEL IX – intentionaler Gegenstand....94
3.1 § 46. Der intentionale Akt und der rein intentionale Gegenstand....94
3.2 § 47. Die Form des intentionalen Gegenstandes eines schlichten Meinungsaktes111
a) Die Doppelseitigkeit der formalen Struktur des rein intentionalen Gegenstandes....112
b) Unbestimmtheitsstellen im Gehalte des rein intentionalen Gegenstandes....116
3.3 § 48. Zusammenstellung der verschiedenen Transzendenzbegriffe....118
Ia. Strukturelle Transzendenz in abgeschwächter Gestalt....118
Ib. Strukturelle Transzendenz in stärkerer Gestalt....119
II. Radikale Transzendenz....119
III. Transzendenz der Seinsfülle....119
IV. Unzugänglichkeitstranszendenz....120
4 KAPITEL X – Idee....121
4.1 § 49. Einleitende Bemerkungen....121
4.2 § 50. Die Verschiedenheit der Form der Idee von der Form des individuellen Gegenstandes....122
4.3 § 51. Das Verhältnis der Ideen zu den seinsautonomen individuellen Gegenständen....138
5 KAPITEL XI – Sachverhalt....145
5.1 § 52. Die Form des Sachverhalts und ihre Beziehung zu der Form des Gegenstandes!....145
5.2 § 53. Der seinsautonome Sachverhalt und das intentionale Korrelat des Satzes151
Gibt es negative Sachverhalte?(*) (**)....151
5.3 § 54. Der Sachverhalt und die zeitlich bestimmten Gegenstände....163
6 KAPITEL XII – Verhältnis....169
6.1 § 55. Das formale Wesen des Verhältnisses. Die nichtrelationalen Gegenstände169
6.2 § 56. Verschiedene das Verhältnis betreffende Probleme....177

1. Gibt es eingliedrige Verhältnisse? 177
2. Was kann ein Substrat oder ein Glied des Verhältnisses sein? 179
3. Verschiedene Grundtypen von Verhältnissen? 181
4. Seinsweise der Verhältnisse? 182

6.3 § 57. Relative und nicht-relative (absolute) Merkmale (Eigenschaften). 184
Verschiede Arten der „Relativität“ 185
Kommen „relative“ Merkmale einem Gegenstand zu? 187
I. Ausschluss gewisser „Merkmale“ 188
II. „Relative“ / „absolute“ Merkmale? 188
III. Die relativen Merkmale 189
IV. Die äußerlich bedingten Eigenschaften von etwas. 190
V. Die erworbenen Eigenschaften. 192
VI. Die unbedingt eigenen Eigenschaften 193

7 KAPITEL XIII – Wesen 197

7.1 § 58. Verschiedene Begriffe des Wesens des individuellen Gegenstandes 197
1. Absolutistische Auffassungen 198
2. Gegensatz: Qualitatives Moment / Verhaltensweise 199
3. Gegensatz: Gattungsmomente / Gegenstandsspezifisch 199
4. Gegensatz: Materiale Beschaffenheit / Existenz 199

7.2 § 59. Die mit dem Wesen des individuellen Gegenstandes zusammenhängenden Probleme 219
a) Das Wesen des Gegenstandes und dessen Individualität 219
b) Das Problem der Veränderlichkeit des Wesens des Gegenstandes 227
c) Positive Qualitäten und Leistungsfähigkeiten (Vermögen) im Wesen des Gegenstandes 232

8 Literaturverzeichnis (CL) 235

9 Dokumentkontrollen (CL) 235

1 KAPITEL VII – Form / Materie

DAS ESSENTIALE PROBLEM DER FORM UND DIE GRUNDLEGENDEN FORMBEGRIFFE

1.1 § 34. Die Unterscheidung der grundlegenden Form-Materie-Begriffe

Was uns bevorsteht, ist, einerseits die formal-, andererseits die materialontologischen Betrachtungen durchzuführen, die mit unserem Hauptproblem im Zusammenhang stehen. Wir gehen da von der Grundüberzeugung aus, dass nicht ein beliebig geformtes und beliebig material bestimmtes Seiendes auf eine durchaus beliebige Weise existieren kann, sondern dass da notwendige Zusammenhänge zwischen der Seinsweise, der Form und der Materie des Seienden bestehen, die eben aufzudecken sind, besonders wenn es sich um die Existenzweise einer Welt handelt, die mit der Seinsweise der einzelnen zur Welt gehörenden Gegenstände nicht notwendig identisch sein muss, was bis jetzt kaum beachtet wurde. Geleitet werden wir dabei von der Idee, dass die eventuell aufzudeckenden Unterschiede in der Form uns zu den Unterschieden in der Seinsweise führen werden.

Man hat sich bis jetzt mit einer ungefähren Scheidung der formalen Ontologie von der materialen Ontologie befriedigt. In den phänomenologischen Betrachtungen war dafür der **Husserlsche Formbegriff** maßgebend, der aber nicht ganz einwandfrei ist. Wollen wir uns aber an andere Autoren wenden, um eine entsprechende Belehrung zu bekommen, so stoßen wir auf eine fast unglaubliche Verwirrung in der Begriffsbildung und auf eine unaufhörliche Vermengung verschiedener Formbegriffe miteinander. So ist es vor allem nötig, in diesem Punkte Klarheit zu schaffen und nach einer **eindeutigen Bestimmung des Formbegriffes** zu streben, woraus sich eine eindeutige Festlegung des Gegensatzes zwischen der Form und der Materie ergeben muss. Damit wird auch eine fühlbare Lücke in unseren bisherigen Erwägungen beseitigt. Dass man über keine genaue Definition der Form verfügt, ist nicht verwunderlich,

1 (Diese Seitennummern sind die im Buch – Max Niemeyer Verlag Tübingen 1965)

da es zweifelhaft ist, ob so etwas wie "Form" von etwas sich überhaupt definieren lässt. Wir streben hier auch keine Definition der Form an. Das bedeutet aber nicht, dass man sich mit der Situation abfinden muss, in welcher die Form-Materie-Begriffe in ständiger Wandlung des Sinnes verwendet werden. Wir unternehmen hier nur den Versuch, die verschiedenen, gewöhnlich zusammengeworfenen Begriffe zu scheiden und auf diesem Wege denjenigen Begriff der Form zu klären und festzulegen, der den modernen formal-ontologischen Untersuchungen zugrunde liegt.

Zu diesem Zwecke stellen wir zunächst verschiedene Typen von Fragen nach der Form bzw. nach der Materie gegenüber. Was ist das: die Form von etwas, und was ist das: die Materie von etwas? - das sind die beiden korrelativen essentialen Fragen!, die wir den besonderen analytischen Fragen gegenüberstellen, mit denen wir uns später beschäftigen werden, nachdem wir bereits die essentialen Fragen beantwortet haben. In den analytischen Problemen handelt es sich darum, welche einfacheren Momente sich in der Form von etwas auffinden lassen und wie sie diese Form aufbauen. Dabei kann es sich entweder um die Form eines im weitesten Sinne genommenen beliebigen Etwas handeln oder eines auf besondere Weise bestimmten Etwas. Im letzten Falle kann es sich z. B. um die Form des Kunstwerks überhaupt handeln oder insbesondere um die Form eines ganz bestimmten, ein Individuum bildenden Kunstwerks. Oder – in einem anderen Falle – um die Form eines individuellen seinsautonomen Gegenstandes im Gegensatz zu der Form einer allgemeinen Idee, und dgl. mehr. Diesen beiden Typen von Fragen sind noch die Bestimmungsfragen entgegenzusetzen, in welchen man danach forscht, was die Form eines Gegenstandes bildet. Mit diesen letzteren Fragen werden wir uns hier nicht näher beschäftigen; so verzichten wir darauf, ihren Sinn genauer zu entwickeln.

In den essentialen Fragen nach der Form und nach der Materie von etwas handelt es sich ausschließlich um ein ontologisches Problem. Alle metaphysischen Fragen somit, die in die Behandlung der Formprobleme oft hineinspielen, werden hier beiseite gelassen.

Form / Materie I.

I. Bei Platon ist der fundamentale Gegensatz zwischen der Idee und dem Einzelgegenstand zum ersten Male zum Bewusstsein gekommen.

1 Vgl. dazu meine Abhandlung "Essentiale Fragen", Jahrb. f. Philos. u. phänom. Forsch., Bd. VII.

2 (Diese Seitennummern sind die im Buch – Max Niemeyer Verlag Tübingen 1965)

Dieser Gegensatz hat zwar mit demjenigen zwischen Form und Materie an sich nichts zu tun. Infolge der Verwendung des Begriffes der sogenannten *Methexis* spricht Platon indessen von der Idee als von der "Form" der entsprechenden Einzelgegenstände. Aber auch abgesehen von ihrer Beziehung zu den Einzelgegenständen spricht Platon von den Ideen selbst als von den "Formen" *(Eidos).* Als dann Aristoteles gegen den platonischen Dualismus Idee – Einzelgegenstand auftrat, sich aber von der platonischen Begriffsbildung nicht voll befreite, ist er in der Welt der Einzelgegenstände wiederum auf eine Dualität gestoßen, die er unter dem Aspekt des Gegensatzes zwischen Form und Materie *(Morphe* und *Hyle)* erfaßt hat. Dabei hat sich nur die Beziehung zwischen den bei den Gliedern der Gegenüberstellung geändert. "Form" von etwas ist von diesem Gesichtspunkt aus der Bestimmungsfaktor dieses Etwas, während das dieser Bestimmung Unterliegende eben "Materie" ist.

Suchen wir indessen diesen Begriff der "Form" von etwas genauer zu klären, so stoßen wir auf Schwierigkeiten, die uns zu anderen Formbegriffen führen! Auf die Frage nämlich, was diese Form im konkreten Falle bildet, was also jener Bestimmungsfaktor in einem konkreten Falle ist, erhalten wir verschiedene Antworten. Wir haben z. B. eine bestimmte, glatte, rote Kugel vor uns. Alles, was in ihr bestimmendes Moment ist, ist "Form" oder gehört zur Form, je nachdem ob wir für Form die einzelnen Momente oder ihre Gesamtheit halten. Ob wir uns für die erste oder für die zweite Eventualität aussprechen, hat eher eine bloß terminologische Bedeutung, obwohl damit auch ein sachliches Problem, und zwar das Problem des Wesens von etwas als das Problem der "Form" desselben, verbunden ist [3]. Wichtiger dagegen für uns ist es jetzt zu sagen, was unter dem "bestimmenden" Moment zu verstehen sei. Ist darunter z. B. das individuell genommene Rotmoment ohne die "Funktion" des Bestimmens (Qualifizierens), die es der

2 Es ist zu hoffen, dass sich diese verschiedenen Begriffe bei Aristoteles – obwohl in einem nicht deutlich abgegrenzten Zustande – werden finden lassen. Wir beabsichtigen aber hier, keine historische Interpretation der aristotelischen Ontologie zu. geben. Die Anknüpfung an Aristoteles dient uns hier lediglich als ein bequemes Hilfsmittel zur Einführung in unsere eigenen Erwägungen.

3 Es handelt sich hier nämlich um das Problem, ob die einzelnen bestimmenden Momente eines Gegenstandes voneinander ganz frei ablösbar und variierbar sind, oder, ob es unter ihnen eine bestimmte Auswahl von Momenten gibt, die sich weder voneinander noch von dem Gegenstande ablösen lassen, ohne dass derselbe dadurch vernichtet wäre. Sie bildeten dann in ihm eine ursprüngliche Einheit, in welcher sie nur abstraktiv zu erfassen sind. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

3 (Diese Seitennummern sind die im Buch – Max Niemeyer Verlag Tübingen 1965)

betreffenden Kugel gegenüber ausübt, zu verstehen, oder kommt da eben dieses Moment, in dieser "Funktion" genommen, in Betracht? Im ersteren Falle wäre "Form" der Kugel nicht das Bestimmende als solches, sondern lediglich dasjenige, was das konkrete Material dazu hergibt, um als das Bestimmende zu fungieren. Im letzten Falle dagegen müsste man das Bestimmende als Ganzes, in dem also das konkrete Rotmoment und dessen Bestimmungsfunktion enthalten ist, für die Form dieser Kugel halten. Darüber aber, dass es eben das "Bestimmende" ist, würde erst diese merkwürdige, dem Gegenstande gegenüber ausgeübte "Funktion" entscheiden. Insbesondere würde die unserer Kugel zukommende Glätte, die "macht", dass sie glatt ist, nicht als Glätte für sich, sondern erst in ihrer Funktion des Bestimmens, die sich daraus ergibt, dass sie der Kugel "zukommt", das Bestimmende der Kugel, also ihre "Form" sein; als Glätte ist sie von der Röte etwas völlig Verschiedenes, in ihrer Funktion des die Kugel Bestimmens dagegen ist sie der Röte, die derselben Kugel zukommt, wesentlich verwandt. Das qualitative "Material" ist verschieden, die von ihm ausgeübte "Funktion" des Bestimmens dagegen ist dieselbe, wenigstens im allgemeinen[4].

Die Rede von der "Funktion" des Bestimmens oder Qualifizierens ist in diesem Falle stark übertrieben. Richtiger wäre es, da von einer und derselben "Form" – natürlich in einem neuen Sinne – zu sprechen, in welcher die verschiedenen qualitativen Momente stehen. Diese "Form" scheint im Verhältnis zu solchen Momenten, wie z. B. "Röte", "Glätte", "Weichheit", "Härte", "Schwere" und dgl. mehr etwas durchaus und radikal Unqua1itatives zu sein, und zwar in dem weiten Sinne, in welchem z. B. "Größe" und "Kleinheit", "Schnelligkeit" und "Langsamkeit" noch "Qualitäten" sind. Zwischen dieser "Form" und dem, was in ihr "steht", der "Materie", scheint die radikalste Heterogenität zu bestehen, die es überhaupt geben kann.

Auf diese Weise würden wir drei verschiedene Begriffe der "Form" von etwas erhalten. Jeder von diesen Begriffen wäre für einen anderen historisch bekannten Standpunkt maßgebend, ohne dabei von den beiden übrigen scharf abgehoben und rein für sich begrifflich festgelegt worden zu sein. Und zwar:

1. "**Form**" als das im weitesten Sinne reine Qualitative für sich, welches, indem es in der Funktion des "Bestimmens", des "Zukommens" auftritt,

4 Dies soll natürlich nicht besagen, dass immer nur eine solche »Funktion" der im Gegenstande auftretenden bestimmenden Momente vorhanden wäre. Im Gegenteil, es ,wird sich zeigen, dass es immer mehrere verschiedene derartige »Funktionen" im Gegenstande gibt.

4

ein individuelles Etwas bestimmt, hier aber ohne diese "Funktion" genommen werden muss, - und was dann das in sich selbst versunkene, ohne jede Beziehung zu den Dingen außerzeitlich seiende "Urbild" aller Dinge – die platonische "Idee" – ist[5]. Vorausgesetzt, dass es von der Funktion des Bestimmens ablösbar ist, wäre es aber zugleich die "reine Form" im aristotelischen Sinne, wenn der Vorgang der Formung der Welt vollkommen abgeschlossen worden wäre[6].

2. Dieses selbe im weitesten Sinne Qualitative, diesmal aber in der "Funktion" des Bestimmens genommen, ist die im Individuellen vorhandene konkrete "Form" der Dinge im aristotelischen Sinne, die nach Aristoteles in der Endlichkeit des Formungsprozesses allein, und zwar immer nur als Bestimmung eines Dinglichen, vorhanden sein soll; dies letztere, weil das rein Qualitative von der Funktion des Bestimmens nicht-ablösbar ist.

3. "**Form**" als das radikal Unqualitative, das aber als "Form" zu dem Qualitativen, wenn dieses im Konkreten auftritt, notwendig "hinzukommt" und es in sich faßt: das "Bestimmen", das "Zukommen" selbst – welcher Abwandlung auch immer. Das ist "Form" im modernen formal-ontologischen Sinne, der vielleicht erst bei Husserl zu einer relativ vollkommensten Ausprägung gelangt ist, der aber bereits bei Aristoteles (später bei Kant) in dem Begriffe der "Kategorie" durchzuscheinen beginnt. Schon bei Aristoteles ist es jedoch klar, dass es in diesem Sinne verschiedene Formen gibt, die für sich näher untersucht werden müssen und die bei dem Versuch ihrer näheren Bestimmung zu neuen Form-Begriffen führen. Darauf kommen wir noch zurück.

Im Einklang mit der *Husserl*schen Terminologie nennen wir diese "Form", deren Spezialfall das "Bestimmen" ("Zukommen") bildet, die "analytische" oder die kategoriale Form des Gegenstandes im Sinne der formalen Ontologie.

Als ein Spezialfall der "Form" im aristotelischen Sinne (vgl. unter 2) ergibt sich dagegen die Raumbegrenzung, die räumliche Gestalt eines Dinges, indem eben das Moment des Bestimmens, des Begrenzens,

5 In der Ausdrucksweise der Phänomenologen: die "reine Washeit" oder "Wesenheit". V gl. J. Hering "über das Wesen, die Wesenheit und die Idee." Jahrbuch f. Philos. IV .

6 Sowohl aber die Fassung als "Urbild" als auch als "reine Form" ist schon eine 1m Grunde metaphysische Deutung, die für uns ohne Bedeutung ist. Wenn wir darauf hinweisen, so tun wir es lediglich deswegen, weil durch diese historische Anknüpfung das Verständnis erleichtert werden kann, obwohl sie auch manche Gefahr mit sich bringt.

5

besonders betont und im räumlichen Sinne gedeutet wird. Indem aber die Möglichkeit (oder auch die Tatsache) der verschiedenartigen räumlichen Begrenzung berücksichtigt wird, wird das eigentümlich Qualitative in dieser Art der Bestimmung der "Form" hervorgekehrt[7]. Der allgemeine Begriff der Form im aristotelischen Sinne enthält aber kein Raummoment in sich. -

Wie der Formbegriff, der von dem Bestimmen, Begrenzen, Zukommen ausgebildet wird, führt auch der korrelative Begriff der "Materie" als des Begrenzten, Qualifizierten, Bestimmten, zu Schwierigkeiten, welche sich erst durch Scheidung der verschiedenen Begriffe der "Materie" beheben lassen.

Kehren wir zu unserem Beispiel einer roten, glatten, hölzernen Kugel zurück, so fragt es sich, was in diesem Falle eben "Materie" ist. Was ist hier das, was "bestimmt", "qualifiziert" wird, was der Qualifizierung durch "Röte", "Glätte" und dgl. unterliegt? Ist es nicht diese individuelle Kugel, die eben "rot", "glatt" usw. ist? - Aber diese Kugel ist ja schon in sich etwas qualitativ Bestimmtes, mit Qualitäten Ausgestattetes. Sie ist ein individuelles Ding, an dem eben "Form" und "Materie" unterschieden werden soll und kann. Das ist das ,;.6/)E ɔτΛ" im aristotelischen Sinne, nicht aber "Materie", die zwar einer Bestimmung unterliegt, aber in sich selber noch nichts Bestimmtes, keine Qualifizierung Aufweisendes ist. Ist aber nicht vielmehr das Holz die "Materie"? könnte man vielleicht fragen, das Holz, aus dem unsere Kugel verfertigt wurde, indem ihm eine bestimmte Gestalt, eine "Form" verliehen wurde? Zunächst war es, wie man oft sagt, ein "formloses" Stück Holz, und erst dadurch, dass man ihm eine bestimmte "Form" aufgezwungen hat, ist es zu einer ganz bestimmten, individuellen "Kugel" geworden. Es ist der "Stoff" (auch "Rohstoff"), das "Material", wie man gewöhnlich sagt. Nun ist aber auch das Holz als Stoff von oder zu etwas schon wiederum etwas in sich selbst Bestimmtes, Qualifizierungen Aufweisendes, die es eben zu "Holz" machen. Es ist auch ein Ding, an dem "Form" und "Materie" unterschieden werden müssen und zu dessen "Form" zwar nicht die Kugelgestalt, aber dafür andere qualitative Momente gehören, welche zusammen das "Holz-Sein" ausmachen. Was ist also dasjenige, was in sich selbst jedweder Qualifizierung bar sein und was nur Qualifizierungen in sich aufnehmen,

7 Im Zusammenhang damit ist die Geometrie keine rein formale "analytische", sondern eine "synthetische" Wissenschaft, im Einklang mit dem ***kant***ischen Standpunkt, aber im Unterschied zu der ***kant***ischen Begriffsbestimmung des "Synthetischen" und endlich unabhängig von der kantischen transzendentalen Theorie des Raumes.

6

der Qualifizierung unterliegen soll? Was ist jenes schlechthin Qualitätslose, jenes radikal Unqualitative, das dem Bestimmenden, also der "Form" im aristotelischen Sinne, gegenübergestellt werden könnte? Jene reine oder erste ("*hyle*") im aristotelischen Sinne [8] ? **"**

Aristoteles würde uns vielleicht antworten, diese reine "Materie" gibt es eben nicht, da sie eine reine Möglichkeit sei. Eine solche Antwort ist aber bereits eine Einzelheit aus der metaphysischen Theorie über die Schicksale der "Materie", die Aristoteles aufgestellt hat: Sie ist keine ursprüngliche Begriffsbestimmung der "Materie". Aber vielleicht würde uns Aristoteles einwenden, dass unsere Frage, was diese Materie sei, in der Anwendung auf die reine, erste Materie sinnlos sei, da sie eben das voraussetzt, was bei der Materie geleugnet werden soll, indem das Wort "was" auf eine qualitative Bestimmung hinweist, die in der reinen Materie radikal abwesend sein soll. Und gewiss, wenn unter dem "Was" eine Washeit verstanden werden sollte, dürfte man weder unsere Frage stellen, noch sie positiv beantworten. Aber das beweist lediglich, dass man die "Materie" nur in einer ganz anderen Richtung suchen muss, und zwar nicht nur im Gegensatz zu der aristotelischen "Form" als dem Bestimmenden, sondern zugleich im Gegensatz zu dem "Bestimmen" als einer Form im formal-ontologischen Sinne. Dann kann aber unter der "reinen Materie" eine ganz besondere "Form" im analytischen Sinne der formalen Ontologie, also das reine "Aufnahmefähige der Bestimmungen", das reine "Subjekt der Bestimmungen" (insbesondere der "Eigenschaften") verstanden werden[9]. "Materie" in diesem Sinne ist ein notwendiger Korrelativ-Begriff zu dem Begriffe des "Bestimmens" (des "Zukommens").

Es ergeben sich also wiederum drei verschiedene Begriffe der "Materie", und zwar:

1. "**Materie**" im Sinne eines individuellen Dinges selbst, das als **Ganzes** seinen einzelnen Eigenschaften gegenübergestellt wird. Der so verstandene Begriff der "Materie" bildet das Korrelat zu dem Begriffe der "Form" als einer **reinen** (**ideellen**) Washeit. "Form" ist dann das im

[8] Aristoteles hat übrigens selbst nicht vermocht, diese radikale, gewiss in seinem Sinne liegende Auffassung der "Materie" konsequent einzuhalten, indem er Ihr verschiedene Eigenschaften zuerkennt, wie z. B., dass sie der Grund der Individualität der Dinge sei.

[9] Vgl. unten Kap. VIII, Form des seins autonomen individuellen Gegenstandes.

7

platonischen Sinne genommene "Urbild" (Idee) eines Dinges, "Materie" dagegen das "Abbild" dieses Urbildes: ein individuelles Ding.

2. "**Materie**" im Sinne des "Stoffes" (des "Rohstoffes"), des "Materials", aus dem ein Individuelles" verfertigt" wird.

3. "**Materie**" im Sinne einer besonderen formal-ontologischen Form, nämlich des "**Subjekts von Bestimmungen**" [10]. Dieses Subjekt bildet eine zu der Form der Eigenschaft, der Bestimmung notwendig zugehörige korrelative Form, die mit jener zusammen die formale Grundstruktur des Gegenstandes überhaupt ausmacht.

Nicht so einfach und durchsichtig stellt sich die Beziehung zwischen der "Materie" im Sinne des Stoffes und der aristotelischen "Form". Der Begriff des "Materials" ist zu unbestimmt, als dass man diese Beziehung eindeutig fassen könnte. "Materie2" im Sinne des "Rohstoffes" gehört nur deswegen in die jetzt erwogene, durch das Begriffspaar "Bestimmendes-Bestimmtes" abgegrenzte Reihe der Begriffe, weil sie zu der bestimmenden Form in Beziehung gesetzt werden kann. Ein individuelles Ding, z. B. ein Stück Holz, das als "Material" (als Stoff zu etwas) genommen wird, wird nämlich erstens nicht in seiner vollen Bestimmung, sondern nur in einer Auswah1 von Qualifizierungen aufgefaßt, und zwar von denjenigen Qualifizierungen, die es z. B. als "Holz" (in einem anderen Falle als "Stein", als "Eisen"), also als das in verschiedenen Bearbeitungen unwandelbar Verbleibende, **konstitu**ieren. Seine übrigen, tatsächlich vorhandenen Bestimmungen werden sozusagen irrelevant, als provisorisch und insofern als gewissermaßen nicht vorhanden, betrachtet. Zweitens aber wird der "Stoff" als ein Etwas aufgefaßt, was in dieser vorläufig unbestimmt freigelassenen Hinsicht näher bzw. weiter bestimmt werden soll und was eben damit für diese weitere Bestimmung aufnahmefähig ist. Im Gegensatz zu dieser noch hinzukommenden Bestimmung, die das Ergebnis einer (gewöhnlich künftigen) "Bearbeitung" sein soll und die als "Form" hingestellt wird, wird er als "bloßer Rohstoff" aufgefaßt. Man könnte vielleicht auch sagen, dass in diesem Falle nur zwei verschiedene "Formen" im aristotelischen Sinne einander gegenübergestellt und in ein besonderes Verhältnis zueinander gebraucht werden, in welchem das erste Beziehungsglied die für die weitere Bestimmung als Grundlage dienende "Form", das zweite dagegen die jene erste Form ergänzende, das

[10] Merkwürdigerweise findet sich ein solcher Begriff auch bei Aristoteles. Es ist das »u][oXEl~lE'VO'V". Es ist aber bei Aristoteles sehr schwer, eine eindeutige Beziehung des »U][OxEl~Evov" zu der reinen Materie festzustellen.

8

betreffende Ding nicht bloß voll bestimmende, sondern zugleich ihm ein neues Wesen verleihende "Form" bildet. Und indem die erstere das der näheren Bestimmung Unterliegende, das zweite dagegen das Bestimmende ist, wird die erstere als "Materie", die zweite als "Form" aufgefaßt. Freilich deutet sich damit ein ganz neuer Begriff der "Form" an, der einen Spezialfall der Form im aristotelischen Sinne bildet und seinem „*ti einai*" äquivalent ist. Wir werden uns später damit beschäftigen (vgl. Kap. V. Das Wesen des individuellen Gegenstandes).

Wie wir sehen, relativieren sich in diesem Falle die Begriffe "Form" und "Materie". Mag das, was einem anderen gegenüber als Grundlage einer Weiterbestimmung dient, in sich selbst schon so oder anders bestimmt (also "geformt") sein: Sobald es nur für dieses andere als eine solche Grundlage dient, gilt es dem selben gegenüber als "Materie"[11]. So kann z. B. eine Farbe durch eine räumliche Gestalt näher bestimmt werden – im Hinblick darauf ist sie "Materie", die betreffende räumliche Gestalt dagegen "Form". Andererseits kann sie selbst einem Stück Holz gegenüber, das sie näher bestimmt, als Form gelten, während dieses Stück Holz in dieser Relation als "Materie" auftritt. Gegen eine solche Relativierung kann nichts eingewendet werden. Nur darf dieser relative Begriff der "Materie" nicht verabsolutiert und im Sinne einer Materie genommen werden, die für sich schon keine andere Gegenständlichkeit als ihre eigene Bestimmungsgrundlage fordert und also im Sinne einer "absoluten" Materie verstanden wird.

Es wird sich aber in der Folge zeigen, dass der Gegensatz: Material (Rohstoff) - Form durch einen anderen Grundbegriff der "Form" bestimmt wird, als es derjenige ist, der für unsere Betrachtungen bis jetzt ausschlaggebend war.

Wenn wir dagegen umgekehrt zu dem Begriffe "Form" im aristotelischen Sinne einen radikalen Gegensatz suchen, so stellt sich heraus, **dass er sich nicht recht finden lässt** – soll er nicht eine leere Form im Sinne einer besonderen analytischen Form der formalen Ontologie sein. Es gibt nämlich kein konkretes (also ipso facto geformtes) Etwas, das in sich selbst im aristotelischen Sinne gar nicht geformt wäre. Fordern wir es und legen wir ihm – wie es die aristotelische Metaphysik tut – verschiedene besondere Funktionen im Reiche der Wirklichkeit zu, dann operieren wir mit einem inneren Widerspruch,

11 Im Zusammenhang damit ist es verständlich, dass bei manchen Forschern (z. B. bei den englischen Empiristen) der Begriff der „Materie" mit dem Begriffe des „Substrats" zusammenfällt.

der uns lediglich in unlösbare Schwierigkeiten verwickeln muss. Als die Engländer[12] die sogenannte "Substanz" als das völlig qualitätslose und doch konkrete "Substrat" bekämpften, hatten sie vollkommen recht, dass dieses in concreto nicht existiert. Damit haben sie im Grunde nichts anderes als das Vorhandensein des eben angedeuteten Widerspruches aufgedeckt. Sie waren dagegen im Irrtum, wenn sie damit auch die Unrechtmäßigkeit des Begriffes der "Materie3" im Sinne einer besonderen analytischen Form aufgewiesen zu haben glaubten. Freilich, um dies einzusehen, muss man die gewöhnlich vermengten Form- und Materie-Begriffe auseinanderhalten.

Im Zusammenhang damit lässt sich auch nicht sagen – wie es Aristoteles oft genug getan hat – , dass der individuelle konkrete Gegenstand (und insbesondere das materielle Ding) "aus" Form und Materie zusammengesetzt sei. Einerseits ist nämlich die Rede vom Zusammensetzen nur dort statthaft, wo die in die Zusammensetzung eingehenden Elemente vom kategorialen Standpunkt aus gleichartige Gebilde, nämlich abgetrennte oder mindestens abtrennbare Teile ("Stücke" im Husserlschen Sinne [12]) sind. Eine Uhr z. B. setzt sich aus mehreren kleinen Rädern, der Feder, dem Gehäuse, dem Zifferblatt, den Zeigern usw. zusammen. Sie setzt sich aber nicht aus "Form" und "Inhalt" in irgendeinem bis jetzt besprochenen Sinne zusammen. Andererseits ist es unmöglich, zu der aristotelischen "Form" das Gegenglied, mit welchem zusammen das konkrete Ding ein Ganzes bilden würde, zu finden, sollte es nicht die analytische Form des "**Subjekts von Eigenschaften**" (*) sein. Aber auch "aus" einer solchen Form kann nichts "zusammengesetzt" sein.

Es wäre freilich möglich, einen anderen Gegensatz zu der Form im aristotelischen Sinne zu finden, der als das **Bestimmte** (der Bestimmung Unterliegende) dem **Bestimmenden** als "Materie" entgegengestellt werden könnte; dies aber nur unter der Bedingung, dass man zugleich den Begriff der Form wesentlich einschränkt und darunter nur diejenigen Formen versteht, die Eigenschaft von etwas sind (das „:7tOLOV Etvm" im aristotelischen Sinne). Dann kann als "Materie" (als das der Bestimmung Unterliegende) das durch eine besondere Qualität in seiner **Natur** (in seinem ·rt) schon bestimmte **Subjekt von Eigenschaften**, also im speziellen Falle: die "Kugel", bloß im Sinne dessen, was

12 Vgl. z. B. Locke, An Essay Concerning Human Understanding. Buch İr. Kap. 23. 13 Vgl. E. Husserl, Logische Untersuchungen. Bd. Ir, Unters. IIr.

(*) [CL: „Subjekt von Eigenschaften": Wenn man über einen „Gegenstand" / ein Objekt / einen Begriff reden will, muss man ihm einen **Namen** geben. Dies nennt RI „S.v.E." und macht um diese Trivialität ein riesen Geschiss!]

10

durch die "Kugelgestalt" in seiner **Natur** bestimmt ist und in dieser Bestimmung als "Kugel" dem Gesamtbestande seiner Eigenschaften als "Subjekt", als "Träger" dient. Auf den ersten Blick scheint dies also nichts anderes zu sein, als eine Scheidung innerhalb des Bereiches des aristotelischen Formbegriffes, die auf die Unterscheidung zwischen dem ,,.rt ElVaL" und dem "nOLOV ElVaL" hinausläuft. Tatsächlich ist das aber doch nicht der Fall, indem unter "Materie" hier nicht das".t ElVaL" als das spezifische qualitative Moment der **Natur** in der Funktion des **Konstitu**ierens eines Gegenstandes, sondern das durch die **Natur Konstitu**ierte verstanden wird. Die im formal-ontologischen Sinne genommene "**Form**": **Subjekt von Bestimmungen** muss sozusagen durch die bestimmte **Natur** "erfüllt" werden und die so "entstandene" "Materie" unter dem Aspekte dieser Form genommen und den ihr zukommenden, sie näher bestimmenden Eigenschaften gegenübergestellt werden, damit der hier in Betracht kommende Begriff der "Materie" richtig gefaßt wird. Jedenfalls ist es etwas, was eine besondere Form im aristotelischen Sinne schon in sich hat, also keine "reine" Materie im Sinne dessen ist, was von je der Bestimmung frei wäre; diese "reine", "erste" Materie ist bloß ein aristotelischer Verlegenheitsbegriff (*), dessen gegenständliches Korrelat im wahrsten Sinne des Wortes nicht existiert, wie es Aristoteles mit Recht behauptet, das aber – und dies im Gegensatz zu Aristoteles – sogar nicht möglich ist.

(*)[CL: Diese „reine erste Materie“ des Aristoteles muss kein Verlegenheitsbegriff sein, wie RI meint, sie kann, wenn man nicht in dieser RI’schen starren ontologischen Denkweise verhaftet ist, noch ganz anders interpretiert werden, nämlich so: Da es sich bei allem, was hier überhaupt diskutiert wird, um die Auseinandersetzung von **Menschen** mit **ihrer** Umwelt handelt, kann man als „reine erste Materie“ das **primäre, noch nicht reflektierte Erlebnis** des wahrnehmenden Menschen auf eine Wirkung – komme sie nun von der äußeren oder auch von der inneren Umwelt – auffassen. Darauf erfolgt in der Regel (entweder blitzschnell, wenn die Person schon ähnliche Erlebnisse zu verarbeiten hatte, oder auch schrittweise, wenn das Erlebnis neu ist) eine **Einordnung in die Bewusstseinsbestände**, also eine **Vergegenständlichung**: „Eigenschaften“ werden registriert, weitere „sekundäre“ Emotionen kommen dabei hoch, emotionale und rationale Bewertungen und Vergleiche mit schon „normierten“ Erlebnissen und Begrifflichkeiten werden vorgenommen, usw. ..., schließlich, wenn das Erlebnis sogar kommuniziert wird, erfolgt nochmal eine Bearbeitung in Form einer gewissen Objektivierung, so dass auch andere Personen der Gesellschaft/Kultur in der die erlebende Person sich befindet, es „verstehen“: Es ist ein „**Gegenstand**“ entstanden bzw. rekonstruiert worden (der meist nicht aus nur einem Begriff besteht, sondern einen sog. „Sachverhalt“ darstellt). Das Ergebnis all dieser das primäre Erlebnis formenden Bewusstseins- und schließlich Kommunikations-Vorgänge kann man nun „die **Form** des Gegenstandes“ nennen.]

Form / Materie II

II. Unter den bis jetzt unterschiedenen Formbegriffen haben wir einen gefunden, der sich mit der analytischen (kategorialen) "Form", wie sie in der heutigen formalen Ontologie im Husserlschen Sinne verstanden wird, in enge Beziehung bringen lässt. "Form2"[14] bildet nämlich einen Spezialfall der analytischen Form des individuellen Gegenstandes, dagegen bildet "Materie2"[15] einen anderen Fall derselben Form. Es gibt aber natürlich nicht nur andere Momente, sondern auch andere Abwandlungen der letzteren. Und es geht jetzt darum, einen allgemeinen Begriff zu finden, der alle diese Fälle umfaßt und zugleich das Gegenglied in einem neuen Begriff der "Materie" hat. Dies letztere lässt sich erreichen, indem wir davon ausgehen, was wir oben "Form2"' also "Form im aristotelischen Sinne", genannt haben. Wir haben nämlich in dem "Bestimmenden" einerseits das qualitative Moment einer Washeit, andererseits aber die Form des "Zukommens", des "Bestimmens", unterschieden. Dieses qualitative Moment nennen wir jetzt "Materie" ("Inhalt")

14 Vgl. oben S. 5. 15 Vgl. oben S. 8 f.

11

im formal-ontologischen Sinne. Sie ist – für sich, aber in concreto betrachtet! – ein abstraktes Moment an dem **Ganzen**, das wir "Form" im aristotelischen Sinne genannt haben, ebenso wie das übrige an dieser "Form" unterschiedene radikal unqualitative Moment des "Bestimmens" (des "Zukommens"), ein anderes abstraktes Moment dieses selben **Ganzen** bildet. "Abstrakt", das besagt hier: zwar unterscheidbar, aber wesensmäßig unablösbar. Betrachten wir diese beiden Momente in ihrer Beziehung zueinander, so lässt sich nicht sagen, dass das, was hier "Form" genannt wird, in irgendeinem Sinne die "Materie" "bestimmen" würde[16]. Insofern lassen sie sich als zugehörige Korrelate nicht unter dem vordem ausschlaggebenden Gegensatz "Bestimmendes – der Bestimmung Unterliegendes" begreifen. Nur indem Röte oder Glätte in der Forma des Bestimmens steht, bestimmt beides zusammengenommen ein Ding, z. B. eine Kugel, nicht aber ist Röte selbst durch das Bestimmen bestimmt. Und analog: Nur indem ein Ding (eine Kugel) die Form "Subjekt von Bestimmungen" (insbesondere von Eigenschaften) in sich enthält, ist es für Bestimmungen aufnahmefähig und bildet mit ihnen eine gegenständliche Einheit, es wird aber nicht durch die Form "Subjekt von Eigenschaften" selbst irgendwie "bestimmt", "beeigenschaftet". Anders gesagt: "Form" im analytisch-kategorialen Sinne als eine "Eigenschaft" der Eigenschaft oder des Dinges zu fassen, ist Widersinn und führt auf einen unendlichen Regreß bzw. zur Antinomie. Sie ist aber auch keine Eigenschaft des Gegenstandes, dessen Form sie wäre. Das ist vielleicht der richtige, obwohl im Grunde nicht ausgesprochene Kerngedanke, der sich hinter der Russellschen Typentheorie verbirgt.

Wie ist nur aber das neue Begriffspaar der **Form** und der **Materie** sowie die zwischen ihnen bestehende Beziehung positiv zu bestimmen? Wir finden keine bessere Antwort, als indem wir sagen, **Materie sei das Qualitative im weitesten Sinne, das wesensmäßig nicht anders sein kann, als auf eine bestimmte Weise in einer Form als dem radikal Unqualitativen zu stehen**[17] (**). Das Wesentliche ist dabei die Einsicht, dass diese beiden Begriffe sich nicht weiter analysieren lassen und dass auch

16 "Bestimmen" kann nur das Ganze: die aristotelische Form, aber dann bestimmt es das entsprechende Subjekt von Eigenschaften, mit welchem zusammen es das konkrete individuelle Ding bildet. Es kann aber das letztere nur deswegen "bestimmen", weil in ihm die Form, das Bestimmen, enthalten ist. [CL: das empfinde ich als ziemlich abwegige Formulierung, wenn sie vom Autor nicht reflektiert wird: „bestimmen“ tut doch nur ein menschliches Bewusstsein, z.B. was „Ganzes“ sein soll. Wenn man (wie RI es tut) sagt „das Ganze bestimmt <etwas>“ so begibt man sich auf eine (wie *D.Dennett* es ausdrückt) **intentionalistische** Sprechweise, die zwar nützlich, weil kurz, ist, die aber zu allden – manchmal fast animistisch anmutenden – Formulierungen führt, die man hier in RIs Text zu lesen schein, weil RI nie sagt, dass man sich der „intentionalistischen“ Sprechweise bedient, weil sie eben die Sachverhalte „kürzer“ darzustellen gestattet.]

17 Ob diese Form notwendig ein "Bestimmen" sein muss und dadurch der Streit zwischen Aristoteles und Plato, auf moderne Begriffe gebracht, zugunsten der aristotelischen Auffassung entschieden werden soll, ist damit noch nicht gesagt.

(**)[CL: Dies mag als eine **statische** Def. akzeptiert werden für das **Ergebnis** eines – (a) idiosynkratischen oder (b) kollektiven – Bewusstseins- bzw. Kommunikations-Prozesses, welcher abläuft, wenn man einen „individuellen Gegenstand“ im Bewusstsein etabliert hat oder ihn im Bewusstsein reaktiviert und ihn vielleich sogar in einer Kommunikation veräußert. Dass aber solch ein Ergebnis immer sowohl **temporär** als auch **kulturabhänign** ist und bei der nächsten Reaktivierungssituation – oder ineiner anderen Klutur – wieder etwas anders ausfallen kann, geht aus den Überlegungen von RI nicht hervor! – Einer Sprachontologisierung fehlen einfach die Sprachmittel zu solchen Prozessbeschreibungen; – und das macht den größten Teil ihrer „Probleme“ aus!! – Vgl. auch (*)]

12

die Beziehung zwischen Form und Materie nicht näher begrifflich bestimmt werden kann, sofern es sich in beiden Fällen um das Allgemeinste handelt. Denn wohl lassen sich besondere Formen und besondere Materien und auch ihre geordnete wesensmäßige Zugehörigkeit in einzelnen typischen Fällen unterscheiden und sogar mittels der analytischen phänomenologischen Methode zur unmittelbaren Erfassung bringen. Aber in dem Allgemeinsten der Form und der Materie im analytisch formalen Sinne der formalen Ontologie stoßen wir auf ein Letztes,, Ursprüngliches, das begrifflich nicht mehr definierbar ist, obwohl auch es an den besonderen Fällen als unselbständiges Moment sichtbar gemacht werden kann. Gerade dass dies der Fall ist, zeigt uns am besten, dass wir es da wirklich mit einem letzten Unterschied im Seienden überhaupt zu tun haben und korrelativ mit den wirklich "ersten" Begriffen der Form und der Materie, die zwar wohl zur Definition anderer formal-ontologischer Begriffe und auch anderer Form- und Materie-Begriffe verwendet werden können, die aber in sich selbst schlechthin undefinierbar sind. Das besagt natürlich nicht, wie der skeptisch-positivistische Relativismus es deuten will, dass diese ursprünglichen Begriffe aus einer willkürlichen Konvention entspringen oder dass sie - ohne jeden Rekurs auf die Wesensanschauung - aus irgendwelchen Axiomen, als einer Form der impliziten Definition, zu gewinnen wären. Es würde uns zu weit führen, uns hier mit diesen bei den Auffassungen auseinanderzusetzen. Im Gegensatz zu ihnen wollen wir hier lediglich betonen, dass es nur durch den Rekurs auf die unmittelbare Wesensanschauung möglich ist, die ursprünglichen allgemeinen Form- und Materie-Begriffe im Sinne der formalen Ontologie sinnvoll zu gestalten bzw. den einfachen Inhalt dieser Begriffe aus den letzten Gegebenheiten dieser Anschauung zu schöpfen. Ein anderes, aber nur mittelbares und für sich selbst nicht ausreichendes Hilfsmittel, diese beiden Begriffe festzulegen, liegt in der Gegenüberstellung dieser Begriffe mit anderen, oft verwendeten Form- und Inhalt-Begriffen, die diese Ursprünglichkeit nicht mehr aufweisen und sich somit leichter definieren bzw. bestimmen lassen. Diesen Weg haben wir eben in unseren Erwägungen beschritten.

Form / Materie III

III. Eine andere Auffassung der "Form" und des "Inhalts" ("Materie") steht in enger Beziehung zu der "Klassenauffassung" des Gegenstandes[18], die seit Hobbes für jedweden Sensualismus, sensualistischen

18 Vgl. meine Abhandlung "Vom formalen Aufbau des individuellen GegenStandes" IV. Kapitel, Studia Philosophica, Bd. 1. Leopoli 1935. Auch hier § 42.

13

Empirismus bzw. Positivismus charakteristisch ist. Nach ihr wird der Gegenstand mit einer Mannigfaltigkeit (Klasse) von Elementen (Teilen) identifiziert. Diese "Teile" bilden den dann den ,,Inhalt" (die "Materie"), die Beziehungen unter ihnen dagegen die "Form" des so aufgefaßten Gegenstandes[19]. Selbstverständlich können Teile (Elemente), die in diesen oder anderen Beziehungen zueinanderstehen und von deren Wahl u. a. auch die "Form" der aus ihnen gebauten Ganzen abhängt, selbst in dem hier erwogenen Sinne "geformt" sein, wenn sie selbst aus weiteren so oder anders geordneten Teilen bestehen. Die Form ist also hier auf Teile eines Ganzen, oder anders gesagt: auf den entsprechenden "Inhalt", relativ. **Wenn dasselbe Ganze einmal auf die eine, das andere Mal auf eine andere Weise in verschiedene Mannigfaltigkeiten von Teilen zerlegt wird, so erhält**

man jedesmal eine andere Form, aber auch einen anderen Inhalt des Ganzen. Im allgemeinen ist aber die Form (in diesem Sinne) trotz ihrer Relativität nicht eindeutig durch den "Inhalt" bestimmt. Das heißt: Bei derselben Mannigfaltigkeit von Teilen sind noch verschiedene Formen möglich (z. B.: verschiedene räumliche Anordnung der Ziegel führt einmal zu einem Hause, das andere Mal zu einem Ziegelhaufen). Welche und wie zahlreiche Möglichkeiten der Anordnung vorhanden sind, das hängt von der Wahl der Teile und von deren Eigenschaften ab und ist durch sie vorbestimmt. Als ein Grenzfall ergibt sich dabei die Möglichkeit, dass bei vorgegebenen Teilen nur *ein* Bestand an Beziehungen zwischen ihnen vorhanden ist: Die "Form" ist dann durch den "Inhalt" eindeutig bestimmt.

Es liegt hier ferner eine Hierarchie von Formen bzw. Inhalten (Materien) vor, je nachdem, welcher Stufe Teile und welcher Stufe **Ganze** in Betracht gezogen werden. Ein **Ganzes** setzt sich aus Teilen verschiedener Stufen zusammen. So zerfällt z. B. eine Armee in Divisionen, die alle gleich geordnet, obwohl von verschiedener Art sind, je nach der Waffengattung, die die einzelnen Divisionen verkörpern. Als Divisionen setzen sie sich wiederum aus einzelnen "Einheiten" zusammen, und zwar sind diese Einheiten je nach deren Waffe und dem Zweck, den sie im Rahmen der Division zu erfüllen haben, anders gestaltet, aber als "unmittelbare" Teile der Division unterstehen sie

19 Von neueren Verfassern vertritt K. Twardowski diese Auffassung der "Form" und der "Materie". Vgl. "Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen". Wien 1894, S. 48 ff. Bei älteren Verfassern kann man sie z. B. sowohl bei Des Cartes als bei Kant finden. Bei Kant gibt es aber mehrere verschiedene "Form"- und "Materie"-Begriffe, die nicht scharf voneinander geschieden sind.

14

auch direkt der Division bzw. dem Divisionskommandanten usw. Auf jeder Stufe der Organisation haben wir andere "Einheiten", d. h. andere Teile des unmittelbar zugehörigen Ganzen und auch andere Beziehungen zwischen ihnen, die einerseits gleichgeordnet, andererseits aber übergeordnet sind nach genau festgesetzten und (in diesem Falle) zweckmäßigen Regeln. Wird einmal die Hierarchie unter den "Einheiten" (Teilen) oder unter den Beziehungen zwischen ihnen durchbrochen, dann gerät alles in "Unordnung": Der Aufbau der Armee als einer Armee wird zerstört, sie kann nicht nur die ihr auferlegten Zwecke nicht erfüllen, sondern – was uns hier vom Standpunkte der formalen Betrachtung mehr interessiert – sie hört oft dadurch auch auf, eine "Armee" zu sein, und verwandelt sich in einen "Haufen" zusammengewürfelter Menschen, Tiere und Geräte. Natürlich hat dieser "Haufen" auch seine Teile und weist Beziehungen zwischen ihnen auf, aber jetzt besteht die für eine Armee charakteristische Ordnung und Hierarchie der Beziehungen nicht mehr.

Ob diese Hierarchie der Formen sozusagen immer "von unten" begrenzt sei oder überhaupt begrenzt werden könne, dies hängt davon ab, ob es "letzte", schlechthin einfache Teile (letzte Elemente) gibt bzw. geben kann oder nicht. Im ersten Falle müsste zugegeben werden, dass es Teile gibt, die, in sich selbst und einzeln für sich betrachtet, nicht mehr geformt wären in dem jetzt erwogenen Sinne. übrigens hätten diese Elemente – an und für sich betrachtet – auch keinen "Inhalt" mehr. Denn einen "Inhalt" hat ein **Ganzes** nur insofern, als es in eine Mannigfaltigkeit von Teilen zerlegt wird oder wenigstens zerlegbar ist. Dagegen bildeten diese letzten Elemente einen Inhalt für ein übergeordnetes Ganzes, das aus ihnen aufgebaut wird. Sie würden natürlich auch immer einen "Inhalt" ("Materie"), wie auch eine "Form", im analytisch-formalen Sinne und auch im aristotelischen Sinne haben.

Selbstverständlich entsteht auch die korrelative Frage, ob die Hierarchie der Teile bzw. der Beziehungen (Formen) "nach oben" abschließbar bzw. immer abgeschlossen sei. Dies ist wiederum der Frage äquivalent, ob es "letzte" Ganze gibt, die nicht mehr Teile eines noch höheren Ganzen zu sein brauchen bzw. ob es umgekehrt solche Ganze gibt, die Ihrer wesensmäßigen Struktur (Form) nach in ein anderes Ganze nicht mehr einfügbar sind.

Diese und andere derartige Fragen wie auch die hier durchgeführte Gegenüberstellung von der "Form" und dem "Inhalt" weisen aber alle denselben Mangel auf, insofern als sie sich nämlich der Begriffe "**Teil**" und "**Ganzes**" bedienen, die bis jetzt nicht genügend geklärt

15

sind, so wichtige und grundlegende Untersuchungen man ihnen in den letzten Jahrzehnten auch gewidmet hat[20]. Sowohl das Problem der sogenannten "**selbständigen**" und "**unselbständigen**" **Teile** [21] als auch das Problem der eventuell bestehenden Verschiedenheit zwischen effektiven und bloß möglichen Teilen spielt hier eine wesentliche Rolle. Andererseits bedarf auch der Begriff des "**Ganzen**" einer wesentlichen Klärung, da sein Inhalt im einzelnen Falle darüber entscheidet, was zu einem bestimmten Ganzen an Teilen gehört. So entscheidet er auch über die "Form", die im einzelnen Falle bestimmt werden soll. Insbesondere handelt es sich hier um die Frage nach der Möglichkeit und dem Wesen des selbständigen, innerlich zusammenhängenden Ganzen, im Unterschied zu Ganzen, die in ihrer Abgrenzung und damit auch in ihrer Existenz auf subjektive Erfassungsopera-

tionen relativ sind, weil sie eben innerlich unzusammenhängend sind. Im ersten Falle handelt es sich um ein Ganzes, dessen Teile ihrem Wesen nach derart sind, dass sie "zusammengehören", weil sie miteinander verbunden, verknüpft sind und damit in gewissem Grade aufhören, effektive Teile zu sein: In der **Verbundenheit** der Teile gründet in diesem Falle das entsprechende Ganze, dessen Grenzen durch den Zusammenhang der Teile bestimmt sind. Ein Organismus, ein Kristall kann als Beispiel eines derartigen Ganzen dienen. Was kann aber eine solche Verbundenheit unter den Teilen realiter ausreichend bedingen, und welchen Einfluss hat sie auf die Form derselben im analytisch-formalen Sinne? – Das sind die beiden Probleme, die der Lösung harren. Im zweiten Falle gibt es dagegen keinen Zusammenhang zwischen den Teilen oder wenigstens keinen solchen, der ihr Zusammenbestehen und ihr gegenseitiges Zugehören und damit auch die Existenz des Ganzen ausreichend bedingen würde. Es bedarf somit eines **äußeren** und insbesondere eines **subjektiven** Faktors, der durch eine willkürliche Entscheidung zur **Konstitu**ierung des betreffenden Ganzen führt. Wann, bei wie beschaffenen Teilen liegt ein solches unzusammenhängendes und **seinsabhängiges** und vielleicht auch seinsheteronomes Ganzes vor? Ist z. B. eine **Klasse** [math.: „Menge“] von Gegenständen, die durch die Artdieselbigkeit

20 Grundlegend in dieser Hinsicht war besonders die !Ir. Untersuchung im Ir. Bde. der "Logischen Untersuchungen" E. ***Husserls***. Seit dieser Zeit ist eine Reihe von Büchern und Abhandlungen (insbesondere aus dem Kreise A. ***Meinongs***) zu diesem Thema erschienen. Das Problem des Teiles und seiner Beziehung zum Ganzen erfordert aber noch eine weitere Untersuchung, deren Ergebnisse der eben angedeuteten Unterscheidung zugrunde gelegt werden müssten.

21 V gl. 1. c. bei Husser!.

16

oder durch irgendeine Verwandtschaft **konstitu**iert wird, ein Ganzes des ersten oder des zweiten Typus? Gewiss sind die "Teile", d. h. in diesem Falle die Elemente einer Klasse, nicht miteinander verbunden. Beruht es aber bloß auf einer subjektiven Entscheidung, dass in diesem Falle gerade diese und nicht andere Individuen Elemente der betreffenden Klasse bilden? Ist dies nicht in ihren, ihnen selbst zukommenden Artmomenten rein objektiv begründet? – Und doch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen einer solchen **Klasse** und einem Organismus. Wie lässt er sich näher bestimmen? Natürlich müsste in den beiden Typen von Ganzen sowohl ihre Form als auch ihr "Inhalt" einer anderen Art sein, damit der erste oder der zweite Fall eintreten könnte. Man könnte im ersten Falle von "innerer", "organischer" Form im Unterschied zu "zufälliger", "unorganischer" Form sprechen. Aber dies bleibt solange ein leeres Wort, als wir den wesentlichen Unterschied zwischen den beiden eben angedeuteten Formarten nicht angeben können. Oft spricht man übrigens nur im ersten Falle schlechthin von "Form", während bei "unorganischer" Form eher von der "Formlosigkeit" gesprochen wird. Würde dies berechtigt sein, so gewännen wir dadurch wiederum einen ganz neuen, bis jetzt nicht geklärten Begriff der "Form", der mit anderen Formbegriffen oft vermengt wird.

Zur Vergrößerung der Begriffsverwirrung führt aber noch die Tatsache, dass oft verschiedene Ganzheits- bzw. Gegenstandsauffassungen unterschiedslos ineinanderlaufen. Da jeder Gegenstand im Sinne eines **Subjekts von Eigenschaften** mit seinen Eigenschaften ein innerlich zusammenhängendes Ganzes bildet – vgl. darüber später Kap. VIII – , glaubt man berechtigt zu sein, den Gegenstand im Sinne eines aus Teilen bestehenden Ganzen aufzufassen, und geht dann unvermerkt zu der Identifizierung des Teiles eines Ganzen mit der Eigenschaft eines Gegenstandes über. Infolgedessen wird der hier erwogene Gegensatz Form-Inhalt von der formal-ontologischen Gegenüberstellung der Form und der Materie nicht unterschieden. Auch der aristotelische Formbegriff spielt dabei mit hinein und vergrößert nur die Verwirrung. Um diese verschiedenen Gegenüberstellungen nicht bloß sachlich, sondern auch terminologisch auseinanderzuhalten, wollen wir in dem Falle, wo es sich um die Beziehungen zwischen den Teilen eines Ganzen handelt, statt von "Form" von der "**Anordnung**" der Teile in einem Ganzen sprechen, andererseits aber anstelle des Ausdrucks "Inhalt" den Ausdruck "**Auswahl der Teile**" in einem Ganzen verwenden.

17

Form / Materie IV

IV. Ein ganz anderes Paar von Begriffen "Form" und "Inhalt" ist mit der Unterscheidung zwischen dem **Was** (z. B. existiert) und dem **Wie** (z. B. etwas gegeben wird) verbunden. Dabei soll das "**Was**" **Inhalt** und das "**Wie**" **Form** sein. Es scheint zunächst leicht zu sein, ein treffendes Beispiel für diese Gegenüberstellung zu geben. Bald zeigt sich aber, dass dem nicht so ist, weil die Unterscheidung zwischen dem Was und dem Wie unklar und vieldeutig ist. Insbesondere ist zunächst nicht klar, was unter dem "Was" zu verstehen ist. Aus verschiedenen Erwägungen derjenigen Forscher, die auf diesem Wege die Begriffe "Form" und "Inhalt" gegenüberzustellen suchten, errät man, dass man unter dem "Was" am häufigsten einfach einen Gegenstand, insbesondere ein Ding, versteht. So antwortet man z. B. auf die Frage:

"Was steht im Garten vor dem Hause"? - "Eine Tanne", aber eben sowohl "ein Mensch" oder genauer "Franz" (obwohl man in diesem Falle nicht "was", sondern "wer" fragen würde, aber ein Mensch ist auch ein "Etwas"). Das "Was" kann aber mit gleichem Recht ein Ereignis, einen Zustand, einen Vorgang bezeichnen (z. B.: "Was geschah gestern nachmittag?" - "Es ist ein Sturm vorbeigegangen." - "Was stört dich bei der Arbeit?" - "Ein Zahnweh" und dgl. mehr). Oft bezeichnet aber das Wort "was" keinen Gegenstand, welcher kategorialen Abwandlung auch immer, sondern es weist nur auf etwas im Gegenstand hin, das in ihm eine besonders wichtige Rolle spielt, ihn nämlich zum Gegenstand einer besonderen Art macht (unabhängig davon, ob es sich dabei um die sogenannte niederste oder um eine höhere Art oder Gattung handelt) oder sogar den Gegenstand zu einem ganz bestimmten Individuum **konstitu**iert. Ich habe anderenorts dieses den Gegenstand in seiner Artmäßigkeit bzw. in seiner Individualität **konstitu**ierende Moment "**Natur**" (und insbesondere individuelle **Natur**) des Gegenstandes (das „*ti einai*" im aristotelischen Sinne) genannt[22]. Gewiss, nicht dieses Moment für sich selbst, sondern der durch die betreffende **Natur konstitu**ierte Gegenstand wird mit dem Namen bezeichnet, mit dem wir auf die Frage: "Was ist dies?" antworten. Wir sehen z. B. im botanischen Garten einen Baum und fragen den Wärter, was es sei. Wir erhalten z. B. die Antwort, es sei eine japanische Eiche. Aber indem wir den betreffenden Baum selbst damit bezeichnen, geben wir implicite das an, was uns an diesem Baume interessierte: die Art, zu der er gehört, bzw. das Moment seiner **Natur**. Dies wird deutlich in dem Falle, wo wir das "Was" des Gegenstandes seiner Wiebestimmtheit

22 Vgl. meine "Essentiale Fragen" (1925) S. 27. Ferner unten Kap. VIII. § 40.

18

gegenüberstellen. Nachdem wir z. B. erfahren haben, wir hätten es mit einer japanischen Eiche zu tun, fragen wir weiter, **wie** sie beschaffen sei, welche besondere Eigenschaften sie z. B. im Unterschied zu der europäischen Eiche besitze und dgl. mehr. In diesem Falle also handelt es sich bei der Gegenüberstellung des Was und des Wie um den Gegensatz zwischen zwei verschiedenen "Formen" im aristotelischen Sinne, wie man sie auch einst tatsächlich unterschieden hat: zwischen der sogenannten "substantiellen" und der "akzidentiellen" Form des betreffenden Dinges (also dem „*ti einai*'' [was sein] und dem „*poion einai*" [wie beschaffen sein] im aristotelischen Sinne), und zwar um "Formen, die im Sinne der modernen formalen Ontologie einerseits eine verschiedene "Materie" (verschiedene rein qualitative Momente), andererseits aber auch eine grundverschiedene kategoriale Form haben – eben einerseits das Bestimmen des Subjektes der Eigenschaften selbst und damit das **Konstitu**ieren des betreffenden Gegenstandes durch das "Was" (die **Natur**), andererseits das Zukommen der Eigenschaft einem schon in seiner **Natur** bestimmten Gegenstande. Aber mit dem "Was" haben wir gewöhnlich gerade das qualitative Moment der **Natur** des Dinges und nicht deren kategoriale Form im Auge. Dies wird z. B. dann deutlich, wenn wir zwei Dinge hinsichtlich ihrer verschiedenen "Art" vergleichen, so dass der Nachdruck auf dem qualitativen Artunterschied liegt.

Dreierlei kann also der "Inhalt" bei der Gegenüberstellung des Was und des Wie bezeichnen:

1. einen individuellen Gegenstand, welcher kategorialen Abwandlung auch immer;
2. die **konstitutive Natur** eines Gegenstandes (insbesondere eines Dinges) in ihrer kategorialen "Form" genommen;
3. das bloße qualitative Moment der **Natur** eines Gegenstandes (oder auch irgendeiner **konstitutiven Eigenschaft** des Gegenstandes).

Gewöhnlich wird dies aber unterschiedslos als eines genommen.

Eine vielleicht noch größere Vieldeutigkeit liegt in dem "Wie", z. T. Je nachdem, welcher Bedeutung des "Was" das" Wie" entgegengesetzt wird. Wird das "Wie" dem "Was" in der ersten der soeben unterschiedenen Bedeutung gegenübergestellt, so handelt es sich bei ihm entweder
a) um die Existenzweise eines Gegenstandes (z. B. um die reale, phänomenale, ideale usw. Seinsweise), oder
b) um die Weise, wie ein Gegenstand uns erkenntnismäßig gegeben ist (z. B. wahrnehmungsmäßig, phantasiemäßig, begrifflich und dgl. mehr), oder endlich

19

c) um die Weise, wie ein Gegenstand dargestellt wird. In diesem Falle kann z. B. ein Ding in einem System von visuellen Erscheinungen (oder "Ansichten") oder mittels einer Auswahl von Zeichen oder etwa durch eine Mannigfaltigkeit von Sachverhalten – wie es z. B. im literarischen Kunstwerk der Fall ist – zur Darstellung gebracht werden. In jedem dieser Fälle ist das "Was" dasselbe, oder mindestens soll es sein, das "Wie" dagegen ganz verschieden.

Dem "Was" (Inhalt) im Sinne der **konstitutiven Natur** eines Dinges kann als ihr "Wie" ihre **konstitu**tive Rolle

im Gegenstande gegenübergestellt werden (ihre "Form" im formal-ontologischen Sinne) usf.

Trotz der relativen Unabhängigkeit der Vieldeutigkeiten der Termini "Was" und "Wie", und damit auch der zugehörigen Begriffe "Form" und "Inhalt", können selbstverständlich nur entsprechend gewählte Begriffe des "Wie" (der "Form") einem so oder anders gedeuteten "Was" zugeordnet werden. Bei der hier betrachteten Gegenüberstellung "Form-Inhalt" wird aber gewöhnlich stillschweigend vorausgesetzt, dass ein und demselben "Was" (Inhalt) verschiedene "Formen" in entsprechender Auswahl zugeordnet werden oder mindestens zugeordnet werden können. So z. B., wenn **dasselbe Ding** in verschiedenen **Erscheinungen** zur Darstellung gebracht wird. Dies scheint freilich nicht immer notwendig zu sein. So scheint dem "Was" im Sinne einer **konstitu**tiven **Natur** nur ein "Wie" (eine "Form") zugeordnet zu sein, eben immer nur die Form: "**Natur eines individuellen Gegenstandes**." Andererseits kann auch einem und demselben "Wie" eine Mehrzahl von "Was" entgegengesetzt werden, z.B. wenn mehrere Dinge dieselbe Seinsweise haben und dgl. mehr. Dabei soll – wie das gewöhnlich geglaubt wird – das "Was" trotz der Änderung des "Wie" keiner Veränderung unterliegen[23]. So wird eine gewisse Unabhängigkeit der beiden zugeordneten Glieder angenommen. Sie werden aber zugleich so gedacht, dass jedes "Was" mit einem möglichen "Wie" und jedes "Wie" mit einem möglichen "Was" in der Einheit eines Ganzen existieren muss, dass sie also aufeinander seinsunselbständig sind[24].

23 Dies wird übrigens nicht immer zugegeben. Es gibt namhafte Forscher (u.a. unter den Ästhetikern), die im Gegenteil eine strenge Empfindlichkeit des Was auf die Wandlungen des Wie annehmen. Sie behaupten also, der Inhalt ändere sich notwendig, sobald nur seine Form einer Änderung unterliegt.

24 Wir werden später die Begriffe der wesensmäßigen und der funktionellen Einheit einführen (§ 36). Bei Verwendung dieser Begriffe könnte man sagen, dass das „Was" und das "Wie" in einer wesensmäßigen Einheit miteinander bestehen. Es ist dagegen fraglich, ob sie in einer funktionellen Einheit zusammen sein müssen.

20

Form / Materie V

V. Die soeben besprochenen Zusammenhänge zwischen dem "Was" und dem "Wie" führen uns auf einen neuen Form-Begriff. Indem nämlich einem "Wie" viele verschiedene "Was" gegenübergestellt werden, hält man oft für "Form" das Konstante; dagegen wird das Veränderliche dann als "Inhalt" gegenübergestellt. Es ist aber klar, dass das Konstante nicht notwendig das "Wie" sein muss. Oft kommt es vor, dass das" Was" konstant und das "Wie" veränderlich ist. So ist es z. B., wenn ein und dasselbe Ding der Mannigfaltigkeit seiner immer neuen Zustände oder Erscheinungen gegenübergestellt wird. So verselbständigt sich dieses neue Begriffspaar "Form-Inhalt" von dem Gegensatz" Was- Wie" und beginnt die Rolle einer ursprünglichen Auffassung der Form und des Inhalts zu spielen. Infolgedessen wird verschiedenes für "Form" gehalten, wenn es nur unter den Begriff des Konstanten gebracht werden kann. So wird z. B. eine konstante Gesetzlichkeit den einzelnen Erscheinungen gegenüber für deren "Form" gehalten, und zwar nicht, weil sie eine Gesetzlichkeit, sondern weil sie konstant ist. Konstant im weiteren Sinne ist aber auch das, was an vielen einzelnen Individuen sich wiederholt. So werden die sogenannten "gemeinsamen" Eigenschaften, dann aber auch die Art- und Gattungsmomente für "Form" gehalten, wohingegen das Individuelle, Eigentümliche, Unterscheidende für "Inhalt" gilt. In dieser letzten Ausdeutung nähert sich diese Form-Auffassung einer bestimmten Interpretation des Formbegriffes bei Aristoteles, die in seiner Formauffassung mit hineinspielt, und zwar vermöge der Begriffsverschiebungen, die sich bei Aristoteles unter platonischen Einflüssen vollzogen haben.

Form / Materie VI

VI. Den unter III. und V. besprochenen Formbegriffen ist noch ein Formbegriff verwandt. Wir haben ihn auch schon unter V. gestreift, obwohl unter einem anderen Aspekt. Es ist der Begriff der Form als einer Gesetzlichkeit. Wie sich gleich zeigen wird, wird dieser Begriff nicht im Sinne einer jeden, sondern nur in dem einer besonderen Gesetzlichkeit aufgefaßt. Beachtenswert ist, dass "Form" in diesem neuen Sinne nicht so sehr dem "Inhalt" oder der "Materie", als einem Mangel an "Form" gegenübergestellt wird. Dem "geformt" wird das "formlos" zur Seite gestellt.

Jede Gesetzlichkeit ist selbst eine Beziehung, oder sie gründet in Beziehungen. Insofern berührt sich der erwogene Begriff der Form mit

21

dem unter III. besprochenen. Dort wurde aber die Beziehung nur als Beziehung unter den Teilen eines Ganzen genommen, wobei ganz beliebige Beziehungen in Frage kamen. Hier dagegen kommen Teile eines Ganzen als Beziehungsglieder nicht notwendig in Betracht, sondern es können ebensowohl z.B. Eigenschaften, Qualitäten,

Prozesse, Zuständlichkeiten und dgl. mehr sein; andererseits aber gibt es Beziehungen unter Elementen auch in Fällen, wo sich keine Gesetzlichkeit aufweisen lässt: In den "unregelmäßigen" Beziehungen gibt es sich eben kund, dass in dem betreffenden Falle keine Gesetzlichkeit "herrscht". Es müssen also Beziehungen besonderer Art sein, wenn eine Gesetzlichkeit in einem Ganzen bestehen soll. Es scheint aber – auf Grund der Bemerkungen, die man bei verschiedenen Forschern und insbesondere bei manchen Ästhetikern vorfindet – , dass auch die Gesetzlichkeit nicht ganz beliebig sein darf, wenn es zur "Form" in einem aus gezeichneten Sinne kommen soll. Die Gesetzlichkeit soll dann nämlich derart sein, dass durch sie in die Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, Ereignissen, Prozessen oder Qualitäten, unter denen sie herrscht, eine Zusammengehörigkeit ihrer Elemente zueinander und dadurch eine Einheit der ganzen Mannigfaltigkeit hineingebracht werde: In dieser Vereinheitlichung – die noch verschiedener Art sein kann – liegt eben die "Form". Als ein besonderer Fall dieses Formbegriffes ergibt sich der Begriff der "Form", der in der Ästhetik oft seine Anwendung findet. "Form" in diesem Sinne ist dort vorhanden, wo die durch die Gesetzlichkeit begründete Vereinheitlichung in einer anschaulichen ursprünglichen Gestalt zur Ausprägung gelangt, in einer Gestalt aber, die – so spezifisch und einfach sie auch sein mag – in sich die Zusammengehörigkeit der Momente und die Art ihrer Zusammenfügung fühlbar macht, also gewissermaßen eine "harmonische" Gestalt ist. Statt der sie begründenden Gesetzlichkeit wird dann oft – in einer naheliegenden Begriffsverschiebung – diese **Gestalt** selbst als "Form" aufgefaßt.

Sobald aber das Moment der in einer Gesetzlichkeit gründenden Gestalt eingeführt wird, spielt der von der Idee der Gesetzlichkeit ausgehende Begriff der Form in den aristotelischen Formbegriff hinüber und bildet dann einen ausgezeichneten Spezialfall von ihm.

Zwei Gegensätze zur "Form" in dem jetzt erwogenen Sinne müssen auseinandergehalten werden:
1. die Formlosigkeit bzw. das Formlose, und
2. der "Inhalt". Der "Inhalt" wird bei diesem Formbegriff gewöhnlich nicht besonders ausgearbeitet. Er lässt sich aber als dasjenige fassen, was als das durch die Gesetzlichkeit Beherrschte, als das der Vereinheitlichung

22

unterliegende Mannigfaltige – welcher Art auch immer – mit der "Form" zusammengehen muss, wenn es zum aktuellen Bestand der Gesetzlichkeit bzw. zur Ausprägung der harmonischen Gestalt überhaupt kommen soll. Die Formlosigkeit dagegen ist zunächst dasjenige, was sich mit der Form radikal ausschließt, wo es also überhaupt gar keine Gesetzlichkeit gibt. Das Formlose ist das absolut Ungesetzliche, Chaotische, Zufällige. Sobald aber in diesem Formbegriff auch das Moment der Vereinheitlichung und um so mehr das Moment der vereinheitlichenden, das Ganze umspannenden Gestalt eine bestimmende Rolle zu führen beginnt, ist das Formlose nicht einfach das Gesetzlose, sondern es kann auch das bloß Ungestaltete sein. Formlosigkeit kann also doch eine Gesetzlichkeit hinter sich verbergen, aber nur eine solche, die zu keiner anschaulich ausgeprägten Vereinheitlichung und speziell zu keiner das Ganze bindenden und es umspannenden "harmonischen" Gestalt führt. Dann kann das Formlose, aber korrelativ auch das Geformte, Stufen oder Abwandlungen der Formlosigkeit bzw. der Geformtheit aufweisen. Es sind dann von der Form zu der "Unform" Übergänge möglich: mehr gebundene, strengere, steifere Form und andererseits freiere, mehr lose Form, die im Grenzfall zur Unform, zur "Formlosigkeit" sensu stricto führt.

Wir werden später gezwungen sein, dieser "Form" mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Im Unterschied zu anderen Formbegriffen werden wir zu ihrer Bezeichnung die Termini "Gesetzmäßigkeitsform" oder "Gestalt" bzw. "harmonische Gestalt" verwenden.-

Form / Materie VII

VII. Mit dem unter IV. besprochenen Begriffspaar steht eine neue Gegenüberstellung der "Form" und des "Inhalts" in einem gewissen Zusammenhang. Man findet sie besonders bei Ästhetikern oft vor. Sie wird im Hinblick auf zwei verschiedene "Wie" der Erkenntnisweise oder der Darstellungsweise durchgeführt. Man sagt nämlich: das, was sinnlich wahrgenommen wird, das ist "Form"; was dagegen auf Grund des Wahrgenommenen bloß vermeint wird, bildet den "Inhalt". Oder von einem etwas anderen Gesichtspunkt aus: was sinnlich wahrgenommen wird und als Ausdruck[25] von etwas Nichtsinnlichem fungiert, das ist "Form", was dagegen durch sie ausgeprägt bzw. dargestellt wird, das ist "Inhalt" (oft auch "Gehalt" genannt).

25 Man könnte auch sagen: Ausdrucksmittel.

23

Diese Gegenüberstellung ist es, die einst in dem Streit zwischen den Hegelianern und den Herbartianern eine wesentliche Rolle gespielt hat. Laurila[26] z. B. hält sie für die allein berechtigte und schlägt vor, sie im Gebiete der Kunst bzw. der. ästhetischen Gegenstände anzunehmen. Aber auch sie ist nicht eindeutig. Vor allem wird der

Ausdruck "sinnlich wahrgenommen" auf verschiedene Weise verstanden. Dies hängt u. a. damit zusammen, dass die Theorie der sinnlichen Wahrnehmung bis jetzt zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt hat. Infolgedessen gibt es verschiedene Auffassungen der sinnlichen Wahrnehmung, von der radikal sensualistischen ab, bis zu der ihr entgegengesetzten phänomenologischen. Die erstere identifiziert das sinnliche Wahrnehmen mit dem schlichten Haben sinnlicher Empfindungen (Daten)[27]; alles, was in der konkreten Wahrnehmung über die sinnliche Empfindung hinausgeht, wird dann als ein verunreinigen des, bloß assoziiertes Vorstellungs-, Erinnerungs- oder Gedanken-Element hingestellt. Nach der phänomenologischen Auffassung, deren Kerngedanke zum ersten Male in der **Schottischen Schule** zum Durchbruch kam, sind in der sinnlichen Wahrnehmung Dinge in ihrer vollen, allseitigen, sinnlich zugänglichen Qualifizierung 1eibhaftig selbst gegeben. Und zwischen den entgegengesetzten Auffassungen liegt eine Reihe von Theorien, die das Wahrgenommene auf verschiedenste Weise begreifen. Je nach der zugrunde gelegten Auffassung nehmen aber auch die nach dem jetzt erwogenen Gesichtspunkt gegenübergestellten Begriffe "Form" und "Inhalt" je einen anderen Sinn an. Bei der sensualistischen Auffassung der Wahrnehmung wäre "Form" nur die von dem Wahrnehmenden erlebte Mannigfaltigkeit der "Empfindungen", "Inhalt" dagegen bildete schon das wahrgenommene, obwohl nach dieser Auffassung eigentlich nicht gegebene Ding. Auf dem phänomenologischen Standpunkt dagegen müsste man die wahrgenommenen Dinge für "Form" halten, während etwas ganz anderes den "Inhalt" zu bilden hätte; was es aber wäre, das würde noch von weiteren Umständen abhängen. Z.B. müsste man den in einem Werke der Malerei dargestellten Gegenstand für "Inhalt" halten, die "Form" dagegen bildete dann die mit Farbenqualitäten rekonstruierte Ansicht des dargestellten Gegenstandes, oder allgemeiner gesprochen: das Darstellende als solches. Aber auch bei dieser Bestimmung des "Inhaltes" eines Bildes haben wir noch mit einer Vieldeutigkeit zu kämpfen. Denn vieldeutig ist der Ausdruck

26 Vgl. Lauri1a , Ästhetische Streitfragen. 17 So ist es im Grunde schon bei L o c k e.

24

"dargestellter Gegenstand", wenn man darunter unbestimmt alles dasjenige versteht, was auf Grund der sinnlichen Wahrnehmung des "Bildes" (d.h. hier der mit Farben bedeckten Leinwand) vermeint wird. Man kann nämlich hierbei entweder z. B. die dargestellten Dinge und Menschen oder den psychischen Zustand der letzteren oder die Lebenssituation, in welcher sich diese Menschen gerade befinden, oder endlich - wie es oft gesagt wurde eine bestimmte "Idee" verstehen, welche durch die im Bilde dargestellte Sachlage (Ereignis) "zum Ausdruck" gebracht wird[28]. Aber auch die nur "abgebildete" Gegenständlichkeit, welcher die dargestellte nur ähnlich ist (z. B. das reale Modell, der reale, porträtierte Mensch), wurde oft - obwohl ungerechterweise! - für das im Kunstwerk Dargestellte und somit für den "Inhalt" des Werkes gehalten. So können hier der einen "Form" verschiedene "Inhalte" gegenübergestellt werden. Wollte man eine präzisere Fassung der jetzt erwogenen Form- und Inhalt-Begriffe erlangen, so müsste man in jedem der beigebrachten Fälle deutlich sagen, um welche von den hier nur skizzenhaft an einigen Beispielen angedeuteten Möglichkeiten es sich jeweils handelt, und dann den gewählten Fall streng begrifflich bestimmen. Unsere Andeutungen dienen lediglich dazu, dem Leser die Fülle der sich hier eröffnenden Möglichkeiten vor Augen zu stellen.

Form / Materie VIII

[CL: die in VIII und IX geschilderte Auffassung kommt der meinen am nächsten.]

VIII. Eine Umkehrung der eben besprochenen Auffassung von "Form" und "Inhalt" bildet das Begriffspaar, das **neokantischen** Ursprungs ist. Unter "Inhalt" wird in diesem Falle das verstanden, was gegeben, was **vorgefunden** wird, unter "Form" hingegen das, was "**aufgegeben**" ist, das also, was wir so oder anders erst bilden, "formen" und damit erreichen sollen[29]. Sobald aber dieses aufgegebene Etwas bereits erreicht wird, sobald es schon "fertig" vorliegt, wird es selbst zum "Inhalt" und zum Ausgangspunkt neuer "Aufgaben", neuer Formungen oder Formen. Wir haben es also hier wiederum mit einer **relativistischen Auffassung** zu tun [CL: nicht nur das, sondern mit einer dynamischen Auffassung – entgegen der statischen Auffassung von Ontologen]. "Form" und "Inhalt" sind hier durchaus auf eine bestimmte Phase des Formungsprozesses relativ, wobei dieser **Prozeß** – nach den Vertretern des Marburger Neukantianismus – im Prinzip unabschließbar sein soll [CL: klar! Nur Ontologen mögen „Abgeschlossenes“ – also „Backsteine“, wie ich scherzhaft sage (dieses Scherzwort soll nicht heißen, dass Ontologen dabei mit Vorliebe nur „materielle Backteine“, sondern eben auch „ideelle Backsteine“ – zum Beispiel „platonische Ideen“ – denken) – und sie haben ein ungutes Gefühl bei „Offenem“. Ein Angstgespenst ist für sie zum Beispiel der sog. „unendliche Regress“] . Alles kann also in einer bestimmten Phase "Form" und zugleich auch – obwohl von einem anderen Standpunkte aus – "Inhalt" sein.

28 Vgl. dazu meine Analyse des Bildes in den "Untersuchungen zur Ontologie der Kunst", Tübingen 1962.

28 Vgl. z. B. P. Nato r p, Allgemeine Psychologie (1912),

25

Es ist klar, dass diese Auffassung der Form und des Inhalts eine Theorie ist, die sich aus einer besonderen Deu-

tung der kantischen Kategorien und ihrer transzendentalen Deduktion ergeben hat. Sie ist also eher eine theoretische Begriffsverschiebung als eine ursprüngliche Erfassung vorgegebener Tatbestände.

Form / Materie IX

IX. Einen Spezialfall des vorherigen Falles (VIII), aber zugleich auch eine Abwandlung von ihm, bietet diejenige Auffassung der Form und des Inhalts, nach welcher das so genannte "Material" (der Rohstoff) – also dasjenige, was erst durch besondere "Bearbeitung" zu einem bestimmten Dinge werden soll, den "Inhalt" bildet. Der aus diesem Rohstoff gebildete Gegenstand soll die "Form" sein. Insbesondere also ist "Form" in diesem Falle das durch den Künstler mittels der Bearbeitung des Rohstoffes gebildete Kunstwerk. Genauer gesprochen, wäre aber nicht das Kunstwerk selbst, sondern nur die Gesamtheit der durch den Künstler im Rohstoff hervorgebrachten neuen Eigenschaften, die der Rohstoff früher nicht besaß und die das fertige Kunstwerk von dem "ungeformten" Material unterscheiden, für "Form" zu halten. In einer naheliegenden Begriffsverschiebung wird – besonders bei handwerklicher oder fabrikmäßiger Verfertigung von "Produkten" – das "Modell", nach welchem man eine Anzahl von Exemplaren eines "Fabrikats" herstellt, für "Form" gehalten.

Diesem Begriffe des "Inhalts" als des "Rohstoffes" sind wir schon früher – bei der Analyse der verschiedenen **aristotelischen** Begriffe – begegnet. Aber damals geschah es unter einem anderen Gesichtspunkt. Hier ist der Begriff des "**Schaffens**", der "**Bearbeitung**" das Ausschlaggebende. Das Schaffen wird hier aber im Sinne des "Formens" gedeutet, indem im Hintergrunde die Auffassung sich birgt, dass das menschliche Schaffen im Grunde unschöpferisch sei [CL: ?? verstehe ich nicht! Die „Formgebung“ ist doch gerade **DER** schöpferische Akt!]; alles, was es vermag, sei lediglich ein Umgestalten, ein Umbilden, ein Formen. Infolgedessen wird das, woran es anknüpft, für "formlos" – und dann im Gegensatz zur "Form" für "Stoff" ("Inhalt") – gehalten [CL: Na klar; genau im Sinne von „Form / Materie VIII“]. Dagegen ist das, worin der "Formungsprozess" mündet, "Form".

Die eben durchgeführte Scheidung der verschiedenen Paare der Begriffe "Form" und "Inhalt" (der "Materie", des "Gehalts") bezeugt zur Genüge, in einem wie hohen Grade verschiedenartige Bestände mit diesen beiden Worten benannt werden. Es ist zugleich klar, dass je nach dem Sinne, in welchem diese Worte verwendet werden, andere Behauptungen über die Beziehungen zwischen "Form" und "Inhalt" gelten.

26

Infolgedessen hat auch die von manchen Forschern vertretene Leugnung des Unterschiedes zwischen Form und Inhalt solange keinen wissenschaftlichen Wert, als man die verschiedenen Begriffe der Form und des Inhalts (der Materie) nicht auseinander hält und auch nicht deutlich sagt, in welchem Sinne von "Form" und "Inhalt" dabei gesprochen wird.

Andererseits muss es wundernehmen, wie es dazu gekommen ist, dass die Wörter "Form" und "Inhalt" in so vielen verschiedenen Bedeutungen verwendet werden. Ist das eine rein sprachliche Willkür, ein Zufall, eine Begriffsschlamperei, oder liegen sachliche Gründe dafür vor? Dies führt uns auf das Problem der Beziehungen zwischen den verschiedenartig verstandenen "Formen" (bzw. "Inhalten") – eine Frage, die wir bereits im Laufe unserer bisherigen Erwägungen hie und da gestreift haben. Wir müssen sie aber jetzt direkt angreifen, da ihre Beantwortung uns nicht bloß ein besseres Verständnis des gesamten essentialen Form-Inhalt-Problems geben wird, sondern uns auch über die Möglichkeit belehren wird, ob sich die Anzahl der Formbegriffe nicht auf eine kleinere Zahl letzter Grundbegriffe reduzieren lässt. Wir gehen jetzt dazu über.

1.2 § 35. Die Beziehungen unter den verschiedenen Form- bzw. Materie-Begriffen. Die Reduktion auf einige Grundbegriffe

Zusammenstellung der verschiedenen Form-/Inhal-Begriffe

Stellen wir zunächst die Form- und Inhalt-Begriffe, die wir in unseren Betrachtungen gewonnen haben, zusammen. Es sind die folgenden:

I.a) **Form**: das rein Qualitative für sich (platonische Idee), die reine Wesenheit,
Materie: ein individuelles Ding (Gegenstand).

I.b) **Form**: das Bestimmende als solches (aristotelische Form), Spezialfall: "substantielle Form", Wesen von etwas, und ihr Gegensatz: "die akzidentielle Form",
Materie: entweder 1. das in sich jeder Bestimmung Bare, aber der Bestimmung Unterliegende

(die reine "erste" Materie im aristotelischen Sinne),
oder: 2. das seiner **Natur** nach qualitativ bestimmte **Subjekt von Eigenschaften** [30].

[30] Im Falle 2 müsste der Begriff der Form entsprechend eingeengt werden, um aus Ihm alle Bestimmungen der **Natur** auszuschließen.

27

I.c) **Form**: das in sich unqualitative **Bestimmen** von etwas (ein Spezialfall der Form im formal-ontologischen Sinne),
Materie: das reine **Subjekt von Bestimmungen** (Eigenschaften) – aristotelisch gesprochen: "tO {,:n:O~etf-lEVOV" (ein anderer Spezialfall der Form im formal-ontologischen Sinne, das notwendige Gegenstück zum "Bestimmen").

II. **Form** im Sinne der **formalen Ontologie**: das radikal Unqualitative als solches, **in dem das Qualitative steht**; es gibt viele verschiedene Formen in diesem Sinne, darunter als Spezialfall Form Ic,
Materie: das Qualitative im weitesten Sinne, die **reine Qualität als Ausfüllung einer Form**.

III. **Form**: die Beziehung bzw. der **Gesamtbestand von Beziehungen** zwischen den Teilen eines Ganzen ("Anordnung der Teile"), Spezialfall: "organische Form" eines Ganzen,
Materie (Inhalt): die **Teile** eines Ganzen ("Auswahl der Teile").

IV. **Form**: das **Wie** von etwas, und zwar entweder a) des Seins, oder b) der Erscheinung, oder e) der Darstellung usw.
Materie (Inhalt): das **Was**, und zwar entweder a) das Ding (der Gegenstand), oder b) die **konstitu**tive **Natur** eines Gegenstandes (,,'tL dvm"), oder c) das qualitative Moment der **konstitu**tiven **Natur** eines Gegenstandes (das "tl").

V. **Form**: das Konstante, Spezialfall: die **Art- und Gattungsmomente**,
Materie: das Veränderliche, Spezialfall: das **Individuelle**.

VI. **Form**: die Gesetzlichkeit von etwas bzw. die in einer Gesetzlichkeit gründende Gestalt; Spezialfall: die "harmonische Gestalt",
Materie: das, was einer Gesetzlichkeit untersteht, Formlosigkeit: das Ungesetzliche, das Zufällige, oder insbesondere nur das einer harmonischen Gestalt Bare.

VII. **Form**: das sinnlich **Wahrgenommene**, und zwar je nach der Auffassung der Wahrnehmung entweder a) die Mannigfaltigkeit der sinnlichen Empfindungen, oder b) das wahrgenommene Ding usw. Insbesondere als Spezialfall: das sinnliche gegebene Darstellende,
Materie (Inhalt): das **nur Vermeinte** (was je nach der zugrunde gelegten Auffassung der Wahrnehmung noch verschieden sein kann), insbesondere im Spezialfall: das Dargestellte, das wiederum je nach der Auffassung noch verschieden sein kann.

28

VIII. **Form**: das **Aufgegebene**,
Materie: das **Gegebene**, beides relativiert auf die jeweilige Phase des Erkenntnis- bzw. des Formungsprozesses.

IX. **Form**: das aus einem Rohstoff bestehende, **verfertigte** Gebilde (das Werk) oder der Gesamtbestand der das Werk vom Rohstoff unterscheidenden Merkmale, oder endlich das **Modell**,
Materie: der **Rohstoff**.

Es fällt uns bei dieser Zusammenstellung vor allem auf, dass nicht alle diese Begriffe rein gegenständlich ("ontisch ") sind. Und zwar ist das **VII.** und **VIII.** [CL: Na klar! RI will seine „Welt“ eben lieber als aus „Backsteinen“ statt als aus Prozessen bestehend ansehen. – Statisch statt dynamisch!] Begriffspaar ausgesprochen erkenntnistheoretischen Ursprungs, so oft sie auch in der Ästhetik angewendet werden. Freilich war für die Bildung des VII. Begriffspaares auch ein anderer Gesichtspunkt ausschlaggebend, der es verständlich macht, warum man es gerade für ästhetische Probleme verwendet, und zwar der Gegensatz zwischen "äußerer Gestalt" (also Form) und "innerem Wesen", das sich zwar hinter der Form verbirgt, aber doch durch sie, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, zur Darstellung gebracht wird. Mithin spielen bei diesem Begriffspaar doch manche ontische Unterschiede eine gewisse Rolle.

Herausfiltern der „rein ontischen“ Form-/Inhalt-Begriffe

Unter den übrigen, rein ontischen Begriffen sind die fundamentalsten diejenigen, die unter **I.** und **II.** besprochen wurden. Sie gehören wesentlich zueinander und entsprechen zugleich der Urform des Urteilens, in der einem Etwas eine Eigenschaft zuerkannt wird. Oder anders gesagt: sie sind mit derjenigen gegenständlichen **Struktur** verbunden, in der uns Gegenstände in der Erkenntnis gegenübertreten[31]. Insofern sind sie auch die allgemeinsten Form-Materie-Begriffe. Der aristotelische Formbegriff ist dabei eine Ableitung [32] aus den Form- und Materie-Begriffen im Sinne der modernen formalen Ontologie.

Auf den ersten Blick scheint es, dass auch die unter **III.** besprochenen Form-Inhalt-Begriffe, denen die Gegenüberstellung Ganzes-Teil zugrunde liegt, die gleiche Allgemeinheit wie die formal-ontologischen Begriffe haben, nur dass sie einem prinzipiell anderen, aber ebenso

[31] Ob diese **Struktur** [1] der Wirklichkeit **immanent** sei oder ob sie [2] **nur eine auf die Erkenntnis relative „Form“ sei**, das ist das kantische Grundproblem, das *Kant* im Sinne der *zweiten* Eventualität [2] beantwortet hat. Ich habe an einem anderen Orte (vgl. meine Abhandlung über die Intuition bei *Bergson*) zu zeigen versucht, dass es unmöglich ist, diese Struktur und mindestens eine gewisse Auswahl ursprünglicher Formen (die Gesamtheit der „Kategorien" im echten Sinne) auf irgend etwas, sei es auch auf die Erkenntnis, zu relativieren.

[32] Natürlich nicht im historischen Sinne!

29

ursprünglichen Verhältnisse des Bewusstseinssubjektes zu der Wirklichkeit entspringen, und zwar das Ergebnis der werktätigen, **technischen** Einstellung des Menschen zur Wirklichkeit bilden[33]. Indessen erweist sich diese so weitgehende Allgemeinheit beim näheren Zusehen als falscher Schein [CL: vgl. Anm. (*)]. Es ist nämlich nicht wahr, dass alles und jedes ein "Ganzes" sei, das sich in "Teile" zerlegen lässt.
[CL: RIs DEF. für „GANZES“:] Ein "Ganzes" im strengen Sinne ist nur das, was sich mittels einer realen Tätigkeit[34] in effektive, für sich bestehende Teile[35] auseinanderlegen lässt, so dass es, sobald es der Teilung unterliegt, realiter zu sein aufhört und an seiner Stelle eine Mehrheit von anderen "Ganzen" – eben den bereits ausgeschiedenen Teilen – entsteht (*). In diesem Sinne scheinen **materielle räumliche Dinge** der sogenannten "toten" Materie "**Ganze**" zu sein. Dagegen scheint ein **Erlebnis** keine Teile in diesem Sinne zu haben, da es nicht in derartige Teile auseinandergelegt werden kann [CL: wieso nicht???]. Insofern ist nicht alles Seiende überhaupt in dem unter III. bestimmten Sinne "geformt", und nicht alles hat auch einen "Inhalt". Nur die Verwechslung bzw. die ungerechtfertigte Identifizierung der formal-ontologischen gegenständlichen Struktur, für welche die Grundstruktur des Gegensatzes: **Subjekt von Eigenschaften – Eigenschaft** charakteristisch ist [36], mit der Beziehung Ganzes – Teil führt zu der irrtümlichen Auffassung, als ob alles in dem unter III. erwogenen Sinne "geformt" bzw. "beinhaltet" wäre. In allen Fällen, insbesondere aber auch dort, wo die Gegenstände (insbesondere die materiellen Dinge) zugleich "Ganze" sind bzw. für Ganze genommen werden dürfen, ist die formal-ontologische bzw. auch die aristotelische Form von der "Form" als der Anordnung der Teile durchaus verschieden, und zwar im radikalen Sinne. Es kann, und zwar nicht immer, nur eine Zuordnung zwischen den "Formen" (bzw. den "Inhalten") der beiden Typen durchgeführt werden: Ein jedes selbständige Ganze ist zugleich ein individueller Gegenstand, der seine Form und seine Materie im formalontologischen Sinne hat, aber nicht umgekehrt. Ist es wirklich ein selbständiges seinsautonomes Ganzes, so gründet sowohl seine Ganzheitsstruktur als auch sein "Inhalt" in der materialen Bestimmung (in dem Bestande an Eigenschaften)

(*) [CL: Das ist RI’s DEF. von „**GANZES**“ !! – Was heißt dabei „in strengem Sinne“? – Es ist halt in RI’s Sinn, weil er das gerne so haben will. Klar; wenn RI „Ganzes“ so definiert, sagt er von „Ganzes“-Behauptungen, die eine andere Def. zugrunde legen, sie seinen „falsch“. So kann man sich eben in Wortstreitereien ergehen! – Schade, dass RI diese Def. nicht schon in §14 anbringt, wo der Begriff „Ganzes“ das erste Mal vorkommt, nämlich bei der Definition der existentialen Momente „seinsselbständig“ / „seinsunselbständig“.]

[33] Notabene, selbst der Begriff des Seins im Sinne der "Wirklichkeit" gehört wesensmäßig zu dieser Einstellung. [CL: „Wirklichkeit“ hat nichts mit „Sein“ zu tun!! Schon die Worte sagen das: „Wirklichkeit“ ⇔ „wirkt / bewirkt“; aber „Sein“ ⇔ „ist“ – ohne Prädikat ziemlich nichtssagend: „wirken“ ist ein echtes Verb, das einen Prozess ausdrückt, „sein“ ist ein Hilfsverb, eine Kopula, welche u.a. als das eine Relation herstellende Bindewörtchen benutzt wird.]

[34] Und "real" ist eine Tätigkeit, wenn sie echte Veränderungen in einem seinsautonomen Gegenstande hervorruft.

[35] "Teile" in diesem Sinne nennt Husserl "Stücke", vgl. Log. Untersuchungen, Bd. II. Unters. III.

[36] Vgl. unten Kap. VIII.

30

des betreffenden Gegenstandes und nicht in dessen Form[37]. Es wäre besonders zu erwägen, welche Form und welche Materie im formal-ontologischen Sinne den potentiellen (noch nicht abgesonderten) Teilen eines Ganzen zugeordnet werden kann[38]. Jedenfalls gehört nicht einem jeden **ursprünglich individuellen**(*) Gegenstande

"Form" und "Inhalt" im Sinne der **Anordnung** bzw. der **Auswahl von Teilen** zu. Alle ihrem Wesen nach echt unteilbaren Gegenstände haben keine derartige "Form" bzw. keinen derartigen Inhalt, auch dann nicht, wenn sie nicht als Gegenstände, sondern als "Ganze" betrachtet werden (**). Im Zusammenhang damit ist es, streng gesprochen, nicht erlaubt, von einer "Anordnung" der Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes zu sprechen. **Denn "Anordnungen", die zwischen den Teilen eines Ganzen möglich sind, können zwischen Eigenschaften eines Gegenstandes nicht bestehen.** In diesem Sinne ist also der individuelle Gegenstand nicht "geformt". Nur die häufig vollzogene Verwechslung der Teile eines Ganzen mit den Eigenschaften eines Gegenstandes kann zu der falschen Annahme führen, als ob der Gegenstand hinsichtlich seiner Eigenschaften in dem unter III. bestimmten Sinne "geformt" wäre oder sein könnte. Das "Ganze" und sein potentieller oder effektiver "Teil" gehören demselben Typus im B. Russellschen Sinne an, dagegen "Gegenstand" und dessen "Eigenschaft" verschiedenen Typen. Infolgedessen sind die Beziehungen zwischen den Ganzen und die Beziehungen zwischen den Teilen eines Ganzen grundsätzlich der selben Ordnung, so sehr sie auch gegebenenfalls verschieden sein mögen. Dagegen sind die Beziehungen zwischen den Gegenständen und die Beziehungen zwischen den Eigenschaften durchaus anderer Ordnung. Es lässt sich wohl auch der Begriff einer "Beziehung" zwischen den Eigenschaften eines Gegenstandes bilden. Und wir sagen z. B. mit Recht, die Farbe eines Dinges sei z. B. auffallender als dessen Gestalt. Aber dann muss man beachten, dass wir es in diesem Falle mit einer "Beziehung" eines radikal neuen Typus zu tun haben. Die Glieder einer solchen "Beziehung" sind keine Teile, aber auch keine Gegenstände oder Ganze, sondern sie sind ihrem Wesen nach unselbständige Momente (einer ganz besonderen Form im formal-ontologischen Sinne) von Gegenständen. Wohl lässt sich im Zusammenhang damit ein neues Begriffspaar der "Form"

(*) [CL: Der Term „ursprünglich individuell(er Gegenstadt)“ tritt hier das erste Mal auf.]

37 Im formal-ontologischen Sinne.

38 Die bereits ausgeschiedenen Teile, für sich (also nicht in der Relation zu einem höheren Ganzen) betrachtet, bilden Ganze für sich; ihre formalontologische Form ist also mit der Form der selbständigen Ganzen identisch.

(**) [CL: „...nicht als Gegenstände, sondern als "Ganze" betrachtet...“ ??: Ich dachte „Ganze“ seien stets „Gegenstände“, während aber nicht jeder Gegenstand als „Ganzes“ gelten darf. (andernfalls wäre es ja überflüssig zwei verschiedene Worte „Gegenstand“ / „Ganzes“ einzuführen). Die Terminologie von RI ist ziemlich „schlampig“!]]

31

und des "Inhalts" bilden, indem man unter "Form" jetzt Beziehungen zwischen den Eigenschaften eines Gegenstandes, dagegen unter "Inhalt" die Gesamtheit der Eigenschaften eines Gegenstandes versteht. Diese bei den neuen Begriffe bilden aber eine wesensmäßig verschiedene Anwandlung (aber keine Verallgemeinerung) der unter III. umschriebenen Form-Inhalt-Begriffe. Eben damit sind sie auch von allen Form- und Inhalt-Begriffen im formal-ontologischen Sinne (aber auch im aristotelischen Sinne) scharf zu unterscheiden[39].

Nennen wir die Beziehung zwischen den Teilen eines Ganzen "Beziehung (T)" und die Beziehung zwischen den Eigenschaften eines Gegenstandes "Beziehung (E)", dann ist noch folgendes zu beachten: Sowohl die "Beziehung (T)" als auch die "Beziehung (E)" sind eine Gegenständlichkeit im formal-ontologischen Sinne, sie haben also ihre Form und ihre Materie im formal-ontologischen Sinne[40]. Ob wir es hier mit Formen und Materien wesentlich höherer, auf die unteren nicht zurückführbarer Ordnung zu tun haben, ist ein schwieriges Problem, das wir augenblicklich in keinem Sinne entscheiden möchten und erst später in Angriff nehmen werden. Zu betonen ist aber, dass die Beziehung (T) und die Beziehung (E) ihrerseits Eigenschaften haben, im Hinblick auf welche sie sich voneinander unterscheiden. Es lässt sich dagegen nicht sagen, dass sie Teile haben[41]. Infolgedessen sind sie auch nicht "geformt" in einem der unter III. bestimmten verwandten Sinne. Die "Form" als die Anordnung der Teile ist also selbst sogar nicht in einem von III. ab gewandelten Sinne "geformt".

All diesen verschiedenartigen Beziehungen und Zuordnungen zwischen Formen und Inhalten verschiedener Sinne (II. und III.) zum Trotz sind diese "Formen" bzw. "Inhalte" selbst – um es noch einmal zu betonen – absolut heterogen und aufeinander nicht zurückführbar. Das ist ein Grundsatz, dessen Wichtigkeit nicht scharf genug

39 Alle diese Behauptungen, die wir hier aussprechen müssen, um uns in den Verhältnissen unter den verschiedenen Formbegriffen zu orientieren, werden erst, nachdem wir die Form des individuellen Gegenstandes und auch das Ganze werden analysiert haben, einsichtig und begründet sein. Vgl. Kap. VIII.

40 Vgl. unten Kap. XIII. Es ist ein besonderes schwieriges Problem, ob sich ein rechtmäßiger Begriff der »Beziehung überhaupt" bilden lässt, also im absolut allgemeinen Sinne, wo, von dem Typus bzw. von der Art der Glieder der Beziehung ganz abgesehen, sie also ganz beliebig gelassen wird. Es ist das korrelative Problem zu der Frage nach der Rechtmäßigkeit des Begriffes »Gegenstand überhaupt", Wir lassen es hier unentschieden.

41 Die „Glieder“ einer Beziehung sind natürlich keine Teile dieser Beziehung, unabhängig davon, ob es sich um eine Beziehung (T) oder um eine Beziehung (E) handelt.

32

betont werden kann, so sehr er auch bis jetzt verkannt wurde. Die Heterogenität der hier gegenübergestellten "Formen" ist so tief, dass man zu zwei grundverschiedenen Weltanschauungen gelangt, je nachdem die formal-ontologische (man könnte auch sagen: gegenstandtheoretische) oder die relational-technische (III.) "Form" zugrunde gelegt wird. Die beiderseitigen Form-Begriffe scheinen aber gleich ursprünglich zu sein, obwohl ihre Allgemeinheit verschieden ist [42]. Dagegen scheinen die übrigen früher gegenübergestellten Form- Inhalt-Begriffe abgeleitet und nur deswegen als Form- bzw. Inhalt-Begriffe gebildet zu sein, weil man gewisse mit der "Form" im gegenstandstheoretischen bzw. im relational-technischen Sinne zusammenhängende Momente für überhaupt ausschlaggebend für die Form hielt. Wir werden also trachten, sie aus dem Bestande der Form- bzw. Inhalt-Begriffe **auszuschließen**.

Besprechen wir dies zunächst für die "Form" im formal-ontologischen Sinne und die übrigen in Betracht kommenden "Formen". Die Form des Gegenstandes (im formal-ontologischen Sinne) ist unzweifelhaft dasjenige, was allen Verwandlungen, denen er unterliegen kann, zum Trotz, konstant unveränderlich ist, sobald er überhaupt existiert. Und ebenso: die **Form** des Gegenstandes bildet das "**Wie**" aller seiner materialen Bestimmungen. Dagegen sind die materialen Bestimmungen (das **rein Qualitative** am Gegenstande) im allgemeinen zugleich dasjenige an ihm[43], was veränderlich ist bzw. sein kann und was zugleich sein "**Was**" (im weiteren Sinne) bildet. So ist man geneigt, das **Konstante** und das **Wie** für "**Form**", dagegen das **Veränderliche** und das "**Was**" für "**Materie**" zu halten. Indessen sind die beiderseitigen Begriffe durchaus nicht etwa äquivalent (denn dass sie in haltlich verschieden sind, das glauben wir oben gezeigt zu haben). Denn nicht alles, was an einem individuellen Gegenstande konstant ist, gehört zu dessen Form, wenn man natürlich nicht von dem formal-ontologischen Formbegriffe zu einem besonderen Fall der aristotelischen Form, zu der "substantiellen Form" (das „.tt Etvm oder ·tt nv Etvm") übergeht. Ebensowenig deckt sich der Bereich dessen, was im formal-ontologischen Sinne die Materie des Gegenstandes bildet, mit dem, was an ihm veränderlich ist: Das Materiale geht weit über das Veränderliche hinaus. So ist z. B.

42 Den möglichen Einwand gegen unsere Behauptung von dem Allgemeinheitsunterschied zwischen diesen beiden Formbegriffen, dass es auch „Ganze" geben könne, deren Teile nicht „abstückbar" und somit seinsunselbständig sind, vgl. unter Kap. 11.

43 Das stimmt hinsichtlich der materiellen Bestimmung der individuellen **Natur** des Gegenstandes nicht. Infolgedessen also nur „im allgemeinen".

33

alles, was zum **Wesen** des individuellen Gegenstandes im strengen Sinne gehört, **material und unveränderlich** zugleich. Außerdem gibt es ganze Gegenstandsgebiete, deren Elemente überhaupt nichts Veränderliches an sich aufweisen und die selbstverständlich eine "Materie" im formal-ontologischen Sinne besitzen. Als Beispiel können hier die geometrischen Gegenständlichkeiten genommen werden. Und in gleichem Sinne ist nicht alles, was unter den Begriff des "Wie" fällt, Form im formal-ontologischen Sinne. So bilden z. B. die verschiedenen Seinsweisen, wie auch die Weisen der Darstellung, keine formalen Momente der Gegenständlichkeit, die existiert bzw. die zur Darstellung gelangt, wenn sie auch in manchen Fällen mit der Form des Gegenstandes in engem Zusammenhang stehen. Die Seinsunselbständigkeit z. B. ist von der Form der einem Gegenstande zukommenden Eigenschaft ganz verschieden, wenn sie auch mit ihr wesensmäßig zusammenhängt. Von den verschiedenen Bedeutungen des "Was" endlich, die wir unter IV. erwogen haben, kommt die Bedeutung (a) - "Was = Ding" – überhaupt nicht in Betracht, um mit der "Materie" im formal-ontologischen Sinne oder mit der aristotelischen Form bzw. Materie identifiziert zu werden. Dagegen umfassen die Bedeutungen (b) und (c) Gebiete, von welchen das erste einen Ausschnitt des Bereiches der aristotelischen Form bildet, indem das *„tí einai“* des Gegenstandes in den Bereich des Bestimmenden fällt – , sich aber überhaupt nicht unter den Begriff der "Materie" im formal-ontologischen Sinne unterordnen lässt, wogegen das zweite bloß einen Ausschnitt des Bereiches der formal-ontologischen Materie bildet.

So ist es unmöglich, die Begriffe der Form (bzw. der Materie) im formal-ontologischen Sinne (aber auch im aristotelischen!) mit den unter IV. und V. besprochenen Form-(Inhalt-)Begriffen auch nur den Bereichen nach zu identifizieren. Wird das Konstante bzw. das "Wie" als "Form" aufgefaßt, so bedeutet das im Grunde nur eine gefährliche Begriffsverschiebung, die zu vielen Irrtümern geführt hat. Wenn dagegen das Konstante und das "Wie" als ein von der Form grundverschiedenes, aber manchmal ihr anhaftendes Moment aufgefaßt wird, dann können die diesbezüglichen Begriffe nicht bloß verwendbar, sondern zu vielen Begriffsbestimmungen sehr nützlich und unentbehrlich sein.

Nicht anders verhält es sich mit der Beziehung zwischen der Form im formal-ontologischen Sinne und der Form als der Gesetzlichkeit von etwas. Gewiss, gäbe es in den Gegenständen keine Form im formalontologischen

Sinne, so würde es nicht bloß viele Gesetzmäßigkeiten (eben die formalen) nicht geben, sondern es wäre vielleicht überhaupt

34

keine Gesetzlichkeit möglich. Darf man aber Form und Gesetzlichkeit überhaupt identifizieren? An der Gesetzlichkeit ist mindestens zweierlei zu unterscheiden: einerseits ein Notwendigkeitszusammenhang zwischen den Gliedern der Gesetzlichkeit (der Gesetzmäßigkeit) [44], andererseits aber die in dem ersten gründende Wiederholbarkeit des gesetzmäßigen Tatbestandes. Ein Notwendigkeitszusammenhang kann aber entweder ein Zusammenhang im Zusammensein – wie z. B. die Gleichseitigkeit und die Gleicheckigkeit im Dreieck – oder eine Abhängigkeitsbeziehung in der Veränderung sein, wenn z. B. entweder ein Element A von dem Eintreten eines anderen Elements B oder eine ganze Verlaufsreihe von einer anderen Verlaufsreihe abhängig ist. Im letzteren Falle gibt es eine Konstanz der Verlaufslinie bei der Wiederholung der gesetzmäßig geordneten Erscheinungen bzw. Ereignisse. Diese Konstante der Verlaufslinie bzw. die Dieselbigkeit der zusammenhängenden und in vielen Einzelfällen auftretenden Elemente oder Momente bilden den Grund, weswegen man die Gesetzlichkeit als Form behandelt, sobald einmal die Form mit dem Konstanten im Gegenstande identifiziert wird. Eine im formal-ontologischen Sinne geformte Gegenständlichkeit (bzw. ein ganzes Seinsgebiet, eine Welt) braucht durch die Tatsache des Geformtseins allein noch nicht in dem Sinne gesetzlich geregelt zu sein, dass sich eine und dieselbe Verlaufslinie der Vorgänge oder .ein Zusammenbestehen derselben Momente mehrmals wiederholt. Die "materiale" Bestimmung der Gegenstände könnte immerfort neu sein, so sehr sie auch in dem Sinne gesetzlich geregelt sein könnte, dass ein Notwendigkeitszusammenhang im Zusammensein der materialen Momente der Gegenstände herrschte. Die Gegenstände würden dann immer nur je in einem Exemplar auftreten, es würde sich nichts wiederholen. Aber auch ein Notwendigkeitszusammenhang im Zusammensein braucht nicht notwendig in der Form eines Gegenstandes (im formal-ontologischen Sinne) zu gründen:

Es könnte Gegenstände geben, die in diesem Sinne geformt und doch derartig material bestimmt wären, dass gar nichts in ihrer materialen Bestimmung mit anderen Momenten dieser Bestimmung zusammenbestehen müsste: alles wäre "zufällig" und doch geformt. Mit anderen Worten: Notwendigkeitszusammenhänge sowohl im Zusammensein als auch im Veränderungsverlauf gründen im allgemeinen nicht in der

[44] Dieser Notwendigkeitszusammenhang kann verschiedener Art sein: entweder ein in den reinen Wesenheiten gründender, also ein apriorischer, unbedingter, oder ein durch das faktische Sein der Glieder des Zusammenhanges bedingter, also ein empirischer.

35

Form, sondern in der Materie der Gegenstände, soweit es sich um Notwendigkeitszusammenhänge handelt, die nicht selbst "formal" sind, d. h. nicht zwischen den Formmomenten selbst bestehen. Aber auch dort, wo es sich um formale Gesetzlichkeiten handelt, bestehen dieselben nicht deswegen, weil ihre Glieder Form von etwas sind, sondern, weil sie eben eine solche Form ist. Oder noch anders gesagt: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der "Form" im aristotelischen Sinne und der Gesetzlichkeit, und zwar gibt es manche (und durchaus nicht alle) aristotelische Formen, die eine Gesetzlichkeit mit sich führen. Gäbe es andererseits keinerlei Geformtsein im formal-ontologischen Sinne, so gäbe es auch keine Gesetzlichkeiten, da ein Gesetz nur zwischen geformten Gliedern bestehen kann. So ist jedenfalls Form im formal-ontologischen und im aristotelischen Sinne nicht mit der Gesetzlichkeit zu identifizieren: Gesetzlichkeiten sind keine Formen der Gegenstände, zwischen welchen sie bestehen. Sie ergeben sich nur in manchen Fällen aus aristotelischen Formen. So ist es besser, das Wort "Form" bei Gesetzlichkeiten überhaupt zu vermeiden, wie es auch ratsam ist, von "Gliedern" der Gesetzmäßigkeit, statt vom "Inhalt", zu sprechen. Wohl ist es aber gestattet, von formalen und materialen Gesetzmäßigkeiten zu sprechen. Formal ist nämlich eine Gesetzmäßigkeit, wenn sie zwischen Formen von etwas besteht oder in ihnen gründet, material dagegen, wenn sie sich aus materialen Eigentümlichkeiten der Gesetzlichkeitsglieder ergibt, bei des im formalontologischen Sinne genommen.

Um die Beziehung zwischen dem formal-ontologischen Formbegriff und dem unter VI. besprochenen Formbegriff erschöpfend aufzuklären, muss man noch den Fall in Betracht ziehen, in welchem eine Form mit der in einer Gesetzlichkeit gründenden Gestalt ("Ordnungseinheit") identisch ist. Offenbar ist diese " Form " tatsächlich ein materiales Moment und steht damit im radikalen Gegensatz zur Form im formalontologischen Sinne. Wird sie in ihrer Bestimmungsfunktion für einen Gegenstand genommen, dann bildet sie einen Spezialfall der Form im aristotelischen Sinne. Beachtenswert ist es aber, dass sie nicht mit Rücksicht auf den aristotelischen, sondern auf den handwerklich-technischen Formbegriff "Form" genannt wird. Die einen Gegenstand bestimmende Gestalt wird nämlich ursprünglich in dem engen, räumlichen Sinne genommen, und zwar als Raumbegrenzung von etwas, welche dieses Etwas als dessen Oberfläche um faßt bzw. umschließt. Die Raumumschließung aber kann z. B. durch Herstellung eines Abgusses wiedergegeben werden und wird dann zur Bildung anderer Gegenstände von derselben räumlichen Gestalt verwendet.

36

Dieser "Abguß" wird jetzt "Form" genannt: Er übt die Funktion des Prototyps, des Umschließens von etwas und endlich des (in diesem Falle realen, technischen) Bestimmens alles dessen, was mittels dieser "Form" hervorgebracht werden kann. So ist es verständlich, wie es zur Bildung des Begriffes der "Form" als einer in einer Gesetzlichkeit fundierten Gestalt gelangt. Trotz ihres ausgesprochen materialen (qualitativen im weitesten Sinne) Charakters wird sie aus den eben angegebenen Gründen als "Form" aufgefaßt. Dabei spielt noch der Umstand eine Rolle, dass (bei der ursprünglichen Einengung der "Gestalt" auf räumliche Gestalt) räumliche Momente, im Gegensatz zu den sinnlichen Qualitäten der raumerfüllenden Dinge, als qualitätslos aufgefaßt werden und damit als etwas der "Form" im formal-ontologischen Sinne Verwandtes empfunden werden.

Bei allen diesen Begriffsverschiebungen, die da vollzogen werden, ist es klar, dass der Begriff der Form als einer in einer Gesetzlichkeit gründenden Gestalt
1. unter den Begriff der Materie im formal-ontologischen Sinne fällt und somit den Begriff einer besonderen Materie bildet,
2. dass er kein allgemeiner Begriff ist, wie es die beiden grundlegenden (der formal-ontologische und der aristotelische) Begriffe sind,
3. dass er zwar in seiner Fassung ein berechtigter Begriff ist, dass man ihn aber, um Vermengungen mit den anderen Formbegriffen zu vermeiden, lieber mit einem ganz anderen Namen bezeichnen soll.
Aus diesen Gründen verwenden wir eben den Ausdruck "**Gestalt**", wobei wir ihn in einem allgemeineren, nicht bloß räumlichen Sinne verstehen und auf die Fundierung der Gestalt in einer Gesetzlichkeit Bezug nehmen. Einen Spezialfall der "Gestalt" bildet einerseits die räumliche Gestalt, andererseits aber alle in unmittelbarer Anschaulichkeit erfaßbaren, qualitativen Gestalten, worunter die "harmonische" Gestalt eine besonders ausgezeichnete Stelle einnimmt. Endlich ist noch der ganz spezielle, handwerklich-technische Begriff der "Form" als eine "Schablone" für sich zu beachten.

Zum Schluss sei noch auf eine Beziehung zwischen den verschiedenen Form-Inhalt-Begriffen hingewiesen, und zwar auf die Beziehung zwischen der "Materie" (Inhalt) im Sinne der Teile eines Ganzen und der "Materie" im Sinne des Rohstoffes. Wir haben oben auf den technischen Ursprung jenes Inhalt-Begriffes hingewiesen, der die Auswahl bzw. den Gesamtbestand der Teile eines Ganzen bezeichnet. Technischen Ursprungs ist aber auch der Begriff des Rohstoffes und der ihm gegenübergestellten "Form", als dessen, was aus einem Rohstoff hergestellt

37

wird. Beachtet man, dass Teile eines Ganzen oft als Stücke des "Baumaterials" genommen werden, so ist die Verwandtschaft der beiden Begriffe und ihr technischer Ursprung noch deutlicher. Die Gestalt dieser Stücke wird dabei oft von untergeordneter Bedeutung, da sie nach der Einfügung der Teile in das betreffende Ganze sowieso verschwindet bzw. verdeckt wird. So spielen lediglich die für das betreffende Material charakteristischen Eigenschaften – "Ziegelstein", "Eisen", "Holz" und dgl. mehr – eine Rolle für das aufzubauende Ganze. "Teile" werden zur Stoffpartikeln. So ist es klar, warum man Teile für "Materie" und "Materie" für Stoff oder Rohstoff hält.

Drei Paare grundlegender ontischer Begriffe der Form und des Inhalts (Materie)

Was die hier **ausgeschiedenen erkenntnistheoretischen Begriffe** der Form und des Inhalts betrifft, so werden wir noch später Gelegenheit finden, sie näher zu besprechen und in Beziehung zueinander und zu den übrigen Form-Inhalt-Begriffen zu setzen. Vorläufig schließen wir unsere essentiale Betrachtung der Form bzw. des Inhalts mit folgendem Ergebnis: Wir erhalten drei Paare grundlegender ontischer Begriffe der Form und des Inhalts (Materie), von denen freilich das letzte Paar keine absolut allgemeinen Begriffe enthält:

I. die formal-ontologischen Begriffe:
Form I = das radikal Unqualitative als solches, in dem das Qualitative im weitesten Sinne steht,
Spezialfall I: das Bestimmen von etwas,
Spezialfall II: das **Subjekt von Bestimmungen** ("Träger", "Substanz") und dgl. mehr[45],
Materie I = das Qualitative im weitesten Sinne;

II. die aristotelischen Begriffe:
Form II = das Bestimmende als solches (flOQ<P~),
Spezial fall I: Eigenschaft von etwas („:7tOLOV dVaL")
Spezialfall II: Die **Natur** von etwas (das ,,.rt EIVaL")
Spezialfall III: Das Wesen von etwas (das" TO TL ~v EIVaL ")48;

45 Diese beiden Spezialfälle erschöpfen natürlich nicht alle möglichen Abwandlungen der Form I. Es sind nur die bei den relativ am besten bekannten Formen, obwohl gar nicht hinreichend geklärt. Die Aufdeckung vieler anderer Formen I – die z. T. in der kantischen Kategorientafel enthalten sind – bildet eben die Aufgabe der formalen Ontologie. Ob es abgeleitete Formen gibt, die sich aus den ursprünglichen deduzieren ließen, das ist eine weitere Aufgabe, deren Lösung hier nicht vorauszusehen ist.

46 Genauere Aufklärung der verschiedenen Formen I und 11 findet sich im Kapitel VIII.

38

Materie II = a) das in sich jeder Bestimmung Bare, aber der Bestimmung Unterliegende,
b) das der (weiteren) Bestimmung Unterliegende.
Spezialfall der Materie II b: das seiner **Natur** nach qualitativ **bestimmte Subjekt von Eigenschaften**;

III. die relational-technischen Begriffe:
Form III: Anordnung der Teile eines Ganzen, Spezialfall der Form III: "organische Form",
Materie III: Bestand der Teile eines Ganzen.

Die übrigen der von uns unterschiedenen ontischen Form- und Materie-Begriffe betreffen Gegenständlichkeiten, die nur im übertragenen oder uneigentlichen Sinne "Form" bzw. "Materie" (Inhalt) genannt werden. Wo wir diese Begriffe in der Zukunft verwenden, werden wir sie unter anderen, oben angedeuteten Namen gebrauchen.

1.3 § 36. Das Problem des Zusammenhanges zwischen der Form und der Materie

In den Betrachtungen über Form und Materie stoßen wir oft auf die Behauptung, es bestehe zwischen ihnen eine innige Einheit. Was für eine "Einheit" das aber sein soll, wird nicht näher untersucht. Es wird lediglich ihre besondere "Innigkeit" betont und auf ihre gegenseitige Untrennbarkeit voneinander hingewiesen. Diese Untrennbarkeit führt manche Forscher zu dem unerwarteten Schluss, man solle auf die Unterscheidung von Form und Materie überhaupt verzichten[47]. Besonders auf dem Gebiete der Ästhetik und der Theorie der Literatur (Poetik) macht sich diese Tendenz fühlbar. Merkwürdigerweise nennen sich dann die Vertreter dieser Ansicht "Formalisten". Nach unseren essentialen Betrachtungen der Form und der Materie muss es klar geworden sein, dass alle derartigen Behauptungen solange keinen wissenschaftlichen Sinn haben, als die in ihnen auftretenden Begriffe der Form und der Materie nicht von den ihnen anhaftenden Vieldeutigkeiten gereinigt werden und es nicht angegeben wird, welcher von den hier unterschiedenen Begriffen dabei in Erwägung gezogen wird.

47 Freilich werden sie zu dieser Ansicht aus dem Grunde getrieben, weil sie die Vieldeutigkeit der Begriffe »Form" und »Inhalt" fühlen; statt zu versuchen, dieselbe durch positive Analyse zu beseitigen, wählen sie den viel bequemeren Weg, auf die Unterscheidung zwischen Form und Inhalt überhaupt zu verzichten.

39

Aber auch wenn dies geschehen wäre, bliebe die Behauptung über die "Einheit" von Form und Materie solange nicht eindeutig, als nicht gesagt wird, was für eine Einheit zwischen "Form" und "Materie" (in einem der unterschiedenen Sinne) bestehen soll. Denn es gibt verschiedene Typen der Einheit zwischen zwei (oder mehreren) Gegenständlichkeiten. Da für unsere Betrachtungen wenigstens einige von diesen Typen bedeutsam sind, werden wir diesem Thema einige Bemerkungen widmen. Wir wollen hier folgende vier Typen der Einheit betrachten:
1. die tatsächliche Einheit,
2. die wesensmäßige Einheit,
3. die funktionelle Einheit und endlich
4. die "harmonische" Einheit zwischen zwei Gegenständlichkeiten a und b. Natürlich lassen sich die da bestimmten Begriffe auf eine größere Anzahl von zusammen bestehenden Gegenständlichkeiten übertragen.

1. Die tatsächliche Einheit (eines „Ganzen“)

Zwischen zwei Gegenständlichkeiten a und b besteht eine tatsächliche Einheit, wenn sie zusammen so zu einem **Ganzen** "verbunden" sind, dass sie zwar in ihm zusammen bestehen, es aber nicht tun müssen, und dass sie durch die Tatsache des Zusammenbestehens nicht wesentlich oder überhaupt nicht verändert werden. Das aus ihnen gebildete **Ganze** braucht dabei nicht notwendig der Art zu sein, dass es durch keine weiteren "Elemente" ergänzbar sein oder nicht selbst Glied eines umfangreicheren Ganzen bilden dürfte.

Diese "tatsächliche", relativ lose und jederzeit auflösbare Einheit zwischen zwei (oder mehreren) Gegenständlichkeiten besteht z. B. unter den **"Teilen" (Bestandteilen) einer Maschine**, wenn sie tatsächlich in sie "eingebaut" (einmontiert) sind und die Maschine funktionsfähig ist. Zwar sind da die Bestandteile der Maschine oft sehr fest aneinander gebunden, so dass die Maschine eben eine "Einheit" ist, ein Ganzes, das von selbst nicht

auseinander fällt, weil die Teile aneinander festgebunden sind, aber sie können jederzeit aus dem Ganzen der Maschine herausgenommen und lose nebeneinander gelegt werden. Geschieht dies wirklich, dann hören sie auf, eine Maschine (z. B. eine Uhr) zu bilden: die Einheit der letzteren besteht nicht mehr, und es gibt dann auch keine Maschine mehr, sondern lediglich einen Haufen für sich bestehender Dinge. Diese Dinge sind dann aber schon keine Bestandteile der Maschine im strengen Sinne mehr, obwohl man es ihnen ansieht, dass sie es sein können. Denn sie sind in ihrer Gestalt und in anderen Eigenschaften einander angepasst. Sie existieren nicht bloß weiter, nachdem sie "lose" nebeneinandergelegt worden sind, sondern sie haben sich auch dadurch nicht merklich verändert. Natürlich,

40

sieht man genauer zu, so ist die Art ihres Zusammenseins doch nicht völlig bedeutungslos; indem sie z. B. auf eine andere Weise im Raume nebeneinandergeordnet sind, haben sich manche ihrer physikalischen Eigenschaften infolge einer anderen Lagerung im Gravitationsfelde etwas geändert. Aber diese Änderungen haben doch keinen wesentlichen Einfluss auf ihren Fortbestand. Dasselbe betrifft einzelne Stücke irgendeines materiellen Stoffes – Stein, Eisen und dgl. mehr – , in die ein "gestaltloser Klumpen irgendeines Stoffes infolge eines Zusammenstoßes zerschlagen wird. Früher waren sie so nahe aneinander gedrängt (gepreßt), dass sie z. B. infolge der Kohäsionskräfte fest zusammenhielten, während sie jetzt "lose" nebeneinander liegen und deswegen der Einwirkung verschiedener Kräfte und Substanzen ausgesetzt sind, die ihr früheres Zusammenhalten ausschloß. Obwohl geändert, existieren sie aber als abgetrennte "Stücke" weiter, nur das früher bestehende Ganze – der Eisenklumpen – existiert nicht mehr, und an seiner Statt gibt es jetzt einen "Haufen" von Eisenstücken. Die Einheit des Ganzen einer Maschine – bzw. der dieselbe zusammensetzenden Bestandteile - ist vom rein physikalischen Standpunkt aus ganz dieselbe wie die des Steinklumpens. Und auch als tatsächliche Einheit besteht sie in beiden Fällen ohne Unterschied. Trotzdem unterscheidet sich die Einheit der Maschine von derjenigen des Steinklumpens, indem sie eine "sinnvolle" Einheit ist: das Zusammenbestehen der aneinander gebundenen Bestandteile ermöglicht eine zweckmäßige "einheitliche" Leistung der Maschine, welche bei einem Eisenklumpen überhaupt nicht in Frage kommt. In Hinblick darauf ist das Zusammenbestehen der Bestandteile einer Maschine ein "Zusammengehören ". Die Existenz eines jeden Bestandteils ist kein bloßes Bestehen, sondern zugleich ein zweckhaftes Erfüllen einer Funktion im Rahmen der einen Leistung der Maschine. Im Zusammenhang damit ist aber nicht ein beliebiges "Stück" des Stoffes (des "Materials"), aus dem die Maschine aufgebaut ist, ein "Bestandteil" derselben. Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Auseinanderlegen einer Maschine in einzelne Bestandteile – z. B. in einzelne Räder, Stangen, Achsen und dgl. mehr –, die aneinander angepasst und in der Zusammenfügung eben ihre Teilfunktion im Ganzen der Maschine zu erfüllen haben, und dem Zerschlagen der Maschine in "Bruchstücke", die "sinnlos" sind und die auch damals, als sie im "Leibe" der Maschine noch nicht als "Bruchstücke" verkörpert waren, keine eigene Funktion zu erfüllen hatten. Als zusammengefügte, "aneinandergekittete" Bruchstücke würden sie sogar die Funktion des entsprechenden Bestandteils, in den sie eingehen

41

würden, wesentlich stören, wenn nicht überhaupt unmöglich machen. Es zeigt sich also, dass schon in einer Maschine der "Sinn" ihres Ganzen die Auswahl ihrer Bestandteile, die besonderen Eigenschaften derselben und ihre gegenseitige Anpassung und Anordnung von vornherein vorschreibt. Die Einheit der Maschine als eines zweckhaften Leistungswerkzeugs ist nicht bloß eine tatsächliche, sondern zugleich eine "Leistungseinheit", aber die letztere schließt die Tatsächlichkeit der Einheit ihrer Teile nicht aus.

2. Die wesensmäßige Einheit (eines „Ganzen“)

Zwischen zwei Gegenständlichkeiten *a* und *b,* die ein **Ganzes** bilden, besteht eine wesensmäßige Einheit, wenn sie nicht bloß zusammengebunden sind, sondern auch ihrem formalen und materialen Wesen nach nicht voneinander abgelöst werden können: *a* kann nicht anders denn in "Verbindung" mit *b* existieren (eventuell auch umgekehrt). Die beiden eine wesensmäßige Einheit bildenden Gegenständlichkeiten sind ein- oder gegenseitig aufeinander **seinsunselbständig**, wie z.B. die konkrete Ausbreitung und die konkrete Farbigkeit einer farbigen Oberfläche eines Dinges; ihre Seinsunselbständigkeit erschöpft aber ihr wesensmäßiges "Einheits-Sein" noch nicht. Das ist sozusagen nur eine – und zwar die existentiale – "Seite" einer derartigen Einheitsbildung. Es bleibt aber noch die andere, eben die formale Seite ihres Einheitsseins, übrig, in der sich erst die Innigkeit ihres Zusammenseins ausprägt. Bei der "losen", tatsächlichen Einheit, z. B. zwischen zwei Bestandteilen einer Maschine, hat jeder von ihnen sozusagen seine eigenen Grenzen, obwohl sie an ihrer (Teil-)Begrenzung oft sehr eng aneinandergefügt, eng angelegt werden. Es kommt sogar manchmal zur Deckung der beiderseitigen (Teil-) Begrenzungen, aber die Grenze zwischen ihnen bleibt nichtsdestoweniger vor ha n den. Das ist auch die unentbehrliche Bedingung dessen, dass die Bestandteile einer Maschine "auseinandergelegt" werden können, um dann als ge-

trennte und in der Abtrennung voneinander gegenseitig abgeschlossene Ganzheiten weiterzubestehen. Diese Abgeschlossenheit ist nichts anderes als sozusagen die sichtbar gewordene Begrenzung des Bestandteils. In der wesensmäßigen Einheit zweier Gegenständlichkeiten sind die miteinander zusammenseienden Gegenständlichkeiten nicht voneinander "abgegrenzt". Es ist nicht eine nur unsichtbar gewordene, zur Deckung gebrachte Grenze zwischen ihnen vorhanden, sondern es liegt da ein merkwürdiges Miteinanderzusammenhängen, Miteinanderverfließen vor, so dass eine Grenze zwischen ihnen überhaupt nicht möglich ist. Wohl sind sie (z. B. Ausbreitung

42

und Farbigkeit in concreto) voneinander verschieden, aber ihre Verschiedenheit ist nicht die zweier voneinander abgeschlossener Seinssphären, sondern ist rein qualitativ: bei Verschiedenheit der Materie I liegt da eine ihnen beiden gemeinsame, sie beide umspannende Form I vor. Die Rede von zwei "Gegenständlichkeiten", die miteinander "verbunden" seien, ist da eigentlich unpassend. Es liegt da nur eines und selbes vor, das farbig, in dem es ausgebreitet, und ausgebreitet, indem es farbig ist. Die den qualitativ verschiedenen Materien I gemeinsame Form I ist das Sich-gegenseitig-Ergänzen und in diesem Sich-Ergänzen auch das Sich-näher-Bestimmen. Und die Materien I ergänzen sich gegenseitig, weil sie auf eine ganz bestimmte Weise (in einer ganz bestimmten Richtung) ergänzungsbedürftig sind und in dieser sozusagen gegenseitig orientierten Ergänzungsbedürftigkeit aufeinander angewiesen sind. Das Sich-näher-Bestimmen ist aber nicht von der Art des für die Eigenschaft charakteristischen Bestimmens des Gegenstandes. Weder hat die Farbigkeit die Eigenschaft der Ausbreitung, noch ist die Ausbreitung farbig. Sie fügen sich nur zu einem Ganzen zusammen. Natürlich "geschieht" dies in diesem Falle nur unter gleichzeitiger Mithilfe einer bestimmten Farbenqualität (also z.B. der "Röte" einer ganz bestimmten Nuance und von bestimmter Helligkeit und Sättigung) und eventuell auch anderer Qualitäten, bis die Ergänzungsbedürftigkeit aller dieser Qualitäten voll gestillt wird.

Es ist aus wesentlichen Gründen kaum möglich, die Innigkeit der wesensmäßigen Einheit der in Betracht kommenden Qualitäten zu beschreiben, da die begrifflichen Bestimmungen immer entweder die Einheit des Ganzen oder im Gegenteil die Verschiedenheit der geeinten Materien I zu scharf hervorheben, während wir es hier mit etwas zu tun haben, was gewissermaßen zwischen diesen Gegensätzen liegt und sie beide bis zu einem gewissen Grade, aber nicht in der radikalen Einseitigkeit und Schärfe, in sich birgt. Man könnte da vom Zusammenfließen, vom Sich-Verschmelzen der Materien und dgl. mehr sprechen, aber das sind nur gewisse bildhafte Ausdrücke, welche die primitive, nicht nachahmbare Art des Zusammenseins der Materien nicht wiederzugeben imstande sind. Und doch ist gerade dieses ursprüngliche Zusammensein, z. B. der Farbigkeit, der Farbenqualität und der Ausbreitung, dasjenige, was uns in unmittelbarer Erfahrung das am besten Bekannte ist. Es ist nicht so, als ob wir die reinen Qualitäten für sich betrachten könnten, um dann sozusagen den Vorgang des sich gegenseitigen Modifizierens 'in ihrem Zusammensein zu verfolgen,

43

sondern umgekehrt ist ihr – wenn man so sagen darf – modifizierter Zustand ursprünglich gegeben, und es sind erst die Wege zu suchen, um die Qualitäten in ihrer absoluten Reinheit zu erfassen. Die reinen Qualitäten – die reine Farbigkeit, die reine Röte, die reine Ausbreitung – wie sie in ihrer Reinheit sein würden, wenn sie streng für sich und nicht in der Verschmelzung mit anderen Materien I existierten – werden von uns nur in **abstraktiver** Einstellung geahnt, indem wir einen von uns nie bis ans Ende vollzogenen Versuch unternehmen, sie zu Abhebung in dem Ganzen zu bringen, in welchem sie ursprünglich untertauchen. Für die heterogenen Materien I, die aufeinander seinsunselbständig bzw. ergänzungsbedürftig sind, ist ihr Zusammensein in der Einheit eines Ganzen und ihr Umfaßtsein durch eine Form I so wesensmäßig, dass ihre reine Gestalt nur die ideelle Grenze ist, nach welcher sie konvergieren, aber die sie in concreto nie erreichen können. Und nur indem wir uns bei ihrer Betrachtung im konkreten Zusammensein abstraktiv auf diese Grenze einstellen, um die reinen Qualitäten für sich herauszuschauen, deutet sich uns diese Grenze als der Häufungswert einer unendlichen Menge von Abwandlungen zusammengehöriger Materien I an, welche wir abstraktiv variieren lassen. Das Merkwürdige aber ist es gerade, dass diese Variation sich bei der wesensmäßigen Einheit als durchaus möglich erweist. Diese "Variation" ist noch in verschiedenem Sinne zu verstehen. Entweder kommt es in einem individuellen Falle bei der Einhaltung der Farbigkeit und der Farbenqualität zu einer wirklichen (effektiven) Veränderung der Ausbreitung, oder wir haben es mit einer Mannigfaltigkeit von Fällen zu tun, in welchen die Farbigkeit und die Farbenqualität überall gleich sind, während die Ausbreitung verschiedenartig ist. Endlich können wir lediglich den Versuch machen, den einen in der wesensmäßigen Einheit eines unveränderten Ganzen auftretenden Faktor in *fictione* frei variieren zu lassen. Freilich scheint diese dritte Weise der "Variation" die am meisten unsichere zu sein und zu möglichen Täuschungen zu führen. Tatsächlich können wir sie aber nicht entbehren, und zwar auch in den beiden übrigen Fällen, in welchen wir immer nur relativ wenige Fälle vor uns haben, während die dazwischenliegenden Glieder effektiv nicht vorhanden sind. Da sind wir also genötigt, die dritte Weise der nur vorstellungsmäßigen "Variation" in Gang zu bringen, um die Übergänge mitzuerfassen. Es mag hier dahingestellt sein,

ob die Gefahr einer Täuschung wirklich sehr groß ist und ob sie sich beseitigen lässt. Rein ontologisch ist es momentan nur wichtig, dass

44

bei der hier erwogenen wesensmäßigen Einheit das Konstantbleiben eines Faktors bei einer streng geregelten Verwandlung der übrigen mit ihm zusammenseienden Faktoren möglich ist, und dass es gerade dieses Konstantbleiben ist, das uns im Grenzfalle die reinen Materien I zu erfassen erlaubt. Es kann dabei noch verschiedene Fälle geben. Entweder ist die Variation des einen Faktors beim Konstantbleiben der übrigen vollkommen frei, oder sie liegt nur innerhalb gewisser Grenzen vor, die nicht überschritten werden dürfen, wenn der andere Faktor nicht auch der Veränderung oder gar der Vernichtung unterliegen soll. Dies alles im einzelnen zu untersuchen, gehört schon zu den Aufgaben der materialen Ontologie.

3. Die funktionelle Einheit (eines „Ganzen")

Die funktionelle Einheit zwischen zwei Gegenständlichkeiten, oder besser gegenständlichen Momenten, bildet einen aufgezeichneten Spezialfall der wesensmäßigen Einheit. Sie besteht dort, wo zwei Momente *a* und *b* nicht bloß wesensmäßig miteinander "verbunden" sind, sondern wo außerdem eine "funktionelle" Abhängigkeit zwischen ihnen besteht. Diese "funktionelle" Abhängigkeit beruht darauf, dass die Veränderung des einen Faktors eine bestimmt geregelte Veränderung des anderen mit ihm vereinten Faktors nach sich zieht. Diese Veränderung kann entweder eine effektive Veränderung eines individuellen Falles sein oder in einer Mannigfaltigkeit von diskreten individuellen Fällen zur Darstellung gelangen, wo sie dann nur eine Zuordnungsabhängigkeit ist, oder endlich in analytischer Betrachtung nur als eine "Variation" *in fictione* gezeigt werden. Zwischen welchen qualitativen Beständen die funktionelle Einheit auftritt und welche Gesetzmäßigkeiten sich da in den einzelnen Fällen aufweisen lassen, dies zu untersuchen, gehört zu den Aufgaben der materialen Ontologie. So kann hier nur auf einige Beispiele hingewiesen werden, deren Wesensmäßigkeitscharakter materialontologisch zu erweisen ist.

Nehmen wir z. B. die Beziehung zwischen der Qualität der Farbe (im engen, farbentheoretischen Sinne) und ihrer Helligkeit in Betracht. Es zeigt sich da vor allem, dass die Qualität der Farbe – z. B. eine bestimmte Rotnuance – nicht ohne irgendeine Helligkeit der Farbe auftreten kann, so dass die betreffende Farbe bloß qualitativ bestimmt wäre, aber keine Helligkeit überhaupt aufwiese. Wenn wir zu den Qualitäten der sogenannten "bunten" Farben auch diejenigen der "neutralen" hinzu rechnen und den Begriff der Farbenqualität auf diese letzteren

45

erweitern[48], so gilt dasselbe Gesetz umgekehrt auch von der Helligkeit: es kann keine Helligkeit der Farbe auftreten, ohne mit einer Farbenqualität in der Einheit des **Ganzen** einer konkreten Farbe „verbunden" zu sein. Es kann keine bloß auf eine bestimmte Weise helle, aber zugleich qualitätslose Farbe geben. Bei einer und derselben Nuance der Farbenqualität kann die Helligkeit noch variieren, so dass die daraus resultierende volle Gesamtbestimmung der Farbe sich wesentlich ändert. Unterwerfen wir aber umgekehrt die Qualität der Farbe der kontinuierlichen Variation vom reinen Rot über das Gelb, Grün, Blau bis ins Violett - und zwar bei konstanter Entfernung aller dieser Qualitäten vom reinen Weiß -, so variiert im Zusammenhang damit auch die Helligkeit der entsprechenden Farben, wobei die größte Helligkeit bei reinem Gelb und die kleinste bei reinem Blau liegt. Den Übergangsqualitäten der Farben entsprechen Übergangsgrade der Helligkeit, so dass sich da eine strenge Zuordnung der beiden Variationsreihen ergibt, was nicht ausschließt, dass eine und dieselbe Helligkeit noch zwei verschiedenen Qualitäten zugeordnet werden kann. Und die Variation der Helligkeit bildet hier keine selbständige Erscheinung, sondern ergibt sich wesensmäßig aus der spezifischen Eigentümlichkeit der betreffenden Farbenqualität. Diese Variation ist auch keine bloße »empirische" Zufälligkeit – wie die positivistisch eingestellten Forscher vielleicht zu sagen geneigt wären –, sondern es besteht hier die wesensmäßig einsehbare Notwendigkeit einer bestimmten Änderung der Helligkeit, sobald sich die Farbenqualität ändert. Die Röte ist in der Eigentümlichkeit ihrer Qualität so geartet, dass sie dunkler als das entsprechende Gelb ist und heller als das entsprechend gewählte Blau. Ob dies beim konkreten Vorgang der Farbenempfindung seinen empirischen Grund in diesen oder jenen Eigenschaften der Lichtwelle bzw. in entsprechenden Eigenschaften des physiologischen Prozesses hat, wie es die physikalisch-physiologische Theorie will, soll hier natürlich nicht bestritten werden. Denn dies ändert an der Wesenstatsache des bestimmt geregelten Zusammenhanges zwischen der Qualität und der Helligkeit der Farbe gar nichts. Diese Wesenstatsache ist auch von dem empirischen physikalisch-physiologischen Wege, auf dem wir den Zugang zu derartigen Qualitäten erlangen, ganz unabhängig. Sie bildet

[48] Gewöhnlich tut man es nicht, weil man die Helligkeit der Farbe fälschlich mit der sogenannten „Weißkomponente" der Farbe identifiziert. Aber wie das reine Weiß nicht die Helligkeit und das reine Schwarz nicht die Dunkelheit ist; so liegt auch kein Grund vor, in dem Weiß oder

in der Schwärze keine »Qualität" der Farbe zu sehen.

46

auch die Voraussetzung der diesbezüglichen physikalischen Theorie, welche zu erklären hat, aus welchen physikalisch-physiologischen Gründen es bei bestimmt gearteten psycho-physischen Subjekten zur Erscheinung bestimmter Farbenqualitäten kommt. Der Wesenszusammenhang zwischen der Farbenqualität und der Helligkeit der Farbe bildet ein einfaches Beispiel einer funktionellen Einheit zwischen entsprechend gewählten Momenten.

Nicht überall aber, wo mit der Variation des einen Faktors auch eine bestimmte Variation eines anderen Faktors eintritt, lässt sich die wesensmäßig notwendige Zugehörigkeit der beiden Variationsreihen einsehen. Nehmen wir z. B. die Erscheinungen des gleichzeitigen Farbenkontrastes in Betracht, so finden wir zwar, dass bei der Änderung der Farbenqualität eines auf neutralem Hintergrunde liegenden Farbenfleckes dieser Hintergrund auch eine Änderung hinsichtlich der Qualität der Kontrastfärbung erfährt. Es ist aber in diesem Falle weder einzusehen, dass es überhaupt zu der Kontrasterscheinung kommen muss, sein Auftreten ist somit eine rein empirische Tatsache, noch aber, dass z. B. die zur Röte zugehörige Kontrasterscheinung gerade in einer gründlichen Abfärbung des neutralen Hintergrundes bestehen muss. Die einander empirisch zugeordneten zwei Variationsreihen der kontrastierenden Erscheinungen bilden weder eine wesensmäßige noch eine funktionelle Einheit. Weder das bloße Auftreten noch die besondere Qualität der Kontrastfarbe ist in der Qualität der den Kontrast hervorrufenden Farbe irgendwie begründet. Wenn die physiologischen Theorien beides zu erklären suchen, so hat dieser Begründungsversuch eine ganz andere Rolle als die Zurückführung der Helligkeit auf die Energie des Wellenvorgangs. Die wesensmäßige Zugehörigkeit einer bestimmten Helligkeit zu einer bestimmten Farbenqualität ist im Grunde in sich viel verständlicher als die Zugehörigkeit einer bestimmten Energie zu einer bestimmten Wellenlänge: im ersten Falle haben wir es mit einem einsichtigen, in den Materien der zusammengehörigen Faktoren gründenden Wesenszusammenhang zu tun, im zweiten dagegen mit einer rein empirischen Tatsache, die im Prinzip ganz anders sein könnte. Sie erklärt also das Bestehen der funktionellen Einheit zwischen der Farbenqualität und der zugehörigen Helligkeit dieser Farbe gar nicht. Dagegen würden die physiologischen Theorien des Sehprozesses – wenn sie wahr wären – die an sich unverständliche Tatsache des gleichzeitigen Farbenkontrastes auf Tatsachen zurückführen, die ihr Auftreten verständlich machen würden. Jedenfalls ist in diesem Falle der Versuch einer physiologischen Erklärung durchaus nötig,

47

und zwar gerade deswegen, weil zwischen den Kontrasterscheinungen keine wesensmäßige Einheit besteht.

4. Die harmonische Einheit (eines „Ganzen“)

Zwischen zwei Gegenständlichkeiten (materialen Momenten) *a* und *b* besteht die harmonische Einheit, wenn sie zwar nicht zusammen sein müssen, aber tatsächlich in der Einheit eines **Ganzen** zusammen existieren, ihr Zusammenbestehen zieht das Auftreten einer dritten Gegenständlichkeit (Moment) *c* in demselben Ganzen notwendig nach sich, die sie beide umspannt, zugleich aber die Eigentümlichkeit und die qualitative Andersheit einer jeden von ihnen unberührt bestehen lässt: *a* und *b* scheinen sozusagen durch das in ihnen gründende und sie umspannende Moment durch, wobei dieses letztere das in dem auf diese Weise **konstitu**ierten Ganzen vorherrschende Moment ist und es auf einigende und ganzheitliche Weise prägt. Die **harmonische** Einheit ist eine im spezifischen Sinne **qualitative**. Infolgedessen ist sie für Gegenstandsgebiete bzw. korrelativ für Wissenschaften von besonderem Interesse, in welchen das Qualitative die grundlegende Rolle spielt. Insbesondere also in der Theorie der Kunst bzw. in der Ästhetik, wie überhaupt auf dem gesamten werttheoretischen Gebiete; andererseits aber auf dem Gebiete des Psychischen und insbesondere des emotionalen Lebens und in den Strukturen der Person stoßen wir auf zahlreiche Fälle der harmonischen Einheit.

Ohne spezielle material-ontologische Untersuchungen ist es nicht möglich, über die Beziehungen bzw. die Gesetzmäßigkeiten zu berichten, die unter den eine harmonische Einheit aufbauenden Momenten herrschen. Es scheint, dass da sehr verschiedenartige Beziehungen möglich sind, je nach den gründenden und den gegründeten Momenten. Es würde uns auch hier zu weit führen, dies im einzelnen zu durchforschen. Vielleicht wird es aber genügen, auf folgende Möglichkeiten hinzuweisen:

Die begründenden Momente brauchen – wie gesagt – nicht der Art zu sein, dass sie wesensmäßig zusammensein müssten. Andererseits ist dies aber auch nicht ausgeschlossen. Eine harmonische Einheit kann also zugleich eine wesensmäßige Einheit bilden. Dann ist ihr Aufbau in besonderem Maße innig. Wo aber keine wesensmäßige Einheit zwischen den das Ganze begründenden Momenten herrscht, da kann das sie umspannende und in ihnen gründende Moment (die „Gestalt“, wie es üblich ist zu sagen) entweder der Art sein, dass es von sie hau s ganz bestimmte Begründungsmomente fordert: wenn es überhaupt existieren soll, so müssen ihm eindeutig bestimmte

Momente in der Einheit

48

eines Ganzen zugrunde liegen. Es kann aber auch vorkommen, dass die Begründungsmomente nur ihrer Art nach von der "Gestalt" bestimmt sind, sonst aber in bestimmten Grenzen variabel sind. Endlich kann auch der Fall eintreten, in welchem nur das eine von den Begründungsmomenten durch die Gestalt eindeutig bestimmt ist, das andere dagegen im Rahmen einer festbestimmten Art variabel ist. Ob in diesen verschiedenen möglichen Fällen auch die umspannende fundierte Gestalt absolut unwandelbar ist oder sich selbst nach einer bestimmten Richtung abwandelt, das muss den speziellen Untersuchungen vorbehalten bleiben. -

Es ist jetzt zu der Frage zurückzukehren, welcher Seinszusammenhang zwischen "Form" und "Materie" besteht bzw. bestehen kann. Wir werden sie der Reihe nach für die drei unterschiedenen grundlegenden Form-Materie-Begriffe zu beantworten suchen.

1. Form I und Materie I

Wir haben die Unterscheidung der verschiedenen Typen der Einheit in der Hoffnung durchgeführt, dass sie uns die Frage nach der Art des Seinszusammenhanges zwischen der Materie und der Form zu lösen verhilft, und zwar in dem Sinne, dass wir uns für einen von den unterschiedenen Einheitstypen entscheiden werden. Indessen – wie es scheint – wäre dies gerade ein prinzipieller Fehler.

Erwägen wir zuerst bezüglich der Form I und der Materie I:

Wenn wir uns an Beispiele wenden, die wir bei der Unterscheidung verschiedener Einheitstypen im Augen hatten, so fällt uns vor allem auf, dass in allen Abwandlungen der Einheit dasjenige, was in einer bestimmten Einheit steht, wenn auch nicht immer, so jedenfalls vor allem entweder
1. etwas ist, was eine Form I und eine Materie I in sich enthält, also in diesem Sinne bereits geformt ist, oder
2. eine Materie I ist, die, indem sie mit einer anderen Materie I in einer Einheit steht, bereits auf bestimmte Weise geformt ist.
Infolgedessen scheint es vor allem, dass eine **jede der unterschiedenen Einheitstypen** nichts anderes als eine besondere **Form I** ist, die dort und nur dort auftritt, wo im Bereiche eines Ganzen eine Mannigfaltigkeit vorhanden ist[49]. Dieser **formale Charakter der Einheit** lässt uns folgende Fragen stellen:

48 Man darf die von uns behandelten »Einheiten" nicht mit einer »Ordnung" zwischen gewissen Elementen vermengen, da wir es dann nicht mit der Form I, sondern mit der Form III zu tun hätten. **„Einheit" ist eine Form I der miteinander zusammenseienden Momente (Materien I)**.

49

a) Kann etwas, was selbst eine Form I ist, in der Einheitsform dieses oder jenes Types stehen? Z.B.: Gibt es – wie sich später zeigen wird – die Form I: "das Eigenschaftsein" und die Form I: "Subjektvon-Eigenschaften-Sein"? Diese beiden Formen gehören am innigsten zusammen. Darf man sagen, dass sie in wesensmäßiger Einheit zusammenbestehen? Oder etwa in der funktionellen Einheit?

b) Kann eine Form I und eine Materie I in der Form I der Einheit dieses oder jenes Typus stehen, z. B. eine bestimmte Qualität, welche in entsprechender Form I Eigenschaft eines Gegenstandes sein würde?

Diese Fragen stellen wir uns vor, weil die Konsequenzen, die sich aus ihrer positiven Beantwortung zu ergeben scheinen, beunruhigend sind. Vor allem **droht ein regressus in infinitum.** [CL: davor graut den Ontologen merkwürdigerweise immer, obwohl das gerade das eigentümlich Kreative des menschlichen Geistes ausmacht. Aber gerade diese Abneigung gegen den „unendlichen Regress“ entlarvt die total einseitige ontologische Sichtweise. Der sog. „unendliche Regress“ ist nämlich in der Praxis nie „unendlich“, sondern wird dort abgebrochen, wo es für die Situation am angemessensten ist.] Wenn z. B. eine bestimmte Materie I (die rote Farbe ganz bestimmter Nuance, Helligkeit, Sättigung und Ausbreitung) sich mit einer bestimmten Form I (mit dem Eigenschaftsein von etwas) in der wesensmäßigen Einheit "verbinden" würde, so müssten sie – dem bereits Gesagten nach – von einem gemeinsamen, bestimmten und formalen Moment, in welchem diese Einheit bestehen würde, umfaßt sein. Läßt sich ein solches neues formales Moment wirklich entdecken? Und ferner: im Verhältnis zu demselben müssten die beiden "in der Einheit" bestehenden Momente (Materie I und Form I) die Rolle der Materie I spielen. In bezug auf diese neue Materie I und Form I müsste man aufs neue die Frage stellen, in welcher Art Einheit sie zusammenbestehen, und wenn wir wiederum darauf zustimmen, es sei die wesensmäßige Einheit, so müsste ein neues formales Moment dieser Einheit vorhanden sein, demgegenüber die früher aufgezählten Momente die Materie I sein müssten und so in infinitum. Dasselbe müsste bei der "Verbindung" zweier Momente der Form I, wie dies im Falle a) statt hat, vorliegen. Wir würden da auf eine ins Unendliche gehende Komplikation im Aufbau des Gegenstandes

stoßen, eine Komplikation immer neuer Formen I, die sich übereinander aufschichteten[50]. Dies scheint aber mit den ursprünglichen Intuitionen im Widerspruch zu stehen, die sich auf diesem Gebiete erreichen lassen. Zudem würde der radikale und absolute Gegensatz zwischen Form I und Materie I sich in diesem Falle als ein durchaus **relativer** Gegensatz erweisen, bei dem dasselbe von einem Gesichtspunkt aus Form, von einem anderen dagegen Materie sein könnte. Es gäbe dann

[60] Diesen Weg hat eben K. Twardowski in der Abhandlung „Vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen" beschritten, wobei er übrigens unter Form des Gegenstandes nicht die Form I, sondern die Form III verstand. Vgl. I. c. § 13.

50

auch nicht bloß Formen I, sondern auch Formen der Form I, Formen der Formen der Form I usw. ins Unendliche [CL: So ist's. – Und was ist daran so schlimm?? Es ist umgekehrt ein Charakteristikum des menschl. Geistes, das verhindert, dass wir in irgendeiner blödsinnigen (und das Überleben gefährdenden) „Absolutheit" erstarren.]

Die funktionelle Einheit ist aber im allgemeinen nur ein Spezialfall der wesensmäßigen Einheit. Man kann also nicht sagen, dass der Seinszusammenhang zwischen der Materie I und der Form I eine funktionelle Einheit sei, wogegen übrigens sich noch andere Argumente vorführen lassen. Und noch entschiedener muss der Versuch zurückgewiesen werden, in dem Zusammensein der Materie und der Form I die tatsächliche Einheit zu sehen, da dies jedenfalls sicher zu sein scheint, dass weder die Materie I noch die Form I einen Teil des Gegenstandes bildet, und dazu einen von ihm ablösbaren Teil, so dass bloße Form oder bloße Materie übrigbliebe. Endlich lässt sich der Zusammenhang zwischen Form I und der Materie im Sinne einer harmonischen Einheit nicht denken, da die letztere ausschließlich zwischen materialen Momenten besteht.

In allen betrachteten Einheiten zeichnet sich dasjenige, was in ihnen besteht, durch eine eigentümliche Gleichartigkeit im Verhältnis zu den übrigen mit ihm in der Einheit bestehenden Faktoren aus: es ist immer entweder eine Vielheit (ein Paar) geformter Gegenständlichkeiten, z. B. der Teile eines Ganzen, oder eine Vielheit gewisser Qualitäten (Materie I). Wenn wir dagegen den Zusammenhang der Form I und der Materie I betrachten, so stoßen wir auf eine primitive Heterogenität, die nicht ihresgleichen hat, und auf eine Ungleichwertigkeit oder Ungleichmäßigkeit der beiden Faktoren zueinander: die Form I scheint etwas von der Materie I Abgeleitetes, Sekundäres zu sein; die Materie ist so, dass sie so oder anders geformt ist; und obwohl die Form I nie ohne Materie I bestehen kann, so fordert sie in sich selbst nicht ausgerechnet eine solche und keine andere Materie I, sie determiniert sie nicht eindeutig von sich aus, sondern lässt im Prinzip verschiedene Materien zu. Man kann natürlich nicht behaupten, dass die Form I von der Materie I seinsabgeleitet ist (in dem früher bestimmten Sinne). Und trotzdem scheint es – obwohl hier das treffende Wort fehlt! –, dass das Determinierende, Entscheidende im Seienden die Materie I ist, während die Form I sich aus dem Wesen der Materie ergibt.

Ich gebe zu, dass die Rede von einer "Ungleichwertigkeit" oder einer Ungleichmäßigkeit der Form im Vergleich mit der Materie nicht genügend klar und begrifflich streng gefaßt ist. Es genügt aber, wenn wir uns Zum Bewusstsein bringen, dass wir im Falle des Zusammenseins der Form I und der Materie I auf eine völlig andere Situation stoßen, als es diejenige ist, mit der wir es in den verschiedenen Abwandlungen

51

der "Einheit" zu tun haben. Es ist eine völlig einzigartige Situation und gerade deswegen einer begrifflichen Analyse so unzugänglich. Sogar die Rede von einem "Zusammenhang" zwischen Form I und Materie I ist nicht befriedigend, weil sie zu sehr ihre gegenseitige Diskretheit und zugleich ihre Gleichwertigkeit im Seienden betont. Trotz ihrer radikalen, mit nichts anderem vergleichbaren Heterogenität besteht zugleich eine so einzigartige Innnigkeit in ihrem Zusammensein, bei welcher sogar die" wesensmäßige Einheit" noch viel zu lose zu sein scheint.

Ich vergesse auch nicht, dass wir bei Verwerfung aller unterschiedenen Einheiten keine nähere positive Bestimmung der Art des Zusammenseins der Form I und der Materie I anzugeben imstande sind und lediglich an die intuitive Erfassung dieser einzigartigen Sachlage appellieren. Vielleicht werden unsere späteren Klärungsversuche der verschiedenen Formen I ein Licht auf ihr Zusammensein mit entsprechenden Materien I werfen. Momentan fügen wir noch folgende Behauptungen über das Zusammensein dieser beider "Seiten" alles Seienden bei:

1. Es gibt keine Form I, ohne dass sie Form einer Materie I wäre, und umgekehrt: es gibt gar keine ungeformte Materie.

2. Verschiedene Materien I können in einer Form I stehen, z. B. verschiedene in wesensmäßiger Einheit bestehende und eine konkrete Farbe bildende Materien I stehen in der Form I: Eigenschaftsein eines Dinges. Und analog: verschiedene Materien I können in gleichen Formen I stehen, also z. B. dort, wo Farbe, räumliche Gestalt, Härte usw. alle Eigenschaften eines und desselben Dinges sind. Nicht jede Änderung der Materie I zieht eine Änderung der Form I nach sich.

Es folgt aber daraus nicht, dass die Variabilität der Materie I bei einer und derselben Form I völlig unbeschränkt sein

sollte, noch auch, dass eine jede Form I alle Materien unterschiedslos zulässt. Wenn in dieser Hinsicht das Gegenteil richtig zu sein scheint, so liegt es daran, dass die Formen I relativ sehr wenig geklärt worden sind. Sobald wir uns mit den verschiedenen Formen I und ihren Abwandlungen etwas näher bekanntmachen werden, wird es allmählich immer mehr einleuchten, dass zwischen einzelnen Formen und gewissen Materietypen strenge, notwendige Zuordnungen bestehen. Welche prinzipiellen Gesetze da gelten, wird sich später zeigen. Aber schon jetzt muss als Warnung ausgesprochen werden, dass es gar nicht evident ist, dass eine völlig freie Wandelbarkeit der Materie I bei einer jeden Form I – wie dies Husserl zu behaupten bestrebt war –

52

besteht. Husserl hat nämlich die absolute Allgemeinheit der formalontologischen Betrachtung gefordert, und zwar in dem Sinne, dass man diese Betrachtung bei völliger "Abstraktion" (d. h. streng gesprochen einer Variabilität) von jeder Materie durchführen soll, als wenn gar keine Wandlung der Materie sich an der Form kennzeichnend machen könnte. Die uneingeschränkte Variabilität der Materie bei Einhaltung der Form diente Husserl als das Kriterium dafür, dass etwas "Form" (also Form I in unserem Sinne) ist [51]. Der Husserlsche Begriff der Form scheint sich entweder in seinem Inhalt zu verschieben, indem "Form" als das absolut Konstante und Allgemeine verstanden wird, oder aber er engt sich wesentlich ein, indem er nur auf diejenigen Formen I eingeschränkt wird, bei welchen wirklich eine solche völlig uneingeschränkte Beliebigkeit der Materie bestehen würde (falls zugegeben wird, dass es solche Formen I überhaupt geben kann, was gar nicht evident ist und was jedenfalls nicht ohne eine besondere Untersuchung entschieden werden darf). Man kann momentan diesen ausgezeichneten Grenzfall nicht ohne weiteres ausschließen. Man darf aber andererseits nicht zugeben, dass die absolute Allgemeinheit der Form I bzw. die uneingeschränkte Beliebigkeit der Materie, das Kriterium der Scheidung zwischen Form I und Materie I bzw. die charakteristische Grundverschiedenheit zwischen ihnen bilden soll. Unser Ausgangspunkt: die Scheidung auf einer radikalen Heterogenität zwischen dem "Qualitativen" und dem streng "Unqualitativen" zu gründen, scheint uns auf letzten intuitiven Einsichten gegründet zu sein. Auch die Wesenstatsache, dass es verschiedene Formabwandlungen gibt – wie dies später gezeigt wird – , und zwar Abwandlungen, denen der Charakter der Form I nicht abgesprochen werden darf, lässt sich nicht leugnen. Andererseits aber steht ihre "Nichtallgemeinheit", also ihr "Eingeschränktsein" auf ganz besondere Materientypen, außer jedem Zweifel. Beides dient uns als festes Argument dafür, dass nicht die "völlige" Allgemeinheit das Charakteristikum der Form I als solches bildet.

Solange man auf dem Standpunkt des existentialen Monismus steht, scheint der Gedanke, dass alles und jedes Seiende dieselbe analytische Form habe, naheliegend und wahrscheinlich. Sobald es sich aber gezeigt hat, dass es verschiedene Seinsweisen gibt, muss die Frage aufgeworfen

51 Dass Husserl trotzdem den Begriff der Form nicht mit dem Begriffe der Allgemeinheit vermengt, bezeugt das par. 13 in den "Ideen", wo Husserl die Operation der "Verallgemeinerung" von der Operation der "Formalisierung" deutlich unterscheidet.

53

werden, ob den einzelnen Seinsweisen, bzw. den einzelnen existentialen Momenten, nicht auch ganz besondere, nur für die betreffende Seinsweise geltende Formen I entsprechen, so dass da wesensmäßige Zuordnungsgesetze gelten. Damit wird auch der Begriff einer besonderen, nur für ein bestimmtes Seinsgebiet geltenden Form I nahegelegt, und infolgedessen wird auch die Idee, man solle die Form durch ihre völlige Unempfindlichkeit der in ihr stehenden Materie I gegenüber und damit durch ihre uneingeschränkte Allgemeinheit charakterisieren, als falsch zurückgewiesen.

2. Form II und Materie II

In diesem Falle wollen wir uns lediglich bezüglich einiger Wahrscheinlichkeiten auf vorläufige Weise orientieren. Wir berücksichtigen dabei nur diejenige Deutung der Materie II, in welcher sie das der weiteren Bestimmung Unterliegende (insbesondere das seiner **Natur** nach qualitativ bestimmte **Subjekt von Eigenschaften**) ist. Denn bei der anderen Deutung, in welcher sie die reine „erste" Materie im aristotelischen Sinne, also das in sich absolut Bestimmungslose, obwohl der Bestimmung Unterliegende sein soll, lässt sich unser Problem überhaupt nicht erwägen, da die Bestimmungslosigkeit der so verstandenen Materie II das Problem ihrer Einheit mit der Form überhaupt unbestimmt lässt. Beim Ausschluss aber dieses letzteren Begriffes der Materie II spielen bei dem Problem der Einheit zwischen Form II und Materie II sowohl bestimmte Zusammenhänge zwischen gewissen Formen I als auch Zusammenhänge zwischen den Materien I eine wesentliche Rolle. So stellt sich dieses Problem als ein sowohl formales als auch materia1-ontologisches Problem dar, bzw. mindestens als ein Problem, das in material-ontologischen Gesetzmäßigkeiten den Grund seiner Lösung findet. Denn sowohl Form II wie Materie II können in ihrer Materie I verschieden bestimmt sein, und sie unterscheiden sich voneinander lediglich hinsichtlich ihrer Form I. Die Form II steht nämlich in der Form I »das Bestimmen eines Etwas durch etwas",

dagegen die Materie II in der Form: »Subjekt von Bestimmungen-Sein". Die Formen II und Materien II gehören – wie wir noch sehen werden – generaliter zueinander. Dagegen, je nach der Materie I, welche die einzelnen Formen II und Materien II in sich enthalten, stehen sie in verschiedenen besonderen oder mehr speziellen Beziehungen zueinander. Sofern also in der ersten Frage – nach den Zusammenhängen zwischen zwei Formen I – formal-ontologische Betrachtungen, die hier bald durchgeführt werden, erforderlich sind, eröffnet sich in der zweiten Frage eine große Mannigfaltigkeit material-ontologischer

54

Probleme, die hier im einzelnen nicht behandelt werden können. Der allgemeine Typus dieser Probleme erlaubt uns zu vermuten, dass mindestens zwischen manchen Formen II und Materien II die wesensmäßige und vielleicht auch die funktionelle Einheit besteht. Denn es ist nicht von vornherein ausgeschlossen, dass die Materien I, die in den Formen II und Materien II auftreten, nicht ganz variabel sind; es ist im Gegenteil zu erwarten, dass ihre Veränderlichkeit sowohl für die Formen II als für die Materien II in gewissen, streng zu bestimmenden Grenzen liegt. Und innerhalb dieser Grenzen bestehen gewisse gesetzlich bestimmte Zusammenhänge zwischen den Formen II und den entsprechend gewählten Materien II. Für einzelne Materien II, die ihrer Form I nach als Subjekte von Eigenschaften charakterisiert sind und die hinsichtlich ihrer Materie I je nach dem Fall durch andere besonders gewählte qualitative Momente bestimmt sind, gelten – wie sich zeigen wird – besondere Zuordnungsgesetze, die ihnen festbestimmte Gruppen von Formen II zuweisen. Es ist recht wahrscheinlich, dass in diesen Fällen zwischen der Materie I der Materie II und der Materie I der Form II, welche zu einer solchen Gruppe gehört, die wesensmäßige Einheit besteht. Im engsten Zusammenhang damit steht das allgemeine Problem des Sinnes und der Existenz des Wesens eines individuellen Gegenstandes, sowie die Gesamtheit der besonderen, rein materialen (im Sinne der Materie I) Wesensprobleme. Wie die Einheit zwischen den zugehörigen Materien II und Formen II näher zu bestimmen sei, und ob sie in allen Fällen – für jedes Wesen des individuellen Gegenstandes – dieselbe sei, oder ob sie noch in verschiedenen Abwandlungen auftreten kann – nämlich für Wesen besonderer Arten von individuellen Gegenständen – , das wird sich auch erst später entscheiden lassen.

3. Form III und Materie III

Ich werde im folgenden die verschiedenen Beziehungen zwischen der Form III und der Materie III nicht näher behandeln. Ich beschränke mich hier also nur auf die Feststellung, dass es generaliter nich möglich ist zu sagen, welcher Art Einheit zwischen ihnen besteht. Jedenfalls muss man mit der Möglichkeit rechnen, dass es sich hier teils um die rein tatsächliche, teils um die wesensmäßige, teils endlich um die funktionelle Einheit handeln wird. Man könnte nur in Einzeluntersuchungen zeigen, wie es damit in jedem besonderen Falle steht. Da aber eine jede Materie III (Auswahl von Teilen eines Ganzen) irgendeine Ordnung zwischen ihnen notwendig mit sich führt – und zwar auch dann, wenn diese "Ordnung"

55

sehr chaotisch und unregelmäßig und damit auch undurchsichtig sein sollte – , so lässt sich behaupten, dass zwischen dem allgemeinen Typus der Materie III und dem allgemeinen Typus der Form III die wesensmäßige Einheit besteht. Ich möchte mich hier damit nicht weiter beschäftigen.

1.4 § 37. Die Form I als eigentlicher Gegenstand der formalen Ontologie

Auf Grund der in diesem Kapitel durchgeführten Betrachtungen lässt sich der Sinn der formal-ontologischen Untersuchungen näher bestimmen sowie die Möglichkeit derselben, wenn nicht erweisen, was besondere erkenntnistheoretische Erwägungen erforderte, so jedenfalls mindestens nahelegen.

Im Einklang mit den Grundtendenzen einer Reihe von Forschern in den letzten Jahrzehnten wähle ich den Begriff der **Form I zur Leitidee der formal-ontologischen Untersuchungen.** D. h. die Form I, sowohl ihrer allgemeinen Idee als auch ihrer verschiedenen möglichen Abwandlungen nach, soll das Thema der Untersuchung sein. Als Form I ist sie natürlich immer **Form von etwas**, dessen Form sie ist. Da außer Form in einem jeden Etwas noch Materie I und eine bestimmte Seinsweise (bzw. ein existentiales Moment) unterscheidbar ist, so drängen sich zwei verschiedene Fragen auf:
1. Was für ein Etwas – seiner Materie I und seiner Seinsweise nach – soll es sein, dessen Form I in der formalen Ontologie untersucht werden soll?
2. Ist es möglich, die Form II eines Etwas für sich selbst zu untersuchen, ohne zugleich dieses Etwas sowohl seiner Materie I als seiner Seinsweise nach mitberücksichtigen zu müssen?

Um zunächst auf das zweite zu antworten, sei folgendes gesagt: Es wurde schon festgestellt, dass Form [52] nie ohne das, dessen Form sie eben ist, vorkommen kann und natürlich auch erkenntnismäßig nicht für sich ablösbar ist. Bei ihrer Gegebenheit an einem Konkretum wird die zugehörige Materie I bzw. die Seinsweise immer mitgegeben, während sie selbst immer ein Abstraktum an einem Ganzen ist und nur auf dem Hintergrunde dieses letzteren gegeben wird. Irgendwelche Ablösung der Form I von der Gegenständlichkeit, deren Form sie ist,

[52] Zur Abkürzung werde ich in der Folge statt „Form I" bloß „Form" sagen, und dasselbe bezüglich der Materie. Nur dort, wo ein Mißverständnis entstehen könnte, wird die Nummer angegeben.

56

ist indessen für ihre Betrachtung gar nicht notwendig. Denn auch als Abstraktum an einer Gegenständlichkeit kann sie gerade in ihrer Stellung in derselben und in ihrer "Funktion" für dieselbe noch für sich und in sich selbst analytisch betrachtet werden. Reicht dies aus, wenn man nicht individuelle, sondern allgemeine Urteile über die Form erzielen will? Es soll damit nicht das allgemeine Problem der Möglichkeit einer "apriorischen" Erkenntnis, und insbesondere der Erkenntnis der Ideen ihrem Gehalte nach aufgerollt werden. Man müsste da die ontologische Untersuchung unterbrechen und sich auf schwierige und umfangreiche erkenntnistheoretische Betrachtungen einlassen. Uns geht es lediglich um die Feststellung, dass das Mitgegebensein der Materie und der Seinsweise die Erreichung der allgemeinen Behauptungen über die Form nicht bloß des betreffenden Etwas, sondern auch verschiedener materialbestimmter Gegenständlichkeiten nicht unmöglich macht. Dies würde nur dann der Fall sein, wenn jede, auch die leiseste Änderung in der Materie oder in der Seinsweise einer Gegenständlichkeit eine durchgreifende Änderung in der Form nach sich zöge. Je zwei verschiedene Gegenständlichkeiten hätten dann zwei durchaus verschiedene Formen. Dann ließen sich zwar Behauptungen über individuelle Fälle der Form erreichen; schon aber, um das Bestehen einer gesetzmäßigen Zuordnung zwischen der sich wandelnden Materie und der sich nach ihr abwandelnden Form zu erfassen, müsste man eine interpolationsfähige übersicht über die Mannigfaltigkeit der sich ihrer Materie nach abwandelnden Gegenständlichkeiten gewinnen. Und da bei der zu erwartenden Unendlichkeit dieser Mannigfaltigkeit immer nur ihre einzelnen Glieder (in sehr beschränkter Zahl) berücksichtigt werden könnten, die übrigen aber nur durch "Interpolation" zu gewinnen wären, so wäre eine allgemeine Behauptung über die Form nur dann zu erreichen, wenn sich in der Form bei der Änderung der Materie mindestens nicht alles ändern würde, wenn also die Form wenigstens hinsichtlich mancher ihrer Züge von der Variabilität der Materie unabhängig wäre. Dies setzt aber voraus, dass es viele verschiedene Gegenständlichkeiten geben kann, die verschiedenartigen Materien aber dieselbe Form haben. Anders gesagt: In dem Gehalte der allgemeinen Idee der Form I des Gegenstandes eines besonderen Typus treten die Faktoren der materialen Ausstattung und der Seinsweise des betreffenden Gegenstandstypus als Veränderliche auf, während mindestens manche Momente der Form als Konstanten erscheinen. Damit ist die Möglichkeit, allgemeine formal-ontologische Behauptungen zu gewinnen, gesichert.

57

Damit lässt sich auch die erste der beiden aufgeworfenen Fragen beantworten: Es ist unzweifelhaft, dass die Form einer ihrer Materie und ihrer Seinsweise nach wenigstens in gewissen Grenzen beliebigen Gegenständlichkeit zum Thema der formal-ontologischen Betrachtung gemacht werden kann. Ob sich aber dabei eine in allen möglichen Fällen gleiche Form finden lässt, wird hier in keinem Sinne päjudiziert, aber auch nicht angestrebt. Unsere ganze Problematik fordert dagegen, die Frage zu erwägen, ob die Seinsweise oder sogar die einzelnen existentialen Momente nicht die Zuordnung einer besonderen, für sie charakteristischen Form fordern. Ließe sich diese Frage bejahen, dann könnte man das Problem des **Realseins** auch vom formalen Standpunkte aus betrachten, was uns die auf anderem Wege zu erlangende Entscheidung erleichtern kann. Wir sind aber nicht bloß an dem Problem des Realseins als einer unter den möglichen Seinsweisen interessiert, sondern es handelt sich uns auch um das Problem der Existenz und des tatsächlichen Wesens der **realen Welt, die eine besondere Gegenständlichkeit für sich zu sein scheint.** Es wäre also zu untersuchen, ob die Welt nicht bloß als eine reale Welt, sondern überhaupt als eine Welt, nicht eine für sie charakteristische Form mit sich führt. Ihre Entdeckung könnte uns als das Kriterium in den metaphysischen Betrachtungen, aber auch bei den ontologischen Erwägungen über die möglichen Lösungen unserer Streitfrage dienen. Wir müssen also eine Reihe der besonderen Formen der verschiedenen Gegenständlichkeiten auffinden und ihre möglichen Abwandlungen im Zusammenhang mit verschiedenen Seinsweisen und existentialen Momenten untersuchen. Insbesondere sind für uns die Gegensätze zwischen den autonomen und den heteronomen Gegenständlichkeiten, zwischen den seinsselbständigen Gegenständen und den seinsunselbständigen Momenten, zwischen individuellen Gegenständen und den Ideen und endlich zwischen einer einzelnen Gegenständlichkeit und einem ganzen Seinsgebiet von besonderer Wichtigkeit. So treten wir jetzt in eine Reihe konkreter Untersuchungen ein, deren allgemeine Linie erst auf Grund der von uns im folgenden erzielten Ergebnisse sich wird verständlich machen lassen.

58

2 KAPITEL VIII – Seinsautonomer Gegenstand

DIE FORM DES SEINSAUTONOMEN INDIVIDUELLEN GEGENSTANDES

2.1 § 38. Einleitende Bemerkungen

Es gibt, wie ich andernorts gezeigt habe [1], verschiedene formale Auffassungen des individuellen Gegenstandes. Sie sind zum Teil unhaltbar, zum Teil aber vom formal-ontologischen Standpunkt aus unbefriedigend, weil sie die Form des Gegenstandes fast vollkommen ungeklärt stehenlassen. Ich habe versucht, ihnen eine andere Auffassung gegenüberzustellen. Ihre ersten Anfänge reichen bis auf Aristoteles und dessen "Metaphysik" zurück, sie ist aber in der Philosophie der Gegenwart durch positivistische Tendenzen stark zurückgedrängt worden und wurde infolgedessen nicht genügend positiv ausgearbeitet, und zwar sogar dort, wo es – wie man annehmen sollte – einen günstigen Boden dafür gab, d. h. bei den Phänomenologen[2] oder unter den Schülern *Meinongs*. Die ontologischen Betrachtungen der Neoscholastiker endlich halten sich zu unfrei an die Texte von *Aristoteles* oder *Thomas von Aquino* und führen die Untersuchung nicht genügend weit vorwärts. So habe ich hier versucht, meine Auffassung der Form eines individuellen Gegenstandes zu entwickeln, ohne an die bereits vorhandenen Anfänge anzuknüpfen und auch ohne mich in die Diskussionen, die für oder gegen sie geführt wurden, einzumischen. Ich bin überzeugt, dass die Einwände, die man seitens der **Empiristen** oder der **Positivisten** gegen gewisse Grundpunkte der aristotelischen bzw. gegen die neuzeitliche rationalistische Auffassung vorgeführt wurden, ihre Quelle in gewissen epistemologischen oder auch metaphysischen Entscheidungen haben und dass sie sich durch tiefere Bearbeitung der formal-ontologischen

1 Vgl. R. Ingarden, über den formalen Aufbau des individuellen Gegenstandes. Studia Philosophica, Bd.1. Leopoli 1935. Diese Abhandlung wurde einst von mir als eine Vorbereitung zur Behandlung des Idealismus-Realismus-Problems geschrieben und sollte in der Aufrollung des Identitätsproblems münden. Aus redaktionellen, von mir unabhängigen Gründen musste sie dann wesentlich abgekürzt werden und ist dadurch ein Fragment geblieben. Ich erlaube mir hier, einiges aus ihr zu übernehmen und weiterzuführen.

2 Ich schrieb dies vor dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1939. Im Jahre 1947 ist das Buch von Edith Stein „Vom endlichen und ewigen Sein“ erschienen, welches den Ausbau einer formalen Ontologie unternimmt, aber in gewissen metaphysischen Problemen kulminiert, die hier nicht behandelt werden sollen.

Tatbestände überwinden lassen. So beschränke ich mich hier auf die Durchführung einer genauen Analyse der direkt zu erfassenden formalen Momente des individuellen Gegenstandes.

Begrenzen wir zunächst – von verschiedenen Gesichtspunkten aus – das Feld der Gegenständlichkeiten, deren Form wir analysieren wollen. Vor allem vom Existential-Ontologischen, indem wir uns hier lediglich mit der Form der **seinsautonomen** Gegenständlichkeiten beschäftigen wollen, um ihr nachher die Form der seinsheteronomen und darunter der rein intentionalen Gegenständlichkeiten gegenüberzustellen. Nach den früher durchgeführten Unterscheidungen erfordert dies jetzt keine weitere Erklärung. Zudem wollen wir zunächst lediglich die Form der individuellen (seinsautonomen) Gegenstände, und zwar nur in dem Spezialfall der "**ursprünglich**" (*) individuellen und zugleich zeitbestimmten Gegenstände untersuchen. Um aber die verschiedenartigen Gegensätze zwischen den zur Untersuchung genommenen und den vorläufig außerhalb der Betrachtung gelassenen Gegenständlichkeiten klar und scharf hervortreten zu lassen, müsste man schon über die Ergebnisse der formalen Betrachtung aller dieser Gegenständlichkeiten verfügen, was beim Beginn der Untersuchung eben nicht möglich ist. So müssen wir uns augenblicklich mit durchaus vorläufigen Hinweisen begnügen, die lediglich die Umfänge der in Betracht kommenden Begriffe gegenseitig abgrenzen.

Die **individuellen Gegenständlichkeiten** sind einerseits den **Ideen**, andererseits den sogenannten **"reinen Wesenheiten"** ("idealen Qualitäten ") im phänomenologischen Sinne gegenüberzustellen. Das erste, weil die **Ideen**, wenigstens ihrem Gehalte nach, **nicht individuell** sind, das zweite, weil die reinen Wesenheiten – wenn sie überhaupt möglich sind – keine Gegenstände sind. (**)
* Als **Beispiel der Idee** können folgende Ideen genannt werden: "das Dreieck überhaupt", "die-geometrische Figur überhaupt", die Idee des Menschen usw.
* Als **reine Wesenheit** kann dagegen die Röte, die Farbigkeit, die Traurigkeit und dgl.(***) in specie genommen werden. Auch die sogenannten "idealen Begriffe" – falls es solche gibt – müssen aus dem Bereiche der individuellen Gegenstände ausgeschlossen werden, obwohl aus anderen Gründen, als dies bezüglich der Ideen und der Wesenheiten geschieht.

Die **idealen individuellen Gegenstände**, wie z. B. jedes der miteinander kongruenten Dreiecke im geometrischen Sinne, die Zahl Zwei in der Zahlenreihe oder in dem Ausdruck 2 + 2 = 4 und dgl. mehr, sind dagegen zwar individuell und "gegenständlich" (****), sie sollen aber aus dem Bereiche der zu untersuchenden Gegenstände zunächst deswegen

(*)[CL: Was soll „ursprünglich“ nun wieder heißen? Es hat offenbar nichts mit dem Moment „seinsursprünglich“ – vgl. [RI-I, §13] zu tun, sondern offenbar damit, dass in einer Hierarchie damit die Elemente der untersten Ebene gemeint sind, die – wie RI sagt – nicht mehr als „fundiert“ (also nicht mehr als „Gegenstände höherer Ordnung“) angesehen werden. Ob aber etwas „fundiert“ oder „ursprünglich“ sei, hängt doch völlig vom Detailierungsgrad ab, den man anlegen will oder kann. Z.B. waren die sog. „Atome“ früher mal „ürsprünglich“ in RI’s Sinne, heute sind sie’s längst nicht mehr.]

(**) [CL: RI hat bisher nie explizit zwischen den Termen „**Gegenständlichkeit**“ und „**Gegenstand**“ unterschieden. Daher kann man mit der Bemerkung, reine Wesenheiten seien keine Gegenstände, schlicht nichts anfangen. RI meint aber mit „Gegenstand“ hier offenbar „idividueller Gegenstand“.]

(***) [CL: Also substantivierte Adjektiva. – RI hat sie in [RI-I, §12] „ideale Qualitäten“ genannt; meint er jetzt damit dasselbe? Warum bleibt er nicht bei ein und demselben Term? – Das empfinde ich schlicht als „Sprachschlamperei“!]

(****) [CL: Was soll das heißen: „Die Zahl Zwei ist individuell und gegenständlich“ ? – „Zwei“ ist halt einfach ein Wort mit dem sich eine ganze Denkstruktur verbindet, *innerhalb* der (und nur innerhalb dieser!) man das Wort „Zwei“ benutzt.]

60

ausgeschlossen werden, weil sie nicht "zeitbestimmt" sind. Ob sie deswegen eine andere Form aufweisen als die zeitbestimmten Gegenstände, ist momentan nicht klar. Es ist aber ratsam, sie zunächst außer Betracht zu lassen.

Wir wollen aber nicht bloß individuelle, sondern auch "**ursprünglich**" (*) individuelle Gegenstände untersuchen. Auf dem Gebiete der individuellen Gegenstände überhaupt finden wir nämlich einen radikalen Gegensatz zwischen solchen individuellen Gegenständen, die zur Grundlage ihres Seins und ihrer Beschaffenheit eine Mannigfaltigkeit anderer seinsselbständiger individueller Gegenstände fordern und gewissermaßen ihren eigentümlichen Überbau bilden, und andererseits solche individuellen Gegenstände, die schon keinen derartigen Unterbau zur Grundlage haben. Die letzteren nennen wir "**ursprünglich individuelle**" (*), die ersteren "**individuelle Gegenstände höhere Stufe**[3] " oder auch "**fundierte** individuelle" Gegenstände. Die "Fundiertheit" eines individuellen Gegenstandes lässt sich viel leichter aufweisen als dessen "Ursprünglichkeit", so ist es auch viel leichter, Beispiele der "fundierten" individuellen Gegenstände zu geben als der ursprünglich individuellen (*). So sind z. B. eine bestimmte Gesellschaft, eine bestimmte Familie (z. B. die Familie Goethes), das Römische Reich, die Gemeinde Krakau, jede zusammengesetzte Maschine und dgl. mehr lauter individuelle Gegenstände höherer Stufe. Ursprünglich individuell dagegen scheint eine bestimmte Person im psychologischen Sinne (z. B. Adam Mickiewicz) zu sein. Ob dies aber in bezug auf einen bestimmten Organismus ohne weiteres stimmt, z. B. auf den leiblichen Organismus von Adam Mickiewicz, mag schon manche Bedenken hervorrufen. Dasselbe bezieht sich auf das, was wir im täglichen Leben materielle Dinge unserer Umgebung nennen. Vielleicht sind sie alle fundierte individuelle Gegenstände, wogegen ursprünglich individuell erst die **Elementarteilchen**

3 Den Ausdruck "Gegenstand höherer Stufe" oder "höherer Ordnung" hat in die philosophische Literatur A. v. Meinong in der Abhandlung "über Gegenstände höherer Ordnung und ihr Verhältnis zur inneren Wahrnehmung", Zeitschr. f. Psychologie, Bd. XXI, eingeführt. Meinong versteht aber darunter etwas ganz anderes, als wir hier, und zwar u. a. die Beziehungen (Gleichheit, Verschiedenheit, Entfernung und dgl. mehr) und "Objektive" (Sachverhalte). Er hält sie alle für ideale Gegenständlichkeiten. Er hat also etwas im Auge, was von unserem Standpunkt aus überhaupt kein individueller Gegenstand ist. Außerdem geht es uns hier lediglich um solche "Gegenstände höherer Stufe", die zeitbestimmt sind. Wenn es also wahr wäre, dass die Meinongschen "Gegenstände höherer Ordnung" sämtlich ideal sind – was wir nicht glauben – dann fallen sie eo ipso aus dem Bereich unserer Untersuchungsobjekte fort.

(*) [CL:Die Terme „ursprünglicher Gegenstand“ u. „nicht-fundierter Gegenstand“ sind also Synonyme bei RI. Diese Bemerkungen enthüllen eine ganz eigenartige Denkweise RI’s, die ich eigentlich geneigt bin „mittelalterlich“ zu nennen: Ich möchte das an RI’s Ausdrucksweise „fundiert“ / „nicht-fundiert“ beschreiben: Ob ein Gegenstand fundiert oder nicht-fundiert sei, hängt doch nur vom Detailgrad der Betrachtungsweise ab. RI sagt: Beispiele für nicht-fundierte (also ursprüngliche) G. anzugeben sei „schwierig“ – na klar! das ist nicht nur „schwierig“ sondern schlicht unsinnig, wenn man – wie RI es ganz offensichtlich tut – Fundiertheit / Nicht-Fundiertheit als absolute Maßstäbe nehmen will. Wenn man schon solche Begriffe einführt, dann sollte man einen Gegenstand „fundiert“ nennen, wenn es im Kontext auch auf seine Komponenten oder Details ankommt; man sollte ihn „nicht-fundiert“ (oder „ursprünglich“) nennen, wenn einzelne Komponenten oder Details des Gegenstandes im untersuchten Kontext keine Rolle spielen. Dann aber kann man die Worte „fundiert“ oder „nicht-fundiert“ auch ganz weglassen. Übrigens: „fundierte Gegenstände“ nennt RI an anderer Stelle „Gegenstände höherer Ordnung“ oder auch „G. höherer Stufe“; – schon wieder unterschiedliche Terme für „dasselbe“ – also „Sprachschlamperei“! – Es scheint aber oft so, als ob RI gar nicht verstanden werden ***will***.]

61

des Atoms wären. Darüber müsste uns die Physik bzw. die Biologie belehren, nichtsdestoweniger können wir hier die bloße Form der individuellen Gegenstände höherer Stufe untersuchen. Denn was realiter ursprünglich individuell und was fundiert individuell ist, das ist ein empirisches Problem, dagegen bildet die bloße Form-Differenz zwischen den beiden Typen individueller Gegenstände ein apriorisches formal-ontologisches Problem, dessen Lösung von empirischen Entscheidungen unabhängig ist. [CL: Nein, es ist überhaupt kein Problem, sondern eine hierarchisch variierbare Darstellungsmethode, die, wenn Hierarchiestufen „absolut“ genommen werden, zu Unsinn führt. – Hier sieht man mal wieder sehr schön, wie sich die sog. „Ontologie“ ihre Pseudoprobleme selbst erzeugt und sich dann mit einem Wust von weiteren Begriffen ihre eigene Pseudoexistenzberechtigung zu sichern versucht.] Es muss nur im Umgang mit den Beispielen eine gewisse Vorsicht geboten werden.

Es wird sich im Laufe der Untersuchung sobald zeigen, dass, indem wir individuelle Gegenstände in ihrer Form zu fassen suchen, wir dabei eine ganz eigentümliche formale Struktur im Auge haben, welche dieselben von solchen "Gegenständlichkeiten" wie z. B. das "Merkmal" (die "Eigenschaft", die "Beschaffenheit") von etwas, der "Sachverhalt", die "Beziehung" zwischen gewissen Gegenständlichkeiten usw. radikal unterscheidet. Diese, von uns herauszustellende Struktur führt es mit sich, dass der individuelle Gegenstand durch eine **formale Abgeschlossenheit** ausgezeichnet ist, die ihm erlaubt, ein Konkretum zu sein (und damit ein "Individuum" in einem ganz spezifischen Sinne), wogegen sowohl die "Eigenschaft" als der "Sachverhalt" (wie endlich auch die "Beziehung", die übrigens zugleich zu den "fundierten" Gegenständlichkeiten gehört) ihrem Wesen nach diese formale Abgeschlossenheit entbehren und infolgedessen immer **seinsunselbständig** und eben damit auch ein "Abstraktum" sind. Ob aber diese formale Abgeschlossenheit schon eo ipso mit der existentialen Seinsselbständigkeit zusammengehen muss, sei hier vorläufig noch dahingestellt. Jedenfalls ist das formale Charakteristikum der "formalen Abgeschlossenheit" mit dem existentialen Moment der Seinsselbständigkeit nicht zu identifizieren. Wir werden uns mit alldem noch eingehend zu beschäftigen haben.

Abschließend ist noch zu bemerken, **dass wir den individuellen Gegenstand nicht in dem relativen Aspekt nehmen, welchen ein Seiendes als das Gegenüber eines es meinenden Bewusstseinsaktes (insbesondere zu dem sogenannten "Vorstellen ") annimmt. Unser Begriff des "Gegenstandes", den wir im folgenden zu entwickeln suchen, enthält somit keinen erkenntnistheoretischen Anstrich in sich, sondern ist rein ontologisch** und bezieht sich auf einen Spezialfall des irgendwie Seienden überhaupt. In der von uns analysierten Form des Gegenstandes sollen also diejenigen formalen Momente, die eventuell sich aus der

62

Gegenüberstellung zu dem entsprechenden Bewusstseinsakte ergeben, unberücksichtigt bleiben[4]. [CL: wie soll das denn überhaupt gehen? – Sowie man sich mit irgendwelchen „Gegenständlichkeiten“ / „Gegenständen“ beschäftigt und darüber was aussagt – wie hier in diesen Texten – geht der Weg **UNWEIGERLICH** über Bewusstseinsakte. Ja das, womit man sich beschäftigt, das **wird überhaupt erst zu einer „Gegenständlichkeit“ in den menschlichen Bewusstseinsakten.** Insbesondere ist RIs altertümliche Strukturierung von „Gegenständen“ durch „Seinsweise“ / „Form“ / „Materie“ **einzig** das Ergebnis von Bewusstseinsakten – von ihm selbst bzw. von irgendwelchen seiner philosophischen Vorgänger!]

2.2 § 39. Die Grundform des ursprünglich individuellen seinsautonomen Gegenstandes

In der praktischen sowie in der theoretischen Erkenntnis der Einzelwissenschaften (vielleicht gewisse Teile der Mathematik ausgenommen) sind wir fast ausschließlich auf die materiale Bestimmung der individuellen Gegenstände eingestellt. Wir nehmen diese Gegenstände *sub specie* dessen, was sie sind und wie sie bestimmt sind. Ihre Form dagegen spielt für uns dann gewöhnlich keine besondere Rolle, sie wird im Wahrnehmen, in Denken nur implicite mitvereint. Das ist natürlich nicht irgendeine besondere Willkür von uns, noch hängt es etwa mit dem Wesen unserer Praxis oder mit dem der Erkenntnis zusammen, sondern sie sind umgekehrt beide deswegen auf die materiale Seite individueller Gegenstände gerichtet, weil in ihr das Grundgewicht des individuellen seinsautonomen Seienden liegt. Die Form dagegen ist zwar etwas, was stets mit da ist, und sie ist auch für das individuell Seiende ebenso unentbehrlich wie dessen Materie, aber nicht sie ist es, was das **Konstitu**ierende im Seienden ist. Sie bildet – wie bereits bemerkt – das unentbehrliche Folgemoment des individuell Seienden, weil dieses das so und so material Bestimmte ist und weil Materie *in concreto* nur geformt sein kann. Bei den seinsautonomen Gegenständen insbesondere, in denen die Materie im echten Sinne **immanent** enthalten ist, ist die ursprüngliche Form ein Ergebnis ausschließlich der Materie. Kein anderer Faktor entscheidet über die Form in diesem Falle – im Gegensatz zu den seinsheteronomen Gegenständlichkeiten, wie wir noch sehen werden. Indem wir uns also hier auf die Form des individuellen, seinsautonomen Gegenstandes richten, so lassen wir ein im Seienden untergeordnetes Moment hervorkehren. Um in dem individuell Seienden die ihm eigene Ordnung zu erfassen, muss man der Form ihre untergeordnete "Stelle" wiedergeben. Denn jedes individuell Seiende ist das, was es materialiter ist, und zwar "ist" es das auch vermöge der ihm einwohnenden

. 4 N. Hartmann glaubt, dass das Wort "Gegenstand" nur das Korrelat eines Ihn meinenden Aktes bedeutet, und verwendet in seinem Buche "Aufbau der realen Welt" das Wort "Konkretum". Es scheint mir aber, dass wir das Wort "Gegenstand" behalten können, sobald wir die Restriktion gemacht haben. Es ist bequemer als z. B. "Seiendes", "Etwas", "entity" und dgl. mehr.

63

Form. Man darf also nicht sagen, obwohl dies zunächst aus sprachlichen Gründen naheliegt, dass der individuelle, seinsautonome Gegenstand Subjekt von Eigenschaften "ist". Denn das Wörtchen "ist" in der Wendung "Etwas ist etwas" erfüllt ursprünglich die Funktion der Erfassung des an erster Stelle genannten Gegenstandes in demjenigen Moment, das ihm zu einem bestimmten Etwas macht. Dieses Moment, in seinem Quale genommen,

gehört zwar zur vollen Materie des Gegenstandes, es tritt da aber von vornherein in einer besonderen Form auf, vermöge welcher es eben den Gegenstand zu etwas macht, ihn als etwas koltuiert .• Ich nenne es in dieser seiner Form die "**Natur**" [+)] des Gegenstandes. Ein individueller Gegenstand, indem er das ist, zu dem ihn seine **Natur** macht (z. B. zu einem bestimmten Tisch oder zu einem bestimmten Menschen, z. B. *I. Kant*), enthält eine **eigentümliche Form** in sich, die am besten als das unmittelbar qualifizierte **Subjekt von Eigenschaften** *) (oder allgemeiner: von Merkmalen) zu explizieren ist. In diesen Eigenschaften findet er die Ausgestaltung und eben damit auch die Ausprägung seines Selbst. Er entfaltet sich gewissermaßen in ihnen und prägt sich eben damit in ihnen aus. Als solche Ausgestaltung des Selbst des Gegenstandes sind seine Eigenschaften in ihrer Gesamtheit mit ihm (mindestens partiell) identisch, obwohl sie nicht alles dies in ihm erschöpfen, was er ist. Eine jede von ihnen, abstraktiv in sich selbst betrachtet, ist formal genommen etwas dem Subjekt von Eigenschaften Entgegengesetztes, obwohl – gerade infolge ihrer Form – ihm notwendig Zugehöriges. Material dagegen ist sie nur eine Teil-Erscheinung, Teil-Ausprägung des Selbst des Gegenstandes. Diese bei den voneinander nur abstraktiv zu sondernden, *in concreto* dagegen in einer wesensmäßigen Einheit stehenden **Formen** [**)]: das **"Subjekt von Eigenschaften"** und die **"Eigenschaft von etwas"** (eines bestimmten Subjekts) ergänzen einander und bilden in diesem Sich-gegenseitigErgänzen die eine Grundform des individuellen, seinsautonomen Gegenstandes, mit der Einschränkung indessen, dass zu der **Form** "**Subjekt von Eigenschaften**" [*)] nicht eine Eigenschaftsform, sondern eine zusammengesetzte Form einer Vielheit der miteinander verwachsenen und in demselben Subjekt sich einigenden Eigenschaften notwendig zugehört. Diese Formen sind in ihrer Besonderheit nur aus diesem Sich-gegenseitig-Ergänzen, aus dem "Zueinander-Passen" verständlich und lassen sich als gegenseitig unentbehrliche Korrelate, die aufeinander angewiesen sind, begreifen: die Eigenschaft als das, was der Gegenstand (eben als ein Subjekt von Eigenschaften) "hat" und in dem

+) [CL: die „**Natur**“ (Konstitutive Natur) wird von RI dem „**Gegenstand“** angehängt – so zu sagen: unabhängig von seiner Pezeption durch Menschen! Das ist nur dann statthaft, wenn man „Gegenstand“ als Ergebnis von (menschl.) Bewusstseinsakten auffasst; wenn man das nicht tut, will man Bewusstseinsaktergebnisse an etwas anhängen, das dem Bewusstsein „traszendent“ ist, also als solches gar nicht von ihm erfasst wird; und das führt schlicht zu den Verwirrungen, von denen die „Ontologie“ RIs randvoll ist.
Was man die „Natur“ von etwas, einem G, (einem Gegenstand / einem Begriff usw...) nennt, sind einige **wenige** Merkmale, welche ausreichen, um – in einem gewissen Kontext – dieses G zu **identifizieren** (sofern man G schon einigermaßen „kennt“): z.B. genügt oft bereits der **Name** eines Gegenstandes (sofern ihm schon einer von mir oder der Gesellschaft, in der ich lebe, gegeben wurde), um G zu identifizieren. Der **Name** von G wird von RI nun zum sog. „Subjekt von Eigenschaften“ hochstilisiert und G angehängt. Oft genügt es also, das „Subjekt von Eigenschaften“ zu nennen, und man kann dann die „Natur“ von G mit dem Subjekt von Eigenschaften gleichsetzen.). Die „Natur“ eines G ist also ein **Erkennungsmittel**; aber ein solches ist abhängig vom Kontex und von der Personengruppe Gesellschaft / Kultur, die mit G umgeht. – Vgl. auch *) nächste Seite.]

*) [CL: Für mich ist klar, wie RI auf das Formelement „**Subjekt von Eigenschaften**“ für einen Gegenstand G kommt: Das hat nur mit der **Sprache** zu tun. Ein „individueller Gegenstand“ wird im menschl. Bewusstein meist erst dadurch „explizit“ (oder „objektiv“), wenn man ihm einen **Namen** gibt. (Erst dann kann man mit G sprachlich umgehen.) Die Namensgebung wird nun von RI ontologisch hochstilisiert zum sog „Subjekt von Eigenschaften“. Die triviale Tatsache also, dass, sobald eine Kultur „Sprache“ hat, die „Dinge“ benannt werden, wird hier aufgebauscht. Aber Namensgebung beschränkt sich sehr bald nicht mehr nur auf „Individuen“, sondern auf immer allegmeinere „Sachen“. Warum also RI nur bei seinen „indiv.seinsaut. Gegenständen“ vom Formelement „SvE“ spricht, ist schleierhaft].

) [CL: „.... Form** "**Subjekt von Eigenschaften**" ...“ scheint mir ein zu Materie II, S. 39 oben, widersprüchlicher Gebrauch der Terme „Form“ (I od. II ??) / „Materie II“ zu sein !!! – Erst werden viele Seiten für umständliche Termfestsetzungen verbraten; dann werden diese Termfestsetzungen schlicht nicht eingehalten! Und da soll man den Autor auch noch ernst nehmen??]

64

er sich ausgestaltet, und das Subjekt als das, dem die Eigenschaften "zukommen", das durch sie "bestimmt" wird. Es ist also nicht möglich, den Begriff des Gegenstandssubjektes ohne den Begriff der Eigenschaft und den Begriff der Eigenschaft ohne den des Subjektes zu "definieren". Darin liegt aber kein Mangel der Auffassung des individuellen Gegenstandes als Subjektes von Eigenschaften – wie etwa ein *Locke* sagen würde – , sondern es ist nur das notwendige Ergebnis der wesensmäßigen, asymmetrischen Zueinandergehörigkeit der beiden Formen. Um in ihrem Zueinandergehören und Einanderergänzen erfaßt zu werden, müssen sie mit einem Schlag intuitiv gegeben und in ihrer Andersheit erfaßt werden. Denn rein ontisch betrachtet, sind sie auch nur unsselständige, einander ergänzende Momente der einen Grundform, die für das individuelle und seinsautonome Gegenstandsein charakteristisch ist. Das eine kann in seiner Eigentümlichkeit nur im Hinblick auf und im Gegensatz zu dem anderen als dessen Komplement verstanden werden. Wenn es gelingt, sie in der ursprünglichen wesensmäßigen Einheit der gegenständlichen Grundform abstraktiv zur gegenseitigen Abhebung zu bringen, so geschieht es vielleicht vorzugsweise deswegen, weil sie "asymmetrisch" zueinander passen, und weil das gegenständliche Subjekt das jeweilig einzige im Gegenstande, hingegen die Eigenschaft – als Teil-Ausgestaltung des Selbst des Gegenstandes – immer nur eine aus einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Eigenschaften ist, die sich voneinander nicht bloß material unterscheiden, sondern auch formal noch verschieden sein können. Das Subjekt von Eigenschaften bildet, formal gesehen, den **identischen Beziehungspunkt** aller Eigenschaften, aus dem sie alle gewissermaßen hervorgehen und auf den sie alle seinsmäßig angewiesen sind: sie sind alle "seine" Eigenschaften (oder des betreffenden Gegenstandes). Das kommt auf dasselbe hinaus, denn das unmittelbar qualifizierte Subjekt von

Eigenschaften vertritt gewissermaßen, verkörpert in sich, "repräsentiert" (oder besser: "präsentiert") den Gegenstand selbst. Dies besagt aber nicht, dass sie erst in ihm das sie alle "bindende" identische Glied fänden. Denn sie "verbinden" sich auch unmittelbar miteinander, obwohl nicht notwendig eine jede von ihnen direkt mit allen übrigen. Sie sind miteinander auf doppelte Weise verwachsen ("concrescere"!): direkt untereinander – wie z. B. Ausbreitung, Farbigkeit, Röte, Helligkeit usw. – und indirekt – wie z. B. die Gestalt der Blätter einer Rose, die Weichheit derselben und der Duft, den die Rose

5 VgI. unten Kap. XII über die formalen Arten der Eigenschaften!

65

"hat" [6], indem sie alle Eigenschaften eines und desselben Subjekts sind. Dass das Subjekt der Eigenschaften in einem jeden individuellen seinsautonomen Gegenstande der identische und einzige Bezugspunkt (oder "Stützpunkt", wenn man will) aller ihm zukommenden Eigenschaften ist, prägt sich nicht nur auf eine rein formale Art in der Zugehörigkeit der Eigenschaften und Eigenschaftsformen zu ihm, sondern auch materialiter darin aus, dass das Subjekt eine eigene, direkte – also nicht bloß indirekte, durch das Zukommen der Eigenschaften – materiale Bestimmung hat. Infolge der **formalen** Rolle des **Eigenschaftssubjektes** im Gegenstande entfaltet sich diese Bestimmung über das Ganze des betreffenden Gegenstandes und umspannt ihn einheitlich in der Gesamtheit seines Seins und Soseins. Dadurch wird der Gegenstand als dies oder jenes geprägt. Diese unmittelbare Qualifizierung des Subjekts und damit auch des betreffenden Gegenstandes selbst nennen wir die **"konstitutive Natur"** des Gegenstandes und stellen sie sowohl der Gesamtheit der Eigenschaften als auch jeder einzelnen von ihnen entgegen *). Es wird unsere Aufgabe sein, diese **Natur** im Gegensatz zu den Eigenschaften und ihre Beziehung zu ihnen eingehend zu untersuchen.

Zuerst müssen wir aber noch zwei Züge in der Grundform des individuellen seinsautonomen Gegenstandes hervorheben, von denen der eine für die Individualität, der andere für die Seinsautonomie des Gegenstandes charakteristisch ist. Sie hängen übrigens beide eng zusammen.

Es gibt in einem individuellen Gegenstande viele – und zwar, wie es scheint, unendlich viele – Eigenschaften. Jede von ihnen ist nur eine Teil-Bestimmung, Teil-Ausgestaltung des Gegenstandes. Sie alle zusammen

6 Man soll uns nicht den Vorwurf machen, dass die da als Eigenschaften der Rose angegebenen Qualitäten "in Wahrheit" keine Eigenschaften dieser Rose sind, sondern lediglich gewisse "subjektive" Empfindungsmomente, die wir erleben, indem wir die Rose wahrnehmen. Denn erstens ist es nicht ausgemacht, was "subjektiv" ist und was der Rose "in Wahrheit" zukommt. Das ist entweder Sache der Botanik oder der erkenntnistheoretischen Ausdeutung der Wahrnehmungsgegebenheiten. In welchem Sinne diese Frage entschieden wird, ist auch für unser Problem ohne Bedeutung. Das von uns gewählte Beispiel hat hingegen den Vorzug der unmittelbaren Anschaulichkeit. Denn uns handelt es sich lediglich um die Hervorhebung der formalen Eigentümlichkeiten und Beziehungen unter den Momenten, falls sie sich als Eigenschaften eines Gegenstandes (und insbesondere eines Dinges) geben. Und dies ist in den von uns gewählten Beispielen gerade der Fall, und an dem "In-der-Eigenschaftsform-Auftreten" bzw. an der Form der Eigenschaft ändert es gar nichts, ob das "Sich-als-Eigenschaft-von-Etwas-Geben" zu Recht besteht oder nur eine so oder anders subjektiv bedingte Illusion ist.

*) [CL: Was die „**Konstitutive Natur**“ eines Gegenstandes g ist, kann man sich – bei nicht-„ontologischer“ Sicht auf die „Dinge“ – viel einfacher so merken: Um einen (schon mal erkannten) Gegenstand g **wiederzuerkennen**, bedarf die erkennede Person (und schließlich auch ein Kollektiv, sofern ein „Gegenstand“ hinreichend – etwa mit Hilfe der Sprache oder einer anderen Hilfssymbolik / Hilfstechnik – „objektiviert“ ist) und sofern der Kontext in dem g auftaucht nicht zu sehr verändert ist, nur **weniger** – und nicht aller Merkmale von g. Von diesen kann man dann sagen, sie bildeten die „**Konstitutive Natur**“ von g. Zu beachtgen ist, dass RI diese viel einfachere Sicht eben NICHT vertritt. Er meint ja „die Dinge an sich“ beschreiben zu können, „wie sie sind“ – Und das ist sein **metaphysischer Glaube**, den er überall reinsteckt, obwohl er immer behauptet, metaphysikfrei zu argumentieren.

An dieser Ablehnung RIs der eben vorgeschlagenen Sicht auf „die Dinge“ sieht man klar: **RI vergisst (absichtlich???) den menschlichen Beobachter** – oder meint, ihn bei Beschreibung der „Gegenstände“ weglassen zu können. Er hängt alles, was Menschen dem von ihnen Wahrgenommenen und von ihnen als „Gegenstände“ bezeichneten an Attributen zuschreiben, **diesen Gegenständen selbst an**. Und kommt damit automatisch ins Schleudern, weil „derselbe“ Gegenstand g aus unterschiedlichen Blickwinkeln bzw. in unterschiedlichen Kontexten betrachtet werden kann. Deshalb benötigt er – neben den „Eigenschaften“ – für g erstens die Annahme, dass g das Formelement „**Subjakt von Eigenschaften**“ habe (statt einfach zu sagen: wenn wir etwas wiederholt wahrnehmen, es als „dasselbe“ setzen und darüber kommunizieren wollen, müssen wir dem Kind natürlich einen **Namen** geben. Diese – von einer menschlichen Gesellschaft in ihrer gemeinen Sprache – vorgenommene Benennung stilisiert RI zum „**Subjekt von Eigenschaften**“ hoch, das dem Gegenstannd immanent sei. Darüber hinaus braucht er sogar noch ein weiteres Formelement für g: seine sogenannte ominöse „**konstitutive Natur**“, die er nicht mit Gegenstandseigenschaften verwechselt wissen will; warum? Weil „Eigenschaften“ allein, die man im Zusammenhang mit einem g wahrnimmt, sowohl zeitlich, situationsabhängig als auch betrachterabhängig **variieren** können und somit gar kein „sicheres Fundamet“ für die **Identit** des g abgeben. In seiner starren ontologischen Sichtweise merkt er gar nicht, dass Identifizierung nicht am Gegenstand hängt, sondern nichts als eine **Setzung –** entweder subjekjtiv durch das betrachtende Subjekt oder „objektiv“ durch die betrachtende Gruppe / Gesellschaft / Kultur – ist. Solche **Indentitätssetzung** erfolgt natürlich nicht einfach willkürlich, sondern ist durch die Umstände / die Lebensbedingungen / die Erfahrung bedingt, welche die (inneren und äußeren) **Einwirkungen** auf uns erzeugen.]

66

aber, nebst der **konstitu**tiven **Natur**, bilden die **volle Bestimmung** *) des Gegenstandes: er ist in keiner Hinsicht seines eigenen Seinsbestandes[7] unbestimmt, er weist in seinem Beschaffensein keine Bestimmungslücke auf [8] *). Und zwar sind es – neben allen sogenannten "allgemeinen", gattungsmäßigen Bestimmungen, die ihm zukom-

men mögen – immer die zu ihnen gehörigen **"letzten", "niedersten" Differenzen** bestimmen (**), die ihn material bestimmen. Die Materien der Eigensmaften eines Gegenstandes sind immer so gewählt, dass sie in ihrer Gesamtheit nicht ergänzungsbedürftig sind: sie stillen, wenn man so sagen darf, ihre Ergänzungsbedürfigkeit so lange, bis schon nichts mehr" fehlt", damit der Gegenstand seine **Vollbestimmung** ***) erlangt. Er bildet in dieser Vollbestimmung ein Ganzes, und zwar nicht in dem Sinne, in welchem das Ganze den etwaigen "Teilen" gegenübergestellt wird, sondern in dem ganz anderen Sinne, in welchem dem Ganzen nichts fehlt und auch nichts ergänzt zu werden braucht. In dieser seiner Ganzheit ist der individuelle Gegenstand zugleich eine eigentümliche, letzte, nicht mehr differenzierbare Ausgestaltung des Seienden: eine Abwandlung von ihm[9].

Die Vollbestimmung bzw. die Ganzheit ist selbst ein formales Moment in der Grundform des individuellen Gegenstandes. Es ergibt sich aus ihr ein anderes formales Moment, das für die Grundform des individuellen Gegenstandes ebenfalls wesentlich ist: Die Vollbestimmung gibt nämlich dem Gegenstande dessen allseitige Abgegrenztheit: der Gegenstand grenzt sich von allem anderen Seienden durch die ihn auf eindeutige Weise bestimmenden Materien ab. Als so abgegrenzter und "ganzer" ist er endlich auch formal vollkommen abgeschlossen (im besonderen Falle: räumlich abgeschlossen): in den ihn aufbauenden Materien gibt es keinen kontinuierlichen Übergang zu anderen Gegenständen, und es besteht auch keine ihn und die Materie irgend welcher anderer Gegenstände umspannende

7 "In keiner Hinsicht seines eigenen Seinsbestandes" - das besagt noch nicht soviel, wie "in keiner Hinsicht überhaupt". Wir werden darüber noch im Zusammenhange mit dem Problem der sogenannten "negativen" Bestimmung des Gegenstandes sprechen.

*)[CL: das ist eine Behauptung, die aus dem Glauben erwächst, außerhalb des menschlichen Bewusstseins „gäbe es Gegenstände". Die Gegenbehauptung ist: „Gegenstäde" werden erst im menschlichen Bewussßtsein konstituert, - natürlich aufgrund der Wahrnehmung von (inneren oder äußeren) „Wirkungen". Wirkungen aber sollte man nicht mit Gegenständen verwechseln! Für Zecken und Würmer gibt es keine „Gegenstände" (schlicht deshalb, weil sie kein Organ zu deren Konstituierung haben: kein menschliches Gehirn!), wohl aber gibt es für solche Lebewesen dieselben Wirkungen wie für uns auch.]

8 Die Wichtigkeit dieser Behauptung wird besser verständlich sein, wenn wir dem individuellen seinsautonomen Gegenstande einerseits die Ideen, andererseits den seinsheteronomen Gegenstand gegenüberstellen werden. Auf Grund des bereits Gesagten lässt sich schon jetzt sagen: der individuelle Gegenstand weist in seinem Bestande keine "Veränderlichen", die im Gehalte einer Idee auftreten, auf. Mit dieser ganzen Sachlage ist das sogenannte Prinzip des ausgeschlossenen Dritten verbunden. Wir werden noch darauf zurückkommen müssen.

(**) [CL: Das ist wieder so'ne Annahme von RI, dass es „letzte / niederste" Differenzen (in der Art von Gegenständen) gäbe. Jede „**Art**" (also extensional aufgefasst: Menge von Gegenständen) ist nix als ein abstrakter menschengesetzter **Begriff**, und jeder Begriff kann – bei geeignetem Kontext (!) – in Unterbegriffe (also „Unterarten") zergliedert werden. Wenn er aber (etwa bei „materiellen" Gegenständen) heimlich an Atome oder noch „kleinere" Elementarteilchen als „letzte / niederste Differenzen" denken sollte, hat das andererseits nix mit menschlicher Wahrnehmung von „Dingen" zu tun, sondern ist ein begriffliches Hilfsmittel, um unsere Physik modellrechentechnisch in den Griff zu bekommen!! RI macht hier also schon wieder von seinem eigenen „metaphysischen Hintgergrund" Gebrauch!! – Wo bleibt da die von ihm so betonte angebliche Metaphysikfreiheit seiner Untersuchungsmethopden??]

9 Spinoza würde hier sagen: "Modus".

) [CL: RI redet von „Vollbestimmung" eines Gegenstandes, sagt aber nirgends ***wer „bestimmt": Zur „Bestimmung" (=Identifikation) von etwas bedarf es doch einer menschlichen Person (oder einer Personengruppe), welche das tut! Sagt man das nicht dazu, so entsteht der Eindruck, das, was jemand wahrnimmt, hinge bereits an irgenwas „was" der betreffende wahrnimmt, einen sog. „Gegenstand".]

67

Form, solange er natürlich nicht Glied einer Beziehung oder einer Gegenständlichkeit höherer Stufe ist[10]. Anders gesagt: **der individuelle Gegenstand ist eine in sich abgeschlossene, volle, aber zugleich endliche Seinssphäre *)** [11]. Innerhalb dieser Sphäre ist er trotz der Mannigfaltigkeit der ihn bestimmenden Materien eine konkrete, ungeteilte Einheit. Mit dem letzteren werden wir uns noch bei der Besprechung der Eigenschaften des individuellen Gegenstandes genauer beschäftigen, aber schon hier muss dies hervorgehoben werden, weil es zur Grundform des ursprünglich individuellen Gegenstandes wesensmäßig gehört.

Die Vollbestimmung bzw. die Ganzheit des Gegenstandes fließt nicht bloß aus seiner Individualität, sondern auch aus seiner Seinsautonomie. Das Seinsautonome bestimmt sich nämlich von sich aus vor allem infolge seiner eigenen Materie, es wird nicht von einem anderen aus bestimmt [12]. So könnte es überhaupt nicht sein, wenn es in seiner Bestimmung nicht voll, nicht erschöpfend ausgestaltet wäre. Ob sich daraus auch die Seinsselbständigkeit des Gegenstandes ergibt, muss noch dahingestellt werden. Es ist aber sicher nicht in dem Sinne

*)[CL: Wenn das eine Definition sein soll, kann man's so stehen lassen; fragt sich bloß, was man mit dieser Definition anfängt. RI vermittelt aber nicht den Eindruck, als wolle er nur eine Definition geben.]

10 Es kann natürlich Formen höherer Stufe geben, die sich über den ursprünglich individuellen Gegenständen aufbauen und sie umfassen. So ist es z. B. dort, wo wir es mit einem ganzen Seinsgebiet zu tun haben. Das ist aber eine ganz andere Angelegenheit. Die Gegenstände, die von einer Form höherer Stufe umfaßt werden, sind selbst ursprünglich geformt und als solche in sich vollkommen, in sich formal abgeschlossen.

11 Es entsteht die Frage, ob diese "Endlichkeit" des ursprünglich individuellen Gegenstandes ein formales Moment eines jeden Gegenstandes überhaupt ist oder ob sie nur für das sogenannte "endliche Sein" im Gegensatz zu dem sogenannten unendlichen Sein, insbesondere Gott,

charakteristisch ist. Die Gegenüberstellung dieser beiden Seinstypen ist in der europäischen philosophischen Tradition mehrmals aufgetreten. U.a. bildet sie in dem bekannten Buch von Edith Stein, das ich einige Jahre nach Beendigung meines Buches in die Hand bekommen habe, das Grundthema der ganzen Untersuchung. Es ist mir nicht möglich, das aufgeworfene Problem hier eingehend zu behandeln. Auf den ersten Blick scheint es, dass die "Endlichkeit", von welcher im Texte die Rede ist, auch im "unendlichen Sein" vorhanden sein muss, sofern sich darüber überhaupt etwas behaupten lässt.

12 Einen besonderen Fall in dieser Hinsicht bilden die sogenannten "**relativen Merkmale**", deren materiale Bestimmung unzweifelhaft aus der Materie eines anderen Gegenstandes fließt, als es derjenige ist, dem so ein relatives Merkmal zukommt (vgl. unter § 57). Im Zusammenhang damit scheint es aber, dass den relativen Merkmalen eines Gegenstandes nicht dieselbe Seinsweise zuzuerkennen ist wie dem Gegenstande selbst in der Gesamtheit seiner (autonomen) Beschaffenheit: in seiner **Natur** und in seinen Eigenschaften. - Natürlich leugnen wir hier nicht, dass ein seinsautonomer Gegenstand durch einen anderen Gegenstand beeinflusst werden und infolgedessen seine eigene Bestimmung ändern kann. Aber dies setzt eben die Eigenbestimmung desselben voraus. [CL: Von „relativen Merkmalen“ eines Gegenstandes G in Bezug auf einen anderen, H, zu reden, stellt eine völlig verquere Art dar, aus der überhaupt nicht der eigene Charakter von dem hervorgeht, was man eine (binäre) Relation nennt: Wenn man zwei Gegenstände G, H in Relation zueinander setzt, erfasst man eine neue Struktur R=R(G,H); dazu vergleicht man gewisse Eigenschaften von G und H, die man dann „relative Merkmale“ nennen kann; aber diese sind nur nach Wahl der Struktur R „relativ“. Setzt man G, H in eine andere Relation R’=R’(G,H), so werden eben andere Eigenschaften von G und H zu „relativen Merkmalen“. Die Ontologie von RI tut sich schwer, Relationen R, R’,... ebenfals wieder als „Gegenstände“ aufzufassen. Fasst man R(G,H) als Aussage „G ...®...H“ oder „H ...®’...G“ auf (RI sagt dazu „Sachverhalte“), so kommt man – wegen der Art unserer Sprache, von eimen Subjekt auszugehen, dem ein Prädikat zugesprochen wird – in die Versuchung, es statt mit *einer* Relation R auf einmal mit *zwei* Relationen R, R’ zu tun zu haben. Will man R aber als neues Objekt (als neuen Gegenstand) auffassen und nicht als eine Aussage, so ist ein erster Hinweis, R als geordnetes Paar (G,H) aufzufassen. Als solches hat aber (G,H) gar nicht alle die Eigenschaften, die man mit R meint. Also geht man weiter und fasst R als **Teilmenge** der einer **Paarmenge** MxN auf, wo G ∈ M, H∈ N ist. In Bezug auf die Gesamtheiten M und N kann man dann an dem R gewisse Eigenschaften entdecken. R ist also wieder ein „Gegenstand“, welcher nur einen etwas höheren Abstraktionsgrad als G, H hat, und welcher selbst eine mögliche Eigenschaft einer weiteren Gesamtheit, nämlich des „Kontextes“ MxN ist! (RI sagt dazu, R sei ein „Gegenstand höherer Ordnung“). – Solche Begriffsklärungen, welche die Mathematiker längst vollzogen hatten, machen dem Ontologen RI offenbar Schwierigkeiten. Raus kommt dann das verquere Zeug, das man in diesem § über „Verhältnisse“ liest.]

68

der Fall, als ob alles Seinsautonome *ipso facto* auch seinsselbständig sein müsste. Denn auch das Seins**un**selbständige ist bzw. kann seinsautonom sein, wie z. B. alle Eigenschaften eines seinsautonomen Gegenstandes. Die Seinsunselbständigkeit einer Gegenständlichkeit kann verschiedene Gründe haben[13]. Es ist somit momentan nicht zu entscheiden, ob mit der formalen Abgeschlossenheit des individuellen, seinsautonomen Gegenstandes *eo ipso* dessen Seinsselbständigkeit zusammengehen muss. Unzweifelhaft aber gibt es unter verschiedenartigen "Entitäten" auch solche Gegenständlichkeiten, die infolge ihrer besonderen formalen Abgeschlossenheit auch seinsselbständig sind. Es sind in diesem Falle "Sachen" (Dinge, res) in besonderem Sinne, aber soweit gefaßt, dass er nicht bloß "tote" Dinge, sondern auch psychophysische Individuen, insbesondere Personen, umfaßt. Es wird nötig sein, darauf bei der Besprechung der Form verschiedener Typen zeitbestimmter Gegenstände zurückzukommen.

Es ist aber noch ein anderes Moment der Grundform des Seinsautonomen, ursprünglich individuellen Gegenstandes hervorzuheben, nämlich die Einfachheit (Schlichtheit) des Aufbaus. Sie fällt uns in seiner Form ins Auge, wenn wir ihn den seinsheteronomen Gegenständlichkeiten und den Ideen gegenüberstellen. In einer rein intentionalen Gegenständlichkeit lässt sich eine würdige "Doppelseitigkeit" des Aufbaus[14]) aufweisen: einerseits der "Gehalt", also dasjenige, was sie dem Inhalt der sie bildenden Intention nach sein soll, was sie aber "aus eigenen Kräften" im seins autonomen Sinne nicht zu sein vermag (also z. B. der bloß "dargestellte" Faust, im Unterschied zu dem realen, seinsautonomen Dr. Faust), andererseits ihre eigene, sie als intentionale Gegenständlichkeit **konstitu**ierende Struktur. Ebenso lässt es sich in einer Idee deren "Gehalt", also der Bestand an "Konstanten" und "Veränderlichen", welche in den unter die betreffende Idee fallenden individuellen Gegenständen ihr Gegenbild besitzen, andererseits aber der gesamte Bestand an strukturellen und qualitativen Momenten, welche diese Idee qua Idee aufbauen, unterscheiden. Keine derartige "Doppelseitigkeit" lässt sich in dem individuellen seinsautonomen Gegenstande auffinden. Wir haben es in ihm mit einem "einfach", schlicht gebauten Seienden zu tun. Eben, weil er seinsautonom und vollkommen das ist, was er ist, ist er in seiner Form einfach. Er ist nichts anderes als das, was er zu sein vorgibt. Natürlich kann er – wie z. B. ein Schauspieler

13 VgI. oben § 13.

14 VgI. unter Kap. IX.

69

– in der Ausübung einer Repräsentationsfunktion begriffen sein, in welcher er etwas anderes "darstellt", als er selbst ist. Aber diese Funktion kommt eben zu seinem schlichten Sein hinzu, und zwar als etwas für ihn Außerordentliches, Zufälliges. Sie gehört nicht zu seinem einfachen "In-sich-selbst-Sein":' sondern setzt dasselbe nur voraus. Fällt sie fort, so bleibt der individuelle, seinsautonome Gegenstand etwas in sich selbst durch und durch schlicht Bestimmtes übrig, obwohl es immer durch verschiedene, zueinander gehörige Materien geschieht. Statt von der "Einfachheit" des Aufbaus könnte man auch von der "Einschichtigkeit" oder "Einseitigkeit", Schlichtheit

der Form des individuellen seinsautonomen Gegenstandes sprechen, um mit einem anderen Bilde das Spezifische dieser Seinsart wiederzugeben. Es sind aber nur gewisse bildhafte Ausdrücke, die da nichts Wesentliches leisten können, falls es uns nicht gelingt, die Einfachheit des formalen Aufbaus des seinsautonomen Gegenstandes in unmittelbarer Anschauung zu fassen. Wir stoßen da wiederum auf ein primitives, letztes, formales Moment, das sich auf nichts anderes zurückführen lässt, und das nur im Kontrast zu der komplizierten Form der rein intentionalen, seinsheteronomen Gegenständlichkeit einerseits und der Ideen andererseits erfaßbar ist. Nur der seinsautonom und ursprünglich individuelle Gegenstand ist so einfach in seinem Aufbau und so schlicht in seiner Bestimmung und seinem Sein, wie es ist[15].

Die hier in ihren Hauptzügen aufgewiesene Grundform des ursprünglich individuellen, seinsautonomen Gegenstandes ist bei allen derartigen Gegenständlichkeiten vorhanden, welcher materialen Qualifizierung auch immer. Man soll also nicht meinen, sie liege etwa nur bei den sogenannten" toten" oder nur bei materiellen Dingen vor. Auch das Psychische und insbesondere die menschliche Person steht in dieser Grundform. Ob die Besonderheiten der materialen Zustimmung nicht auch differenzierende Momente in der Form hervorbringen, wird in einzelnen Fällen später untersucht werden. Es müssen aber zunächst die Einzelheiten der aufgewiesenen Grundform näher untersucht werden, damit man zu der Frage übergehen kann, ob die Zeitbestimmung der ursprünglich individuellen Gegenstände nicht weitere formale Momente mit sich bringt.

Endlich muss noch auf ein Moment der Grundform des individuellen seinsautonomen Gegenstandes, ober besser auf die Weise, wie sie in ihm

15 Wie es damit bei den seinsautonomen individuellen Gegenständen höherer Stufe steht, muss für sich erwogen werden.

70

auftritt und ihn von dem Sachverhalt[16] formal unterscheidet, hingewiesen werden. Er ist nämlich in dem Gesamtbestande seiner Eigenschaften und auch in der ihm **immanent**en Beziehung zwischen der Eigenschaft und dem ihn verkörpernden Subjekt sozusagen "zusammengefaltet". Er verbirgt gewissermaßen nach außen hin die Zweiheit und die formale Gegensätzlichkeit, aber andererseits auch die wesensmäßige, asymmetrische Zusammengehörigkeit zwischen den Eigenschaften und dem sie "tragenden" Subjekte. Er ist in sich gewissermaßen verschlossen, er zeigt seine Struktur nicht nach außen hin. Was nach "außen" von ihm hinausragt, ist oft nur die ihn bzw. sein **Subjekt [von Eigenschaften]** zur Ausprägung bringende **konstitutive Natur** als die sein **Ganzes** umspannende Gestalt, auf deren Hintergrunde sich erst die einzelnen Eigenschaften – immer nur in beschränkter Zahl – abheben. Und der ganze Rest liegt in seinem Innern verborgen. Es bedarf erst besonderer Umstände - z. B. der Beteiligung des betreffenden Gegenstandes an den Geschehnissen der Umwelt oder der bewussten entdeckerischen Tätigkeit eines Erkenntnissubjektes – , dass einige verborgene Eigenschaften "zu Gesicht kommen" und sich nach außen auswirken. Nicht selten kommt es auch vor – was für sich ein sehr interessantes und merkwürdiges Phänomen ist, das wir aber hier nicht näher besprechen können – , dass das, was sich als die **Natur** des Gegenstandes gibt, in Wahrheit nur eine Vortäuschung, nur eine scheinbare **Natur** ist, entweder in dem Sinne, dass es eine **Quasi-Natur** ist, oder in dem, dass die echte **Natur** ganz anders ist als dasjenige qualitative Moment, das sich gegebenenfalls für die **Natur** des betreffenden Gegenstandes ausgibt. Dann ist diese echte **Natur** verborgen, und es bedarf erst besonderer Vorkehrungen, um sie ans Licht zu bringen. Manchmal zeigen sich nach außen nur einige besonders "auffallende" Eigenschaften: sowohl seine **Natur** als die Gesamtheit seiner übrigen Eigenschaften ist dann durch die nach außen ragenden Eigenschaften -verdeckt. Man muss sich aber klar zum Bewusstsein bringen, worin das sich nach außen Ausprägen (Erscheinen) einiger Eigenschaften und andererseits das "Sich-Verbergen" in dessen Innern beruht. Dieser Gegensatz zwischen dem "Im-Innern-verschlossen-Sein" und dem "Nach-außen-hinaus-Ragen" soll vor allem nicht im speziell räumlichen Sinne genommen werden; so als ob im räumlichen Innern des Gegenstandes etwas verborgen läge, während "nach außen" – an der räumlichen Oberfläche des Gegenstandes und insbesondere des Dinges – nur einige Eigenschaften zur Erscheinung kämen.

16 Vgl. unter Kap. XI.

71

In manchen Fällen – bei den räumlich ausgedehnten materiellen Dingen – kommt es tatsächlich zu diesem räumlich bestimmten Gegensatz. Er tritt aber auch in Fällen auf, wo von keiner Räumlichkeit des Gegenstandes die Rede sein kann – z. B. in der menschlichen Person. Sowohl die eigentümliche, individuelle Struktur der Person als ihr wesenhafter ("tiefster") Kern und viele – vielleicht die wichtigsten – Eigenschaften derselben sind oft tief "verborgen", und es gelingt häufig nicht, sie zur Erscheinung, zur Äußerung zu bringen und zu erfassen, obwohl sie den unzweifelhaft bestehenden Boden der betreffenden Person bilden, aus dem ihre Taten und Verhaltensweisen hervorquellen. Man soll auch nicht meinen, es handle sich da ausschließlich um eine erkenntnismäßige Angelegenheit. Strenggenommen haben wir es da mit einer Tatsache sowohl aus dem Gebiete der Erkenntnistheorie als auch mit einem rein ontischen Zug der Form eines individuellen Gegenstandes zu tun, obwohl viel-

leicht nicht alles dessen, was existiert. Erkenntnistheoretisch beruht dieser Gegensatz auf dem Kontrast zwischen dem "Sich-phänomenal-unmittelbar-Zeigen", "Sich-selbst- Präsentieren" und dem "Im-Innern-verborgen-Sein". Ontologisch ist aber dieser erkenntnistheoretische Gegensatz durchaus sekundär, und seine Grenzen sind je nach der Art des Erkenntnissubjektes und den Bedingungen des Erkennens verschiebbar und auf sie relativ. Er gründet in der rein ontischen Eigentümlichkeit des "Verschlossenen", "Zusammengefaltet-Seins" des Gegenstandes, die sich in dem on tischen "Im-Innern-verborgen-Sein" und "Nach-außen-hinaus-Ragen" ausprägt. Im ontischen Sinne handelt es sich dabei um eine eigentümliche Übereinanderlagerung der Eigenschaften des Gegenstandes, die sich manchmal zu einem ausgesprochenen Schichten-Aufbau ausgestaltet, wobei die "oberen" Schichten die "inneren" verdecken. Allgemein betrachtet kommt diese Übereinanderlagerung der Eigenschaften und die Verdeckung der einen von ihnen durch die anderen und mit ihr der Gegensatz zwischen dem "Inneren" und dem "Äußeren" ontisch darin zum Ausdruck, dass die Anteilnahme des Seins eines individuellen Gegenstandes am Sein und am Geschehen anderer zu demselben Seins gebiet gehörender individueller Gegenstände immer nur partiell und je nach den Umständen verschiedenartig ist. Er umfaßt immer nur manche Eigenschaften des Gegenstandes bzw. Züge seines Wesens. Obwohl jeder individuelle Gegenstand in der Mannigfaltigkeit von Gegenständen, in die er gerade geworfen ist, selbst persönlich und als Ganzes auftritt und an ihr teilnimmt, so führt die Heterogenität seiner und der anderen Gegenstände Beschaffenheit dazu, dass sowohl von ihm als von den

72

übrigen Gegenständen nur einzelne, gewissermaßen gewählte Eigenschaften miteinander zusammenkommen bzw. aufeinanderstoßen und zur gegenseitigen Auswirkung gelangen. Nicht der ganze Gegenstand, sondern nur gewisse ihm zukommende Eigenschaften, die auf besondere Eigenschaften der ihn umgebenden Gegenstände "ansprechen", gelangen zur Wirkung auf diese Gegenstände und rufen in ihnen diese oder andere Veränderungen hervor. Und umgekehrt: nicht in der Gesamtheit seiner Eigenschaften unterliegt der Gegenstand gewöhnlich[17] der Veränderung unter der Wirkung der ihn umgebenden Gegenstände, sondern nur hinsichtlich seiner gewissen besonderen gewählten Eigenschaften – gewählt, je nach dem Fall und der dabei obwaltenden Gesetzmäßigkeit. Die Wirkung kann dabei "oberflächlich" oder sehr "durchgreifend" sein und bis in das **Wesen** des Gegenstandes reichen; der Gegenstand kann nur mit sehr wenigen oder mit sehr zahlreichen Eigenschaften in das Geschehen einer Mannigfaltigkeit anderer Gegenstände verflochten sein und in den Gang dieses Geschehens eingreifen, je nach seinem Wesen und den Umständen, in denen er sich befindet. Bei dieser Gelegenheit kommt es zur ontischen "Offenbarung" der Verschiedenheit zwischen den ihm zukommenden Eigenschaften überhaupt und zur Selbstgegenwart seines letzten Grundes, der aber doch nicht zur Enthüllung gelangt. Bei völliger Isolierung würde der Gegenstand dermaßen in sich versunken sein und in sich verschlossen bleiben, dass er wie eine ursprüngliche, in sich auf keine Weise differenzierte Einheit dastände. Im allgemeinen kommt es aber zur Spaltung zwischen den auf die Eingriffe der "äußeren Welt" reagierenden und dadurch zur Enthüllung gelangenden Eigenschaften des Gegenstandes und seinem noch stummen, "verborgenen", außerhalb der Reichweite seiner Inangriffnahme durch andere Gegenstände stehenden "Inneren". Insbesondere enthüllt sich da im günstigen Falle der eventuell vorhandene schichtenmäßige Aufbau des Gegenstandes. Derselbe Gegenstand kann prinzipiell an verschiedenen Mannigfaltigkeiten anderer Gegenstände teilnehmen und sich ihnen gegenüber in verschiedener Lage befinden; so eröffnet der Gegensatz zwischen "Verschlossenheit" und "Aufgeschlossenheit" seines Selbst verschiedene Möglichkeiten der Entfaltung und Zusammenfaltung seines Wesens und eben damit auch seiner verschiedenartigen Rolle, die er in einer Mannigfaltigkeit von Gegenständen spielen kann. Und erst von da aus zeichnen sich die Möglichkeiten

17 »Gewöhnlich", denn es kann Fälle geben, wo er als Ganzes einfach vernichtet wird.

73

seiner Verwandlung unter dem Druck der Vorgänge, an denen er teilnimmt, ab, überall aber - bei rein ontischer Verschlossenheit und Aufgeschlossenheit seines Selbst - kommt ausschließlich seine materiale Bestimmung in Betracht. Seine Form dagegen, obwohl sie für die Gestaltung der Verwandlung und für den Vollzug der Vorgänge, an denen er teilnimmt, unzweifelhaft ihre nicht zu unterschätzende Rolle spielt, tritt doch also als solche nicht besonders in Erscheinung. Um sie zur Enthüllung zu bringen, bedarf es ganz besonderer Vorkehrungen - eben der Erkenntnis - und dabei derer von einer ganz besonderen Art. (*)

Die Tatsachen, die ich soeben besprochen habe, sind leichter in dem Falle darzustellen, wo die in Frage kommenden Gegenstände effektiv aufeinander wirken und Wirkungen erleiden. Der Gegensatz aber zwischen dem, was im Gegenstande verborgen bzw. verdeckt ist, und dem, was sich nach außen zeigt, tritt auch in individuellen Gegenständen auf, die gar nicht aufeinander wirken können, weil sie eben ideal sind. Man muss in diesem Falle (z. B. eine bestimmte geometrische Figur oder eine Funktion) den Gegenstand in seinen verschiedenen möglichen Beziehungen zu anderen Gegenständen desselben Seinsgebietes betrachten. Dann zeigt es sich, dass der Gegenstand auch hier in diesen Beziehungen nur mit einer Auswahl seiner Eigenschaften teilnimmt, je nachdem,

zu welchen anderen Gegenständlichkeiten er gerade in Beziehung gesetzt wird. Es zeigt sich, dass auch die idealen Gegenstände sich zu anderen Gegenständen verschieden "verhalten", oft auf eine zunächst unerwartete Weise, die sich aber doch entdecken und beweisen lässt. Und ebenso wie in dem früher erwogenen Falle gibt es in den idealen Gegenständlichkeiten Eigenschaften, die verdeckt und unbekannt bleiben. Nur die Weise, in welcher die verdeckten Eigenschaften der Gegenstände zur Entdeckung gebracht werden können, sind in den gegenübergestellten Fällen durchaus verschieden. Sie sind es eben, die über den prinzipiellen Unterschied zwischen den empirischen und den "apriorischen" Wissenschaften entscheiden.

Die hier aufgewiesenen Bestände spielen eine besonders wichtige Rolle in der Erkenntnis der individuellen Gegenstände. Wir werden später – im erkenntnistheoretischen Teil unserer Betrachtungen – Gelegenheit finden, darüber ausführlicher zu sprechen. Vorderhand genügt es hinzuweisen, dass sich die volle Beschaffenheit und insbesondere das Wesen des individuellen Gegenstandes am besten zur erkenntnismäßigen Enthüllung bringen lässt, wenn der Erkennende den Gegenstand in reelle Beziehungen zu anderen Gegenständen setzt, ihn auf andere

(*) [CL: Was RI in den letzten Absätzen geschildert hat, ist für ihn typisch: Er benutzt *Husserlsche* Begrifflichkeiten (die jener bei der Schilderung des menschlichen Umgangs mit **Phänomenen** gebraucht hat) und hängt menschliche Erkenntnisvorgänge über Wahrnehmungen **diesen Gegenständen selbst an**. Damit erzeugt er eine „Gegenstandswelt“, nämlich die der von ihm geglaubten „Dinge an sich“ – und das 200 Jahre nach ***Kant*** – das empfinde ich wie einen Rückfall ins frühe Mittelalter – sogar mit starken Anlehnungen an den **Animismus**.]

74

Gegenstände einwirken lässt und ihn den Einwirkungen anderer Gegenstände auf ihn aussetzt, um ihn dabei in seiner Verhaltensweise, in der Offenbarung seiner Eigenschaften, zu erhaschen. Das ist der eigentliche Sinn des Experimentes bei realen Gegenständen und der Betrachtung des Gegenstandes im Zusammenhang und in seiner funktionellen Abhängigkeit von anderen Gegenständen im Falle der idealen Gegenständlichkeiten. Da gelangt es auch zur "Entfaltung" des Gegenstandes in der Gestalt von mannigfachen "Sachverhalten", wobei auch seine formale Struktur einer merklichen Wandlung unterliegt. Wir werden uns damit später besonders beschäftigen. Da zeigt uns der Gegenstand gewissermaßen sein sonst verschlossenes Inneres: wir erkennen ihn material und formal nicht bloß seiner "Oberfläche", sondern auch seinem Wesen nach.

Es gibt keine Auffassung der Erkenntnis eines Gegenstandes, welche im höheren Maße falsch wäre, als diejenige, nach welcher man das Wesen eines Gegenstandes im untätigen Begaffen erfassen kann, statt ihn in Bewegung zu setzen und ihn "bei böser Tat" zu ertappen. W. James hat das gut verstanden, es gelang ihm aber nicht, es klar zu sagen. Daher die Einseitigkeiten und Mißverständnisse seines "Pragmatismus". Hier liegt auch die berechtigte Quelle des Behaviorismus, der aber leider, infolge seiner positivistischen und materialistischen Vorurteile, die echte Form des individuellen Gegenstandes radikal verfälscht.

2.3 § 40. Die konstitutive Natur und die Eigenschaften des individuellen Gegenstandes

[**CL:** In diesem Kapitel versucht RI zu erläutern, was er unter der **„konstitutiven Natur“** eines Gegenstandes verstehen will: Der unverzeihliche und zu totaler Verwirrung führende Fehler ist, dass RI diese „konstitutive Natur“ **dem „Gegenstand“ anhängen will** – aber ohne zu beschreiben, wie der Prozess verläuft, durch den (a) jeder einzelne Betrachter „den Gegenstand“ (etwa in unterschiedlichen Situationen) als „denselben“ identifiziert und (b) durch den unterschiedliche Betrachter sich darauf einigen dass sie (mehr oder weniger) „denselben“ Gegenstand meinen.

Die Sache mit der **„konstitutiven Natur“** ist viel durchsichtiger, wenn man sie eben **nicht an einem ominösen „individuellen Gegenstand“ festmacht**, sondern sie durch folgende – einerseits private / andererseits öffentliche – Identifizierungsprozesse beschreibt:
(a) Hat ein Betrachter A einmal gelernt (oder sich entschieden), ein (durch wiederholte – äußere oder auch innere – Einwirkungen im menschl. Bewusstsein sich konstituiertes) „Etwas“ in unterschiedlichen Situationen als „dasselbe“ wiederzuerkennen, so genügen bald einige **wenige** Merkmale, dieses Etwas als „dasselbe“ zu identifizieren. Diese Auswahl aus dem (in der Regel viel größeren) Bündel aller Merkmale jenes „Etwas“ genügen dem A (für eine Zeit lang), dieses „Etwas“ zu identifizieren. **Und diese Merkmal-Auswahl nennt A dann die „konstitutive Natur“ dieses Etwas (das ist die Definition von „konstitutive Natur“)**. Um den Identifizierungsvorgang zu vereinfachen, gibt A ihm einen **Namen**, etwa „G“. Bei der nächsten Begegnung mit diesem „Etwas“ braucht A sich nicht einmal mehr die Merkmale der „konstitutiven Natur“ zu vergegenwärtigen, sondern nur den Namen „G“ (Statt von dieser Namensgebung „G“ spricht RI von dem sog. „Subjekt von Eigenschaften“ und geheimnist weiteres ungereimtes Zeug da hinein – das ist schon fast Animismus!!).
(b) haben mehrere Betrachter A1, A2, ...einen solchen Identifizierungsvorgang vollzogen, so kursieren in der Folge eventuell mehrere Repräsentanten“ „G1“, „G2“,.... als Namen für ein Etwas. Haben A1, A2,... sich nun noch **geeinigt**, das sie mit G1, G2,... „dasselbe“ meinen, so bekommt dieses Etwas schließlich schnell einen einheitlichen Namen „G“; und bei der Nennung G vergegenwärtigt sich jeder der Betrachter A1, A2,... ***seine eigene*** „konstituierende Natur“ dieses G.

Das klappt so lange, bis entweder die Merkmale des bislang als „G“ identifizierten sich zu sehr geändert haben oder bis bei den Beteiligten A1, A2,... (oder einigen von ihnen) sich die Perzeption über „G“ (also die private „konstituierende Natur“ von G)

geändert haben. Dann muss wieder so ein Einigungsvorgang vonstatten gehen; eventuell wird dann „G“ durch ein anderes (leicht oder ggf. auch beträchtlich variiertes) „G#“ ersetzt – und damit ändert sich auch u.a. seine sog. konstitutive Natur“.

All das kommt in diesem Kapitel überhaupt nicht heraus. Warum? – Weil RI die Sache einerseits „solipsistisch“ (also nur privat), andererseits aber „ontologisch“, d.h. vom ominösen Gegenstandsbegriff her, aufzieht. Der Streit mit den sogenannten „Empiristen“ / „Positivisten“, über den sich RI beklagt, ist damit vorprogrammtiert.

RI.s „Konstitutive Natur“ ist – wenn man sie nicht ins Kollektive ausdehnt – schlicht ein nur subjektives Identifikations-Hilfsmittel; sie wird aber, wenn ein gesellschaftlich-kultureller Einigungs-/Adaptionsprozess stattgefunden hat, auch im Kollektiv zu einem schnellen Identifikationshilfsmittel. Ist in der Kultur Sprache vorhanden, so genügt, statt der kollektiven sog. konstituiven Natur, bereits ein kollektiv anerkannter Name zur Identifizierung des Gegenstandes; so ein Name wird von RI dann zum sog. „Subjekt von Eigenschaften“ hochstilisiert.]

Um den von uns bereits eingeführten **Unterschied** zwischen der **konstitu**tiven **Natur** und den Eigenschaften des individuellen Gegenstandes besser zu verdeutlichen und zu begründen, sei folgendes bemerkt:

Es besteht ein radikaler Unterschied des Sinnes in dem Wörtchen "**ist**" (*) in den folgenden Sätzen:
- "Dieser Tisch da ist braun" (1).
- "Dies da ist der Mont Blanc"[18] (2) und:
- "Dies da ist (ein) Tisch" (3).

Diesem Sinnunterschied entspricht ein wesentlicher Unterschied in den durch diese Sätze bestimmten Sachlagen, auf die es uns da ankommt. Im Falle (1) wird einem individuellen Gegenstande eine Eigenschaft zuerkannt. Es wird festgestellt, dass er eine bestimmte Beschaffenheit "hat". Man kann also statt (1) im gleichen Sinne sagen: "Dieser Tisch

[18] Und analog: "Das ist Franz Liszt".

(*) [CL: so ein Quatsch! Das Hilfswörtchen „ist“ ist eine Kopula zwischen einem Subjektwort X und einem (oder mehreren) Prädikat(en) p, q, ... Es steht also für eine **durch den ganzen Satz** ausgedrückte **Relation** zwischen X und p, q, ... und kann auch weggelassen werden (was in vielen Sprachen auch geschieht), dieses „ist“ dem X oder den p, q,... „anzuhängen“, wie das RI tut, und ihm dadurch jeweils eine besondere „Bedeutung“ zu verleihen, führt zu völlig unnötigen und irreführenden Komplikationen. – Wieder mal so ein Fall, wo sich die sog. „Ontologie“ ihre Scheinprobleme selbst erzeugt, um dann zentnerweise Text darauf zu verschwenden.]

75

da hat eine braune Farbe." Wollten wir die beiden übrigen Sätze auf gleiche Art umformen und etwa sagen wollen: "Dies da hat einen Mont Blanc" oder "Dies da hat (einen) Tisch", so bekämen wir einen Unsinn. Denn in diesen beiden letzten Fällen (die sich übrigens untereinander noch nicht unwesentlich unterscheiden) wird ein individueller Gegenstand einfach genannt, und diese Nenn-Funktion beruht eben darauf, dass er als Ganzes in dem erfaßt wird, was er in sich selbst (eben – wie wir sagen – seiner **Natur** nach) ist. Die eigentliche, einfache Intention dieses "**ist**" fassen wir alle mit voller Treffsicherheit und geben sie im lebendigen Sprechen mit der entstprechenden Intonation ohne weiteres wieder, trotzdem ist sein Sinn ungemein schwer mit Worten auseinander zu legen. Es ist natürlich richtig, dass im Falle (2) "dies da" und z. B. "Mont Blanc" identisch sind und dass dieses Identische nur auf zweifache Weise – einmal durch das hinweisende Wörtchen "dies da", das andere Mal durch einen direkten Eigennamen – erfasst wird. Es wäre aber nicht mehr so richtig, wollte man sagen, das Wörtchen "**ist**" übe da die Funktion des Identifizierens aus. Niemand, der einfach sagt "Dies da ist der Mont Blanc" oder "Dies da ist Jock" (Name eines Hundes) oder "Das ist Clemenceau", denkt dabei an diese Indentität oder hat die Absicht, eine Identifikation zu vollziehen. Es liegt nahe zu sagen: dieses "ist" hat keinen anderen Sinn als das Wort "heißt". Es lässt sich auch, ohne einen Unsinn zu begehen, sagen: "Dies da heißt Mont Blanc." Es fragt sich nur, ob wir damit den eigentlichen, normalen Sinn des "Dies da ist der Mont Blanc" wiedergeben. Und dies aufzuklären, ist um so wichtiger, als diejenigen, die eine solche Deutung des "ist" im Falle (2) vorschlagen, an ihren Vorschlag auch den Versuch anknüpfen, den mit im Spiele befindlichen Begriff der **konstitu**tiven **Natur** des individuellen Gegenstandes als nichtig zurückzuweisen. Sie würden etwa sagen:

Es liegt kein Grund vor, zwischen der Eigenschaft (dem "Merkmal") und der " mystischen " "**Natur**" des Gegenstandes zu unterscheiden. Alles, was sich in dem Gegenstande überhaupt unterscheiden lässt, sind seine Merkmale. Irgendeine besondere geheimnisvolle "**Natur**" des Gegenstandes lässt sich in ihm überhaupt nicht finden. Und der Satz "Dies da ist der Mont Blanc" besagt nichts anderes, als dass dem Gegenstande als der Gesamtheit der Merkmale ein von uns gestifteter Eigenname (ein Unterscheidungszeichen) beigelegt wird. Und dieser Eigenname "bedeutet" auch gar nichts. In Millscher Ausdrucksweise "bezeichnet" er nur, er "mitbezeichnet" aber gar nichts, geschweige denn, dass er irgendwie die "**Natur**" des betreffenden Gegenstandes

76

bestimmen oder wenigstens mitbestimmen sollte. Kennen wir den Gegenstand, ohne zu wissen, wie er "benannt" wird, so können wir den Namen nicht erraten, und umgekehrt: ist uns der bloße Eigenname bekannt, ohne dass wir wüßten, was für einem Gegenstande er beigelegt wird, so können wir aus ihm selbst nie erraten, welcher

(angeblichen) **Natur** der betreffende Gegenstand sei. Der Eigenname ist nichts als ein "leerer" Laut, der einem Gegenstand rein konventionell beigelegt wird. (*)

Nun, es unterliegt keinem Zweifel, dass der Laut eines jeden Eigennamens zunächst (d. h. als er eingeführt wurde) ein willkürliches, bedeutungsloses Zeichen ist, das einem Ganzen – und nicht seinen einzelnen Eigenschaften – beigelegt wird. Wir dürfen auch den Satz "Dies da heißt Mont Blanc" nicht bloß rechtmäßig konstruieren, sondern auch den Satz "Dies da ist der Mont Blanc" oft im Sinne des ersten Satzes verwenden. Dieser letzte Satz wird aber nicht immer in diesem Sinne ausgesagt. Andererseits ist auch die Unterscheidung zwischen der **Natur** und den Eigenschaften des Gegenstandes nicht unbegründet. Es wurde hier freilich festgestellt, dass in dem Satze "Dies da ist der Mont Blanc" ein bestimmter individueller Gegenstand genannt wird. Für die richtig verstandene Nennfunktion ist indessen bezeichnend, dass sie in der Wendung "... ist der Mont Blanc" adäquat zum Ausdruck gebracht wird. Die eigentliche Nennfunktion vollzieht sich aber nicht in der Bildung des Namens bzw. Eigennamens, sondern erst, nachdem der Name bereits gebildet wurde und an das Benannte angewendet wird. Dann weist er – wie auch von der Gegenseite zugegeben wird – auf den ganzen Gegenstand und nicht auf irgendeine einzelne ihm zukommende Eigenschaft hin. Es ist nur nicht wahr, dass es sich dabei bloß um eine Gesamtheit von Eigenschaften handelte. Zur Bezeichnung eines individuellen Dinges bedienen wir uns bezeichnenderweise nicht einer Konjunktion der Eigenschaftsnamen (etwa "rot und rund und glatt und hart" usw., aber auch nicht – was schon eine gegenständliche kategoriale Formung impliziert – "Rotes und Rundes und ... "), sondern wir sagen einfach und kurz: "eine rote Kugel". Es ist nur ein Verlegenheitsausdruck, wenn wir in bestimmten Fällen, in denen wir uns noch nicht zum Bewusstsein gebracht haben, was der betreffende Gegenstand eigentlich sei (d. h. durch welche **Natur** er **konstitu**iert sei), sagen: "etwas Rundes, Rotes, Glattes usw.". Dieses "Etwas" führt einerseits in das Bezeichnete die gegenständliche Subjekt-Struktur mit ein, andererseits aber weist es darauf hin, dass uns in dem benannten Gegenstande das "Was" – ein das Ganze

(*) [CL: Das sehe ich genau anders herum: Was RI als „**Subjekt von Eigenschaften**“ SE und als „**konstitutive Natur**“ (kN) hochstilisiert, wird gerade im **Namen**, den man (die Gesellschaft in ihrer Sprache) dem Gegenstand gegeben hat, ausgedrückt. Ja, statt RIs „SE“ und (kN) benötigt man eigentlich nur den Namen (und – je nach Kongtext / Situation – noch einige ***wenige*** Eigenschaften) um den Gegenstand zu identifizieren, Denn der **Eigenname** (manchmal nur der **Art-Name**) ist ja gerade ein deutliches Zeichen dafür, dass der betreffende „Gegenstand“ von der Gesellschaft bereits „verobjektiviert“ / „verbegrifflicht“ / „vergegenständlicht“ word ist.

77

des Gegenstandes **konstitu**ierendes Moment der **Natur**[19] – unbekannt ist. Wäre es uns bekannt, so brauchten wir es nicht so umständlich zu sagen, es sei "etwas, das rot, rund, ... ist", sondern wir würden uns eines einfachen individuellen oder allgemeinen Namens bedienen. Das ist auch keine reine Bequemlichkeitsfrage, sondern es ist rein sachlich begründet, wenn wir es tun. Denn das, was wir benennen, ist eben keine Mannigfaltigkeit von losen qualitativen Bestimmungen, sondern es ist vor allem eine konkrete – und das besagt "zusammengewachsene"! – Einheut, an der erst dies oder jenes unterschieden wird bzw. werden kann. Zweitens aber prägt sich diese Einheit – obwohl nicht immer mit derselben Deutlichkeit und Spezifität! – in einer das Ganze des Gegenstandes umspannenden, es völlig durchdringenden, zugleich aber das Selbst des Gegenstandes im ausgezeichneten Maße "präsentierenden" **Qualität** (Materie) aus. Diese Materie haben wir im Auge, wenn wir hier von der "**Natur**" des individuellen Gegenstandes sprechen. Sie ist es, die den Gegenstand "**konstitu**iert", in der er sich eben als ein eigenes Subjekt von Eigenschaften verkörpert, sich selbst präsentiert. Indem wir ihn in seiner **konstitutiven Natur** fassen und sie bei der Nennung im Auge haben, fassen wir ihn in seinem "höchst persönlichen" Selbst auf. Solange wir nur einzelne Eigenschaften aus dem Gesamtbestande des Gegenstandes herausgreifen, fassen wir freilich etwas, was ihm selbst zukommt, aber wir fassen ihn nicht direkt in seinem Selbst, in dem, was er als er selbst "ist". Das "Selbst-Sein", "Eigen-Sein", Gegenstand-, Subjekt-, und zwar bestimmt ausgestaltetes, qualifiziertes (Subjekt-)Sein, das ist jenes eigentümliche, so schwer mit Worten auseinander zu legende "Sein" des "ist", das wir hier zu klären suchen und das bei der Nennung des Gegenstandes gerade deswegen zur Ausprägung gelangt, weil sich die Nennung auf das Selbst des Gegenstandes bezieht, welches eben die **Form des Subjekts von Eigenschaften** und eine es direkt bestimmt qualifizierende Materie, die "**Natur**", hat.(*) Und der Gegenstand kann nur deswegen in diesem besonderen Sinne Mont Blanc, Goethe usw. sein – also das sein, was er in sich selbst, in seinem Selbst ist – , weil

19 Nicht selten ist sie überhaupt verborgen, und wir bemühen uns vergeblich, sie zu entdecken. Dann sagen wir eben mit einer Verlegenheitsmiene, es sei »etwas", das rund, rot, usw. ist. Dies bezieht sich nicht bloß auf Dinge, sondern oft auch auf besondere Prozesse, Zuständlichkeiten und dgl. mehr, wenn wir uns z. B. vergeblich abmühen, eine Krankheit zu erkennen, und lediglich eine Anzahl unzusammenhängender, kein eigentliches »Krankheitsbild", keine »klinische Einheit" ergebende »Symptome" vor uns haben.

(*) [CL: Der Glaube an ein „**Selbst**“ von „Gegenständen“ ist eine tief eingebrannte – fast „animistisch“ anmutende – Vorstellung: Mit dieser Vorstellung werden Vorgänge der Konstituierung / des „Zusammenbrauens“, die sich im menschlichen Bewusstseins abspielen, nach außen projiziert. Das Ergebnis sind sogenannte „Gegenstände“ oder deren sog. „Natur“ oder deren sog. „Wesen“ usw.... Dass es in anderen – etwa buddhistisch geprägten – Kulturen auch ein völlig davon verschiedenes Weltverständnis gibt, wo dieses „Substanzdenken“ geradezu für eines der größten Hindernisse gegen „wahres Erkennen des Selbst“ gehalten wird, kommt dem (total in westlich-mittelalterlichem Denken befangenen) RI natürlich nicht in den Sinn. (Man kann’s ihm nicht verübeln; er weiß es nicht anders; er ist völlig gefangen in seiner

Denkweise – in seinem *viññana* [Pâli-Wort für „Bewusstsein in Unwissenheit“] – und hat nie *anattâ* [Pâli-Wort für „Nicht-Selbst“] erfahren.]

78

das **konstitu**tive Moment der **Natur** ihn in seinem Subjekte direkt qualifiziert, bestimmt. Alles andere dagegen, wodurch er sonst bestimmt wird, ist nur deswegen "sein", weil diese oder jene Eigenschaft ihm "zukommt", weil er sie "hat". Das Etwas-Sein durch unmittelbare Bestimmung des Subjekts, des Selbst, und das "Etwas-" oder besser "Wie-Sein" durch Teilhabe – wie es etwa Platon sagen würde – an einer Qualität, weil dieselbe, die materiale Bestimmung, eine dem Gegenstande zukommende Eigenschaft ist, das sind zwei durchaus verschiedene, obwohl wesensmäßig zueinandergehörende Abwandlungen des "Seins" überhaupt. Erst aber diese bei den Abwandlungen zusammen ergeben das schlichte Sein des individuellen Gegenstandes. Der Sinn des "Zukommens" bzw. des "Bestimmens" des Gegenstandes durch eine Eigenschaft fordert von sich aus jene einzigartige Struktur des Subjekts der Eigenschaften, des Selbst des Gegenstandes. Und diese Struktur fordert wiederum von sich aus die unmittelbare Bestimmung durch eine "unmittelbare *flOecp~":* durch die **konstitu**tive **Natur** des Gegenstandes. Nur indem diese **Natur** Bestimmung des Selbst (des Subjekts) im Gegenstande ist, kann sie sich über das Ganze des Gegenstandes entfalten, es umspannen und zugleich den Gegenstand verkörpern, ihn präsentieren. Dies vermag gar keine von den Eigenschaften desselben, sosehr sie auch mit der **Natur** des Gegenstandes verbunden sein sollte. Sie ist nie der Gegenstand selbst, sie ist immer nur etwas von ihm oder in ihm. Dies ist es, was ***Aristoteles*** wohl im Auge hatte, als er die grundlegende Unterscheidung zwischen dem ".L ELVaL" und dem JtOLOV ELvaL durchführte.

Es muss jetzt auf etwas eingegangen werden, was zwar mit der **Natur** des Gegenstandes im Zusammenhang steht, was aber doch mit ihr nicht identifiziert werden darf. Der Satz: "Dies ist ein Tisch" (3) kann auf doppelte Weise verstanden werden. Entweder so, dass das "ein" fast unbeachtet und nur aus rein sprachlich-grammatikalischen Gründen beigefügt wird (in anderen Sprachen, z. B. in der polnischen, tritt es überhaupt nicht auf), oder so, dass es eine wesentliche Funktion in dem Satze ausübt. Im letzteren Falle hat der ganze Satz den Sinn, dass ein bestimmter individueller Gegenstand, auf den gerade hingewiesen wird, ohne dass er in seiner **Natur** erfaßt worden wäre, als ein Element einer Klasse, die in dem Beispielfalle aus lauter Tischen besteht, aufgefaßt wird: "dies da" ist ein Tisch unter den Tischen, er gehört zu ihrer Klasse. Er kann aber nur deswegen Element dieser Klasse sein, weil er selbst eben "Tisch" ist. Und dies ist es gerade, was man im Auge hat, wenn der Satz (3) in der ersten der gegenübergestellten

79

Ausdeutungen genommen wird. "Tisch" ist aber ein "dies da", indem er einerseits durch die" Tischheit", andererseits durch eine bestimmte Auswahl von "Merkmalen" (von Eigenschaften) bestimmt wird, die für so etwas wie "Tisch" charakteristisch sind. Die "Tischheit" ist jedoch ein sogenanntes "gemeinsames", d. h. bei allen Individuen einer Art auftretendes Moment. Es ist für den betreffenden Gegenstand konstitutiv und gehört eben damit zu seiner **Natur** als ein in ihr unterscheidbares Moment. Sie kann aber diese **Natur** selbst nicht sein, da sie als ein "allgemeines" Moment nicht das **eigene Selbst** (*)des betreffenden Gegenstandes in sich voll verkörpern könnte. Mit anderen Worten: die **konstitu**tive **Natur** des individuellen Gegenstandes kann nur eine solche Materie sein, welche das Gegenstandssubjekt voll bestimmen kann. Das könnte jedenfalls nur eine solche Materie sein, die die sogenannte "niederste Differenz" [20], also eine nicht mehr differenzierbare und eben damit qualitativ selbständige Qualität ist[21]. Dies ist bei der "Tischheit" nicht der Fall. Es gibt verschiedene Arten der Tische und auch verschiedene Abwandlungen der "Tischheit". Wenn wir ein Individuelles unter diesem Quale der "Tischheit" überhaupt fassen, um es in eine bestimmte Klasse einzureihen,

20 Ob diese »niederste Differenz" auch der Art ist bzw. sein kann, dass sie nur in einem einzigen Exemplar in concreto auftreten kann, also unwiederholbar ist, das ist ein in der materialen Ontologie zu betrachtendes Problem. Vielleicht gibt es unter den »niedersten Differenzen" nur eine ganz ausgezeichnete Gruppe, die sich einer solchen Unwiederholbarkeit erfreut. Sie kämen dann eventuell bei der **Konstitu**ierung von Personen in Betracht. Jedenfalls wird für die **konstitu**tive **Natur** eines individuellen Gegenstandes überhaupt eine solche unwiederholbare Qualität nicht erfordert. Es wäre im Zusammenhang damit zu erwägen, was man im Mittelalter – etwa bei Duns Scotus – unter der »*Haecceitas*" verstanden hat, ob eben nicht eine solche schlechthin unwiederholbare **konstitu**tive **Natur**.

(*) [CL: Buddhisten würden sagen: Da sucht RI nach einem **Phantom**.]

21 Bei der qualitativen Selbständigkeit bzw. Unselbständigkeit handelt es sich um etwas anderes als bei der Seinsselbständigkeit. Vgl. § 13. Dort handelte es sich nur um die reine Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit des Zusammenseins im Bereime eines Gegenstandes. In diesem Sinne ist die individuelle **konstitu**tive **Natur** des Gegenstandes, natürlich, trotz ihrer qualitativen Selbständigkeit, immer seinsunselbständig, und zwar sowohl auf das Subjekt, dessen direkte Determination sie ist, als eventuell auch auf eine bestimmte Auswahl von Eigenschaftsmaterien desselben Gegenstandes. Denn sie kann individuell nie anders existieren als im Zusammenhang mit anderen qualitativen Momenten, welche die Materie desselben Gegenstandes bilden, dessen **Natur** sie bildet. Diese anderen Momente, auch wenn sie mit der **Natur** des Gegenstandes in wesensmäßiger Einheit stünden - darüber wird noch zu reden sein -, ergänzen indessen die Qualität selbst, welche die **Natur** des betreffenden Gegenstandes bildet, nicht. Die Momente dagegen, welche gegenseitig qualitativ unselbständig sind, existieren nicht bloß rein existential innerhalb eines Ganzen zusammen, sondern sie determinieren einander qualitativ und modifizieren sich

gegenseitig, wie es z. B. mit der qualitativen Nuance einer Farbe, ihrer Sättigung und Helligkeit oder etwa mit entsprechend gewählten Geschmacks- und Geruchsqualitäten, die einander modifizieren und ergänzen, der Fall ist.

80

so genügt dies für diese Operation vollständig. Das von uns zu diesem Zwecke verwendete Moment ist noch nicht die **konstitu**tive **Natur** eines individuellen Gegenstandes und braucht es nicht zu sein. Es ist nur ein unselbständiges, in der **Natur** eines individuellen Gegenstandes enthaltenes Moment!!, und manchmal kann zu diesem Zwecke sogar irgendeine seiner Eigenschaften (bzw. deren Materie) verwendet werden. Manchmal kommt es aber vor, dass, indem wir zur **Konstitu**ierung dieses Gegenstandes als Elements einer Klasse ein in der **Natur** desselben enthaltenes Moment verwendet haben, wir zugleich das "Elementeiner-Klasse-Sein" mit dem "Etwas-Sein" vermengen. Und diese Vermengung kann dann in entgegengesetzter Richtung ausgedeutet werden. Entweder führen wir das gewählte qualitative Moment sozusagen in die Stellung der **Natur** des betreffenden Gegenstandes ein und verleihen ihm intentional die Funktion des "**Natur**-Seins", in dessen Folge der Schein entsteht, als ob dieses Moment eine echte **Natur** des Gegenstandes wäre, oder aber wir drücken das gewählte Moment zur Rolle des "Eigenschaft-Seins" herab. Im letzteren Falle ist man dann geneigt - wie es öfter bereits tatsächlich geschehen ist, ganz allgemein das Vorhandensein einer **Natur** des Gegenstandes zu leugnen, und faßt den Gegenstand ganz allgemein als ein "Bündel" von Elementen (***Lockes*** "zusammengesetzte Ideen", ***Machs*** "Komplexe von Elementen") auf.

Bei einer richtigen Verfahrensweise muss man aber das "Element-einer-Klasse-Sein" von dem "Etwas-Sein" scharf unterscheiden(*). Andererseits ist auch der Unterschied zwischen einer vollen individuellen **Natur** eines Gegenstandes und einem in ihr synthetisch enthaltenen qualitativ unselbständigen allgemeinen Moment klar zu erfassen, und

22 Dieses qualitativ unselbständige Moment muss natürlich in dem Gegenstande selbst durch ein entsprechendes Moment oder Momente ergänzt werden, denn im anderen Falle könnte entweder der betreffende Gegenstand oder dieses Moment in dem Gegenstande nicht existieren. Es ist aber im allgemeinen schwer zu entscheiden, Worin diese Ergänzung besteht. Und noch schwieriger ist es, das daraus resultierende Quale in seiner Spezifität begrifflich zu fassen. Wir geben uns infolgedessen öfters mit der Erschauung lediglich der allgemeinen qualitativ unselbständigen ("abstrakten") Momente zufrieden und erfassen dann den betreffenden individuellen Gegenstand unter dem Aspekte eines solchen allgemeinen Moments. Darauf hat vor allem Bergson ("Matiere et memoire" und "Le rire") hingewiesen. Es ist schon eine Angelegenheit für sich, dass Bergson diese ganze Operation für eine handlungsrelative Erfassungsweise hält, was wohl bezweifelt werden kann. Es kann auch Bergson nicht zugestimmt werden, wenn er das Wesen des Gegenstandes für ein handlungsrelatives Gebilde hält.

(*) [CL: Nur dann, wenn man diese Zwangsvorstellung von einem „Selbst von Dingen“ hat. -- Und die hat RI natürlich; sonst würde er nicht so viel Zeug schreiben; sonst könnte er überhaupt keine „Ontologie“ basteln!!]

81

zwar auch dann, wenn dem letzteren die Rolle des "**Natur**-Seins" in einem Gegenstande intentional verliehen wird. Haben wir es mit diesem Fall zu tun, so nennen wir es eine "Quasi-**Natur**" und scheiden dieselbe von der echten **Natur** eines Gegenstandes scharf ab.

Die soeben gemachten Bemerkungen erlauben uns, zweierlei für die **Präzisierung des Begriffs der konstitutiven Natur des individuellen Gegenstandes** zu gewinnen:

1. diese **Natur** muss das **Subjekt** des Gegenstandes selbst vollständig bestimmen,
2. das die **Natur** bildende Moment (die Materie der **konstitu**tiven **Natur**) muss ein nicht mehr differenzierbares, also qualitativ **selbständiges** Moment sein.
3. Daraus ergibt sich aber noch eine dritte Feststellung, und zwar, dass die **konstitu**tive **Natur** – im Gegensatz zu den Eigenschaften, die ihrem Wesen nach in einem Gegenstande mehrere sein müssen – die für jeden Gegenstand **einzige** sein muss. Anders gesagt: Jeder individuelle, seinsautonome Gegenstand ist **einer und nur einer Natur.** (*)

Dagegen kann es selbstverständlich **viele Quasi-Naturen** desselben Gegenstandes geben, entsprechend den verschiedenen Allgemeinheitsstufen der in der **konstitu**tiven **Natur** enthaltenen unselbständigen qualitativen Momente, denen die Funktion des **Natur**-Seins aus irgendwelchen Gründen intentional verliehen wird. Alle diese Quasi-**Natur**en sind aber in der ihnen verliehenen Funktion auf das zugehörige **Bewusstseinserlebnis**, in dem sie ihnen verliehen wird, intentional relativ, sie sind, als **Quasi-Naturen**, nur **intentionale, seinsheteronome** Gebilde und scheiden überall da aus, wo es sich um den Aufbau des individuellen seinsautonomen Gegenstandes handelt. Ihr Vorhandensein kann also nicht als ein Argument gegen unsere Behauptung über die Einzigkeit der **konstitu**tiven **Natur** im individuellen seinsautonomen Gegenstande verwendet werden[23].

Zur Verdeutlichung des Begriffes der **konstitu**tiven **Natur** des individuellen Gegenstandes wird es vielleicht beitragen, wenn wir ihn zu dem Begriffe der "**Gestalt**" in Beziehung setzen. Es liegt nahe, beides zu identifizieren, mit Rücksicht darauf, dass in beiden Fällen eine qualitative Bestimmung des **Ganzen** eines individuellen Gegenstandes stattfindet. Der Begriff der "Gestalt" (bzw. der sogenannten "Gestaltqualität"), der zunächst in der

Psychologie eingeführt wurde, dann aber auch in anderen Zweigen der Wissenschaft Eintritt fand, wurde

23 über die verschiedenen Fälle, in denen es zur Bildung der **Quasi-Natur** kommt, und über die Gründe, die uns dazu bewegen, vgl. meine Abhandlung "über den formalen Aufbau des individuellen Gegenstandes" § 14.

(*) [CL: Sehr schön, RI! Endlich hat er's gesagt! Das kommt dem Animissmus immer näher. Meine Vermutung war also doch nicht so falsch! RIs Denkweise ist also nicht nur mittelalterlich, sondern prähistorisch.]

82

zwar nicht immer ganz eindeutig verwendet und ist auch nicht so leicht zu präsizieren. Es wird aber wohl den Grundintentionen derjenigen Forscher, die ihn verwenden, entsprechen, wenn wir für die "Gestalt" folgende Momente für wesentlich halten: Die "**Gestalt**" ist ein qualitatives Moment, das zwar nicht in dem Sinne ursprünglich ist, wie z. B. die einfachen Farbenqualitäten (wie z. B. "Röte"), da sie nur beim Vorhandensein anderer, sie fundierender Qualitäten zum Vorschein kommt. Sie ist aber trotzdem in dem anderen Sinne "ursprünglich", dass sie ganz spezifisch und eigentümlich ist. Sie lässt sich weder aus anderen Qualitäten "zusammensetzen", noch auf sie zurückführen. Der Gedanke der eventuellen "Zusammensetzung" oder "Zurückführung" auf andere Qualitäten entsteht gerade mit Rücksicht darauf, dass jede "**Gestalt**" im echten Sinne zu ihrem "Unterbau" eine Mannigfaltigkeit von anderen, ursprünglichen Qualitäten hat, die bei ihrem Auftreten nicht bloß durchscheinen, sondern auch mit erfaßt werden müssen, wenn es zur adäquaten Erfassung der Gestalt kommen soll. Es ist für die Gestalt-Qualität gerade charakteristisch, dass die Erfassung aller sie unterbauenden Qualitäten allein noch nicht ausreicht, um sie selbst zu erfassen. Sie enthält ihnen gegenüber ein Novum, das über jede von ihnen, aber auch über ihre ganze Mannigfaltigkeit hinausgeht. Es erfordert eine besondere Anstrengung seitens des erfassenden Subjekts, dieses Novum zur adäquaten Gegebenheit zu bringen. Darin liegt eben die Unzurückführbarkeit der Gestalt auf die sie begründenden Qualitäten, mit denen sie in harmonischer Einheit besteht.

Bestimmt die Gestalt das Ganze eines individuellen Gegenstandes, so lässt sie sich ebenfalls auf die ihm zukommenden Merkmale **nicht** zurückführen und ist auch mit ihrer Gesamtheit nicht identisch. Denn auch dann, wenn sie ihren Unterbau bildeten, wäre ihre Zurückführung im Hinblick auf ihre Spezifität nicht möglich. Im allgemeinen aber müssen die Eigenschaften des Gegenstandes nicht den Unterbau der Gestalt bilden, und wenn sie es nicht tun, so sind sie der Gestalt gegenüber etwas völlig Äußerliches. Die Tatsache, dass die Gestalt, wenn sie die **Natur** eines Gegenstandes ist, das Ganze desselben prägt, hat nicht Zur Folge, dass die Eigenschaften dieses Gegenstandes ihren qualitativen Unterbau bilden müssten. Formal-ontologische Umstände sprechen dagegen, dass die Beziehung zwischen einer Gestalt und ihrem qualitativen Unterbau mit der Beziehung zwischen der **Natur** eines individuellen Gegenstandes und dessen Eigenschaften identisch sein soll. Der qualitative Unterbau einer Gestalt steht nicht in der Form der Eigenschaften dieser Gestalt. Die Nichtzurückführbarkeit der Gestalt

83

auf andere Qualitäten, die ihr zur Unterlage dienen, bildet auch den Grund, weswegen die Gestalten schlechthin undefinierbar sind: das Spezifische, das sie mit sich selbst bringen, lässt sich nur unmittelbar erfassen oder mit einem einfachen Hinweis eindeutig bestimmen. Das heißt, ihre Undefinierbarkeit schließt ihre Identifizierung – auch im intersubjektiven Verstehen – nicht aus.

Ist aber die Gestalt mit der **konstitu**tiven **Natur** des individuellen Gegenstandes zu identifizieren? Dem muss widersprochen werden. Wohl gibt es Fälle, wo **konstitu**tive **Natur**en zugleich Gestalten sind, sowie Gestalten, die zugleich **konstitu**tive **Natur** entsprechender Gegenstände sind. Nicht immer ist das aber der Fall: es gibt **Natur**en, die keine Gestalten, und Gestalten, die keine **Natur**en von individuellen Gegenständen sind: Z. B. ist eine jede Melodie in einem Musikwerk eine Gestalt, sie bildet jedoch keine **konstitu**tive **Natur** des Werkes, in dem sie auftritt. In einem und demselben Werke treten viele Melodien auf, manchmal sogar laufen sie in dem Werke parallel nebeneinander, kreuzen sich und dgl. mehr, was schon ipso facto ausschließt, dass sie die **konstitu**tive **Natur** des betreffenden Werkes bilden könnten. Eine Gestalt muss erst die jedenfalls zu ihrem Wesen gehörige formale Funktion des direkten Bestimmens eines Gegenstandssubjektes übernehmen, um zur **konstitu**tiven **Natur** eines individuellen Gegenstandes zu werden. Denn gerade diese formale Funktion entscheidet darüber, ob ein qualitatives Moment "**Natur**" von etwas ist oder nicht ist. Auch die Beziehung, die zwischen der Gestalt und der sie begründenden ursprünglichen Qualitäten besteht, ist - wie bereits gesagt - mit der Beziehung zwischen der **konstitu**tiven **Natur** eines Gegenstandes und den ihm zukommenden Eigenschaften nicht zu identifizieren. Das sieht man gerade in jenen Fällen am besten, in welchen die **konstitu**tive **Natur** eines individuellen Gegenstandes eine "Gestalt" ist: dann sind die die Gestalt begründenden qualitativen Momente im allgemeinen von den Materien der demselben Gegenstande zukommenden Eigenschaften verschieden. Es gibt jedenfalls eine unendliche Mannigfaltigkeit von Eigenschaftsmaterien, die in demselben Gegenstand auftreten und mit der betreffenden Gestalt überhaupt qualitativ nicht zusammenhängen (wie z. B. das sich Halbieren der Diagonalen im Quadrat im mathematischen Sinne, die sich mit ihr direkt nicht qualitativ verschmelzen, wenn sie

auch vielleicht von ihr irgendwie abhängen). Dagegen ist die Anzahl der die Gestalt begründenden ursprünglichen qualitativen Momente immer sehr beschränkt. Sie sind auch mit der Gestalt stets in harmonischer Einheit

84

verbunden, was sich bezüglich der einem Gegenstande zukommenden Eigen schaften und der denselben konstituierenden **Natur** ganz allgemein durchaus nicht sagen lässt. Die ofi sehr lose Beziehung zwischen der konstitutiven **Natur** eines Gegenstandes und manchen ihm zukommenden Eigenschaften tritt am besten da zutage, wo die Eigen schaften sich bei Einhaltung der Identität des Gegenstandes verändern: ihre Materien verschwinden dann ganz aus dem Gegenstande, die **Natur** bleibt aber veränderungslos erhalten. Nur in ganz besonderen Fällen, die im allgemeinen zu den Ausnahmen gehören, besteht eine wesensmäßige Einheit zwischen dem qualitativen Moment der **Natur** eines Gegenstandes (das dann gewöhnlich auch eine-"Gestalt" ist) und einer besonderen Auswahl unter den diesem Gegenstande zukommenden Eigenschaften: ihre Veränderung würde zugleich die Zerstörung des Gegenstandes mit sich führen. Das tritt in den Fällen ein, in welchem wir es mit einem "Wesen" des Gegenstandes im speziellen strengen Sinne zu tun haben[24]. Aber auch da ist die "Gestaltmäßigkeit" der Gestalt mit der Form der **konstitu**tiven **Natur** des individuellen Gegenstandes nicht zu identifizieren. Wir werden später noch auf die Beziehungen und Zusammenhänge zwischen der **Natur** und der Gestalt zurückkommen, wenn wir versuchen werden, das individuelle Wesen des Gegenstandes streng zu fassen und die mit einem Wesen behafteten Gegenstände den sozusagen "wesenlosen" gegenüberzustellen. Momentan dürfte es aber deutlich genug sein, dass beide: die **konstitu**tive **Natur** des Gegenstandes und die Gestalt, auseinander zu halten sind. (+)

(+)[CL: Alles, was RI hier in diesem § erzählt, ist reine „Sprachforschung“ und „Bedeutungsfindung von Schlagworten“. Das wäre ja OK, wenn RI nicht den Fehler beginge, die evtl. gefundenen „Bedeutungen“ seinen „Dingen an sich“ anhängen zu wollen. –Ein hoffnungsloses Unterfangen, in das sich RI da verrannt hat. Eigentlich könnte ich jetzt einfach aufhören zu lesen. Aber mich reizt doch abzutasten, wie weit sich so ein armer Mensch wir Ingarden in seine Spinnereien verwickelt. Und wie er kämpft, aus dem Chaos seiner Gedanken vielleicht doch rauszukommen.

2.4 § 41. Die Eigenschaften des individuellen Gegenstandes

Es gilt jetzt, die Eigenschaften des individuellen Gegenstandes näher zu charakterisieren, und zwar nach verschiedenen Richtungen hin.

Jeder individuelle Gegenstand "hat" Eigenschaften. Er hat sie nur dadurch, dass er ihr „**Subjekt** [von Eigenschaften]“ ist. Er hat sie aber – wie aus dem oben Gesagten hervorgeht – nicht als "irgend etwas", sondern als so und so unmittelbar qualifiziertes Subjekt [von wem qualifiziertes?], und wird dadurch, dass er sie hat, durch sie "näher" bestimmt [von wem bestimmt?]. Er ist z. B. nicht bloß "Tisch", sondern z.B. ein brauner Tisch, oder – in anderen Fällen – der hohe Mont Blanc, der weise Goethe usw. Und zwar ist er es dadurch, dass die dem Gegenstande zukommenden Eigenschaften in sich eine eigene Materie

24 Vgl. unten Kap. XIII.

85

haben, die in der eigentümlichen Form des Zukommens bzw. des Bestimmens stehen. Dem "Braunsein von ... ", dem "Schwersein von ... " usw. ist einerseits das in ihm auftretende rein qualitative Moment: "Braunheit", "Schwere", "Härte" usw. als dessen "Materie", andererseits das Zukommen gegenüberzustellen. Die Materie einer Eigenschaft eines Gegenstandes können wir auch "Beschaffenheit" nennen[25]. Dann "kommen" dem Gegenstande eigentlich nicht die Eigenschaften, sondern nur die Beschaffenheiten "zu". Dagegen ist Eigenschaft das dem Gegenstande Zukommende, als Zukommendes genommen: eine besonderer Fall dessen, was wir oben als die "aristotelische" **Form** bestimmt haben (Form II).

Die Eigenschaft eines individuellen Gegenstandes ist vor allem nicht mit dem Sachverhalt zu vermengen. Eigenschaft ist z. B. "das Braunsein von ... ", dagegen bildet den Sachverhalt im erwogenen Falle "das Braunsein dieses Tisches da" [CL: einen „Sachverhalt“ muss man in Form einer Aussage ausdrücken und nicht ein einem substantivierten Sprachstück! Bei Substantivierungen wird ja „die Hälfte vergessen“. Substantive für sich besagen **gar nichts**; erst wenn man sie in wenigstens einem vollen Satz oder besser in einem aus Sätzen bestehenden Text verwendet, fangen sie an, etwas zu besagen.] . Wir werden uns später ausführlich mit der Form des Sachverhalts beschäftigen und sie zu der Form der Eigenschaft sowie zu der des individuellen Gegenstandes in Beziehung setzen[26]. Vorläufig soll dies lediglich als rein terminologische Abgrenzung dienen. Aber gerade in der Gegenüberstellung zu dem Sachverhalte und zu dem Gegenstande, dem sie zukommt, zeigt sich uns die Eigenschaft des individuellen Gegenstandes in ihrer eigentümlichen Seinsweise, in ihrer Unselbständigkeit und Unvollendetheit: **Es gibt keine Eigenschaft ohne den Gegenstand, dessen Eigenschaft sie ist**, es gibt aber auch keinen Gegenstand ohne dessen Eigenschaften. Diese Feststellung reicht aber nicht aus, um die Seinsweise der Eigenschaft zu charakterisieren. **Jede**

Eigenschaft ist natürlich auf den Gegenstand (bzw. das in ihm auftretende Subjekt), dessen Eigenschaft sie ist, **seinsunselbständig**. Es gibt hier aber ein ganzes Netz von Seins**un**selbständigkeiten, die uns erst die Weise und den Grad der Einschmelzung der Eigenschaft in dem Gegenstande sowie die Eigenart der gegenständlichen "Einheit in der Mannigfaltigkeit" – wie es *Kant* gesagt hätte – enthüllt.

1. Vor allem liegt da die **Seins*un*selbständigkeit** einer jeden Materie der Eigenschaft ihrer Form gegenüber vor, und zwar ist es eine eindeutige

25 In der Verwendung der Worte "Beschaffenheit" und "Eigenschaft" folge ich hier einem terminologischen Vorschlag K. Twardowskis (Vgl. "Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen", S. 56 f.), obwohl ich seine Auffassung der Eigenschaft als einer *Beziehung* nicht teile.

26 Vgl. unten Kap. XI.

86

Seins**un**selbständigkeit[27]. D. h. jede eigenschaftliche Materie kann in concreto nicht anders sein als **geformt**. Und ihre **Form** kann keine andere sein als das **Zukommen und Bestimmen des Gegenstandes**[28]. [durch wen?] Andererseits ist aber auch die **Form** der Eigenschaft der sie erfüllenden Materie gegenüber **seinsunselbständig**, und zwar in individuo genommen **eindeutig unselbständig**, denn sie ist die Form der individuell konkretisierten Materie. Dagegen ist dieselbe Form in specie [Art] genommen auf die in specie genommene (mögliche) Materie nur **vieldeutig seins*un*selbständig**. D. h. die **artmäßig** selbe Eigenschaftsform fordert von sich aus immer irgendeine eigenschaftliche Materie, mit der sie im Individualfall in der **Einheit einer Eigenschaft** an einem Gegenstande bestehen könnte, sie fordert aber keine bestimmte Materie bzw. keine bestimmte **Art** der Materie zu ihrer Erfüllung. Ihre Einheit mit der Materie ist – wenn man so sagen darf – eine wesensmäßige, aber keine funktionelle, indem die artmäßig selbe Form der Eigenschaft konstant bleiben kann, während die Materie variiert. Diese Seinsunselbständigkeit der Materie und der Eigenschaftsform ist eine ganz eigentümliche und kann weder "formal" noch "material" genannt werden[29].

2. Einen anderen Fall bildet die rein formale Seins**un**selbständigkeit der Form "**Eigenschaft von**" – d. h. des Zukommens und Bestimmens – der **Form** "**Subjekt von Eigenschaften**" gegenüber, die ihr wesensmäßig zugehört. Die Form der Eigenschaft ist sowohl in concreto als auch artmäßig auf die **Form des Subjekts von Eigenschaften eindeutig seinsunselbständig**:

27 Es ist zu betonen, dass diese Behauptung nicht alle im individuellen Gegenstande auftretende Materie betrifft. Sie gilt insbesondere nicht bezüglich der Materie der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes.

28 Indem wir diese Behauptung so formulieren, wollen wir zwei Fragen, die sich da aufdrängen, unentschieden lassen:
1. ob die Qualitäten, die in dem individuellen Gegenstande in concreto auftreten, auch in einem sozusagen unkonkretisierten Zustande ohne die Eigenschaftsform und vielleicht überhaupt ungeformt existieren könnten als »reine Qualitäten", oder ob dies unmöglich sei – wie dies etwa Aristoteles geneigt wäre zu behaupten;
2. ob die Materien der Eigenschaften derart sind, dass sie nur als Materien der Eigenschaften eines Gegenstandes und nie als Materie der Natur eines Gegenstandes auftreten könnten, ob sie also auf die Eigenschaftsform eindeutig oder vieldeutig seinsunselbständig sind. Vielleicht gibt es unter den „Beschaffenheiten" solche, die unter Umständen die Gegenstände auch **konstitu**ieren können, und nicht immer ihnen bloß zukommen? Für die allgemeine Ontologie und auch für die Metaphysik sind diese beiden Fragen sehr wichtig, für unseren Problemzusammenhang dagegen ohne größere Bedeutung. Sie ließen sich auch erst nach erschöpfenden **material-ontologischen** Betrachtungen behandeln.

29 »**Formal**" ist eine Seinsselbständigkeit, wenn sie zwischen reinen Formen besteht, "**material**" dagegen, wenn sie zwischen reinen Materien besteht. Dagegen ist in unserem Falle das eine Unselbständige die Materie, das andere die Form.

87

sie kann mit keiner anderen Form die Einheit der einen gegenständlichen Grundform bilden, als mit der Subjektsform. Dasselbe trifft auch auf die Form des **Subjekts von Eigenschaften** der Eigenschaftsform gegenüber zu. Und doch besteht zwischen diesen beiden Formen ein wesentlicher Unterschied hinsichtlich der Seinsunselbständigkeit, den wir schon in unseren früheren Betrachtungen gestreift haben: die Seinsunselbständigkeit der Eigenschaftsform ist sozusagen singular, wohingegen diejenige der Subjektsform plural zu nennen ist. Die Eigenschaftsform fordert in individuo und in specie nur ein einziges Subjekt, dem sie (mit der zugehörigen Materie) zukommen könnte; sie lässt ihr eventuelles "Verbundensein" mit zwei oder mit mehreren Subjekten oder Subjektsformen nicht zu. Dagegen ist die Subjektsform ihrem eigentümlichen Sinne nach derart, dass sie in concreto immer eine unendliche Mannigfaltigkeit von Eigenschaftsformen fordert, mit denen sie zur Einheit verschmilzt.

Wir werden später, bei dem Problem des *Wesens* eines individuellen Gegenstandes, die Frage erwägen, ob die allgemeine Eigenschaftsform nicht besondere Abwandlungen dieser Form selbst zulässt, ob also z. B. die wesentlichen Eigenschaften (die zum Wesen eines Gegenstandes gehörenden Eigenschaften) sich von den außerwesentlichen, zufälligen, relativen Merkmalen (bzw. Eigenschaften) nicht auch ihrer reinen Form nach

unterscheiden. Sollte dies wirklich der Fall sein, dann nähme die plurale Seinsunselbständigkeit des Gegenstandssubjekts eine besondere Gestalt an, indem dieses Subjekt einem besonderen System von Abwandlungen der Eigenschaftsformen gegenüber seins**un**selbständig wäre.

3. Nehmen wir jetzt die Eigenschaftsmaterien (die Beschaffenheiten) in Betracht, so können sie verschiedenen Gegenständlichkeiten gegenüber seinsunselbständig sein. Welchen aber, dies hängt davon ab, um was für eine Beschaffenheit es sich gegebenenfalls handelt. Darüber können erst **material-ontologische** Untersuchungen in den einzelnen Fällen entscheiden. Momentan lässt sich nur sagen: es müssen immer rein materiale Seinsunselbständigkeiten sein, also solche, die zwischen den reinen[30] Materien (reinen Beschaffenheiten) bestehen. Nehmen wir beispielsweise den schon öfters besprochenen Fall der Farbigkeit, Röte, bestimmter Helligkeit und Sättigung, sowie endlich einer bestimmten Ausdehnung in Betracht, so ist die Röte auf die übrigen qualitativen Momente in verschiedener Weise seins**un**selbständig. Dagegen ist sie z. B.

so D. h. noch nicht geformten.

88

der demselben Gegenstande zukommenden Härte oder der ganzen Gruppe der für das "Material" Holz charakteristischen qualitativen Momenten gegenüber seinsselbständig. Das Charakteristische aber der Seinsunselbständigkeit der Farbenqualität "Röte" den übrigen qualitativen Momenten gegenüber ist, dass sie direkt zwischen diesen Momenten besteht, also rein material ist; direkt: d. h. nicht erst unter der Vermittlung einer Form. Die Form umspannt hier alle diese miteinander "verbundenen" oder "verschmolzenen" Momente: sie alle zusammen bilden eine konkrete Farbe, die als Materie einer bestimmten Eigenschaft eines Gegenstandes auftritt und in der ihnen gemeinsamen Form steht. Die Innigkeit ihrer "Verbindung" ist hier ebenso groß wie im Falle der ebenso direkten "Verbindung" zwischen den Formen: der Eigenschaftsform und der Subjektsform. Sie ist dagegen inniger im Vergleich mit der "Verbindung", die zwischen verschiedenen Eigenschaften eines und desselben Gegenstandes oder zwischen einer Eigenschaft und dem Gegenstande, dem sie zukommt, besteht. Denn in diesem Falle "verbinden" sich nicht reine, sondern geformte Materien untereinander, wobei der Grund ihrer Verbindung noch verschieden sein kann. Von den bereits besprochenen Fällen der Seinsunselbständigkeiten, die im Rahmen eines und desselben Gegenstandes vorliegen, müssen hier neue Fälle unterscheiden. Und zwar:

4 . Jede **Eigenschaft** ist dem Gegenstande gegenüber, dem sie zukommt und den sie bestimmt, **seins*un*selbständig**, insbesondere gründet diese Seinsunselbständigkeit in der Eigenschaftsform der Eigenschaft und bezieht sich auf das durch eine bestimmte **konstitu**tive **Natur** qualifizierte **Subjekt von Eigenschaften**. Ob sie aber auch material begründet ist, dies hängt davon ab, was für Materien jeweils in der betreffenden Eigenschaft und in der **Natur** des Gegenstandes aufneten. Sie kann dann je nach dem Fall eindeutig oder vieldeutig, einseitig oder gegenseitig sein. Dagegen ist die in der Zugehörigkeit der Formen gründende Seinsunselbständigkeit der Eigenschaft immer eindeutig und "singular"; die reziproke in der Form gründende Seinsunselbständigkeit des durch die **Natur** qualifizierten Subjekts von Eigenschaften der Eigenschaft gegenüber ist dagegen immer vieldeutig und plural. Der Gegenstand bzw. sein durch eine bestimmte **Natur** qualifiziertes Gegenstandssubjekt ist auf eine in den zugehörigen Materien gründende Weise nur denjenigen Eigenschaften gegenüber seinsunselbständig, die in ihren Materien auf die betreffende **Natur** seinsunselbständig sind. In den anderen Fällen liegt keine material bestimmte Seinsunselbständigkeit des Gegenstandes seinen Eigenschaften gegenüber vor.

89

Das heißt nichts anderes, als dass er sich hinsichtlich dieser Eigenschaften verändern kann, ohne selbst der Vernichtung zu unterliegen. Er besitzt dann in diesem Sinne "zufällige" Eigenschaften.

5. Endlich können manche Eigenschaften eines und desselben Gegenstandes untereinander seinsunselbständig sein: sie fordern einander dann ein- oder gegenseitig, auf ein- oder mehrdeutige Weise, je nach ihren Materien. Ihre material begründete Seinsunselbständigkeit ist dann nur ein Ausdruck dessen, dass sie alle im Gegenstande eine besonders einheitliche Schicht von Eigenschaften bilden, die sich von den übrigen Eigenschaften desselben Gegenstandes mehr oder weniger unterscheidet, falls es die letzteren im Gegenstande überhaupt gibt. Ob das immer der Fall ist oder nie, oder ob in manchen Fällen es sich so, in anderen dagegen anders verhält, dies hängt alles von den diesbezüglichen Materien ab. Das ist der Punkt, an dem sich in der Auffassung des Seienden überhaupt die Wege der radikalen Empiristen und der radikalen Rationalisten scheiden. Denn nach der Ansicht der radikalen Rationalisten gäbe es in den individuellen seinsautonomen Gegenständen überhaupt keine derartigen Eigenschaften, die den übrigen in dem Gegenstande auftretenden Eigenschaften gegenüber seinsselbständig wären: alles im Gegenstande wäre notwendig und insbesondere durch die **Natur** des Gegenstandes eindeutig bestimmt, nichts wäre "zufällig". Die entgegengesetzte, radikal empiristische Auffassung des Seienden würde dagegen das Vorhandensein in individuellen seinsautonomen Gegenständen der aufeinander oder auf die **Natur** des Gegenstandes seinsunselbständigen Eigenschaften leugnen: alles wäre dann im Gegenstande "zufällig", und

es herrschten lediglich die sogenannten "empirischen" Gesetze, die nichts anderes als das Ergebnis der statistisch erfaßbaren Häufigkeit des Auftretens bestimmter Ansammlungen von Eigenschaften der Gegenstände einer "Klasse" sind[31]. Welche von diesen Auffassungen die richtige ist, oder ob vielmehr erst die dritte haltbar ist, nach welcher es verschiedene Grundtypen des Seienden gibt, das ist eine Frage, die nur material-ontologisch gerichtete Untersuchungen entscheiden können. Das besagt aber zugleich: es ist nicht die Form der Eigenschaft eines individuellen seinsautonomen Gegenstandes, die darüber entscheidet,

31 Natürlich lässt sich dieser Gegensatz zwischen den angegebenen Standpunkten nur nach der Durchführung unserer Unterscheidungen und unter Verwendung der von uns eingeführten Begriffe streng bestimmen.

90

dass die eine Eigenschaft notwendig mit bestimmt material erfüllten Eigenschaften in der Einheit eines Gegenstandes zusammen sein muss. Nur: dass es außer der einen Eigenschaft noch irgendwelche andere Eigenschaften in demselben Gegenstande geben muss, das wird allerdings von der Form der Eigenschaft gefordert. Aber dies ist nur das von der Eigenschaftsseite des Gegenstandes erfaßte Gegenbild dessen, was wir schon bei der Besprechung der formalen Seinsunselbständigkeit des Gegenstandssubjekts einer Mannigfaltigkeit von Eigenschaften gegenüber festgestellt haben.

Die verschiedenen Möglichkeiten in der Ausgestaltung der Seinsunselbständigkeiten zwischen den von uns unterschiedenen Momenten des individuellen Gegenstandes führen auf eine Reihe grundlegender Probleme des formalen Aufbaus des individuellen seinsautonomen Gegenstandes, wie das Problem des Wesens, das Problem der "zufälligen" und der relativen Merkmale, und endlich das Problem der möglichen Gliederung des Gegenstandes und der Möglichkeit seiner Teilung. Wir werden sie später alle der Reihe nach besprechen.

Wie stellt sich aber das Problem der **Seins*selb*ständigkeit** des individuellen Gegenstandes im Unterschied zu der Unselbständigkeit seiner Eigenschaften dar?

Wir haben dieses Problem schon bei der Besprechung der Grundform des individuellen seinsautonomen Gegenstandes berührt, es wird aber erst jetzt nach den zuletzt durchgeführten Betrachtungen in seiner ganzen Tragweite verständlich sein: Form als seinsselbständig ist erst der ursprünglich individuelle seinsautonome Gegenstand, und zwar erst in dem gesamten Bestande der Eigenschaften, die ihm zukommen. Er ist das erste seinsselbständige Ganze, das sich aus dem Zusammenbestehen der zahlreichen verschiedenartigen, aufeinander seinsunselbständigen Momente ergibt. Ihre bei abstrakter Betrachtung der einzelnen Momente hervorspringende gegenseitige Seinsunselbständigkeit löst sich sozusagen von selbst auf und verschwindet bei ganzheitlicher Betrachtung des Gegenstandes gewissermaßen von selbst, indem die einzelnen Momente einander ergänzen und ihre Ergänzungsbedürftigkeit gegenseitig stillen. Diese in der Form gründende Seinsselbständigkeit des individuellen seinsautonomen Gegenstandes ist nichts anderes als der äußere Ausdruck dessen, dass die in seinem Bestand untertauchenden seinsunselbständigen Momente ihre formale und materiale Ergänzungsbedürftigkeit restlos gestillt haben.

Würde sich jemand wundern, wie aus den zahlreichen Seinsunselbständigkeiten der oben unterschiedenen Momente ein Seinsselbständiges hervorgehen kann,

91

so ist dem zu entgegnen: Seinsselbständigkeit von etwas nicht schlechthin Einfachem kann nicht anders denn auf diesem Wege zustande kommen. Und dies ist nur eine andere begriffliche Fassung des Tatbestandes, dass ein ursprünglich individueller seinsautonomer Gegenstand nur durch die Verwachsung seiner seinsunselbständigen Eigenschaften möglich ist. Er ist in seinem formalen Wesen eben ein Concretum. [CL: Soll das eine Definition für „*Concretum*“ sein?]

Wie oben festgestellt wurde, ist die Eigenschaft eine Teil-Bestimmung, eine Teil-Ausgestaltung des Gegenstandes. Indem sie das von ihm Gehabte ist, ist sie das ihn Bestimmende. Aber als dieses Bestimmende ist sie zugleich das ihn Begrenzende, und zwar – wie bereits festgestellt – "begrenzt" die Gesamtheit der Eigenschaften den Gegenstand in **all**en Hinsichten, die für ihn, als dem durch eine bestimmte **Natur konstitu**ierten Ganzen, möglich sind. Dieses "Begrenzen" durch Eigenschaften beruht bei seinsautonomen Gegenständen auf folgenden Sachlagen:

1. Die Seinsautonomie eines Gegenstandes besteht darin, dass die ihm zukommenden Eigenschaften bzw. Beschaffenheiten ihm im echten Sinne **immanent** sind. Sie sind in ihm "verkörpert", in ihm in ihrem eigenen Selbst enthalten. Der Seinsbereich des Gegenstandes erstreckt sich also in allen denjenigen Hinsichten, in welchen er "beeigenschaftet" ist, soweit, aber auch nur soweit, als die ihm zukommenden Beschaffenheiten sich erstrecken. In einer jeden Eigenschaft des Gegenstandes ist etwas von ihm selbst vorhanden. Wo eine Beschaffenheit vorhanden ist, die dem betreffenden Gegenstande nicht zukommt, da ist auch dieser Gegenstand nicht mehr da. Hier

liegt ein ihm fremder Seinsbereich vor, der aus Wesensgründen nicht in den Seinsbereich des betreffenden Gegenstandes einbezogen werden kann. Zwischen dem Gegenstande und allem und jedem, was ihm nicht zukommt (bzw. nicht zu seiner **Natur** gehört) und was auch keinen (potentiellen) Teil von ihm bildet, liegt ein seinsmäßiger Bruch, eine Diskontinuität vor, die durch nichts überbrückt werden kann: da liegt eben die "Grenze".

2. Die Begrenzung eines seinautonomen Gegenstandes durch dessen Eigenschaften und dessen **Natur** besteht zugleich darin, dass die verkörperte Selbstanwesenheit der dem Gegenstande zukommenden Beschaffenheiten *eo ipso* alle diejenigen qualitativen Momente aus dessen Bereiche aus schließt, die entweder als Qualitäten nicht den in dem betreffenden Gegenstande verkörperten Qualitäten in der Einheit eines Ganzen zusammen sein können oder bloße Negate der in dem

92

Gegenstande verkörperten Beschaffenheiten (bzw. dessen **Natur**) bilden. Ein bestimmter seinsautonomer Gegenstand könnte natürlich anders "beeigenschaftet" sein, als er tatsächlich ist. Es ist aber für ihn – bei Einhaltung des gesamten Bestandes seiner Eigenschaften – unmöglich, neue Eigenschaften, deren Materien mit den Materien der bereits vorhandenen Eigenschaften nicht zusammenstimmen, aufzunehmen. Die "Stelle" in dem Seinsbereich des Gegenstandes, welche die neuen Eigenschaften zu "besetzen" hätten, ist durch die in dem Gegenstande verkörperten Materien bereits ausgefüllt. Die Seinsautonomie des Gegenstandes bildet die letzte Grundlage der so verstandenen "Begrenzung" des individuellen Gegenstandes. Nur eine wesensgesetzliche Folge der Seinsautonomie des Gegenstandes bildet die Sachlage, die in dem ontologisch verstandenen "Satz des Widerspruchs" festgestellt wird, dass nämlich ein Gegenstand G nicht zugleich die Beschaffenheit X und die Beschaffenheit Non-X (*) in sich enthalten kann. Der ontologisch verstandene Satz des Widerspruchs gilt somit nur für seinsautonome Gegenstände, reicht aber in allen denjenigen Fällen nicht aus, in welchen es sich um zwei positive Qualitäten handelt, die nicht beide in der Einheit eines Gegenstandes zusammen sein können. Da bedarf es besonderer, material-ontologischer, Gesetze, um entscheiden zu können, welche Beschaffenheiten durch einen bestimmten Gesamtbestand an Eigenschaften eines seinsautonomen Gegenstandes aus dessen Seinsbereich ausgeschlossen sind.

Das eigentümliche Wesen der Eigenschaft eines Gegenstandes erschöpft sich aber nicht in ihrer Seinsunselbständigkeit und in ihrer "Funktion", Bestimmung und Begrenzung des Gegenstandes, dessen Eigenschaft sie ist, zu leisten. Die Scholastiker sagten, sie sei nicht "ens", sondern "entis". Versuchen wir, uns in die eigentliche Intention dieses Ausdrucks hineinzudenken, so scheint uns, dass damit nicht bloß auf die Seinsunselbständigkeit der Eigenschaft dem zugehörigen Gegenstand gegenüber, sondern noch auf eine andere Eigentümlichkeit von ihr hingewiesen wird: Alles nämlich, was sie in sich selbst ist, ist sie als Eigenschaft des betreffenden Gegenstandes. Alle ihre formalen und materialen Momente gehen sozusagen "auf Rechnung" dieses Gegenstandes, sie ist nur etwas von ihm selbst, ist seine Ausgestaltung, und zwar gerade, weil sie das ihm Zukommende ist. Sie ist kein eigenes Subjekt von Eigenschaften. Alles, was an ihr unterschieden und ihr zugeschrieben werden mag, ist letzten Endes "entis", d. h. des betreffenden Gegenstandes selbst. Das Gegenstandssubjekt ist letzten Endes auch Subjekt alles dessen, was in oder

(*) [CL: X sei eine „Beschaffenheit“. Wieso kommt RI da drauf, das „non-X“ ebenso eine „Beschaffenheit“ zu nennen? Ich finde das ziemlich bedenklich! Wenn man so mit Worten rumjongliert, kann man den größten Blödsinn zusammenbrauen! „Non-“ sollte man nicht Substantiven sondern nur Aussagen voransetzen; sonst verirrt man sich in Vor-***Frege***-sche „Logik“ (die eben noch keine war!)]

93

an einer beliebigen Eigenschaft dieses Gegenstandes unterschieden werden kann. Und zwar ist es so eben wegen der eigentümlichen Funktion des Zukommens, Bestimmens, Begrenzens, welche die Eigenschaft "ihrem" Gegenstande gegenüber "ausübt". Der Gegenstand ist in allen Eigenschaften und in jedem Moment derselben "er selbst" [32], obwohl er in den einzelnen Eigenschaften nie voll er selbst ist. Erst in dem gesamten Bestande seiner Eigenschaften und seiner **Natur** ist er voll er selbst. In dieser Sachlage kommt von neuem und auf eine andere Weise die Seinsunselbständigkeit einer jeden Eigenschaft zum Ausdruck. Sie ist kein Gegenstand, kein "ens", sondern nur "entis".

2.5 § 42. Die Begrenzung des Begriffes der Eigenschaft

Die zuletzt gemachte Feststellung über die Eigenschaft eines individuellen seins autonomen Gegenstandes scheint aber zu Schwierigkeiten zu führen. Und zwar:

1. Es scheint, dass wir dadurch dem Gegenstande widersprechende Momente zuschreiben.

2. Es entsteht die Frage, ob es überhaupt erlaubt sei, über die Eigenschaft eines Gegenstandes *in individuo* oder

in specie irgend etwas auszusagen.

Entwickeln wir das etwas ausführlicher.

ad 1. Man könne auf folgende Weise argumentieren: Der **individuelle seinsautonome Gegenstand** soll nach dem Vorstehenden ein **seinsselbständiges Ganzes** sein, jede Eigenschaft von ihm soll aber seinsunselbständig sein. Aber jede Eigenschaft ist "etwas von ihm", und alles in ihr geht "auf Rechnung" des Gegenstandes, also auch das, dass sie seinsunselbständig ist. Der Gegenstand in sich selbst ist also seinsselbständig, zugleich aber mit Rücksicht auf seine Eigenschaften und darauf, dass er letzten Endes Subjekt alles dessen sein soll, was an ihnen unterscheidbar ist, seinsunselbständig. Es scheint da somit ein Widerspruch vorzuliegen. Es muss also irgend etwas an der hier vorgetragenen Auffassung des Gegenstandes falsch sein.

ad 2. Ist die Eigenschaft kein Gegenstand und somit kein Subjekt von Eigenschaften im strengen Sinne, dann ist es nicht erlaubt, über sie irgend etwas auszusagen. Denn jede Aussage – könnte man sagen – , in welcher

3! Man könnte sagen: er ist in seinen Eigenschaften selbstgegenwärtig; haben wir es mit ihnen zu tun, so haben wir es in ihnen mit ihm selbst zu tun.

94

einem Etwas irgend etwas zugeschrieben wird, setzt voraus, dass dieses Etwas Subjekt von Eigenschaften sei. Wenn es aber nicht erlaubt wäre, über die Eigenschaften zu urteilen, dann hörten sie überhaupt auf, Objekte unserer Erkenntnis zu sein.

Was ist auf diese beiden Einwände zu entgegnen?

ad 1. Eigenschaften seins*un*selbtändig – Gegenstand seinsselbständig?

Man kann der angedeuteten Schwierigkeit auf verschiedenen Wegen zu begegnen suchen, aber diese Versuche scheitern alle, solange man dem eigentümlichen Wesen der Eigenschaft nicht Rechnung trägt und zugleich ihren Begriff im Vergleich mit den im allgemeinen vorherrschenden Tendenzen nicht wesentlich begrenzt. So scheitert vor allem der Versuch, der in der Bemerkung liegt, die Seinsunselbständigkeit komme nicht dem Gegenstande, sondern nur seinen Eigenschaften zu. Denn dies würde nur dann die Schwierigkeiten beseitigen, wenn wir zugleich zugäben,
a) dass die Eigenschaften wiederum Eigenschaften haben, also Gegenstände im Sinne von **Subjekten von Eigenschaften** sind,
b) dass die Eigenschaften einer Eigenschaft des Gegenstandes X keine Eigenschaften des Gegenstandes X sind und
c) dass so etwas wie die Seinsunselbständigkeit von etwas dessen Eigenschaft ist.

Jeder von diesen drei Punkten scheint zunächst recht plausibel zu sein und wurde mehrmals von verschiedenen Forschern vertretern[33], führt aber nichtsdestoweniger zu bedeutenden Schwierigkeiten und lässt sich jedenfalls in dieser Formulierung nicht aufrecht halten. So führt die Behauptung a) bekanntlich zu einer Antinomie. Aber dies würde an sich noch nicht entscheidend sein, da es noch nicht ausgemacht ist, dass diese Antinomie und dass Antinomien überhaupt nicht lösbar sind. Wichtiger in unserem Zusammenhange ist, dass die Anerkennung der Behauptung a) der Preisgabe unseres Standpunktes gleichkäme. **Es geht uns eben darum, zu erweisen, dass die Eigenschaft von etwas kein Gegenstand in dem oben bestimmten Sinne ist.** [CL: also kein seinsautonomer indiv. Gegenstand.] Wir können also die Behauptung a) solange nicht annehmen, als wir uns nicht überzeugen, dass unser Standpunkt sich absolut nicht begründen lässt. Was behaupten wir denn eigentlich? Wir haben gesagt: "Alles, was an einer Eigenschaft zu unterscheiden ist, ist letzten Endes entis, d. h. des betreffenden Gegenstandes selbst." Und korrelativ: "Das betreffende Gegenstandssubjekt ist letzten Endes auch Subjekt alles dessen, was in oder an einer Eigenschaft dieses Gegenstandes unterschieden werden mag."

33 Nur dass man im letzteren Fall nicht die Seinsunselbständigkeit sondern das Sein überheupt in Betracht nahm. ***Kant*** hat dagegen protestiert, er wurde aber im allgemeinen nicht recht verstanden.

95

Ist an der Eigenschaft zwischen Form, Materie und ihrem Sein zu unterscheiden, so ist diese ursprüngliche Verschiedenheit zwischen diesen drei "Seiten" der Eigenschaft etwas, was an dem Gegenstande selbst, etwas, was in seinem wesenseigenen Seinsbereiche vorfindbar ist: er selbst ist derart, dass seine Eigenschaften diese ***Dreieinigkeit von Materie, Form und Seinsweise*** ist. Dies bedeutet aber nicht, dass alles an seiner Eigenschaft Unterscheidbare *eo ipso* eine Eigenschaft von ihr sei. Weder das Sein bzw. die Seinsweise, noch die Form, noch endlich die Materie, die wir an der Eigenschaft von etwas unterschieden haben, ist Eigenschaft der Eigenschaft oder sonst irgendeines Etwas. Eigenschaft von etwas kann nur sein, was in sich selbst diese Dreieinigkeit von Mate-

rie, Form und Seinsweise aufweist. Weder die Form der Eigenschaft (also das Zukommen, Bestimmen und Begrenzen[34] noch ihre Materien – welcher Art auch immer – , noch endlich die Seinsweise weist eine solche Dreieinigkeit in sich auf. Die Seinsunselbständigkeit der Eigenschaft ist in sich und für sich selbst weder geformt, noch hat sie irgendeine Materie, noch endlich existiert sie auf eine solche oder auf eine andere Weise(*). Der Gedanke an eine solche "Dreieinigkeit" im existentialen Moment oder in irgendeiner beliebigen Form, oder endlich in irgendeiner Materie führt nicht nur auf einen regressus in infinitum, sondern ist auch eine rein sachliche Absurdität, die den ursprünglichen Intuitionen widerspricht. Wenn man überhaupt auf einen solchen Gedanken verfällt, so geschieht es nur unter dem Druck eines gewissen Denkautomatismus, infolge dessen man geneigt ist, die "Kategorie" der Eigenschaft auf alles und jedes anzuwenden, was überhaupt im Seienden unterscheidbar ist. Und dies ist im gleichen Maße unbegründet, wie in allem und jedem einen "Gegenstand" zu sehen. Das Paar der zueinander gehörigen Formen: die Eigenschaftsform und das Subjekt von Eigenschaften oder, zusammengenommen, die gegenständliche Grundform ist ebenfalls nicht auf alles und jedes anzuwenden, insbesondere nicht auf die Eigenschaft eines individuellen Gegenstandes, des weiteren aber auch nicht auf die in einer Eigenschaft zusammenverschmolzenen materialen Momente, wie z.B. Farbigkeit und Röte.

Es ist aber der Fall zu erwägen, in welchem man es – wie es scheint – trotz allem mit einer gewissen Abwandlung der sekundären Eigenschaften der Eigenschaft zu tun hat.

34 Natürlich weisen diese drei Worte nur auf drei miteinander wesenhaft verschmolzene Momente der *einen* Form hin.

(*)[CL: das ist trivial! Warum betont RI das so? Andernfalls hätte er doch nicht so viel Gehirnschmalz in seinen ersten Band der „Existentialontologie“, [RI-I], stecken müssen! – Leider hat er in [RI-I] buchstäblich „die Hälfte vergessen wegzudiskutieren“ bzw. deren Möglichkeiten (wegen stillschweigender metaphysischer Annahmen?) unterdrückt.]

96

Wir sagen z. B.: dass manche Eigenschaften ("Merkmale") "relativ" sind, während andere "absolut" sind. Man unterscheidet "wesentliche" und "unwesentliche" Eigenschaften, „konstante" und "veränderliche", "einfache" und "zusammengesetzte" Eigenschaften usw. Ist dies eine unberechtigte Sprechweise, oder ist im Gegenteil die Auffassung falsch, welche den Eigenschaften keine Eigenschaften zuzuschreiben erlaubt, und zwar mit Rücksicht darauf, dass die Eigenschaften selbst keine Subjekte von Eigenschaften sind und auch sein können?

Man muss zunächst verschiedene Fälle unterscheiden. So gibt es vor allem das nähere Bestimmen oder auch das Vollbestimmen der Materie einer Eigenschaft von etwas. Wir sagen z. B. die Röte einer Blume sei "gelblich", die einer anderen "blutrot". Oder: dass der Ton einer silbernen Glocke "klangvoll" ist, während das Glas minderer Qualität "leere", "schrille" oder "scharfe" Töne bzw. Klänge hervorbringt. In anderen Fällen scheint die eventuelle Rede von der Eigenschaft einer Eigenschaft ungerechtfertigt zu sein, obwohl rein grammatikalisch nicht unzulässig. Es liegen da lediglich Eigenschaften vor, deren Materien hinsichtlich eines in ihnen auftretenden qualitativen Momentes einander verwandt sind, während sie sich hinsichtlich eines anderen unselbständigen Moments voneinander unterscheiden. Indessen sind diese unselbständigen Momente *keine* Eigenschaften der anderen mit ihnen verschmolzenen Momente, noch diese letzteren Subjekte der ersteren, wie dies auf Grund der syntaktischen Struktur der sprachlichen Wendungen zu sein scheint, sondern sie sind alle seinsunselbständige und einander qualitativ sich ergänzende Momente, die in einer wesensmäßigen Einheit bestehen und zu einer spezifischen Qualität zusammenfließen. Man könnte hier höchstens von einer Hierarchie zwischen den qualitativen Momenten sprechen, von denen z. B. die einen "fundierend" für die anderen und ihnen gegenüber ergänzungsbedürftig sind, während die anderen die ersteren "ergänzen" und in ihnen einen Fundierungsgrund finden. Es sind da besondere Abwandlungen der Seinszusammenhänge zwischen den Materien der gegenständlichen Bestimmungen vorhanden, die selbst zwar formal sind, in ihrer Mannigfaltigkeit aber in material-ontologischen Untersuchungen gezeigt werden können. Jedenfalls zwingt uns diese Gruppe der näheren Bestimmung der Materie mancher Eigenschaften nicht zu der Annahme, dass es Eigenschaften der Eigenschaften gibt.

Eine zweite Gruppe der zu betrachtenden Fälle bilden die schon genannten Beispiele der relativen und absoluten, der wesentlichen und

97

unwesentlichen ("zufälligen") Eigenschaften von etwas. Eine ausführliche Analyse solcher Eigenschaften wird erst später gegeben werden. So wird das, was wir jetzt sagen werden, in gewissem Maße unvollständig und vielleicht auch nicht genug überzeugend sein. [CL: In der Tat – keinesfalls!]

Es eröffnen sich da zwei mögliche Lösungen unserer Schwierigkeit: die erste, welche bis zu einem gewissen Grade die sekundären "Eigenschaften" der Eigenschaften anzuerkennen bereit ist, und die andere, welche zu keinem Kompromiss in dieser Hinsicht neigt. Die erste lässt sich folgendermaßen formulieren: Falls an einer Eigenschaft sich ein Moment findet, das sie irgendwie näher bestimmt, also ihr gegenüber die Funktion des Be-

stimmens ausübt (was wir nicht leugnen wollen), so "tut" es das nur auf die Weise, dass es als Bestimmungsmoment der Eigenschaft dem Gegenstande selbst zukommt. Der Gegenstand ist dann das "eigentliche" Subjekt dieses Moments. In der Form dieses die Eigenschaft näher bestimmenden Moments zeichnet sich eine eigentümliche doppelte Bezüglichkeit ab: einerseits richtet sich das Bestimmen an die Eigenschaft, andererseits aber fällt das bestimmende Moment (mit seiner Materie) in seiner Bestimmungs-"Funktion" dem Gegenstande zu und bestimmt ihn näher als das die betreffende Eigenschaft Besitzende. Dieser zweite Bezug auf das betreffende Gegenstandssubjekt ist sozusagen der existential stärkere: sein Vorhandensein entscheidet darüber, ob es im Ganzen des Gegenstandes, aber damit auch in der betreffenden Eigenschaft, dieses sie näher bestimmende Moment gibt: dagegen hat der erste Bezug – auf die Eigenschaft hin – zur Folge, dass die in Frage kommende Eigenschaft näher bestimmt wird. Woraus ergibt sich aber dieser, wie wir ihn nannten, "zweite" Bezug des die Eigenschaft näher bestimmenden Moments auf das Gegenstandsubjekt hin? Nun, aus nichts anderem, als daraus, dass die Eigenschaft, welche durch das betreffende Moment näher bestimmt wird, nichts für sich selbst Seiendes ist, sondern von dem betreffenden Gegenstandssubjekte "gehabt" wird, ihm zukommt. Nur als solche kann sie noch gewissermaßen manche sie näher bestimmende Momente an sich "tragen", indem sie – bildlich gesprochen – diese Last an das sie selbst im Sein erhaltende Gegenstandssubjekt weiterleitet. Ihre eigene Seins**un**selbständigkeit und Unvollständigkeit zeigt sich vielleicht in nichts anderem besser, als gerade in solchen sie näher bestimmenden Momenten: auch als das von einem sie bestimmenden Moment Bestimmte ist sie kein eigenes Subjekt von Eigenschaften, sondern weist die Subjektfunktion dem Gegenstande gegenüber auf, dessen Eigenschaft sie ist. Wohl also lässt sich – falls sich ein solches Moment

98

findet – einer Eigenschaft eine nähere Bestimmung zuerkennen, diese Zuerkennung aber muss an den entsprechenden Gegenstand geleitet werden.

Wie ist es also – wird uns der Leser fragen – , gibt es eine Eigenschaft der Eigenschaft, und ist sie zugleich Eigenschaft des Gegenstandes, oder kommt sie nur der Eigenschaft zu?

Die Antwort scheint klar zu sein: Die **Eigenschaft** eines **individuellen seins autonomen Gegenstandes** hat *keine* derartigen Eigenschaften, denen gegenüber sie selbständig die "Funktion" des Subjekts ausüben könnte. Sie hat aber trotzdem gewisse sie in einzelnen Fällen näher bestimmende Momente, denen gegenüber aber nicht sie selbst, sondern das mit ihr zur Einheit der gegenständlichen Grundform verschmolzene Gegenstandssubjekt die "Funktion" des "Habens" ausübt. Dieses Subjekt verleiht ihr auch die Möglichkeit, unselbständig an sich Bestimmungen zu "tragen". Es gibt also keine ihr schlechthin zukommenden Eigenschaften. So darf also weder behauptet werden, dass "ihre" Eigenschaften zugleich Eigenschaften des zugehörigen Gegenstandes sind, noch, dass sie es nicht sind. Wohl darf aber behauptet werden, dass die sie näher bestimmenden Momente, als das, was sie näher ausgestaltet, dem Gegenstande zukommen: der Gegenstand ist es, der so und so näher bestimmte, ausgestaltete Eigenschaften besitzt. Dieses "Die-Eigenschaft-näher-Bestimmen" zieht es nach sich, dass der Gegenstand – obwohl er das eigentliche Subjekt des die Eigenschaft bestimmenden Moments ist – doch erst mittelbar durch dieses Moment bestimmt wird, "mittelbar", d. h. über die Tatsache des Bestimmtseins der Eigenschaft durch das betreffende Moment. Dieses Moment darf also weder schlechthin der Eigenschaft noch direkt dem Gegenstande zuerkannt werden. Das mag sehr merkwürdig erscheinen, ist aber nichtsdestoweniger die getreue Wiedergabe der Sachlage, die sich aus der formalen Grundstruktur des individuellen seinsautonomen Gegenstandes ergibt und die deswegen einfach zur Kenntnis genommen werden muss.

Die Merkwürdigkeit dieser Sachlage, u. a. jenes schwer verständliche "unselbständige" Haben durch die Eigenschaft der sie näher bestimmenden Momente, die "eigentlich" doch dem Gegenstande selbst zukommen, kann uns dazu bewegen, eine andere Lösung zu suchen. Und zwar eine Lösung, die solche "Mittelfälle" nicht zuließe und radikaler an dem Standpunkt festhielte, dass die Eigenschaften selbst keine Eigenschaften besitzen, obwohl die sprachliche Sitte nicht verbietet, es anzuerkennen. Man könnte nämlich behaupten, dass jene

99

Momente, wie "relativ", "absolut", "wesentlich" oder "individuell", die man manchen Eigenschaften zuschreibt, nichts anderes sind als gewisse Abwandlungen oder Modifikationen der allgemeinen Form, und eventuell die damit zusammenhängenden Seinsweisen. Dies könnte so gedeutet werden, dass zu der allgemeinen Form der Eigenschaft überhaupt neue formale Momente sich hinzugesellen und ihr eine mehr besondere Gestalt verleihen, so dass daraus z. B. die Form einer relativen oder einer wesentlichen Eigenschaft sich ergibt. Jedoch sind die Abwandlungen der Form keine Eigenschaften der Eigenschaft, da überhaupt gar keine Form-Momente oder existentiale Momente "Eigenschaft" von etwas sein können.

Diese zweite Lösung der angedeuteten Schwierigkeit scheint einfacher und zugleich natürlicher zu sein als die schon diskutierte. Indessen können erst spätere Untersuchungen der verschiedenen Abwandlungen der Eigen-

schaften die Entscheidung darüber bringen, welche von diesen Lösungsversuchen passender ist. Denn erst diese Untersuchungen werden zeigen, ob die erwähnten Unterschiede zwischen den Eigenschaften rein formaler **Natur** sind oder ob hier noch etwas anderes im Spiel ist. Es ist auch möglich, dass beide Lösungen sich als nützlich erweisen werden, und zwar so, dass die erste für die erste Gruppe der erwogenen Fälle, die zweite dagegen für die zweite sich als passend erweisen wird.

Jedenfalls aber muss an der Behauptung festgehalten werden, dass weder die Seinsweise noch die Form des Gegenstandes oder der Eigenschaft für Eigenschaft von irgend etwas gehalten werden darf. Im Gegensatz zu den Tendenzen, die in der Philosophie der Gegenwart vorherrschend sind und den Begriff der Eigenschaft bzw. des Merkmals möglichst weit zu verallgemeinern suchen, ist es notwendig, diesen Begriff auf wesentliche Weise einzuengen. Nach der schon früher durchgeführten Einengung, die durch die Einführung des Begriffes der konstitutiven **Natur** des Gegenstandes vollzogen wurde, muss der Umfang des Begriffes der Eigenschaft jetzt aufs neue wesentlich begrenzt werden. Er umfaßt nämlich weder das Sein (bzw. die Seinsweise und die existentialen Momente), noch die Form von irgend etwas, noch endlich die *in* der konkreten Materie der Eigenschaften auftretenden und abstraktiv zu unterscheidenden qualitativen Momente *in* ihrer Beziehung zueinander (soweit dieselben natürlich nicht wirklich in der Eigenschaftsform stehen). Und zwar fallen die aufgezählten "Gegenständlichkeiten" deswegen nicht unter den Begriff der Eigenschaft, weil sie weder die für die Eigenschaft charakteristische "Dreieinigkeit" von Materie, Form und Seinsweise überhaupt,

100

noch aber die für die Eigenschaft eigentümliche Seinsweise und Form aufweisen. Jede Erweiterung des Begriffes der Eigenschaft über den von uns durch die oben aufgewiesenen Sachlagen bestimmten Bereich, und insbesondere die Erweiterung auf alles, was im Seienden unterscheidbar ist, führt zu der unvermeidlichen Absurdität, dass dadurch gegen die ursprüngliche **kategoriale Struktur** der Eigenschaft bzw. des Gegenstandes überhaupt verstoßen wird. (*)

Ist aber durch diese Einengung des Begriffes der Eigenschaft irgend etwas für die Beseitigung des uns drohenden Widerspruchs gewonnen? Zum Teil ja. Und zwar insofern, als die existentialen Momente bzw. die Seinsweisen nicht unter den Satz des Widerspruchs fallen. Denn einerseits bezieht sich dieser Satz auf das Nicht-zugleich-Zukommen-Können einer Eigenschaft und deren Negats zu einem und demselben Gegenstande. Andererseits aber insofern, als die existentialen Momente (bzw. Seinsweisen) **keine Eigenschaft** von irgend etwas sind. So droht der früher angedeutete Widerspruch nicht. Dies hilft uns aber nur zum Teil, weil wir doch selbst in unseren existential-ontologischen Betrachtungen eine Reihe der Ausschlussgesetze zwischen den verschiedenen existentialen Momenten aufgestellt haben, darunter auch das Gesetz, dass ein und dasselbe nicht zugleich seinsselbständig und seinsunselbständig sein darf(**). Müßten wir also zugeben, dass infolge unserer Auffassung der Eigenschaft der Gegenstand zugleich seinsselbständig und -unselbständig sein müsste, so würden wir gegen ein von uns selbst aufgestelltes Gesetz verstoßen. Entweder also ist dieses Gesetz nicht haltbar, oder es muss die von uns hier dargebotene Auffassung der Eigenschaft des individuellen Gegenstandes verworfen werden.

Wie ist aber jenes existentiale Gesetz zu verstehen, und welche Sachlage liegt bei den individuellen seinsautonomen Gegenständen vor?

Als wir unsere Analysen der verschiedenen existentialen Momente durchführten und insbesondere die Ausschluss- und Zusammenhangsgesetze für dieselben aufstellten, da verfügten wir noch über keine formale Theorie des Seienden. Wir mussten uns also bezüglich dessen, was auf diese oder jene Weise existiert, möglichst allgemein ausdrücken, um durch Einführung bestimmterer Ausdrücke nicht irgendwelche allzu rasche Entscheidungen zu treffen. Wir benutzten also das sehr allgemeine Wort "**Gegenständlichkeit**"[35]. Nach Durchführung

35 Ich übernahm da meine Terminologie aus der Abhandlung »Bemerkungen zum Problem Idealismus-Realismus", die ich auch in meinem Buche »Das literarische

(*)[CL: kurz gesagt: RI hat offenbar eine Aversion dagegen, sich einer Prädikatenlogik höherer als erster Stufe zu bedienen.]

(**)[CL: Da RI bei Einführung der existentialen Momente „seinsselbständig“ / „seinsunselbständig“ den Bezug zu einem „Ganzen“ h benutzt hat, diesen Bezug aber im Folgenden bei Anwendung dieser Begriffe fast immer weggelassen hat, ist das diesbezügliche „Ausschlussgesetz“ ziemlich fadenscheinig. (Die anderen Ausschlussgesetze sind aus anderen Gründen ebenso fadenscheinig)]

101

unserer Betrachtung über die grundlegenden Form- und Materie-Begriffe und insbesondere nach der Einführung der Begriffe der Materie und der Form sowie endlich nach dem Aufweis der Form des individuellen, seins autonomen Gegenstandes können wir die früher aufgestellten **Ausschlussgesetze für existentiale Momente** in einer präziseren Terminologie formulieren. Insbesondere können wir jetzt sagen: eine und dieselbe **Materie**, die in derselben Form steht, kann ihrem generellen Wesen (ihrer Idee) nach nicht zugleich seinsselbständig und –un-

selbständig sein, aber eins von beiden muss sie sein, sofern eine geformte Materie überhaupt existieren soll. Da - wie es sich später gezeigt hat – die Materie das im Seienden Primäre, Konstitutive, die Form dagegen nur eine Folgeerscheinung der Materie ist, ist in dem soeben ausgesprochenen Ausschluss-Gesetz das generelle Wesen der Materie im allgemeinen das Entscheidende. Aus diesem Wesen ergibt sich die Form und aus beiden erst das existentiale Momen (bzw. die existentialen Momente), das zu der Seinsweise der betreffenden geformten Materie wesensmäßig gehört. Wenn wir zugleich die Seinsunselbständigkeit einer "Gegenständlichkeit" im Sinne des aus dem generellen Wesen (der Idee) dieser Gegenständlichkeit sich ergebenden notwendigen Zusammenseins innerhalb der Einheit eines **Ganzen** mit einer anderen "Gegenständlichkeit" erfaßt haben, hatten wir dabei wiederum bestimmte einfache oder bereits zusammengesetzte **Materien** im Auge, die mit anderen bestimmten Materien zusammen sein müssen. Und es war von vornherein klar, dass – abgesehen von manchen eventuell anzusetzenden schlechthin einfachen "Gegenständlichkeiten", die seinsselbständig existieren[36] – alles andere seinsselbständige Seiende nur auf diese Weise existieren kann, dass bestimmte seinsunselbständige Materien an ihm teilhaben, bzw. in ihm mit anderen Materien zusammen sind. Es gehörte also zwar nicht zum Sinne der Seinsselbständigkeit, es ergab sich aber aus deren Beziehung zu der Seinsunselbständigkeit, dass das in sich Seinsselbständige, in sich verschiedene Materien bergende Ganze seine existentiale Selbständigkeit gewissermaßen auf die Seinsunselbständigkeit der in ihm abstraktiv zu unterscheidenden partiellen

Kunstwerk" verwendete. Da habe ich die Worte »Gegenstand" und »Gegenständlichkeit" ihren Umfängen nach so orientiert, dass jeder »Gegenstand" eine "Gegenständlichkeit", aber nicht umgekehrt sein sollte. Als andere Typen der Gegenständlichkeit waren z. B. Eigenschaften, Sachverhalte, ideale Qualitäten, Ideen und dgl. mehr gedacht.

36 Ich habe hier die sogenannten „**reinen Wesenheiten**“ im Auge, mit denen ich mich noch beschäftigen werde.

102

Materien stütze[37]. Ein ganz ausgezeichneter Fall dieser Sachlage liegt eben bei dem individuellen seins autonomen Gegenstande vor: ein ausgezeichneter Fall, weil in ihm nicht bloß die generelle Art der eigenschaftlichen Materien, sondern auch das generelle Wesen der gegenständlichen Grundform und insbesondere der Form der Eigenschaft für seine existentiale Eigentümlichkeit bestimmend ist. Die eigenschaftliche Materie fordert die Form der Eigenschaft, die ihrerseits die Seinsunselbständigkeit der (vollen) Eigenschaft gegenüber dem zugehörigen Gegenstand mit sich führt. So fordert die Eigenschaft von sich aus, dass, falls sie überhaupt existieren soll, ein entsprechender Gegenstand, also das, was Subjekt von vielen Eigenschaften ist, seinsselbständig existiere. Und umgekehrt: der seinsselbständige Gegenstand als ein seiner **Natur** nach bestimmt qualifiziertes Subjekt von (vielleicht unendlich) vielen Eigenschaften fordert die Seinsunselbständigkeit der in ihm zur Einheit verschmolzenen Eigenschaften. Nur wenn dieselben in ihrer Materie und Form so sind, dass sie nur im notwendigen Zusammensein existieren können, kann er ein Gegenstand sein, der eine Mannigfaltigkeit von verschiedenen Materien in sich birgt und doch zugleich einer ist und eine wesensmäßige Einheit bildet und in diesem Sinne "individueller" Gegenstand ist. Dies stimmt mit der Einzigkeit seines Subjekts und mit seiner formalen und zugleich pluralen Seinsunselbständigkeit gegenüber den in ihm auftretenden Eigenschaftsformen zusammen. Das ist eben die wesensmäßige existentiale Sachlage in dem individuellen, seins au ton omen Gegenstande. Sie ist nur eine notwendige Folge seiner Grundform sowie des generellen Wesens der eigenschaftlichen Materien. Nur eine Kehrseite der Seinsunselbständigkeit der Eigenschaften dieses Gegenstandes ist dessen Unteilbarkeit in die einzelnen Eigenschaften. Sie schließt aber die Veränderbarkeit des Gegenstandes nicht aus, wobei die effektive Veränderung desselben nur Unter gleichzeitiger Vernichtung (und nicht einer Absonderung) einer bestimmten Eigenschaft vor sich gehen muss. Die effektive Teilung des ursprünglich individuellen Gegenstandes in abgesonderte Teile (womit ich mich noch beschäftigen werde) würde erst dann möglich sein, wenn in ihm Materien vorhanden wären, die sich gruppenweise zu seinsselbständigen Gebilden ergänzen würden. Ob dies aber mit der **ursprünglichen Individualität**, des Gegenstandes im Einklang steht, kann hier nicht entschieden werden.

, 37 Es ist dann nur demjenigen gegenüber selbständig, was "außerhalb" seiner eigenen Einheit, ebenso wie es selbst, in der Gesamtheit seiner Bestimmungen "für Sich" existieren kann.

103

Sollte es aber so sein, so könnte die Teilung des Gegenstandes nur unter seiner Vernichtung vor sich gehen.

Bildet aber diese existentiale Sachlage im individuellen seinsautonomen Gegenstande einen Verstoß gegen das Ausschlussgesetz zwischen der Seinsselbständigkeit und der Seinsunselbständigkeit? Das muss verneint werden. Denn **seinsunselbständig** ist eine bestimmte **Eigenschaft**, d. h. eine bestimmte, eigenschaftlich geformte Materie, **seinsselbständig** dagegen ist der zugehörige **individuelle Gegenstand**, der sowohl seiner gesamten Grundform als auch der ihn vielfältig ausgestaltenden Materie nach von der betreffenden Eigenschaft verschieden ist: es liegt jedenfalls in bei den Fällen nicht dieselbe Materie in derselben Form vor. Erst das letztere aber würde

dazu führen, dass sich die Seinsselbständigkeit und die Seinsunselbständigkeit gegenseitig ausschließen. Dass aber die Eigenschaft in ihrer Seinsunselbständigkeit von dem Gegenstande "gehabt" wird, steht mit der Seinsselbständigkeit des Gegenstandes selbst nicht im Widerstreit, sofern nur streng festgehalten wird, dass die existentialen Momente keine Eigenschaften der Eigenschaften oder des Gegenstandes sind(*). Im Gegenteil: die Seinsunselbständigkeit der Eigenschaft, ebenso wie die Seinsunselbständigkeit des Subjekts des Gegenstandes sind etwas an der Seinsverfassung dieses Gegenstandes Vorfindliches und zu der Seinsselbständigkeit des Gegenstandes Führendes. Wie der Gegenstand in der einzelnen Eigenschaft nur partiell und nicht voll und ganz er selbst ist, ebenso ist die Seinsunselbständigkeit seiner Eigenschaften nicht ein existentiales Moment seines vollen Selbst – seines Selbst in der Gesamtheit seiner materialen Bestimmung und seiner formalen Ausgestaltung, sondern lediglich seiner einzelnen Züge an seinem Seinsbestande.

(*)[CL: Das ist nicht das Problem. Mit „Existentialen Momenten“ hat RI natürlich was ganz anderes im Sinn (nämlich eine Kategorisierung) als mit „Eigenschaften“ (von individuellen Gegenständen). Das Problem liegt woanders: Der Bezug zum „Ganzen“ h fehlt bei RIs Formulierungen, wo er die Terme „seinsselbständig“ / „seinsunselbständig“ verwendet.]

ad 2. Eigenschaft kein Gegenstand

Die zuletzt durchgeführte **Begrenzung des Begriffes der Eigenschaft** ermöglicht uns zugleich auch die zweite, oben angedeutete Schwierigkeit zu überwinden. Da sie aber selbst keine formal-ontologische, sondern eine erkenntnistheoretische Angelegenheit ist, können hier nur einige Bemerkungen gegeben werden.

Alle diejenigen Momente, welche eine Eigenschaft näher bestimmen, dürfen ihr nur unter der Bedingung zugeschrieben werden, dass nicht die Eigenschaft selbst, sondern der zugehörige Gegenstand ihr eigenschaftliches Subjekt ist.(*) Die verschiedenen existentialen und formalen Momente aber, die in dem Gesamtbestande einer Eigenschaft zu unterscheiden sind, dürfen der Eigenschaft natürlich nicht als ihre Eigenschaften zuerkannt werden, weil dies einfach falsch wäre. Dies bedeutet aber nicht, dass das Zuerkennen als solches dem Etwas, dem etwas zuerkannt wird,

(*)[CL: Das ist nur Definitionssache, nichts Wichtiges: „Eigenschaft“ ist eine „Gegenständlichkeit“ im Sinne von [RI-I, §12, Anm.8], aber kein individueller Gegenstand.]

104

die Form der Eigenschaft aufzwingen würde, obwohl diese Abwandlung des Zuerkennens nicht ausgeschlossen ist und im Gegenteil eine besondere Form desselben bildet. Man kann sie aber vermeiden. Und es ist ebenfalls nicht wahr, dass, wenn etwas in einem Gegenstand nicht als eine Eigenschaft auftritt, dieses nicht in sich selbst erkennbar, noch rein sprachlich aussagbar ist. Denn es ist weder für das Erkennen noch für das Aussagen irgendwie notwendig, alles und jenes unter dem Aspekte der Eigenschaftsform zu fassen und es dann in manchen Fällen auf diese Weise zu verfälschen. Nur wenn man die rein ontische formale Struktur – wie sie bei einem jeden seins autonomen Gegenstande vorliegt – mit der bloß intentionalen formalen Struktur, die sich als Korrelat intentionaler Erkenntnisakte besonderer Art ergibt, vermengt und zudem diese Akte für Erkenntnisakte überhaupt hält, kommt man auf den Gedanken, dass das Erkannte als solches in der gegenständlichen Struktur und insbesondere in der Eigenschaftsform stehen müsse. Die weiteren Untersuchungen werden aber die Verschiedenheit dieser beiden in Frage kommenden "gegenständlichen" Strukturen zeigen. In dem erkenntnistheoretischen Teil dieses Buches wird gezeigt werden, dass es verschiedene Typen der Erkenntnis gibt, die nicht alle die hier erwähnte intentionale gegenständliche Struktur mit sich führen. Endlich wäre eine sprachliche Aussage über die existentialen und formalen Momente nur dann unmöglich, wenn einerseits der als Satzsubjekt fungierende Name das Genannte in die ontische gegenständliche Struktur, andererseits die Prädikatsfunktion in ihren verschiedenen Abwandlungen immer das Ausgesagte nur in die Eigenschaftsform fassen würde. Beides findet aber nicht statt. Wir haben anderenorts[38] gezeigt, dass es in der vollen Bedeutung des Namens einen "formalen" Inhalt gibt, der je nach dem Fall sehr verschiedenartig sein bzw. gestaltet werden kann und nicht notwendig die für seinsautonome Gegenstände charakteristische Form bestimmen muss. Andererseits haben sowohl die Analyse der Zeitworte[39] als auch die hier bei verschiedenen Gelegenheiten gemachten Bemerkungen über die verschiedenen Bedeutungen des Wörtchens "ist" gezeigt, dass Prädikate, die die Eigenschaftsform mit sich führen, nur einen Spezialfall des Prädikats überhaupt bilden. Die gewöhnliche Umgangssprache bringt diese verschiedenen Sinnesunterschiede gewöhnlich nicht zum expliziten Ausdruck. Infolgedessen verfügt man in ihr nicht über fertige grammatikalische Formen,

38 Vgl. Das literarische Kunstwerk § 15. 38a Vgl. ibid. § 15 c.

105

die den verschiedenen, in Frage kommenden Sinnen unterschieden eindeutig zugeordnet wären. Dies ist aber ein bloß tatsächlicher Mangel der gewöhnlichen Umgangssprache, welcher durch wissenschaftliche formal-ontolo-

gische Analyse und durch entsprechende Ausbildung der Sprache beseitigt werden kann und soll. Keine prinzipielle Schwierigkeit liegt hier vor. Die menschliche Sprache ist ein menschliches Werk und kann den Fortschritten entsprechend, die die Wissenschaft macht, gebildet und umgebildet werden. Und diejenigen Formungen, die sie als intentionale mit sich führt, können als solche immer durchschaut und unschädlich gemacht werden.

2.6 § 43. Der individuelle seinsautonome Gegenstand und das Ganze.

Die individuellen Gegenstände höherer Ordnung

Die hier gegebene Aufklärung der Form des individuellen seinsautonomen Gegenstandes ist noch in mancher Hinsicht zu ergänzen, damit sie vor möglichen Einwänden geschützt wird. Das betrifft vor allem die Frage, wie sich der "Gegenstand" zu dem "**Ganzen**" verhält.

Bei der Betrachtung der Form des individuellen Gegenstandes geht man oft ungemerkt von der Form I zu der Form III über, und im Zusammenhang damit wird das Gegensatzpaar: Subjekt von Eigenschaften – Eigenschaft mit dem Gegensatzpaar: **Ganzes – Teil** vermengt. Um dies zu vermeiden, haben wir hier versucht, die Verschiedenheit dieser beiden Formen aufzuweisen. Aber nichtsdestoweniger müssen noch gewisse Sachlagen aufgeklärt werden, weil sie gegen die Unterscheidung dieser bei den Gegensätze zu sprechen scheinen. Wurde denn hier nicht behauptet, ein jeder Gegenstand bilde ein Ganzes für sich? Liegen also nicht doch sachliche Gründe dafür vor, den Gegenstand für das Ganze zu halten? Man ist öfters versucht, es zu tun[40], und man glaubte, auf diesem Wege die verschiedenen in der Geschichte der neueren Philosophie mehrmals besprochenen Schwierigkeiten beseitigt zu haben, die mit dem Begriffe des **Subjekts[41] der Eigenschaften**, der **konstitutiven Natur**

[40] Vgl. z. B. K. Twardowski, Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen. § 9.

[41] Man war oft geneigt, dieses Subjekt ohne weiteres im Sinne der "Substanz" zu verstehen. Der Begriff der "Substanz" ist aber mehrdeutig, und es spielen in ihm nicht nur verschiedene Momente, wie z. B. der sogenannten "Trägerschaft" , der Beharrung usw. eine bedeutende Rolle, die bei dem Subjekt von Eigenschaften gar nicht in Frage kommen, sondern es wurde mit ihm oft eine ganze Metaphysik verknüpft (z. B. bei Spinoza), die mit der formalen Ontologie überhaupt nichts zu tun hat.

106

des Gegenstandes, verknüpft sind. [CL: hier scheint es so, dass RI mit „Subjekt von Eigenschaften“ und „konstitutive Natur“ *dasselbe* Formelement im s.aut. indiv. Gegenstand meint.] Auch in der Praxis der Einzelwissenschaften – zum Teil unter dem Einfluss der empiristischen Strömungen der modernen Philosophie, zum Teil aber auch unter dem Eindruck gewisser positiv vorliegender Sachlagen – kommt es vor, dass individuelle Gegenstände vom Standpunkt des Gegensatzes Ganzes – Teil betrachtet werden.

Besonders die räumlichen Gegenstände scheinen manchen Anlaß dazu zu geben. Setzt sich ein bestimmter Tisch nicht etwa aus einer Mannigfaltigkeit von Holzstücken zusammen, die seine Teile bilden? Und setzen sich diese Holzstücke nicht aus weiteren Teilen, z. B. aus einzelnen Fasern, zuletzt aus einzelnen "Zellen" zusammen, die sich aber wiederum auf weitere Bestandteile zurückführen lassen? Die gesamte Naturwissenschaft – sowohl der lebenden als auch der unbelebten Natur – entwickelt ihre Untersuchungen u. a. unter dem Gesichtspunkte der Zerlegung des Ganzen in immer kleinere und ursprünglichere Teile, mögen sie lebende Zellen oder chemische Elemente oder endlich Atome, Elektronen, Protonen, Photonen usw. sein. Die Untersuchung der Zusammensetzung eines Ganzen aus Teilen scheint in der Erkenntnis manchmal weiterzuführen als die bloß "morphologische", "deskriptive" Betrachtung, die nach den Eigenschaften der Untersuchungsobjekte fragt. Bezeichnenderweise kreuzt sich aber diese Zerstückungsanalyse – die teils rein begrifflich, teils reell durchgeführt wird – mit der Untersuchung der Eigenschaften: die Feststellung der Eigenschaften der Dinge bildet den Ausgangspunkt für verschiedene, hauptsächlich kausale Probleme, die man dann oft vermittels einer Zerstückungsanalyse zu lösen sucht. Die unterschiedenen Teile werden dann aber wiederum hinsichtlich ihrer Eigenschaften untersucht, wonach neue Teile unterschieden oder wirklich getrennt werden, usw. Ob dabei die Eigenschaften der immer neuen Teile und diese Teile selbst anschaulich gegeben werden können (zu welchem Zwecke übrigens immer neue Instrumente konstruiert werden) oder bloß mit Hilfe der mathematisch-begrifflichen Methode sich bestimmen lassen, bildet für den methodischen Gang der Untersuchung keinen wesentlichen Unterschied. Letzten Endes werden gewisse möglichst kleine und scheinbar einfache, immer aber irgendwie beschaffene Gegenstände gesetzt, damit verhältnismäßig große Gegenstände in ihren Eigenschaften geklärt werden.

107

So verkoppeln sich die beiden Betrachtungsweisen und die beiden formalen Gegenstände beständig miteinander.

Es erhebt sich somit auch die Forderung, die Beziehung des Gegenstandes zu dem Ganzen sowie die Beziehungen zwischen den beiden formalen Gegensätzen genau aufzuklären.

Nach all dem bereits Gesagten braucht es wohl keiner Begründung mehr zu sagen, dass sich die beiden Formen: die Form I und die Form III nicht identifizieren lassen. Der Fuß eines Tisches ist nicht dessen Eigenschaft, und das "Braunsein von ... " ist kein Teil desselben. Und zwar nicht nur deswegen, weil das "Braunsein von ... " von dem braunen Ding nicht ablösbar ist, wie z. B. der Fuß eines Tisches von demselben, sondern vor allem deshalb, weil der Teil eines Ganzen dieses Ganze nicht bestimmt begrenzt und von ihm auch nicht "gehabt" wird. Umgekehrt ist das Ganze kein Subjekt der Teile, aus welchen es zusammengesetzt ist. Es besteht aus seinen Teilen, und zwar solange, als sie noch nicht von ihm abgetrennt sind.

Das Ganze ist also etwas anderes als der Gegenstand. Welche Beziehung besteht aber zwischen dem Gegenstande und dem Ganzen? Kann nicht ein und dasselbe - in einem noch zu bestimmenden Sinne zugleich Gegenstand und Ganzes sein? Und zwar ein Ganzes, das in Teile zerlegbar wäre? Und wenn dies in einem bestimmten Falle wirklich bestünde, so fragt es sich, ob sich dies in der gegenständlichen Grundform irgendwie ausprägen würde. Und ferner: welche Beziehung dann zwischen den "Teilen" einerseits und den "Eigenschaften" andererseits besteht.

Es gilt vor allem, auf einen Doppelsinn des Wortes "Ganzes" hinzuweisen. Denn in einem Sinne haben wir selbst behauptet, der individuelle Gegenstand sei ein Ganzes. Und zwar war dabei ausschlaggebend, dass der individuelle seinsautonome Gegenstand in der Gesamtheit seiner materialen Bestimmung voll bestimmt ist. Diese Vollbestimmung ist – wie wir bereits festgestellt haben – ein formales Moment der Grundform des individuellen, seinsautonomen Gegenstandes. Aus ihm ergibt sich seine allseitige eindeutige Abgrenzung und Abgeschlossenheit. Diese drei Momente hängen innig zusammen und bilden gewissermaßen eine besondere Schicht in der Form des individuellen, seinsautonomen Gegenstandes, die man oft im Auge hat, wenn man vom "Ganzen" des Gegenstandes spricht. Sie hat die Grundform der Vereinigung "Subjekt von Eigenschaften –Eigenschaft von .. ." zum Fundament und steht mit der Seinsautonomie des Gegenstandes in engstem Zusammenhang. Als eine bloß konsekutive Schicht in der gesamten Form des Gegenstandes

108

ist sie nur ergänzungsbedürftig und nur abstraktiv unterscheidbar. Wollte man den individuellen seinsautonomen Gegenstand ausschließlich unter dem Aspekt der so verstandenen "Ganzheit" betrachten, so würde man in seine Grundform wesentliche Verschiebungen einführen und etwas, was bloß eine konsekutive Schicht in der gesamten gegenständlichen Form ist, für eine für sich selbst ausreichende volle Struktur halten. Nichtsdestoweniger mag es für bestimmte theoretische Zwecke nützlich sein, den individuellen Gegenstand unter dem Aspekte der "Ganzheit" zu betrachten. Es muss aber dabei darauf achtgegeben werden, dass nicht ein ganz anderer Sinn der Ganzheit mit unterläuft. Denn bei diesem Aspekt bleibt es für den individuellen Gegenstand nach wie vor konstitutiv, Subjekt von Eigenschaften zu sein. Infolgedessen bleibt das "Ganze" in dem soeben angegebenen Sinne schlechthin unteilbar in einzelne Eigenschaften oder Momente an ihnen. Es kann auch – dem Sinne der so verstandenen Ganzheit gemäß – in diesem "Ganzen" nichts "enthalten" sein. Sobald der Gedanke auftaucht, "in" einem Ganzen sei dies oder jenes "enthalten", geht man zu einem "Ganzen" in völlig anderem Sinne über, den wir schon früher bei der Besprechung der Form III gestreift haben: im Sinne nämlich des re1ativen Begriffs des "Ganzen". Ein Etwas sei in diesem neuen Sinne ein "Ganzes" nur im Hinblick auf die in ihm enthaltenen Teile: es setzt sich aus ihnen zusammen. Es ist nichts anderes als die Summe aller Teile und ist auch nur relativ zu diesen Teilen oder Gliedern ein "Ganzes". Von den einzelnen Teilen aus gelangt man so zu dem so verstandenen "Ganzen" durch Hinzufügung anderer Teile, die so lange zu wiederholen ist, bis nichts "übrigbleibt", was sich noch hinzufügen ließe. Dagegen gelangt man von dem Ganzen aus zu den einzelnen Teilen durch Weglassung anderer Teile. Deswegen sprechen wir in diesem Falle von dem **"summativen" Ganzen**. Auch "Teile" sind hier nicht Teile an und für sich, sondern nur im Verhältnis zu einem bestimmten Ganzen, das aus ihnen besteht, zusammengesetzt ist, oder zu anderen Teilen desselben Ganzen. Was sie dagegen an und für sich sind, das kommt hier nur insofern in Betracht, als begründet sein muss, dass sie "zusammengehören" oder "zusammenhalten" als Teile eines Ganzen. So können sie im Verhältnis zu anderen Gegenständlichkeiten als das Ganze, dessen Teile sie sind, selbst wiederum "Ganze" sein. ‚Es muss dann nur das Prinzip der Bildung des "Ganzen" eingehalten werden, dass nämlich sie selbst diese Gegenständlichkeiten in sich "enthalten" bzw. sich aus ihnen "zusammensetzen". Das summative Ganze besteht aber nicht nur aus Teilen,

109

es zerfällt auch in sie, es ist seinem eigenen Sinne nach "**teilbar**". Solange es aber noch ein Ganzes ist, halten die Teile irgendwie zusammen, oder sie gehören mindestens auf irgendeine Weise zueinander.

Der Grund und die Weise des "Zusammenhaltens" oder des "Zueinandergehörens" der Teile kann verschieden

sein, und dementsprechend kann es verschiedene Typen des **summativen Ganzen** geben. Das Zusammenhalten bzw. das Zusammengehören der Teile muss aber irgendwie effektiv sein, sofern das Ganze noch vorhanden sein soll. Wird es irgendwie beseitigt, so bleiben nur die "losen" Teile übrig, die auch nur im Hinblick auf das ehemalige Ganze, das sie früher gebildet haben, noch als Teile aufgefaßt werden dürfen, aber im Grunde schon keine echten Teile mehr sind, sondern nur Gegenstände für sich oder – falls sie selbst aus neuerlichen Teilen bestehen – neue Ganze für sich. Jedenfalls ist es für das summative Ganze charakteristisch, dass das Zusammenhalten (oder das Zusammengehören) der Teile aufhören kann, ohne dass dasjenige, was die einzelnen Teile bildet, aufhören müsste zu existieren. Diejenigen Gegenständichkeiten also, welche die einzelnen Teile eines summativen Ganzen bilden, sind freilich **nicht als Teile dieses Ganzen, wohl aber an und für sich seinsselbständig**[42], und zwar sowohl im Verhältnis zu den Gegenständlichkeiten, welche andere Teile des Ganzen bilden, als auch zu dem betreffenden Ganzen selbst. **Als Teile dagegen** – d. h. als etwas, was hier seinem Sinne nach ein relatives Gebilde ist[43] – **sind sie sowohl auf dieses Ganze als auch auf die übrigen Teile seinsunselbständig**. Die Existenz des summativen Ganzen hängt von zwei Faktoren ab:

1. von der Existenz alles dessen, was alle seine Teile bildet,
2. von dem Bestehen des **Zusammenhaltens bzw. des Zusammengehörens** aller seiner Teile.

Wird nur ein Teil aus den Banden des Zusammenhaltens losgelöst oder hört er überhaupt auf zu existieren, **so wird das betreffende Ganze vernichtet**, auch wenn alle übrigen Teile noch bestehen und zusammenhalten. Es entsteht dann höchstens ein **anderes** summatives Ganzes an dessen Stelle. Dagegen ist die Existenz dessen, was einen Teil eines summativen Ganzen bildet, weder durch die Existenz des zugehörigen Ganzen noch durch die Existenz dessen, was die übrigen Teile bildet – und zwar mit Rücksicht darauf, dass sie Teile desselben

42 Sie sind „abstückbar“ in Husserl-schern Sinne, vgl. Husserls „Logische Untersuchungen", Bd. II. Untersuchung III.

43 Vgl. unten die Betrachtungen über relative Merkmale" und "relative Gebilde".

110

Ganzen sind – , bedingt [44]. Das, was einen Teil eines summativen Ganzen bildet, ist sozusagen existential stärker als das summative Ganze selbst. Das summative Ganze ist existential in seinen Teilen **fundiert**. **Diese existential-ontologische Sachlage unterscheidet das summative Ganze von dem individuellen seinsautonomen Gegenstand in dessen Verhältnis zu seinen Eigenschaften.** Die Eigenschaften sind nämlich nicht existential stärker, sondern – wenn man so sagen darf – schwächer als der individuelle Gegenstand selbst. Er selbst – notabene mit allen seinen Eigenschaften zusammengenommen – ist seinsselbständig, dagegen sind seine Eigenschaften für sich seinsunselbständig. Er muss nicht aufhören zu existieren, wenn nur eine Eigenschaft von ihm vernichtet wird: **er ist – im Prinzip wenigstens, als individueller, seinsautonomer Gegenstand – veränderbar. Dagegen ist das summative Ganze es nicht.** Wenn manche individuellen Gegenstände – die sogenannten "idealen" Gegenstände – unveränderbar sind, so liegt es nicht an ihrem Gegenstandsein, an ihrer Form, sondern an ihrer Materie und an ihrer Seinsweise. Geht der Gegenstand zugrunde, so hören eben damit auch alle seine Eigenschaften auf zu existieren. Das Zusammenhalten der Eigenschaften des individuellen Gegenstandes kann nicht beseitigt werden, ohne dass damit eo ipso auch die Eigenschaften der Vernichtung anheimfallen. Freilich kann der individuelle seinsautonome Gegenstand nicht existieren, wenn die Gesamtheit seiner Eigenschaften mit der **konstitutiven Natur** zusammengenommen und ihr Zusammenhalten vernichtet wird. Man darf aber daraus nicht schliessen, dass er auf die Existenz seiner Eigenschaften bzw. seiner **Natur** angewiesen sei (wie das summative Ganze auf die Existenz dessen, was seine Teile bildet). Denn die Gesamtheit der zusammenhaltenden Eigenschaften, mit der zugehörigen **konstitu**tiven **Natur** zusammengenommen, ist nichts anderes als eben der Gegenstand selbst. Dagegen sind die einzelnen Eigenschaften des Gegenstandes auf die Existenz desselben angewiesen:

44 Man könnte da fragen, ob ein Teil in seiner Existenz nicht durch die Art der Verbindung mit den übrigen Teilen desselben Ganzen bedingt ist. Indessen wurde oben gesagt, dass die Teile eines summativen Ganzen prinzipiell abstückbar sind, also durch die Loslösung von den anderen Teilen desselben Ganzen nicht vernichtet werden. Die Abstückbarkeit kann man aber entweder im stärkeren Sinne verstehen, dass sie nämlich prinzipiell möglich ist und eben dadurch die weitere Existenz des Teiles ermöglicht, oder im schwächeren Sinne, dass sie zwar möglich ist, aber über die weitere Existenz des Teiles in gar keinem Sinne entscheidet. Dann müsste man die Seinsselbständigkeit des Teiles noch im Zusammenhang mit der Art der Verbindung und auch mit der Weise der Loslösung des Teiles aus dem Seinszusammenhang des betreffenden Ganzen in Erwägung ziehen. Dies ist im Falle eines **organischen Ganzen** besonders zu erwägen.

111

sie sind in ihm mit Rücksicht auf ihre Form existential fundiert. **Der** ursprünglich **individuelle, seinsautonome Gegenstand lässt sich also mit dem summativen Ganzen nicht identifizieren**. Das letztere bildet auch nicht irgendeine besondere Schicht in der Form des Gegenstandes. Und doch lässt sich nicht leugnen, dass es berechtigt ist, manche individuellen seinsautonomen Gegenstände (nämlich diejenigen, die sich ihrem Wesen nach in Teile zerlegen lassen!) unter dem Aspekte des summativen Ganzen zu betrachten, und dass dies auch für die **individuellen seinsautonomen Gegenstände höherer Stufe** zuzutreffen scheint. Was das letztere betrifft, so werden wir erst später in der Lage sein, dies zu erwägen; um aber das erstere zu entscheiden, müssen wir vorerst

noch tiefer in das Wesen des summativen Ganzen eindringen.

Schon bei der Besprechung der Form III haben wir im Vorbeigehen bemerkt, dass jedes – summative, wie wir es jetzt hinzufügen können – Ganze ein Gegenstand ist. Damit ist noch nicht gesagt, es sei ein selbständiger oder unabhängiger und insbesondere ein voller Gegenstand[45]. Das soll lediglich bedeuten: es lässt sich vom Standpunkte der gegenständlichen Grundform I betrachten; es ist ein **Subjekt von Eigenschaften**, die wir hier eben allgemein zu bestimmen suchen. Es hat demnach auch eine Materie I und eine Form I und existiert auch auf eine für es selbst charakteristische Weise. Einige allgemeine Eigenschaften des summativen Ganzen haben wir bereits aufgewiesen, z. B. die Eigenschaft, dass es in sich Teile "enthält", dass es sich aus ihnen "zusammensetzt" oder in sie zerfällt, dass es in einem bestimmten Sinne unveränderbar sei und dgl. mehr. Bei der Bestimmung seiner weiteren Eigenschaften müssen wir uns vor allem zum Bewusstsein bringen, dass sie von zwei Faktoren abhängen:
1. davon, welche Teile das betreffende Ganze hat (bzw. was seine Teile bildet),
2. von ihrer Anordnung innerhalb des Ganzen.
Oder mit anderen Worten: Die Materie I des summativen Ganzen hängt sowohl von der Materie III ab als von der Form III, die es aufbauen. Die Form III ist zwar durch die Materie III nicht eindeutig bestimmt, nichtsdestoweniger aber lassen bestimmte Materien III nur gewisse Arten oder Typen der Form III zu. Die Materie III ist auch für die Art des Zusammenhaltens bzw. des Zusammengehörens der Teile des summativen Ganzen ausschlaggebend. So spielt sie auch

45 Wir werden später sagen, das summative Ganze sei ein besonderes gegenständliches **Schema**, das seinen Träger in einem ursprünglich individuellen Gegenstand besonderer Art besitzt.

112

für die Seinsweise des summativen Ganzen eine wesentliche Rolle. Um dies genauer zu zeigen, muss man eine gewisse Doppeldeutigkeit in dem Begriffe der Materie III beseitigen. Wir haben sie früher stehengelassen, weil wir damals noch über gewisse Begriffe und Unterscheidungen nicht verfügten, die wir jetzt besitzen.

Wir sagten früher: Materie III ist der Bestand aller Teile eines summativen Ganzen. In dieser Wendung ist aber das Wort "Teil" doppeldeutig. Es kann
1. das bezeichnen, was einen Teil bildet, wofür aber dieses sein Teilsein nicht wesentlich ist,
2. dieses selbe Etwas gerade mit Rücksicht darauf, dass es Teil des Ganzen ist und in diesem seinen Teilsein genommen wird.
Im letzteren Falle ist das Teilsein für dieses Etwas wesentlich, sosehr es eine nur "relative" Auffassung dieses Etwas ist. Zur Erläuterung dieses Unterschiedes werden wir folgende Beispiele nehmen: Betrachtet man eine (konkrete) Mauer als ein summatives Ganzes, so kann man – und dies ist die übliche Deutung – die einzelnen Ziegelsteine für Teile dieser Mauer halten, und zwar diejenigen, die sich gerade "in" dieser Mauer befinden. Ebenso kann man den in derselben Mauer befindenden Mörtel für einen ihrer Teile halten. Man könnte da aber einwenden, dass nicht diese Ziegelsteine selbst oder der Mörtel für sich Teil der Mauer ist. Nimmt man einen Ziegelstein aus dem Gefüge der Mauer heraus, so hat sich an ihm selbst eigentlich nichts Wesentliches geändert. Ist es dann aber noch immer "Teil" der betreffenden Mauer? Man möchte vielleicht sagen, er sei eben zwar ein "herausgenommener" Teil, aber doch immer ein Teil derselben. Indessen hat sich dann seine Beziehung zu ihr wesentlich geändert. Früher hielt er mit anderen Ziegelsteinen und damit auch mit der Mauer selbst zusammen, jetzt "gehört" er höchstens zu ihr, und zwar nur deswegen, weil er – mit Rücksicht auf seine Eigenschaften, z. B. seine Gestalt – als ehemaliger oder als möglicher Bestandteil der Mauer aufgefaßt wird. Rein für sich und an sich betrachtet, ist er kein Teil der Mauer mehr. Also nur in einer bestimmten Beziehung zu der Mauer – indem er eine bestimmte Stelle in ihr einnimmt, ist ein Ziegelstein ein "Teil" der Mauer: er selbst "bildet" zwar diesen Teil, indem er in diese Beziehung zu der Mauer eintritt und die Stelle in ihr ausfüllt, aber nicht er selbst für sich ist "Teil", sondern nur als das diese Stelle im Mauer Ausfüllende. Man könnte sagen, er übernehme da eine besondere Rolle, eine "Funktion" im Rahmen des Ganzen und für dieses Ganze, und diese "Funktion" mache erst einen bestimmten Gegenstand zum "Teil" eines summativen Ganzen. An einem Teil eines Ganzen lässt sich dessen Form (die "Teilheit")

113

– und zwar ist sie ein Spezialfall der Form I – und dessen Materie unterscheiden. Sie ist wiederum Materie 1. Das, was sie voneinander unterscheidet, wenn es Teile verschiedener Art gibt, das ist ihre Materie 1.

Kehren wir jetzt zu den Vieldeutigkeiten des Begriffes der "Materie III" zurück. Sie kann entweder die Gesamtheit alles dessen sein, was Teile eines Ganzen bildet, aber in der Form des Teil-Seins genommen, oder nur das sozusagen nackte "Material", der Gesamtbestand von Gegenständen, die zwar mit Rücksicht auf ihre Eigenschaften Teile eines Ganzen sein könnten, aus diesen oder anderen Gründen aber diese Form noch nicht angenommen

haben. Im Zusammenhang damit werden wir "effektive" und bloß "mögliche" Materie III des summativen Ganzen unterscheiden. Nur der effektiven Materie III entspricht die effektive Form III als die Gesamtheit der Beziehungen zwischen den Teilen eines summativen Ganzen. Nur die effektive Materie III und die effektive Form III ist es also, was die Eigenschaften eines summativen Ganzen bestimmt. Diese Eigen schaften hängen aber mittelbar von den Eigenschaften dessen ab, woraus die bloß mögliche Materie III des betreffenden Ganzen besteht. Die mögliche Materie III bestimmt auch von sich selbst die mögliche Form III, die bei ihr zulässig ist. Die effektive Form III eines Ganzen findet oft keinen hinreichenden Grund in der betreffenden möglichen Materie III. Es gibt also summative Ganze, in welchen die Anordnung der Teile, obwohl durch die mögliche Materie zugelassen, doch durch einen fremden Faktor aufgezwungen wurden. Z. B. ordnet sich "dieselbe" Menge von Würfeln einmal nach einem von uns festgelegten Prinzip ein, das andere Mal aber auf eine völlig andere Weise.

Der "Teilheit" als der Form I des Teiles eines summativen Ganzen entspricht die "Ganzheit" als die Form I des summativen Ganzen. Es besteht hier zwischen der "Teilheit" und der "Ganzheit" wiederum eine ähnliche Korrelativität und gegenseitige sinnvolle Zugehörigkeit wie bei der Grundform I des individuellen seinsautonomen Gegenstandes zwischen der Form der Eigenschaft und der Form des gegenständlichen Eigenschaftssubjekts. Diese Ähnlichkeit der Korrelativität der beiden Formenpaare ist aber keine völlige Gleichheit. Die summative "Ganzheit" ist nichts anderes als das "Teile-Haben", "Teile-Enthalten" bzw. ein umfassendes System von Stellen, die durch "Teile" ausgefüllt werden bzw. werden können. Anders gesagt: Für die Ganzheitsstruktur ist es charakteristisch, in eine Vielheit von außereinander und nebeneinander bestehenden "Stellen" aufgespalten sein zu können und sie zugleich alle in sich zu bergen.

114

Dieser Form des Systems (oder einer bloßen Mannigfaltigkeit) von Stellen entspricht die Form I: die "Teilheit"[46], als das, was dem, was in diesem Stellen system eine Stelle einnimmt, den Charakter des "Gliedes", des "Teiles", verleiht. Diese Ganzheitsstruktur ist für das summative Ganze **konstitu**tiv. Sie ist, wie schon betont, nicht mit der "Ganzheit" als einer Schicht in der gegenständlichen Form I zu verwechseln.

Dagegen wird die "Materie I" des summativen Ganzen durch die Gesamtheit der qualitativen Bestimmung seiner Eigenschaften gebildet, die natürlich von dessen Teile n streng verschieden sind. Diese Eigenschaften des Ganzen sind aber von den Eigenschaften des Gegenstandes gen au zu unterscheiden, der eventuell das summative Ganze nur "bildet", bzw. unter dem Aspekte des summativen Ganzen genommen wird. Man könnte auch sagen: dass dieser Gegenstand das betreffende summative Ganze ist. Dieses "ist" übt hier eine andere Funktion aus, als das "ist" im nominalen Prädikat "ist rot". Es ist hier die Funktion der Verleihung einer Rolle an einen Subjektgegenstand, die er in einer Situation spielt. Kehren wir jetzt zu dem Beispiel mit der Mauer zurück. Zu ihren Eigenschaften gehört es, dass sie soundso hoch, soundso breit oder dick ist, oder dass sie z. B. trocken oder feucht ist, dass sie diese oder jene Tragfähigkeit im technischen Sinne besitzt (dass sie also diese oder jene Belastung zulässt), dass sie ein schlechter Wärmeleiter und auch für akustische Prozesse nicht durchlässig ist usw. Keine dieser Eigenschaften ist Eigenschaft des summativen Ganzen, das diese Mauer bildet bzw., genauer gesagt, bilden kann. Eine Eigenschaft dieses Ganzen bildet dagegen die Tatsache, dass es z. B. aus gleichgeordneten und gleichgearteten Teilen besteht, oder im Gegenteil, dass es - wie z. B. das Ganze, das eine Armee bildet - ein System von hierarchisch an geordneten Teilen verschiedener Art und ,,Ordnung" (Stufe) ist. Dieses letzte System kann wiederum verschiedenartig sein, je nachdem, wie diese "Hierarchie" unter den Teilen genauer ausgestaltet ist. Dies hängt von dem Typus der einzelnen Teile und von ihrer Anordnung (also sowohl von der effektiven "Materie III", als auch von der Form III) ab. Und die einzelnen Züge des hierarchischen Systems bilden entweder direkt die Eigenschaften des summativen Ganzen, oder sie bestimmen nur dieselben. Es ist weiterhin eine Eigenschaft des summativen Ganzen, dass es jederzeit in seine Teile "zerlegbar" ist, und zwar auf eine bestimmte Weise zerlegbar, je nachdem,

[46] Oder besser gesagt: jeder Stelle in diesem System entspricht ein Teil.

115

wie die Einteilungslinien verlaufen bzw. verlaufen können usw. Wenn es oft dazu kommt, dass wir die Eigenschaften eines summativen Ganzen dem Gegenstande, der es bildet, direkt zuschreiben, so geschieht dies lediglich deswegen, weil die einmal vollzogene Aufassung dieses Gegenstandes als eines summativen Ganzen eine scheinbare Identität dieser beiden Gegenständlichkeiten und damit auch die Identität der beiderseitigen Eigenschaftssubjekte hervorbringt. Ob und in welchem Sinne dieselbe zu Recht besteht, werden wir bald untersuchen. Wenn sie aber auch bis zu einem gewissen Grade bestünde, so würde es nur die Vermittlung des Eigenschaftssubjektes des summativen Ganzen gestatten, die Eigenschaften desselben auf den zugehörigen Gegenstand, welcher dieses Ganze bildet, zu übertragen. Diese Eigenschaften sind also bestenfalls mittelbare

Eigenschaften dieses Gegenstandes, sie sind aber zugleich eines völlig anderen Typus und Ordnung, als es diejenigen sind, die dem betreffenden Gegenstand unabhängig von seiner Auffassung als eines summativen Ganzen zukommen. In demselben Maße aber wie die Eigenschaften ist auch die **konstitu**tive **Natur** des das Ganze bildenden Gegenstandes von der **konstitu**tiven **Natur** dieses Ganzen selbst zu unterscheiden. Und während die erstere vorwiegend im engeren Sinne qualitativ ist, ist die zweite formaler Art: es ist nämlich die summative "Ganzheit". Dies steht mit dem, was ich früher behauptete, nicht im Widerspruch, dass nämlich die "Ganzheit" die Form I des summativen Ganzen ist, welche zu der" Teilheit", als der Form des Teiles eines summativen Ganzen korrelativ ist. Nur muss hier eine Doppeldeutigkeit des Ausdrucks "das summative Ganze" beachtet werden: die "Ganzheit" ist die Form I des summativen Ganzen, aber das "Ganze" bedeutet hier nur soviel wie "Gegenstand", der dieses Ganze bildet und unter dem Aspekte der Ganzheit betrachtet wird. Er wird da eben durch die Ganzheit und durch die Teilheit geformt. Und indem er durch diese Formen hindurch erfaßt wird, ist er ein summatives Ganzes in dem angegebenen Sinne. Wenn wir dagegen sagen, dass die "Ganzheit" die **konstitu**tive **Natur** eines summativen Ganzen ist, so wird durch dieses Ganze jener formale Aspekt selbst verstanden, unter dem der dieses Ganze bildende Gegenstand genommen wird und infolgedessen ein Ganzes ist. Dieser Aspekt, als eine Gegenständlichkeit sui generis ist eben deswegen ein rein formales Gebilde, weil die ihn kontituierende **Natur** in sich selbst ein formales Moment ist.

Dieses durch eine solche besondere **Natur konstitu**ierte formale Gebilde ist für sich selbst kein voller, seinsselbständiger individueller

116

Gegenstand. Es ist immer ein innerlich relationales, aus Relationen bestehendes und aus Relationen sich ergebendes, formales leeres Schema, das in bestimmten Fällen auf einen individuellen Gegenstand begründetermaßen aufgeworfen werden kann und darf. Dieser Gegenstand wird dann unter seinem Aspekte aufgefaßt und "bildet" ein summatives Ganzes. Das Schema selbst dagegen erlangt eben durch diesen es erfüllenden individuellen Gegenstand erst Fülle und Seinskonkretheit: an ihm entfaltet sich die ganzheitliche Struktur und bringt in demselben eine eigenartige formale Differenzierung hervor, die ihm selbst fremd ist, obwohl sie durch seine Eigenschaften zugelassen wird, falls natürlich die Ganzheit begründetermaßen auf den Gegenstand aufgeworfen wird. Sehen wir jetzt dem etwas näher zu.

Um die Grundbeziehung zwischen den Teilen eines summativen Ganzen, bzw. zwischen ihnen und dem Ganzen, zu bestimmen, verwendeten wir immer zwei Worte. Wir sprachen vom "Zusammenhalten" und vom "Zusammengehören" der Teile eines summativen Ganzen. Teile, die "zusammenhalten", gehören auch zusammen, aber nicht umgekehrt. Das Minimum, das effektiv bestehen muss, damit ein summatives Ganzes existiere, ist das Zusammengehören von dessen Teilen. Soll aber das summative Ganze **seinsautonom** existieren, dann müssen – wie es scheint – seine Teile auch zusammenhalten. Was soll aber darunter verstanden werden? Erwägen wir dies an folgenden Fällen eines summativen Ganzen:

1. Nehmen wir da vor allem einen individuellen seinsautonomen Gegenstand, der zwar nicht effektiv eingeteilt ist, aber – zunächst rein empirisch genommen – einteilbar ist: einen konkreten, vollen Organismus, z. B. den menschlichen Körper. Ob wir in diesem Falle einen beliebigen festen Körper in Betracht ziehen dürfen, soll vorläufig dahingestellt werden.

2. Als einen anderen Fall nehmen wir einen individuellen Gegenstand, der aus mehreren effektiven Teilen zusammengesetzt ist, die aber fest zusammenhalten - eine bestimmte Maschine -, z. B. eine Lokomotive.

3. Als ein Übergangsbeispiel kann eine kolloidale Lösung genommen werden, in welcher die einzelnen Teilchen der gelösten Substanz Sich voneinander schon "frei" zu bewegen scheinen, aber noch in der Lösungssubstanz sich befinden.

4. Als weiteres Beispiel kann uns der Gaszustand irgendeiner Substanz, dienen, in welcher die einzelnen Moleküle oder, bei einem homogenen Gas, die einzelnen Atome sich "frei" bewegen, aber doch nicht

117

ohne einen jeden Zusammenhalt sind. Das Sonnensystem (d. h. die Sonne mit allen sie umkreisenden Planeten) kann hier als ein anderes Beispiel gewählt werden.

5. Eine Klasse individueller seinsautonomer Gegenstände, z. B. eine Klasse von Schülern einer bestimmten Schule in einem bestimmten Jahrgang, kann als ein weiteres Beispiel dienen.

6. Endlich nehmen wir die Klasse der mathematischen Dreiecke oder die Klasse aller geraden Zahlen und dergleichen in Betracht.

In allen diesen Fällen können wir mit einem gewissen Recht von einem summativen Ganzen sprechen[47]. Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die das entsprechende Ganze bildenden Teile und auf die Art ihres Zusammenhaltens oder Zueinandergehörens. Die Beispiele sind so gewählt, dass sich in dieser Hinsicht eine Reihe von Abstufungen von dem sozusagen stärksten Zusammenhalten bis zu einem Fall, wo vom Zusammenhalten nichts mehr vorhanden ist und wo lediglich ein Zueinandergehören noch statt hat.

ad 1. Ein Organismus

&&&[CL: Alles was RI in dem nun folgenden Abscnitt beschreibt, ist eigentlich ein Erkenntnisvorgang einer Person, wenn sie einen materiellen (individuellen) „Gegenstand" untersucht &&& weitere Ausführungen nötig!!! Es wird aber stets so beschrieben, als seien die Untersuchungs-Teilergebnisse *per se* dem Gegenstand „angehängt"; als seinen sie äußere Teile. Satt dessen findet doch vielmenr eine genauere „Konstitution" des Gegenstandes im Bewusstsein der untersuchenden Person statt! &&&

In einem lebenden Körper unterscheidet man die einzelnen Teile, wie z. B. das Herz und das Blutkreislaufsystem überhaupt, die Leber, den Magen und das Verdauungssystem, das Gehirn und das Nervensystem, die Drüsen der inneren Sekretion, insbesondere das sexuelle System usw. Der (menschliche) Körper veranlaßt uns selbst dazu, in ihm derartige Teile zu unterscheiden. Und je fortgeschrittener unser Wissen ist, je besser man die uns von dem Körper gegebenen Weisungen versteht und verfolgt, desto besser heben sich im Ganzen des Körpers diese Teile ab. Sie scheinen echte Glieder oder Bestandteile des Körpers zu sein und zugleich in ihrem "Inneren" solche "niedrigere" Teile zu umfassen, welche auf besonders innige Weise zueinander zugehören und zusammenzuhalten scheinen. Die von uns aufgezählten Teile des Körpers zeichnen sich sogar dadurch aus, dass jeder von ihnen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, obwohl nie vollkommen, durch eine besondere Wand oder Haut von anderen Teilen

47 Die Beispiele, die wir verwenden, sind Untersuchungsobjekte, teils der Naturwissenschaft, teils der Mathematik. Wir können natürlich hier weder entscheiden, ob die in der gegenwärtigen Wissenschaft aufgestellten Behauptungen über diese Gegenständlichkeiten alle wahr sind, noch annehmen, dass es realiter solche und gerade so beschaffene Gegenständlichkeiten gibt. Wir stellen uns allen solchen Fragen gegenüber völlig neutral ein. Es interessieren uns hier lediglich Möglichkeiten: welche ganzheitlichen strukturellen Beziehungen unter den Teilen der art i ger Gegenständlichkeiten bestehen, wen n dieselben so bestimmt wären, wie dies die gegenwärtige Wissenschaft behauptet. Der fa k t i s ehe Bestand dieser Gegenständlichkeiten spielt dabei keine Rolle.

abgegrenzt ist. Fast jeder dieser Teile lässt sich auch oft, bei relativ nicht bedeutenden Eingriffen und anatomischen Veränderungen von den übrigen Teilen des Leibes absondern und aus seinem Gefüge so herausnehmen, dass er, in manchen Fällen wenigstens, beim Versetzen in ein anderes entsprechend gestaltetes künstliches Milieu sich einige Zeit in funktionsfähigem Zustand befindet (vgl. die Experimente von A. Carrell[(8)]. Freilich – wie betont – ist die Abgrenzung der einzelnen Teile ("Organe") nie vollkommen, da nicht nur die Blutgefäße in das "Innere" der einzelnen "Organe" (Teile) hineindringen und immer neues ("gereinigtes") Blut einführen[49] und die Abgrenzung durchbrechen, sondern, was viel wichtiger ist, weil auch gegenseitige Beeinflussungen in der Funktionsweise, aber in weiterer Folge auch in dem Zustand und Aufbau der Teile vorhanden sind. Funktionsstörungen des einen "Organs" (z. B. des Blutkreislauforgans oder des Atmungssystems oder der Drüsen der inneren Sekretion usw.) rufen infolgedessen manchmal gewaltige Funktionsstörungen und dann Verwandlungen und sogar irreversible Zerstörungen in allen übrigen Teilen des Körpers hervor. Makroskopisch und rein anatomisch scheinen die Teile des Körpers in einem höheren Grade voneinander abgehoben und abgegrenzt zu sein, als dies vom Standpunkt ihrer Funktionen und der vitalen Funktionseinheit des ganzen Organismus statt hat. Sie "halten" nicht nur in dem Sinne "zusammen", dass sie sich alle in demselben Sack der Haut befinden, aus dem sie – abgesehen von den Flüssigkeiten: Blut – nicht herauskommen können, sondern auch im Sinne des gegenseitigen anatomischen Aneinanderhaftens und Ineinandergreifens sowie des sich Bedingens in der Funktion und in der Erhaltung im lebensfähigen Zustande (solange alles "normal" verläuft und "normal" ist). Dieses sich gegenseitige Bedingen geht oft so weit – wie es scheint – , dass manche Forscher geneigt sind, das Vorhandensein der Teile des Organismus überhaupt zu leugnen und sie lediglich auf die Weise der Betrachtung des Körpers zu relativieren und zurückzuführen.

Versuchen wir, uns zum Bewusstsein zu bringen, welche Motive dies nahelegen, so scheinen sie zweierlei Art zu sein:
1. dass man unbemerkt von dem summativen Ganzen zu dem absoluten Ganzen übergeht, und zwar eben deswegen, weil man die Unteilbarkeit des Organismus betont;

48 Vg1. dazu insbesondere: A. Carrel, Charles Lindbergh et la culture des organes, Revue des deux Mondes, CXIX, H. 1. 1939.

49 Dieses Blut gehört bis zu einem gewissen Grade zu dem betreffenden »Teile" des Le1bes bzw. zu dem betreffenden Organ: von seinem Zustand hängt sowohl die Funktionsweise als auch sogar das Bestehen des Organs bzw. seiner Eigenschaften ab.

2. dass man nur einen solchen Gegenstand für teilbar erklärt, dessen Teile nach vollzogener Teilung als selbständige und sogar unabhängige Ganze fortzubestehen vermochten. Und zwar geht es dabei darum, dass diese Teile beim Fortbestehen denjenigen Typus der gegenständlichen Bestimmung behielten, den sie noch als nicht ausgeschiedene Teile hatten. Es handelt sich also nicht um Fälle, wo ein aus dem Organismus ausgeschiedener Teil sich auf diese Weise im Sein erhält, dass es sich selbst zum vollen Organismus ergänzt[50]. Bei allen höher entwickelten tierischen Organismen und insbesondere bei dem menschlichen Körper wird indessen durch die effektiv durchgeführte Teilung nicht nur der Organismus selbst getötet, sondern auch die einzelnen Teile ("Organe" [51]) werden sowohl anatomisch als auch chemisch und in ihrer physiologischen Funktion dermaßen verändert, dass sie (als "Organe") im allgemeinen nicht fortbestehen können, es sei denn, dass sie künstlich in ein dem mütterlichen Organismus ähnliches Milieu versetzt werden (Carell). Man ist infolgedessen geneigt, die Teilbarkeit der (höher entwickelten) tierischen Organismen überhaupt zu leugnen. Nichtsdestoweniger lässt sich der tierische Organismus auf verschiedene Weise in Bestandteile zerlegen (natürlich immer nur unter Abtötung des betreffenden Lebewesens) und auch vom Standpunkt des Gegensatzes Ganzes - Teil betrachten. Und zwar lässt er dies in dem Sinne zu, dass man bei dieser Betrachtung des Organismus nicht irrezugehen, sondern Fortschritte in der Erkenntnis zu erzielen scheint. Nur darf eben der Wesenszug des Teiles eines derartigen Ganzen, mit dessen eigentümlichem Typus wir es hier zu tun haben, nicht übersehen werden[52]. Es muss eben, wie man sich heute auszudrücken liebt, aber es nie klar genug erfaßt hat, der "ganzheitliche" Charakter des Organismus

50 Vgl. z. B. die in der pflanzlichen Welt oft vorkommende Neubildung des vollen Organismus durch sogenannte "Ableger", oder bei primitiven tierischen Organismen z. B. solche Fälle, wie bei der Chlorohydra viridissima, die bei beliebiger Teilung ebenso viele neue Organismen bildet, als es Teile gegeben hat. Ob der dabei gebildete Organismus wirklich ein vollkommen neues Individuum bildet, mag dahingestellt werden. Manche Erscheinungen, wie z. B. das Aussterben der italienischen Pappel, die durch "Ableger" nach Nordeuropa verpflanzt wurde, mögen dagegen sprechen. Vgl. "Die Naturwissenschaften", 1946.

51 Damit wollen wir andeuten, dass die Teilung des Organismus die Teilungsflächen verfolgt, die sozusagen durch die Natur selbst angedeutet sind. Bei beliebiger Zerstückung des Organismus geht die Vernichtung der Stücke noch rascher vonstatten, auch wenn man versucht, sie in ähnlichen Bedingungen aufzubewahren, wie sie sie im Ganzen des Organismus hatten. .

52 In der Entwicklung der biologischen Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat man das unter dem Einfluss der physikalisch-mechanistischen Denkweise oft getan.

120

beachtet werden. Bei diesem Ganzheitstypus und bei dieser Art des Zusammenhaltens der Teile des Ganzen ist es nämlich für die nicht ausgeschiedenen, also im Rahmen des Organismus bestehenden Teile wesentlich
a) irgendwie mit den anderen Teilen anatomisch wenigstens teilweise zusammenzuhängen, also nicht allseitig abgegrenzt zu sein,
b) in gegenseitiger chemisch-physiologischer Funktionsbedingtheit bzw. -abhängigkeit zu stehen und dadurch nicht bloß zum Fortbestehen der übrigen mit ihnen im Zusammenhang stehenden Teile zu verhelfen, sondern auch selbst dadurch im Sein erhalten zu werden.
D. h. die Seinsabhängigkeit von anderen Teilen bzw. von dem Ganzen des Organismus, in der Funktion und in der Beschaffenheit, und eine mindestens zum Teil bestehende Unselbständigkeit (Unabgeschlossenheit) bilden die beiden charakteristischen Züge des Teiles eines Ganzen bei der jetzt betrachteten Art des mehr oder weniger strengen Zusammenhaltens der Teile eines organischen Ganzen untereinander. Diese teilweise relative Unselbständigkeit der Teile darf aber nicht im Sinne der absoluten, wesensmäßigen Seinsunselbständigkeit in Sinne eines existentialen Moments verstanden werden. Eine Ausscheidung des Teiles ist nicht prinzipiell ausgeschlossen, führt aber im allgemeinen zu einem relativ rascheren Zugrundegehen des Teiles. Wir werden in der Folge bei derartigen Ganzen wie den jetzt besprochenen von einem organischen Ganzen sprechen[53], wobei dieses eine Abart des summativen Ganzen sein soll.

Welche Bedingungen aber ein individueller seinsautonomer Gegenstand in seinem formalen Aufbau bzw. in seiner Beeigenschaftung erfüllen muss, wenn er nicht bloß für ein "organisches Ganzes" gehalten werden soll, sondern es auch sein könnte, ist mit den obigen Feststellungen gar nicht beantwortet worden. Im Gegenteil, je deutlicher wir uns zum Bewusstsein bringen, dass so etwas wie ein hochentwickelter tierischer Organismus ein hochkompliziertes Ganzes mit sehr verwickelten Beziehungen zwischen seinen Teilen (Form III) ist, desto brennender wird die Frage nach der Beziehung zwischen demjenigen, das ein Gegenstand ist (und somit zwischen seiner Form I) und demjenigen, das ein summatives Ganzes ist. Ist es wirklich so, dass das Gegenstandsein das im Seienden Konstitutive, und dass demnach alles Seiende gerade das ist, was es als Gegenstand ist, während das summative

53 Zu dem Begriffe des Organismus gehört aber mehr, als bloß ein "organisches Ganzes" zu sein. Wir haben uns damit auf skizzenhafte Weise anderenorts beschäftigt. Vgl. "0 poznawaniu dziela literackiego", ("Vom Erkennen des literarischen Werkes") Kap. H. Ich werde noch in der materialen Ontologie darauf zurückkommen.

121

Ganze lediglich ein sich darauf aufbauendes, besonderes formales Schema ist, oder ist es vielleicht gerade umgekehrt? Wie ist es möglich, dass zwei ganz verschiedene formale Strukturen: der Gegenstand als Subjekt von Eigenschaften und das summative Ganze – sich in einem und demselben Seienden vertragen? Oder sind sie vielleicht beide nur gewisse Aspekte, die das Seiende anzunehmen scheint, wenn es in der Erkenntnisbeziehung steht und einmal auf diese, das andere Mal auf jene Weise betrachtet wird?

Ohne hier irgendeine metaphysische Entscheidung treffen zu wollen, müssen wir doch rein ontologisch feststellen:

1. Die Struktur des summativen und insbesondere des (organischen) Ganzen ergibt sich nicht aus der allgemeinen Form I des individuellen seinsautonomen Gegenstandes. Denn es gibt wohl individuelle Gegenstände – wie z. B. das geistige Subjekt – , die absolut unteilbar zu sein scheinen, also kein summatives Ganzes sind.

2. Es muss also irgendeine weitere Besonderheit entweder der Form I oder der Materie I des individuellen Gegenstandes hinzukommen, damit er zugleich ein organisches Ganzes sein könnte; was es sei, das ist eben das Problem.

3. Die gegenständliche Form I scheint das Grundlegende im Seienden zu sein. Dies folgt schon daraus, dass es kein selbständiges Seiendes gibt, das nicht Gegenstand wäre, dass es aber wohl Seiendes gibt, das kein summatives organisches Ganzes ist.

Wo ein individueller Gegenstand zugleich ein summatives organisches Ganzes ist, da fließt dies erst aus der Tatsache, dass er auf eine besondere Weise geformt und material bestimmt geartet ist. Dann sind auch die Teile dieses Ganzen auf eine bestimmte Weise gestaltet.

Was muss also einen individuellen seinsautonomen Gegenstand auszeichnen, damit er ein summatives bzw. insbesondere ein organisches Ganzes sein könnte? Die Momente, die hierbei von Bedeutung sind, sind teils materialer, teils formaler Natur. Material müssen in dem Gegenstande Qualitäten vorhanden sein, die – um überhaupt existieren zu können – Raum brauchen, und die unabhängig davon, ob sie einfach sind oder – wenn sie voneinander verschieden sind – doch miteinander zusammengewachsen sind, trotzdem nur außereinander. bzw. nebeneinander sein können. Solche Qualitäten dehnen sich über eine Fläche oder über einen Raumausschnitt aus. D. h. es gibt ein ganzes, mindestens eindimensionales Feld von Stellen, an denen dieselbe Qualität oder dieselbe Qualitätszusammenwachsung auftritt. Es existiert eine ganze Gruppe von Qualitäten, die man "Feldqualitäten" nennen könnte.

122

Dazu gehören nicht bloß – wie man zunächst meinen könnte – manche sinnliche Qualitäten, wie z. B. die Farben-, Tast- (Glätte, Rauhigkeit usw), Wärme-Kälte-Qualitäten, sondern auch Qualitäten, die für das Material, aus dem der betreffende "materielle" Gegenstand aufgebaut ist, charakteristisch sind, also diejenigen, die z. B. für Metall oder diejenigen, die für Holz, für Wolle oder Seide usw. **konstitu**tiv sind. Im Rahmen eines bestimmten Feldes wiederholen sich überall dieselben Qualitäten oder derselbe Komplex von Qualitäten. In einem rein goldenen Dinge gibt es überall, wo es hinreicht, eben reines Gold und dgl. mehr. Manchmal "bedecken" dasselbe Feld verschiedene Qualitäten, insbesondere, wenn sie zu verschiedenen Grundgattungen gehören: in einem Stück Seife finden wir dieselben FeldsteIlen z. B. durch die blaue Farbe, durch eine bestimmte Weichheit und durch eine charakteristische Kühle ausgefüllt. Das aber, was rot ist, kann an derselben Stelle nicht zugleich grün oder blau sein, die verschiedenen Farbenqualitäten lagern sich nebeneinander. Und ebenso kann dasjenige, was an einer Stelle rauh ist, nicht zugleich an derselben Stelle glatt sem usw.

Ein weiterer Schritt dazu, dass ein individueller Gegenstand "Teile" habe, liegt darin, dass sich gewisse Gruppen von zusammenhängen den Qualitäten ausbilden und sich an verschiedenen Stellen des Gegenstandes wiederholen. Dies trifft insbesondere auf die Qualitäten des "Materials" zu. Ist das betreffende Ding homogen, dann wiederholt sich dieselbe Gruppe von zusammenhängenden Qualitäten an allen Stellen des Gesamtfeldes dieses Gegenstandes. Ist es dagegen heterogen (aus heterogenem Material), dann differenzieren sich die Qualitätengruppen des Materials für einzeIne Stellen des Gesamtfeldes des Gegenstandes. Es beginnen sich eben damit die einzelnen "Teile" des Ganzen des Gegenstandes abzusondern: die einzelnen Teile unterscheiden sich voneinander durch andere Materialeigenschaften. Aber die Materialeigenschaften ziehen auch andere Eigenschaften nach sich, die sich schon nicht mehr über das Gesamtfeld des Gegenstandes ausbreiten, sondern nur an einzelnen Partien desselben auftreten bzw. mit ihnen enger zusammenhängen. Der Gegenstand hat dann als **Subjekt von Eigenschaften** die Eigenschaft, dass er nur "zum Teil" so und so ist, zu einem anderen Teil aber anders. Solche nur auf einzelne Partien des Gesamtfeldes des Gegenstandes verteilten Qualitätengruppen treten nur unter bestimmten Bedingungen auf. Und zwar. gibt es einerseits zwischen den zu einer bestimmten Gruppe gehörenden Qualitäten und den Qualitäten der unmittelbaren Umgebung dieser Gruppe überall mehr

123

oder weniger deutliche Qualitätensprünge, mit anderen Worten: irgendeine qualitative Diskontinuität. Diese qualitative Diskontinuität bildet den Grund dafür, dass sich andererseits eine mehr oder weniger scharfe Abgrenzung zwischen dem Inneren des Feldstückes, in welchem die betreffende Qualitätengruppe auftritt, und dessen Umgebung ausbildet. Damit zugleich gelangt in dem betreffenden Gegenstande – und genauer: im Rahmen seiner Ausdehnung – eine mehr oder weniger scharfe räumliche Gestalt zur Erscheinung, die mit den Qualitäten dieser Gruppe eng verschmolzen ist. Gibt es im Rahmen der Ausdehnung eines Gegenstandes mehrere solche Qualitätsgruppen, dann zeichnen sich in ihm verschiedene, nebeneinander gelagerte oder sich zum Teil kreuzende räumliche Gestalten ab, so dass sich die einzelnen Teile als mehr oder weniger eindeutig und scharf in in sich geschlossene Einheiten nebeneinander lagern. Es eröffnet sich somit die Möglichkeit, die Grenzen der einzelnen Teile des ganzen Gegenstandes nicht bloß rein erkenntnismäßig zu verfolgen, sondern auch die entsprechenden effektiven Teilungen längs dieser Grenzen durchzuführen. Diese Möglichkeit wird noch durch einen Umstand rein formaler Natur verstärkt. Aus den soeben aufgewiesenen, im Aufbau des individuellen Gegenstandes auftretenden Momenten, die zum Vorhandensein der Teile in ihm führen, ergibt sich, dass die miteinander zusammenhängenden und räumlich entsprechend verteilten Qualitäten einer Qualitätengruppe, die natürlich nichts anderes als die Materie entsprechender Eigenschaften des Gegenstandes selbst bilden, in ihrer räumlich-qualitativen Zugehörigkeit zueinander in eine neue[54] gegenständliche Form I eingehen bzw. die Möglichkeit eines solchen Eingehens vorbestimmen. Diese neue Form ist die Form der Eigenschaft, die auf den entsprechenden Teil des Gegenstandes bezogen ist. Im Zusammenhang damit bildet sich zwischen den zu der betreffenden Qualitätengruppe gehörenden Qualitäten die formale Ordnung aus, in welcher die eine von ihnen die Rolle der qualitativen Bestimmung der **konstitu**tiven **Natur** des Teiles übernimmt, während die übrigen als materiale Bestimmungen der dem Teile zukommenden Eigenschaffen auftreten. Die Herausbildung eines derartigen (virtuellen) Teiles im Gegenstande führt dazu, dass mindestens noch ein zweiter (virtueller) Teil sich im Gegenstande abzuzeichnen beginnt, und zwar der Rest des

54 »Neue" im Vergleich zu der Form, in der sie bereits stehen.

124

Gegenstandes. Gewöhnlich tritt dann aber im Gegenstande eine ganze Mannigfaltigkeit von virtuellen Teilen auf. Auf dem Hinter- und Untergrund des Eigenschaftssubjekts des Gegenstandes selbst zeichnet sich dann eine virtuelle Mannigfaltigkeit von Eigenschaftssubjekten der einzelnen Teile ab, je nach den Qualitätengruppen, die in dem betreffenden Gegenstande vorhanden sind. Als das notwendige Korrelat dazu deutet sich dann im Gegenstande auch die virtuelle Form des summativen Ganzen an. Es besteht dabei ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Eigenschaftssubjekte des ursprünglich individuellen seins autonomen Gegenstandes und dem Eigenschaftssubjekte eines aus dem Ganzen nicht ausgeschiedenen, aber sich in dessen Gesamtbestande abzeichnenden Teiles desselben. Vor allem ist das erste aktuell, das zweite hingegen bloß virtuell. Das erste deutet schon auf nichts anderes zurück – auch wenn der Gegenstand selbst durch irgendeine Seinsrelativität ausgezeichnet ist. Das zweite dagegen weist eine besondere formale Bezogenheit auf das zugehörige Ganze auf. Und erst indem das Moment des Eigenschaftssubjekts, das in der Form I des summativen Ganzen auftritt, mit dem Subjekte der Eigenschaften des entsprechenden individuellen Gegenstandes zur Deckung gelangt, betrifft die formale Bezogenheit der Eigenschaftssubjekte der Teile letzten Endes das Subjekt der Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes. In diesem letzteren finden die einzelnen Subjekte der Teile ihren letzten Stützpunkt und auch den Grund ihrer eigenen Möglichkeit. Gerade in der Rückbezogenheit dieser Subjekte der Teile auf das Subjekt der Eigenschaften des Gegenstandes erweist sich die Konstitutivität der gegenständlichen Form I für jegliches selbständig Seiende am deutlichsten: alles und jedes, was formal oder material im selbständig Seienden sich auffinden lässt, findet seinen letzten Seinsgrund in demjenigen, was, formal genommen, Gegenstand ist. Dies betrifft auch das summative Ganze. Es wurde früher gesagt (S.117), das summative Ganze sei ein formales leeres Schema, das für sich nie ein voller Gegenstand sein kann, obwohl es – wie man jetzt hinzufügen kann – ein neuerlicher Gegenstand und eben damit ein neuerliches Subjekt von Eigenschaften ist. In dieses Schema kleidet sich der Gegenstand, der ein summatives Ganzes bildet, andererseits erlangt dieses Schema durch die Qualitätengruppen des zugehörigen Gegenstandes, der ihm zum Seinsgrund dient, seine konkrete Ausfüllung.

Wenn wir beim Erkennen eines bestimmten individuellen Gegenstandes den Gruppenbildungen der Qualitäten und den sich da andeutenden möglichen Teilungslinien nachgehen, so betonen wir die virtuelle Form

125

der Teile und des zugehörigen Ganzen intentional etwas stärker, als dies dem autonomen Gegenstand selbst zukommt[55], und fassen damit den betreffenden Gegenstand unter dem Aspekte eines bestimmten summativen Ganzen auf. Wenn wir dabei nicht vergessen, dass wir es hier lediglich mit virtuellen Teilen und mit ihren

letzten Endes auf den betreffenden Gegenstand rückbezogenen Subjekten zu tun haben, dann ist diese Auffassung des Gegenstandes - sofern er die angegebenen Bedingungen erfüllt - nicht unberechtigt, falls natürlich die Linienführung der virtuellen Abgrenzungen der einzelnen Teile sich an die qualitativen Gruppenbildungen anpasst. Dann erweist sich das summative Ganze als ein besonderer Überbau auf dem Untergrunde des betreffenden individuellen Gegenstandes. Wesentlich ist dabei, dass dieser Überbau vollkommen innerhalb des Seinsbereiches des betreffenden Gegenstandes liegt. Er überschreitet nirgends seine Grenzen, erreicht sie aber an jeder Stelle. Die Grenzen des Ganzen decken sich also da mit den Grenzen des Seinsbereiches des Gegenstandes, und innerhalb dieser Grenzen verlaufen die Linien einer möglichen Einteilung des Gegenstandes in seine Teile.

Wir stoßen da zum ersten Male auf die Erscheinung eines sozusagen "stockwerkartigen" Aufbaus eines Seienden. Ein in sich nur schematischer, unvollständiger und deswegen unselbständiger Gegenstand baut sich da auf einem anderen Gegenstande auf, der ihm zum Seinsgrund, aber zugleich auch zum Bestimmungsgrund dient. Dies letztere deswegen, weil die Teile des Ganzen - soweit sie sich auf dem Untergrunde des betreffenden Gegenstandes selbst als virtuelle Einheiten konstituieren und nicht von dem betrachtenden Subjekt intentional oder effektiv gebildet werden - sich den qualitativen Gruppenbildungen des betreffenden Gegenstandes anfügen. Wir werden später noch oft

55 Ich will damit nur andeuten, dass diese Formen - sofern der betreffende Gegenstand die angegebenen Bedingungen erfüllt, - in dem Gegenstande nur sozusagen im Keime auftreten und dass nur wir, indem wir den Gegenstand in dieser Hinsicht erkennen, dies nur ausgeprägter hervorheben. Infolgedessen beginnen sie sich deutlicher anzuzeigen, während sie bei dem Erkennen des Gegenstandes als eines Gegenstandes rein seinen Eigenschaften nach in ihm gewissermaßen unFertauchen. Nur diese Wandlungen in der Weise des Auftretens sind von der Weise des Erkennens des Gegenstandes abhängig und insofern sind sie rein intentional. Dies besagt aber nicht, dass die Formen" Teil" - "Ganzes" selbst intentional hervorgebracht werden sollten. Eine intentionale Aufwerfung dieser Formen auf den Gegenstand findet nur dort statt, wo wir den Gegenstand sine fundamento in re als ein summatives Ganzes auffassen oder wenn wir die Linien der Einteilung des Gegenstandes auf eine falsche Weise intentional durchführen, die sich in ihm selbst gar nicht anzeichnen.

126

Gelegenheit finden, auf andere Fälle eines solchen "stockwerkartigen" Sich-Aufbauens eines Gegenstandes auf einem anderen hinzuweisen.

Wenn man dagegen bei der Betrachtung der zusammengesetzten Form Ganzes-Teil an einem individuellen Gegenstande des erwogenen Typus ihre Virtualität übersieht und zugleich die Form des Eigenschaftssubjekts der einzelnen Teile verabsolviert, dann gelangt man zu einer falschen Auffassung dieses Gegenstandes unter dem Aspekte des Ganzen, wobei auch dieses Ganze nicht als ein Ganzes von nicht ausgeschiedenen Teilen, sondern von solchen Teilen aufgefaßt wird, die bereits selbst völlig ausgeschieden sind und dadurch, in sich betrachtet, Ganze für sich bilden. Realiter wäre dies nur dann begründet, wenn eine effektive Teilung des betreffenden individuellen Gegenstandes längs der sich in ihm andeutenden möglichen Abgrenzungslinien zwischen den einzelnen Teilen wirklich vollzogen wäre, wenn also der betreffende Gegenstand als Einheit nicht mehr existierte, bzw. wenn das Zusammenhalten zwischen den Teilen aufgehoben wäre. Damit gingen wir aber zu einem anderen Typus des summativen Ganzen, als es der Fall des organischen Ganzen wäre, über. Bei dem bis jetzt erwogenen Fall dagegen scheint uns dessen Beziehung zu dem individuellen Gegenstande im wesentlichen geklärt zu sein. Zu betonen ist noch, dass unser Begriff des organischen Ganzen einen Spezialfall des summativen Ganzen bildet, während man ihn gewöhnlich dem Begriff des summativen Ganzen gegenüberstellt.

ad 2. Eine Maschine

Nehmen wir jetzt den Fall einer aus mehreren effektiven Teilen zusammengesetzten Maschine in Betracht. Wir haben ihn schon bei der Erwägung der tatsächlichen Einheit untersuchi'6. Effektiv sind in diesem Falle die Teile, weil sie einerseits einzeln für sich allseitig abgegrenzt sind (im Unterschied zu der bis zu einem gewissen Grade potentiellen Abgrenzung der Teile [der "Organe"] des Organismus!), zugleich aber nicht aufhören, Teile der Maschine zu sein. Und zwar sind sie Teile derselben, indem sie
1. durch ein enges Aneinanderlegen (durch "Einmontierung") fest zusammenhalten,
2. durch additives Zusammenfügen das Ganze der Maschine bilden, indem sie also ihrerseits zu demselben etwas Eigenes beitragen (die Maschine "setzt" sich aus ihnen "zusammen"),
3. in ihren Eigenschaften so aneinander passen, dass sie sinnvoll "zueinander gehören", dass sich also aus ihnen nicht bloß die eine Maschine, sondern auch aus ihren festumgrenzten Funktionen die eine Gesamtleistung der Maschine ergibt.

56 Vgl. oben S. 40.

127

In dem organischen Ganzen gibt es mehr als ein Zusammenhalten der Teile durch deren bloßes Aneinander-

legen, eben weil die Teile da nicht allseitig abgegrenzt sind. Dagegen gibt es da auch sowohl das additive Zusammenfügen als das Aneinanderpassen der Teile (der "Organe"). Das Fehlen der allseitigen Abgrenzung der (virtuellen) Teile im organischen Ganzen bringt es auch mit sich, dass die Teile – wie oben bereits festgestellt wurde – einander in ihrem Zustand und in ihren Funktionen wesentlich beeinflussen und bedingen: Ihr Außereinandersein ist gewissermaßen nicht vollkommen, weil sie sowohl anatomisch als physiologisch ineinander greifen. Darin hauptsächlich liegt eben ihre Potentialität begründet. Bei den effektiven Teilen einer Maschine dagegen ist ihr Außereinandersein bis zu einem viel höheren Grade realisiert. Während die "normale" gegenseitige Beeinflussung der Organe im Organismus die wesentliche Bedingung ihrer Fortexistenz bzw. die "anomale" Beeinflussung der Grund ihrer Ausartung und Zerstörung ist, geht die gegenseitige Beeinflussung zwischen den Teilen der Maschine (die auch hier nicht zu leugnen ist!) nicht so weit: sie geht nur dahin, dass die einzelnen Teile bestimmte, ihnen durch die "Konstruktion" der Maschine vorgeschriebenen Funktionen (es sind vorwiegend bestimmt geregelte Bewegungen, obwohl es auch z. B. chemische Reaktionen sein können!) ausüben, falls andere Teile andere ebenso umgrenzte Funktionen ausführen. Natürlich: jede Maschine "nutzt" sich allmählich "ab". Das bedeutet, dass die von den einzelnen Teilen unter dem Einflusse anderer Teile ausgeübten Funktionen in diesen Teilen allmählich bestimmte relativ dauerhafte und nicht zurückzubildende Veränderungen hervorrufen. Die gegenseitigen Beeinflussungen der Teile greifen also auch in diesem Falle die Eigenschaften der Teile an. Es besteht aber in diesem Falle der wichtige Tatbestand, dass das Nichtvorhandensein dieser Beeinflussungen – z. B. bei Zerlegung der Maschine in einzelne Bestandteile – nicht von selbst zur Zerstörung dieser Bestandteile[57] führt. Die gegenseitige Beeinflussung der Teile ist demnach keine wesentliche Bedingung ihrer Fortexistenz. Und darin drückt sich nur der wesentliche Unterschied zwischen einem organischen Ganzen des Leibes eines Lebewesens und dem unorganischen Ganzen einer Maschine aus:

57 Im Zusammenhang damit ist bemerkenswert, dass eine Maschine „stillstehen" kann, ohne dass dies zu einer Zerstörung der Teile und auch der Maschine selbst führen müsste. Das Stillstehen der Vorgänge in den Teilen eines Organismus dagegen ist in dem Sinne unmöglich, dass das Ausfallen der gewöhnlichen „Lebensprozesse" sofort eine Reihe von Ausartungsprozessen nach sich zieht, die zu der Zerstörung der Organe und zum Tode des Organismus führen.

128

die Bestandteile der Maschine – oder genauer: das, was die Bestandteile bildet, was also zum Bestandteil einer Maschine zählt, sobald es in sie einmontiert" wird - sind "früher" als sie selbst; sie wird aus ihnen nur zusammengesetzt, nachdem die Bestandteile einzeln für sich hergestellt würden. Dagegen sind die Bestandteile des Organismus "später" als der Organismus, und zwar im doppelten Sinne:
1. dass sie sich im Laufe seiner Entwicklung selbst entwickeln, ausbilden,
2. dass sie nie die volle Abgrenzung und Unabhängigkeit von dem Organismus erhalten können, es sei denn durch künstliche Herausnahme aus dem Organismus, die oft nur unter dessen Abtötung vonstatten gehen kann. Sie sind dann eben wirklich "später" als das betreffende organische Ganze, hören aber auf, echte Bestandteile desselben zu sein.

Dieser Umstand des "Früherseins" dessen, was die Bestandteile einer Maschine - als eines besonderen Ganzen - bildet, bewirkt, dass die Beziehungen zwischen dem Ganzen einer Maschine und der Maschine als einem besonderen individuellen Gegenstande sich im Vergleich zu dem früher besprochenen Falle des Organismus gewissermaßen umkehren. Bei dem organischen Ganzen ist der Organismus als der ursprünglich individuelle seinsautonome Gegenstand das Fundierende, auf dem sich erst - und zwar seinen Eigenschaften gemäß eine Mannigfaltigkeit von virtuellen Teilen und korrelativ ein organisches Ganze "stockwerkartig" aufbaut. Bei der Maschine dagegen sind es ihr e Eigenschaften, die sich aus der Wahl und aus der gegen sei ti gen Anordnung der Bestandteile[58] des aus ihnen bestehendem Ganzen ergeben. Das Fundierte ist in diesem Falle der individuelle Gegenstand, das Fundierende dagegen das betreffende summative Ganze. Haben wir uns denn oben geirrt, indem wir behaupteten, bei jedem selbständig Seienden sei die gegenständliche Form I im Vergleich zu der Struktur Ganzes - Teil ursprünglich? Oder gilt dies lediglich bezüglich der organischen Ganzen? Wir glauben, dass beides nicht zutrifft, dass wir also früher das Richtige getroffen haben, und dass unsere Behauptung für jedes summative Ganze, also für ein solches von effektiven Teilen, das wir bei einer Maschine vorfinden, gilt. Nur, dass die Maschine, als ein besonderer individueller Gegenstand, samt ihrer gegenständlichen Form I nicht dasjenige Gegenständliche ist, welches für das in diesem Falle vorliegende Ganze seinsfundierend ist.

.58 Aiso aus der Materie III und Form III, die - wie schon früher bemerkt - die Eigenschaften des summativen Ganzen bestimmen.

129

Es muss dafür ein anderes Gegenständliches gesucht werden, in dem dieses Ganze mit effektiven Teilen seinen Fundierungsgrund findet. Und zwar ist es nicht ein Gegenstand, sondern eine Mehrheit von individuellen Gegenständen, die für dieses Ganze - als für ein innerlich relatives, formales und leeres Schema - den Seinsgrund ergibt: das eben sind die "früher" als das Ganze existierenden "Bestandteile" der Maschine, oder genauer gesagt:

die besondere zur Herstellung der Maschine hervorgebrachten Dinge, "aus" denen ein Ganzes und eben damit eine Maschine mit bestimmt umgrenzten Eigenschaften gebildet wird. Die Maschine, um bei dem früher eingeführten Bilde zu bleiben - ist so etwas, wie ein "zweistöckiges" Gebäude: das Erdgeschoß bildet eine Mannigfaltigkeit von Dingen, die bei entsprechender Anordnung (Montierung) zu "Bestandteilen" einer Maschine werden, das erste Stockwerk bildet das summative Ganze mit effektiven Teilen, und erst das zweite Stockwerk die Maschine als ein mit bestimmten Eigenschaften ausgestatteter individueller Gegenstand. Das Erdgeschoß, d. h. die Mannigfaltigkeit individueller Dinge, welche die Bestandteile der Maschine bilden, kann in zwei prinzipiell verschiedenen Anordnungen auftreten: entweder in einer solchen, dass es bei ihr zur Konstitution der betreffenden Maschine im funktionsfähigen Zustand kommt, oder in einem solchen, in welchem dies nicht der Fall ist, d. h. in welchem es keine Maschine, sondern lediglich ihre "losen" Bestandteile gibt. Die erste Anordnung ist keine zufällige oder beliebige: sie ist durch die Eigenschaften der Dinge, die die Bestandteile der Maschine bilden, vorbestimmt bzw. vorgeschrieben. Diese Eigenschaften sind der Art, dass sie sozusagen die Bildung eines Ganzen mit bestimmt angeordneten effektiven Teilen empfehlen[69]. Erst in dieser Anordnung erlangen sie und die Dinge, denen sie zukommen, einen verstehbaren "Sinn": es klärt sich auf, warum sie eigentlich gerade so und nicht anders bestimmt sind, es klärt sich ihre Angemessenheit zu der Erfüllung eines für sie alle gemeinsamen Zweckes: der Funktion der Maschine. Man sieht es diesen Dingen an, dass sie auf eine bestimmte Weise "zueinander gehören", aneinander angepasst sind. Dies betrifft im Falle einer Maschine vor allem die räumlichen Gestalten der einzelnen Bestandteile. Alle anderen Anordnungen der in Frage kommenden Dinge scheinen

69 Man kann dies auch so ausdrüIXen: die Elemente der Materie III haben derartige Eigenschaften, dass sie von sich aus eine ganz bestimmte Form III bevorzugen, in der sie erst ein einhei diches Ganzes bilden.

130

dieser vorgeschriebenen Anordnung gegenüber zufällig, "unzweckmäßig", unentsprechend zu sein. Mit anderen Worten: das summative Ganze mit "einmontierten" zusammenhaltenden Teilen ist nicht nur in dem Gesamtbestand der Teile, sondern auch in deren besonderen Eigenschaften seinsfundiert. Sobald es aber **konstitu**iert ist, existiert die Maschine, als der neuartige, sich auf dem Untergrunde dieses Ganzen aufbauende individuelle Gegenstand, mit eigenen Eigenschaften, eigener Form I und Seinsweise. Das Letztfundierende sind die ihre einzelnen Bestandteile bildenden Dinge – relativ ursprünglichere, wenn schon nicht notwendig ursprüngliche, individuelle Gegenstände –, das Letztfundierte dagegen ist die Maschine, als der aus der tatsächlichen Einheit ihrer Bestandteile resultierende neue, abgeleitete individuelle Gegenstand. Fundiert ist sie aber sowohl rein existential, d. h. sie existiert dann und nur dann, wenn die betreffenden ursprünglicheren individuellen Dinge in der entsprechend gewählten Anordnung existieren, als auch in ihrem materialen Wesen: ihre **konstitu**tive **Natur** und ihre Eigenschaften sind letzten Endes durch die Eigenschaften und durch die Anordnung der Bestandteile[60] eindeutig bestimmt. Und eben, weil hier die Anordnung der Teile eine wesentliche Bedeutung für die Eigenschaften der Maschine hat, zeigt sich deutlich, dass sie als ein besonderer individueller Gegenstand in dem in Betracht kommenden summativen Ganzen ihren Fundierungsgrund besitzt.

Ist aber eine bestimmte Maschine einmal auf dem Untergrunde des betreffenden Ganzen **konstitu**iert und wird sie als eine Maschine betrachtet, dann übernimmt ihr Subjekt von Eigenschaften die führende Rolle in dem gesamten Seinsbereiche, das sie bildet, und es wird alles und jedes, was in diesem Seinsbereiche material und formal vorfindbar ist, auf dieses Subjekt bezogen. Dann sinkt auch das die Maschine tatsächlich fundierende Ganze zu einem formalen, leeren Schema zurück, das durch die Qualitätengruppen der Maschine entsprechend ausgefüllt und konkretisiert wird und das in dem Eigenschaftssubjekte seinen Seinsgrund zu haben scheint. Eben damit nimmt das Ganze den Anschein eines organischen Ganzen mit bloß virtuellen Teilen an; die unter der Oberfläche der Maschine versteckten, eng anliegenden Abgrenzungen der Bestandteile scheinen überhaupt nicht vorhanden zu sein. Damit verschwindet auch die Individualität der die Bestandteile bildenden Dinge, die Bestandteile als Eigenschaftssubjekte werden auf das zugehörige Ganze und letzten Endes auf die Maschine bezogen, und der wesentliche Unterschied

80 Oder genauer: dessen, was die Bestandteile der Maschine bildet.

131

zwischen einer Maschine und einem Organismus scheint zu verschwinden. All dies ist nur ein Anschein, aber ein Anschein, der in dem Aufbau des Gegenstandes[61], mit dem wir es hier zu tun haben, begründet ist. Dieser Anschein wird noch durch folgenden Umstand verstärkt: Wenn man nämlich die Eigenschaften der lose nebeneinander gelegten Teile einer Maschine - wenn dieselbe "demontiert" ist - betrachtet und nach dem Grund gerade einer solchen Gestaltung dieser Teile fragt, so scheinen sich die Bestimmungsverhältnisse zwischen der Maschine und den Bestandteilen gerade umzukehren. Denn die einzelnen, die Bestandteile der Maschine bildenden Dinge haben ihre Gestalt und ihre sonstigen Eigenschaften nur im Hinblick auf den einheitlichen "Plan" der

Maschine und die Rolle, die sie in ihrem Ganzen auszuüben haben, erhalten: aus den Eigenschaften und dem ganzen Aufbau der Maschine lässt sich nur verstehen, warum dieser oder jener Teil derselben gerade diese und keine anderen Eigenschaften besitzt. So scheint die Maschine selbst - indem sie mit ihrem Plan vermengt und dadurch als das den Sinn und die Gestaltung der einzelnen Bestandteile Bestimmende aufgefaßt wird diesen Bestandteilen gegenüber das "Frühere" zu sein. Unter diesem Aspekte wird sie dem Organismus angeglichen. Dann ist es sehr leicht, umgekehrt den Organismus für eine Maschine zu halten und das für sie Spezifische zu übersehen[62]. Diese Betrachtungsart der Bestandteile einer Maschine ist aber nicht rein ontisch. Sie fragt nicht nach den Fundierungszusammenhängen des sozusagen "fertigen" individuellen Gegenstandes, sondern sieht in der Maschine ein Produkt der menschlichen Herstellungstätigkeit und fragt nach den Bedingungen der Verfertigung des Ganzen der Maschine. Diese sozusagen "geschichtliche" Betrachtungsart ist natürlich bei einer Maschine durchaus berechtigt, da eine Maschine als ein Zweckgegenstand,

61 Wir werden ihn sogleich als den individuellen Gegenstand höherer Stufe fassen. 62 Mit den Gründen dieser ganzen Auffassung können wir uns hier nicht näher beschäftigen. Wahrscheinlich reichen sie in die Weltauffassung tief hinein, deren Quelle u. a. in der prinzipiellen Einstellung des Menschen zur Umwelt liegt. – Diese Bemerkungen wurden in den ersten vierziger Jahren geschrieben. Heute, wo ich den deutschen Text zum Druck vorbereite (1963), sind wir Zeugen nicht nur der Tatsache, dass man Maschinen aufbaut, die den Organismus nachzuahmen, suchen, sondern zugleich der anderen Tatsache, dass die Theorie der sogenannten Kybernetik den Versuch macht, die Unterschiede zwischen Organismus und Maschine zu verwischen, und zwar in dem Sinne, dass man in immer steigendem Maße den Organismus für eine besonders komplizierte Maschine darzustellen sucht. Inwieweit dies dem Stand der technischen Probleme entspricht und inwieweit dies eine bestimmte Weltauffassung zum Grund hat und ihr zugleich das Obergewicht im menschlichen Leben zu gewinnen verhelfen kann, soll hier nicht erwogen werden.

132

der von vornherein nur zur Erfüllung eines ganz besonderen Zweckes hergestellt wird, nicht von selbst oder durch Zufall entstehen kann, sondern in seiner Entstehung einen zwecksetzenden vernünftigen Willen und eben damit auch einen Plan, nach dem er einen bestimmten Zweck erfüllen soll, voraussetzt. Aber diese Betrachtungsart betrifft nicht sosehr den entstandenen, fertigen Gegenstand selbst, als dessen Entstehungsgeschichte. Sobald wir aber nach dem Gegenstande selbst fragen und die in ihm waltenden Fundierungsbeziehungen untersuchen, stellen sie sich im Falle einer (zusammengesetzten) Maschine auf die oben angedeutete Weise dar, dass nämlich die Maschine das Letztfundierte, die ihre Bestandteile bildenden Dinge dagegen das Letztfundierende sind.

Die rein ontische Betrachtung der (zusammengesetzten) Maschine und ihrer Beziehung zu dem sie fundierenden summativen Ganzen mit effektiven, zusammenhaltenden und zueinander gehörenden Teilen erlaubt uns zugleich, die ursprünglich individuellen (seinsautonomen) Gegenstände den individuellen Gegenständen höherer Stufe, wenigstens zunächst in einem besonderen Falle, gegenüberzustellen. Die zusammengesetzte Maschine bildet nämlich einen besonderen Fall dessen, was wir den »individuellen (seinsautonomen) Gegenstand höherer Stufe" oder den "abgeleitet individuellen Gegenstand" nennen wollen[63]. Die Einheit eines solchen Gegenstandes muss nicht immer der Art sein wie im Falle der Maschine. Für einen abgeleitet individuellen Gegenstand ist es dagegen wesentlich und charakteristisch, dass er auf dem Untergrunde eines summativen Ganzen mit effektiven Teilen zur Konstituierung gelangt, welches seinerseits in einer Mannigfaltigkeit von zuletzt ursprünglich individuellen seinsautonomen Gegenständen seinsfundiert ist[64]. Ein ursprünglich individueller Gegenstand dagegen ist entweder absolut unteilbar oder aber, falls er teilbar sei, selbst in keinem summativen Ganzen mit effektiven Teilen seinsfundiert. Er kann dagegen Fundierungsgrund entweder für ein summatives Ganzes mit virtuellen Teilen oder für ein solches mit effektiven Teilen und dann eventuell auch ein Teilgrund

63 Die anderen Fälle der »abgeleitet individuellen Gegenstände" werden uns die Betrachtung der noch zu erwägenden Fälle des summativen Ganzen liefern.

64 Das heißt: die zur Konstituierung dieses Ganzen führenden individuellen Gegenstände können schon ursprünglich individuelle sein, sie müssen es aber nicht sein. Im letzteren Falle sind sie selbst individuelle Gegenstände höherer Stufe, die Sich auf einem summativen Ganzen mit effektiven Teilen aufbauen, welche eventuell schon ursprünglich individuelle Gegenstände sind. Jedenfalls muss da möglich sein, nach einer endliche n Anzahl von Schritten zu dem Letztfundierenden zu kommen, das immer ein ursprüng1ich Individuelles sein muss.

133

zur Konstituierung eines abgeleitet individuellen Gegenstandes sein.

Nach den bisherigen Erwägungen scheint es also zwei Arten des summativen Ganzen zu geben:
1. ein solches mit effektiven Teilen (Beispiel: eine zusammengesetzte Maschine),
2. ein solches mit virtuellen Teilen: das organische Ganze[65].
Nun haben wir früher (vgl. S. 110) über das summative Ganze überhaupt behauptet, es sei in seinen Teilen fundiert. Wie lässt sich das mit der später von uns hervorgehobenen Tatsache in Einklang bringen, dass das organische Ganze Teile enthält, die nicht voneinander voll abgegrenzt sind und die ihm gegenüber später sind? Soll da nicht behauptet werden, dass die (virtuellen) Teile des Organismus in ihm (und nicht er in ihnen) fundiert sind? Dann bestünde der Unterschied zwischen Teilen und Eigenschaften des Organismus nichtsdestoweniger zu

Recht, aber in einer Hinsicht liege er nicht mehr vor, nämlich sie wären dann beide - sowohl die Teile (Organe) als auch die Eigenschaften - in dem Organismus (als dem Gegenstand und zugleich als dem zugehörigen Ganzen) fundiert. Der Organismus wäre in bei den strukturellen Aspekten das existential Stärkere im Vergleich zu dessen virtuellen Teilen bzw. zu dessen Eigenschaften. Wäre es so, dann müsste man unseren Satz über das Fundiertsein des summativen Ganzen in dessen Teilen nur auf summative Ganze mit effektiven Teilen beschränken. Alles hängt davon ab, ob die nicht vollkommene Abgrenzung der Teile und deren Spätersein dem Organismus gegenüber auch die Tatsache ihres Fundiertseins im Organismus nach sich zieht oder nicht.

Aber auch in einer anderen Richtung scheint eine Schwierigkeit bei dem organischen Ganzen als einer Abart des summativen Ganzen zu bestehen. Wir haben oben gesagt, das summative Ganze sei in dem Sinne unveränderbar, dass die Vernichtung eines jeden beliebigen Teiles dieses Ganzen es selbst vernichtet, indem zugleich ein anderes summatives Ganzes entsteht. Läßt sich das auch hinsichtlich des organischen Ganzen behaupten? Ist es nicht gerade ein charakteristisches Merkmal des Organismus, dass er nach der Vernichtung wenigstens mancher seiner Teile fortbestehen kann, entweder auf die Weise, dass dieser Teil sich als für seine Existenz entbehrlich erweist, oder dass qer Organismus in einem Regenerationsprozess diesen fehlenden Teil aufs neue aufbaut? Der Organismus scheint also in mancher Hinsicht veränderbar zu sein,

65 Natürlich ist die Klärung des Begriffes des organischen Ganzen noch nicht ausreichend, um eine *Theorie* des Organismus aufzubauen.

134

und zwar nicht bloß durch Vernichtung, sondern auch durch Entwicklung verschiedener seiner Teile (insbesondere Organe). Es gehört zu seinem innersten Wesen, einen festumrissenen Gang der Entwicklung während seiner Existenz durchzumachen. Und die Veränderungsprozesse führen zu keinem Abreißen seiner Identität, obwohl sie so durchgreifend sind, dass sie sogar - wie es sich früher gezeigt hat - zu einer besonderen Seinsweise des Organismus in der Zeit führen. Soll also noch auch dieser Satz auf summative Ganze mit effektiven Teilen beschränkt werden, oder soll man vielleicht verzichten, das organische Ganze für eine Art des summativen Ganzen zu halten und es als eine selbständige Art des Ganzen überhaupt ne ben das summative Ganze hinstellen? Wir müssen also diese beiden Punkte einer neuerlichen Untersuchung unterziehen.

Im organischen Ganzen weist die "Ganzheit" eine ausgesprochene Bezogenheit auf dessen Teile auf. Sie ist also ein deutlich relationales Moment. Jeder Teil ist dabei ein Faktor, der in das Ganze etwas Neues hineinbringt und zu den übrigen Teilen hinzufügt. Beides bildet ein charakteristisches Moment des summativen Ganzen als solchen. Dieses "Hinzufügen" ist bei den organischen Ganzen nur eine gedankliche Funktion und kein reales Zusammenfügen der selbständigen Teile zu dem Ganzen - wie es in anderen summativen Teilen der Fall ist - und erfordert zu seiner Erfassung die Durchführung einer besonderen Abstraktion. Es muss da nämlich von der nicht völligen Abgrenzung der einzelnen Teile des organischen Ganzen abgesehen werden. Man wird also gerade von der Virtualität der Teile dieses Ganzen, also da von, was das Charakteristische dieses Ganzen ist, abstrahieren müssen. Man könnte vielleicht sagen, dass das organische Ganze nur virtuell ein summatives Ganzes ist, und dass es nur intentional unter dem Aspekte des summativen Ganzen betrachtet werden kann. Nimmt man es genau in der Gestalt, wie es an sich ist, so weist es gewissermaßen eine Übergangsstruktur auf: es befindet sich sozusagen auf dem Wege zwischen einem einfachen, keine Teile habenden Gegenstande und dem summativen Ganzen mit effektiven Teilen. Dabei kann die Entfernung des organischen Ganzen von dem einen oder dem anderen Ende dieses Gegensatzes verschieden groß sein, sie kann aber nie vollkommen verschwinden. Oder anders gesagt: die Struktur des summativen Ganzen kann in dem organischen Ganzen in verschiedenem Grade ausgeprägt sein, je nach der Stufe der Entwicklung und der Verselbständigung der einzelnen Teile (Organe) dieses Ganzen. Und gerade darin, dass die Verselbständigung der Teile wesensmäßig nie voll erreicht werden kann,

135

dass also die Teile immer bis zu einem gewissen Grade aufeinander und auf das Ganze in ihrem Sein und Sosein wie auch in ihrer Funktion angewiesen sind, liegt für das organische Ganze das wesensmäßige Charakteristikum seiner Besonderheit. Insbesondere wird die Funktion der einzelnen Teile von dem Zusammenspiel aller Teile und in diesem Sinne von dem Ganzen des Organismus geregelt. Es muss dabei eine gewisse Hierarchie, nicht sosehr im Aufbau – obwohl auch das statthat – , als in der Funktion der einzelnen Teile bestehen[66], so dass es nicht nur wichtigere und weniger wichtige Funktionen für das Wohl und das Gedeihen des ganzen Organismus gibt, sondern auch verschiedene Reichweiten der Beeinflussung der einzelnen Teile (Organe) durch andere Teile und deren Funktionen vorhanden sind. Der Gedanke, es gebe im organischen Ganzen einen im ausgezeichneten Sinne Zentralteil (Zentralorgan), der allen anderen Teilen gegenüber eine absolut übergeordnete, beherrschende Rolle spielte, so dass er selbst von ihnen nicht mehr abhängig wäre – , ist in der Untersuchung der lebenden Organismen immer wieder aufgetaucht [67]. Es scheint aber, dass man ihn in dieser Form nicht aufrechterhalten

kann, weil es nicht gelungen ist,· so ein absolut herrschendes Zentralorgan in einzelnen Organismen aufzufinden und weil zum anderen trotz der gewissen Überordnung und Hierarchie mancher Organe (Teile) auch wiederum ihre Abhängigkeit von dem Zustande und von dem Funktionsverlauf anderer Organe vorhanden ist[68]. Es scheint also nicht möglich zu sein, das Angewiesensein der einzelnen Teile (Organe) des organischen Ganzen auf dieses Ganze (auf den Organismus) in dem Sinne zu deuten, als ob sie alle von einem im Organismus vorhandenen und ihn selbst sozusagen verkörpernden, beherrschenden Teil abhängig und in ihm seinsfundiert wären.

66 Auf das Vorhandensein einer derartigen Hierarchie im Organismus habe ich bereits in meinem Buche "Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks" (polnisch, 1937) hingewiesen. Diesen Standpunkt haben auch einige Biologen in ihren theoretischen Erwägungen angenommen, vgl. L. v. Bertalanffy, Theoretische Biologie, Bd. I 1932, Bd. Ir. 1942.

67 Diesen Punkt hebt u. a. Pascual Jordan in seinem Buche "Die Physik und das Geheimnis des organischen Lebens" hervor.

68 Manches Licht auf dieses Problem könnte nicht nur die Untersuchung der Abhängigkeit der Funktionen und des anatomisch-physiologischen Zustandes der einzelnen Teile des Organismus voneinander, sondern u. a. auch die unter diesem Aspekte durchgeführte Untersuchung der Todesursachen bei einzelnen Organismen werfen. Soviel mir aber bekannt ist, sind diese Untersuchungen noch weit davon entfernt, irgend welche aufschlussreichen Ergebnisse geliefert zu haben.

136

Es muss daher eine andere Deutung des Satzes gesucht werden, dass die Teile des Organismus in ihm selbst ihr **Seinsfundament** besitzen, sofern sich dieser Satz überhaupt aufrechterhalten lassen kann. Indessen zeigt sich gerade in der gegenseitigen, bis zu einem gewissen Grade hierarchisch geordneten Abhängigkeit der Teile voneinander (auch der "höheren" Organe von den "niederen") die innere strenge Einheit des Organismus, die sich in dem summativen Ganzen mit effektiven Teilen (z. B. in einer Maschine) nicht finden lässt. Trotzdem bewahren die einzelnen Teile (Organe) eine relative Unabhängigkeit. Sie zeigt sich u. a. darin, dass die Funktion verschiedener Teile verhältnismäßig lange Zeit noch ungestört abläuft, nachdem in anderen Teilen bereits bestimmte Veränderungen eingetreten sind, welche bedeutende Funktionsstörungen in denselben hervorgerufen haben [69]. Die Effektivität der Teile (der Organe) eines organischen Ganzen ist also nicht eine "leere Möglichkeit" (wie z. B. die Möglichkeit, dass eine jedes räumlich ausgedehnte materielle Ding in beliebig kleine Teilchen zerschlagen werden kann). Sie ist im Gegenteil bis zu einem hohen Grade realisiert. Der Bestand der Eigenschaften der einzelnen Teile (Organe) in ihrer Relativität auf die Teilsubjekte ist wiederum bis zu einem hohen Grade wirklich vorhanden und trägt zur Konstituierung dieser Teile wirklich bei. Obwohl sie aber noch immer auf das Subjekt des ganzen Organismus bezogen sind, nehmen sie trotzdem an der Fundierung des Ganzen wesentlich teil. Es bestehen demnach im Organismus bestimmte Anlagen und Keime dessen, dass er ein Ganzes mit effektiven Teilen ist. Die Beseitigung einzelner wichtiger Teile des Organismus – die natürlich auch die Effektivierung der Teile desselben ist – oder auch ihre Vernichtung im Rahmen desselben führt zur Vernichtung des Ganzen des Organismus, obwohl der Organismus selbst, als ein besonderer Gegenstand in einzelnen Fällen noch fortbestehen kann. Er ist aber dann in einem kleineren oder höheren Grade ein "Krüppel". Dies bedeutet aber nichts anderes, als dass die Existenz des organischen Ganzen auf wesensmäßige Weise, obwohl in verschiedenem Grade, wenigstens von manchen seiner Teile abhängt. Diese Abhängigkeit ist aber im Organismus von derselben im organischen Ganzen verschieden. Die Abhängigkeit der Existenz des Organismus von einem bestimmten Organ (also von einem seiner potentiellen Teile)

69 Bei der Zuckerkrankheit z. B. - abgesehen von schweren Fällen und von der ~ndphase der zum Tode führenden Krankheit - funktioniert das Herz und die Lunge lange Zeit ohne merkliche Störung, obwohl der Mangel an Insulin und die Wandlungen in der chemischen Zusammensetzung des Blutes sich über den ganzen Leib verbreiten.

137

ist um so höher, je höher die Rangstufe dieses Organs ist, die dieses in der Hierarchie der Teile des Organismus hat, und je weniger dieses Organ von dem Rest des Organismus abgeteilt, von ihm abgegrenzt ist. So ist z. B. die Abhängigkeit des menschlichen Leibes von der Leber oder von der Hypophyse unvergleichlich größer als z. B. die Abhängigkeit von dem Gehörorgan. Denn die Leber, die sozusagen zentrale chemische "Fabrik" des Leibes, beherrscht mit ihren Produkten eigentlich den ganzen menschlichen Leib, und wahrscheinlich in noch höherem Maße die Hormone der Hypophyse. Beide reichen mit den Folgen ihrer Funktionen viel weiter und greifen in den Lauf der Lebensprozesse viel tiefer ein als das Gehörorgan. Das letztere ist nur ein Orientierungsmittel des Leibes, für das gesellschaftliche Leben des Menschen von großer praktischer Bedeutung, man kann aber auch bei völliger Vernichtung dieses Organs leben. Man könnte sagen, dass die Leber nicht sosehr abgeteilt, abgesondert ist, wie verschiedene andere Organe des menschlichen Leibes. Dagegen ist das organische Ganze als der Gesamtbestand der Teile um so mehr konstituiert und infolgedessen um so mehr von seinen Teilen, die sein **Seinsfundament** bilden, abhängig, je mehr diese Teile abgesondert sind, d. h. je weiter die Effektivität der Teile fortgeschritten ist. Das Maximum der Seinsabhängigkeit des summativen Ganzen von den es fundierenden Teilen besteht im ganzen mit effektiven Teilen. Wenn aber der Organismus am höchsten von solchen Teilen seinsabhängig ist, die in seinem Ganzen am wenigsten abgesondert sind, so bedeutet dies nichts anderes, als dass

der Organismus von sich selbst, und zwar von einem besonderen Bestand an unentbehrlichen Eigenschaften, abhängig ist. Anders ausgedrückt: gewisse Bestände an Eigenschaften sind für ihn wichtiger als andere. Unter seinen Eigenschaften besteht eine Hierarchie der Bedeutsamkeit. Wenn gewisse Eigenschaften einer Veränderung bzw. Vernichtung unterliegen, ändert sich der Organismus bloß (er altert z. B.); wenn dagegen andere Eigenschaften vernichtet werden, so wird der Organismus getötet. Nichts kann existieren, dessen Wesen angetastet wurde. Die Eigenschaftsbestände sind im Organismus in gewissem Maße gegliedert. Er bildet ein System der Eigenschaftsbestände, die bis zu einem gewissen Grade auf die Teile - Organe relativiert sind. Eben damit hat er gewissermaßen ein zweites Gesicht: er ist ein Ganzes, aber ein organisches Ganzes mit nicht vollkommen abgeteilten bzw. abgesonderten Teilen (Organen). Dass aber seine einzelnen Organe im Vollzug ihrer Funktionen und in ihrem Zustande durch den ganzen Rest des Organismus mehr oder weniger bedingt sind und diesen Rest auch ihrerseits bedingen, bedeutet,

138

dass das Fundament ihres Seins (und nicht nur ihrer Entwicklung) im Organismus selbst enthalten ist; das **Seinsfundament** des organischen Ganzen dagegen liegt in diesen Organen (= Teilen) selbst. Dies stimmt also mit der allgemeinen Behauptung über das summative Ganze überhaupt zusammen.

Wie wir sehen, bildet das organische Ganze einen charakteristischen Grenzfall des summativen Ganzen. Gewisse, nur für es charakteristische Tatbestände sind in ihm voll realisiert. Andere dagegen, die auf dem ganzen Gebiet der summativen Ganzen ihre volle und echte Realisierung finden, sind in ihm nur in einer merkwürdigen relativen, "gradmäßigen ", "teilweisen " Realisierung vorhanden. Wenn wir die hier erwogenen Sätze nur auf summative Ganze mit effektiven Teilen beschränken wollten und das organische Ganze als eine dem summativen Ganzen entgegenzustellende Gegenständlichkeit auffaßten, so würden wir gerade diesem Tatbestande der Übergangsstruktur des organischen Ganzen, dem Charakter des Grenzfalls, der in ihm verkörpert ist, nicht gerecht.

Es besteht aber die Möglichkeit – wie bereits angedeutet wurde – , den Satz von der eventuellen Fundiertheit der Teile des organischen Ganzen in demselben noch auf eine andere Weise zu deuten. Man könnte nämlich dasjenige, worin diese Teile seinsfundiert sein sollten, in dem organischen Ganzen selbst suchen. Indessen scheint ein solches Fundiertsein in dem Ganzen als dem Gesamtbestande bzw. als der Summe der (wenn auch noch so unvollständig abgegrenzten und innig miteinander zusammenhängenden) Teile ganz unverständlich zu sein. Diese Summe der Teile ist ja bei einem summativen Ganzen nichts anderes als eben dieses Ganze. So scheint es auch bei dieser neuen Deutung des Satzes ausgeschlossen, bei dem organischen Ganzen bezüglich der Fundierungsbeziehungen zwischen ihm und seinen Teilen zu einem Satze zu gelangen, der in einem ausgesprochenen Widerspruche zu dem von uns aufgestellten Satze über die Fundierung des summativen Ganzen in dessen Teilen stände. Dieses "Ganze", das da eventuell in Betracht käme, könnte aber noch in einem anderen Sinne genommen werden, und zwar im Sinne des absoluten Ganzen des Organismus oder mit anderen Worten: des Organismus selbst. Man bekäme dann den Satz, die virtuellen Teile des organischen Ganzen, die jeder Organismus in sich enthält, seien in dem Organismus selbst als einem besonderen im Prinzip einteilbaren, aber nicht eingeteilten individuellen Gegenstande seinsfundiert, sie seien dem Organismus gegenüber (und nicht dem organischen Ganzen) "später" und in ihrem Zustande – insbesondere in ihrem

139

Entwicklungszustande –, in ihren Funktionen von dem Gesamtbestande der Eigenschaften dieses Gegenstandes, insbesondere auch von seinem Wesen und seiner individueller **Natur**, abhängig.

Wir wollen hier nicht entscheiden, ob dieser Satz wirklich gültig sei, da das Wesen des Organismus uns noch nicht genug geklärt zu sein scheint. Aber die von uns eben angeführten Tatsachen der unvollkommenen Abgrenzung der Teile, also ihrer Virtualität, ihrer gegenseitigen Abhängigkeit im anatomisch-physiologischen Zustande und in ihren Funktionen scheinen für diesen Satz im ausgesprochenen Maße zu sprechen. Wenn man ihn aber auch mit voller Sicherheit annehmen müsste, so stünde er jedenfalls nicht im Widerspruche zu dem in der Erwägung stehenden Satze über die Fundierungsbeziehungen zwischen den Teilen und den sumativen Ganzen. Es liegt da kein Widerspruch vor, weil die neueste Deutung des erwogenen Satzes nicht das organische Ganze, sondern nur den Gegenstand Organismus in Betracht zieht. Es ist auch nicht zu übersehen, dass der Organismus als ein individueller Gegenstand besonderer Art und das organische Ganze - so eng sie auch miteinander zusammenhängen mögen - doch nicht dasselbe sind. Im Gegenteil, das Gewicht dieser ganzen Betrachtung liegt gerade in dem Aufweis der formalen Verschiedenheit dieser beiden "Gegenständlichkeiten", und der von uns erwogene, als wahrscheinlich zugelassene Satz von der bis zu einem gewissen Grade wenigstens realisierten Fundierung der (virtuellen) Teile des organischen Ganzen in dem Organismus besagt im Grunde nichts anderes, als dass dieser Organismus auch bei hochentwickelter Differenzierung seiner virtuellen Teile (Organe), bei relativ weit

fortgeschrittener Selbständigkeit dieser Organe und ihrer Funktionen, doch letzten Endes ein ursprünglich individueller Gegenstand ist, der in ein summatives Ganzes mit effektiven Teilen nicht anders, denn unter weitgehender Veränderung seiner Organe und unter Abtötung seines Selbst verwandelt werden könne. In diesem, aber auch nur in diesem Sinne ist er wesensmäßig unteilbar: jede, alle seine Teile (Organe) umspannende, effektive Teilung des Organismus ist dessen Vernichtung gleich[70]. Die manchmal vorkommenden Regenerationsprozesse, auf die wir früher hingewiesen

70 Nicht also auf diese Weise, dass man einerseits ein aus dem Ganzen heraus gewonnenes Organ (z. B. einen Zahn), und andererseits den Rest des Organismus haben würde, sondern auf solche Weise, dass jeder Teil ein Organ bildete. Es ist zweifelhaft, ob sich dies überhaupt machen ließe, so miteinander verflochten sind die Organe und ihre Funktionen.

140

haben, sprechen nicht dagegen: der ein e (alte) in Stücke zerlegte Organismus ist nicht mehr vorhanden. An seiner Statt treten mehrere, aus seinen Teilen neuentwickelte Organismen, neue Individuen auf.

Aber andererseits – wie aus dem Obigen hervorgeht – ist der Organismus, trotz seiner ursprünglichen Individualität, auch nicht schlechthin einfach: es zeichnen sich in ihm seine bis zu einem gewissen Grade abgehobenen und relativ selbständigen, virtuellen Teile ab, die einerseits in ihrer Verschiedenheit, andererseits in ihrem innigen Zusammenhange und ihrer gegenseitigen Unablösbarkeit das eigentümliche Wesen des Organismus offenbaren. Seine strenge Einheit setzt die Mannigfaltigkeit seiner zusammengehörigen Teile voraus. Ihre relative Selbständigkeit, aber zugleich ihre, wenigstens im allgemeinen vorhandene, Unentbehrlichkeit für den Fortbestand des Organismus führt zu einer gewissen Fundierung des Organismus in ihnen. Dagegen führt ihre unvollkommene Abgegrenztheit, ihre sich allmählich vollziehende gegenseitige Differenzierung und Entwicklung, ihre in gewissen Grenzen immer vorhandene Reparierbarkeit und Regenerierbarkeit nach eingetretenen Schädigungen und Zerstörungen zur Fundierung der Teile in dem Organismus. Dieses einzigartige "fundierte Fundieren" der Teile einerseits, andererseits des Organismus, ist das Korrelat der "einheitlichen Mannigfaltigkeit" oder der "mannigfaltigen Einheit", die im Innern des Organismus herrscht. Dabei kann bei einzelnen Organismen oder in einzelnen Lebensphasen eines und desselben Organismus das eine oder das andere Glied des Gegensatzes: Einheit und Mannigfaltigkeit mehr oder weniger ausgeprägt sein, ohne dass dadurch das Gleichgewicht in dem Ganzen des Organismus zerstört wäre. Im Gegenteil, es liegt da die eigentümliche Tatsache der Steigerung der bei den scheinbar entgegengesetzten und tatsächlich sich notwendig fordernden Faktoren vor: kommt es zu einer mehr ausgeprägten, schärfer differenzierten Mannigfaltigkeit der Teile, so führt das nicht Zum Zerfall, zur Zersetzung des Organismus, sondern zur Statuierung einer noch strengeren, innigeren Einheit des Zusammenhanges. Das Leben des Organismus - vielleicht nur bis zur Erreichung seines Höhepunktes - ist das Immerwieder-Gewinnen des Gleichgewichts in dem labilen Spannungsverhältnis zwischen dem Organismus und seiner Einheit und der Mannigfaltigkeit seiner (virtuellen) Teile.

Auch der Satz von der Unveränderbarkeit des summativen Ganzen bzw .. von dessen Vernichtung durch Vernichtung oder Hinzufügung irgendeines Teiles gilt von dem organischen Ganzen, er gilt dagegen nicht von dem Organismus selbst.

141

Der Organismus als ein besonderer individueller Gegenstand bleibt trotz Veränderung identisch derselbe, er verändert sich u. a. durch Entwicklung, Ausgestaltung oder Vernichtung seiner Organe, ohne dadurch in jedem Falle zugrunde zu gehen. Dagegen geht das entsprechende organische Ganze dabei zugrunde, wobei ein neues Ganze als ein vollkommen neues Gebilde entsteht.

ad 3-6. Weitere Beispiele abgeleitet-individueller Gegenstände

Es kann verschiedene Typen des abgeleitet individuellen Gegenstandes geben, wobei sowohl die Art des Zusammenhanges zwischen den Teilen des ihn fundierenden Ganzen, als auch die Stufe, auf welcher es zur Konstituierung des betreffenden Gegenstandes kommt, von Bedeutung sind. Nicht ein jeder individuelle Gegenstand höherer Stufe muss – wie die zusammengesetzte Maschine – zu seinem Fundierungsgrunde ein Ganzes haben, dessen Teile eng zusammenhalten und sinnvoll zusammengehören und dadurch eine zwar bloß tatsächliche, aber zugleich doch eine sinnvolle Leistungseinheit bilden. Es gibt abgeleitet individuelle Gegenstände, deren "Teile" noch fest zusammenhalten – wie z. B. eine Mauer, oder in der Natur vorfindbare "feste" Körper[71]: Steinklumpen und dgl. mehr –, aber doch nicht mehr so sinnvoll zusammengehören wie die Bestandteile einer Maschine. Andererseits gibt es eine Reihe von Fällen, wo das Zusammenhalten der Teile immer loser und loser wird – kolloidale Lösungen, Flüssigkeiten, Gase – wo die Moleküle bzw. die Atome immer mehr voneinander entfernt und immer weniger voneinander abhängig sind, obwohl sie doch noch einen Einfluss aufeinander ausüben -, auch wenn die Entfernungen der einzelnen Teile so groß sein sollten, wie diejenigen der Planeten von der Sonne.

Diese unter den Teilen obwaltenden Kräfte und die daraus sich ergebenden Beeinflussungen bilden den Grund, weswegen noch ein seinsautonomes Ganzes vorhanden ist, das existential und material auf die es aufbauenden Teile seinsrelativ ist, in ihnen, in ihren Eigenschaften und in ihrer Verteilung seinen Seinsgrund hat und nicht künstlich zusammengehalten oder von anderen Gegenständlichkeiten abgegrenzt zu werden braucht. Es gibt dann sozusagen Übergangsfälle von individuellen Gegenständen höherer Stufe - z. B. eine Klasse von Schülern in einer Schule -, wo die Entstehung des Gegenstandes dieser Art auf eine subjektive Entscheidung und damit auf einen rein intentionalen Akt relativ ist, wo aber zugleich, als reale Folge dieser Entscheidung,

71 Ein "fester Körper" im strengen Sinne ist nur ein Kristall – ein Übergangsgebilde zwischen einem Organismus und den "festen" Körpern im populären Sinne.

142

die zu der gebildeten Klasse eingerechneten Gegenstände in solche äußeren, gemeinsamen, realen Bedingungen hineinversetzt werden, dass sie nicht bloß analogen Einflüssen unterliegen, sondern auch untereinander so aufeinander wirken, dass sich allmählich aus diesen losen individullen Gegenständen eine neue Einheit, ein Ganzes mit zwar effektiven Teilen ausbildet, die aber nichtsdestoweniger immer mehr zusammenhalten. Der betreffende Gegenstand höherer Stufe ist dann in seinem Fortbestehen schon nicht mehr auf einen subjektiven Entschluss relativ, sondern seinsautonom. Gemeinden, Volksgruppen (Berufsgruppen), Nationen und dgl. mehr – das sind alles abgeleitet individuelle Gegenständlichkeiten, die – einen so mannigfachen und komplizierten inneren Aufbau sie auch aufweisen mögen – doch alle hierher gehören.

Keinen inneren Zusammenhalt scheinen dagegen noch zwei Typen von individuellen Gegenständen höherer Stufe zu haben; der eine, in welchem die Glieder eines Ganzen, einer gegenständlichen Klasse, ihre Zugehörigkeit zu ihm nur ihrer qualitativen Verwandtschaft verdanken: wie z. B. alle Dreiecke im mathematischen Sinne, oder alle Vögel, die jeweils auf Erden existierten oder existieren werden; und der andere, in welchem die Zugehörigkeit zu einer Gegenstandsklasse auf die reine Willkür einer subjektiven Entscheidung angewiesen ist. Im letzteren Falle braucht sogar keine qualitative Verwandtschaft zwischen den Elementen einer Klasse zu bestehen: die zu ihr gerechneten Gegenstände können ihr ohne irgendwelche Angabe "gemeinsamer" Merkmale einfach durch individuelle Nennung zugeteilt werden. Im letzteren Falle haben wir es sicher nur mit einem seinsheteronomen Ganzen bzw. mit einem seinsheteronomen Gegenstand höherer Stufe zu tun. Wir wollen uns hier mit demselben nicht näher beschäftigen. Im ersteren Falle dagegen ist die Bildung einer solchen Klasse verwandter Gegenständlichkeiten zwar auf einen subjektiven Entschluss (die "Begriffsbildung") relativ, sie ist aber "cum fundamento in re". Eine nähere Untersuchung auch dieses Falles hat für uns momentan keine größere Bedeutung.

Die "stockwerkartige" Struktur der abgeleitet individuellen Gegenständlichkeiten mit dem Auftreten an den einzelnen Stockwerken der gegenständlichen Form I einerseits, andererseits der zusammengesetzten Form des summativen Ganzen mit effektiven Teilen, sowie die Beziehungen zwischen diesen beiden Formen, die wir hier aufgewiesen haben, machen es verständlich, warum in der Wissenschaft die beiden Betrachtungsarten – einerseits den Eigenschaften nach, andererseits den Teilen,

143

aus denen etwas zusammengesetzt ist, nach – so oft Hand in Hand zusammengehen und einander unterstützen. Es ist jetzt vielleicht klargeworden, dass sehr viele von den Gegenständen, die in der Wissenschaft, und insbesondere auch in den Naturwissenschaften, untersucht werden und mit denen wir im täglichen Leben umgehen, individuelle Gegenstände höherer Stufe sind. Es ist dabei verhältnismäßig leicht zu entscheiden, ob wir es im konkreten Falle mit einem solchen Gegenstand zu tun haben, da sein Aufbau aus effektiven Teilen gewöhnlich ohne größere Schwierigkeiten aufgewiesen werden kann. Viel schwieriger ist es dagegen, die Sicherheit zu gewinnen, ein bestimmter Gegenstand sei ursprünglich individuell, denn da ist entweder seine absolute Unteilbarkeit zu zeigen, oder – was oft viel schwieriger ist – seine organische Ganzheit. Wie es aber damit im konkreten Falle auch stehen mag, klar ist jedenfalls, dass wir zum besseren Verständnis der abgeleitet individuellen Gegenstände dieselben unter dem Aspekte der summativen Ganzen fassen und sie in solche Teile zu zerlegen suchen, um aus ihren Eigenschaften die Eigenschaften der betreffenden abgeleitet individuellen Gegenstände zu erklären, die Zusammenhänge unter ihnen aus den Zusammenhängen unter den Teilen des Gegenstandes herzuleiten etc. So sind wir – z. B. in der Physik – immerfort auf der Suche nach den ursprünglich individuellen Gegenständen, und da wir es hier immer mit ausgedehnten Gegenständen zu tun haben, so ist es kein Wunder, wenn unsere begrifflichen und effektiven Teilungen immer weiter fortgeführt werden, und dass wir zu immer neuen Gegenständlichkeiten gelangen, die wenigstens vorübergehend für ursprünglich individuell, für ein letztes EI emen t gelten. Was es hierbei ist, ist Sache der Erfahrung. Dagegen ist die Aufklärung der wesensmäßig formati:ven Struktur des ursprünglich individuellen Gegenstandes in der Gegenüberstellung zu der Form des abgeleitet individuellen Gegenstandes eine der Hauptfragen der formalen Ontologie, die wir da auch zu lösen

suchen. Sie war für unser Hauptproblem aus zweierlei Gründen von grundlegender Bedeutung: erstens, weil die reale Welt ein individueller Gegenstand höherer Stufe zu sein scheint, der letzten Endes aus einer Mannigfaltigkeit von ursprünglich individuellen (seinsautonomen) Gegenständen zusammengesetzt ist. Zweitens aber, weil der seinsautonome individuelle Gegenstand eine andere Form I zu haben scheint als der seinsheteronome, und so müssen wir bei dem Versuche, über die Seinsheteronomie bzw. Autonomie der realen Gegenstände zu entscheiden, über die geklärten Begriffe der beiden Formen verfügen. In Hinblick aber auf die von uns

144

verfolgten Ziele sind noch immer nicht alle Schwierigkeiten, die mit der Form I des individuellen Gegenstandes zusammenhängen, beseitigt, und unsere letzten Betrachtungen erlauben uns gerade, manche von ihnen ans Licht zu bringen und sie streng zu fassen. Es sind hauptsächlich die drei folgenden, auf die jetzt unsere Aufmerksamkeit gelenkt werden muss:

Drei Probleme mit der Form I des individuellen Gegenstands

1. Die letzten Erwägungen über die Bedingungen der Teilbarkeit der individuellen Gegenstände haben uns zum ersten Male auf den Begriff des **Materials**, aus welchem ein Gegenstand aufgebaut ist, gebracht. Es ist unumgänglich, diesen Begriff zu klären und ihn zu dem Begriffe des Gegenstandes in Beziehung zu setzen. Besonders bei den späteren Betrachtungen über die Identität der zeitbestimmten Gegenstände wird er eine bedeutende Rolle spielen. Aber auch bei der endgültigen Klärung der Beziehung zwischen dem individuellen Gegenstande und dem Ganzen, die uns noch in einem Punkte Schwierigkeiten machen wird, ist der Begriff des Materials sehr wichtig.

2. Wir haben zuletzt die Beziehung zwischen dem individuellen Gegenstande und dem Ganzen, sowohl im absoluten als auch im relativen Sinne, zu klären gesucht und glauben da zu einem Ergebnis gekommen zu sein, bei welchem diese beiden Begriffe ihre, wenn man so sagen darf, Ursprünglichkeit bewahren und im klaren Verhältnis zueinander stehen. Das Ganze im relativen Sinne wird dabei etwas enger gefaßt, als dies gewöhnlich geschieht. Und zwar um faßt das summative Ganze da lediglich diejenigen Fälle, wo die es aufbauenden Teile, auch dann, wenn sie nur virtuell sind, wie in dem organischen Ganzen, im Prinzip abstückbar sind, also nur tatsächlich mit den übrigen Teilen im Rahmen eines und desselben Ganzen existieren, ohne im existential-ontologischen Sinne seins**un**selbständig zu sein. Diese Einengung des Begriffes des Ganzen mag unseren Lesern unberechtigt erscheinen, insbesondere auch deswegen, weil wir ja uns selbst bei der Bestimmung der existentialen Momente des Begriffes des Ganzen auch in denjenigen Fällen bedient haben, wo die es aufbauenden Teile seinsunselbständig sind. Indessen ist es nicht notwendig, sich bei der Bestimmung der existentialen Momente des Begriffes des summativen Ganzen zu bedienen. Man kann zu diesem Zwecke auch den Begriff des Ganzen im absoluten Sinne verwenden. Und es scheint uns nur verwirrend, zu der Auffassung zurückzukehren, nach welcher sich ein Ganzes aus unselbständigen Momenten "zusammensetze". Die Beziehung, die zwischen seinsunselbständigen Momenten besteht, vermöge welcher die letzteren eine wesensmäßige Einheit bilden und, falls ihre Ergänzungsbedürftigkeit gestillt ist, ein konkretes Ganzes **konstitu**ieren,

145

scheint uns so eigenartig und von dem Falle, in welchem mehrere virtuelle oder effektive Teile sich zu einem summativen Ganzen zusammenfügen, so verschieden zu sein, dass wir vorziehen, den Begriff des summativen Ganzen bewusst auf oben angedeutete Weise einzuengen, so sehr das uns manchmal in gewisse sprachliche Verlegenheit bringen sollte. Im unmittelbaren Zusammenhang damit müssen wir uns aber einer in der gegenwärtigen Philosophie sehr verbreiteten Auffassung des individuellen Gegenstandes widersetzen, nach welcher er ein summatives Ganzes, und insbesondere eine Klasse von Eigenschaften (oder wie man oft sagt: von "Merkmalen"), bildet. Die Eigenschaften werden dabei oft als das Material aufgefaßt, aus dem der Gegenstand "zusammengesetzt" sei, aus dem er bestehe. So verbindet sich das erste zu behandelnde Problem mit dem Problem der Form des individuellen Gegenstandes.

3. Das letzte Problem, das sich uns in der gegenwärtigen Lage aufdrängt, ist mit der oft auftretenden Neigung verbunden, nur die ursprünglich individuellen Gegenstände und die in ihrem Rahmen auftretenden Bestände von Eigenschaften (von Sachverhalten) für "an sich seiend", für "real", für - in unserer Sprache - seinsautonom zu halten, dagegen die Gegenstände höherer Stufe für irgendwie existential schwächer, seinsrelativ, "subjektiv" und dgl. mehr zu betrachten. Ohne über unsere existentialen Begriffe zu verfügen und auch ohne eine deutliche Scheidung zwischen den ursprünglich individuellen und den abgeleitet individuellen Gegenständen vollzogen zu haben, ist man trotzdem geneigt, in den einzelnen Fällen einen existentialen Unterschied zwischen Gegenständen der beiden Typen zu statuieren. Dies drückt sich in der Tendenz aus, überall auf die ursprünglich individuellen Gegenstände zurückzugreifen und die abgeleitet individuellen Gegenstände auf jene und auf die in denselben

vorfindbaren Sachverhalte "zurückzuführen". Diese "Zurückführung" eben hat überall den Charakter des existentialen Zurücksetzens (Herabsetzens) des abgeleitet Individuellen, oft sogar den Charakter des Leugnens seiner Existenz. Wir glauben nicht, dass diese Tendenz – wenigstens in dieser allgemeinen Form – begründet sei. Nichtsdestoweniger müssen wir uns die Frage stellen, ob der von uns aufgewiesene formale Unterschied im Gebiete des individuell Seienden auch einen existentialen Unterschied mit sich führt oder ob eine existentiale Verschiedenheit erst innerhalb des Gebietes des abgeleitet Individuellen auftritt und mit gewissen Eigentümlichkeiten man eher abgeleiteter individueller Gegenstände zusammenhängt. Da der existentiale Unterschied, der

146

hierbei in Frage kommt, vor allem derjenige zwischen Seinsautonomie und -heteronomie ist, so wird es vorteilhaft sein, die Behandlung dieses Problems bis zu dem Augenblick zu verschieben, in welchem wir schon einen Einblick in die Form I des seinsheteronomen individuellen Gegenstandes gewinnen werden.

2.7 § 44. Der individuelle seinsautonome Gegenstand und das Material

Wir sagen z.B.: das Rad einer Lokomotive ist "aus" Stahl. Und umgekehrt: Stahl ist das "**Material**" (der "Stoff"), aus dem das Rad der Lokomotive "gemacht" wird. Was ist das dieses "Material"? Ist es auch ein Gegenstand? Hat es Eigenschaften? Oder ist es in keinem Sinne Gegenstand? Was besagt dieses "aus" in solchen Wendungen wie "aus Stahl gemacht", "aus etwas bestehen" und dgl. mehr? Ist das Material etwa ein virtueller Teil eines Ganzen? -

Es ist vor allem der allgemeine Begriff "**Material**" von den besonderen Arten und Sorten dessen, was als Material dienen kann – wie es z. B. mit Holz, Stahl, Wolle, Seide, Wasser, Kohle usw. der Fall istund endlich von den individuellen Fällen eines Materials zu unterscheiden, also von dem individuellen Stück Marmor in einer bestimmten Säule des griechischen Tempels, von der individuellen, genau bestimmten "Menge" oder dem Stück Seide in einem Frauenkleide und dgl. Dass das Allgemeine nichts Individuelles, und insbesondere kein individueller Gegenstand, sei, scheint selbstverständlich. Wir können wohl individuelle Dinge (Gegenstände) – z. B. einzelne Eisenstücke – als "Material", als "Rohstoff", insbesondere als Stahl, als Wolle, als Marmor – auffassen, wenn wir es aber tun, so erfassen wir ein Individuelles
1. nie in der vollen konkreten Fülle seiner **Natur** und seiner Eigenschaften, sondern immer nur in einer besonderen Auswahl seiner Eigenschaften, eben bloß als "Holz", als "Wolle" usf.,
2. nie [CL: ?? – RI vielleicht nie – ich schon!!] in seiner Selbstheit, als rein für sich, sondern immer in einem besonderen Bezogensein zu einem bereits bestehenden oder erst in der Zukunft herzustellenden individuellen Dinge, eben als Material von etwas oder für etwas. Wäre das Material ein individueller Gegenstand, so würde beides nicht stattheben, es wäre dann möglich, es in seiner Individualität und seiner Absolutheit als ein "Dies-Da" zu fassen. Zwar könnte es manchmal so scheinen, als ob wir im Individualfalle das Material als ein individuelles "Dies-Da" faßten, indem wir

147

z. B., auf die Venus von Milo hindeutend, etwa sagen, "dieser Marmor da, der das Material dieser Statue bildet, hat infolge des Alters die Farbe geändert, oder infolge der meisterhaften Bearbeitung durch den Bildhauer die Härte des Steins scheinbar verloren". Aber auch in diesen besonderen Fällen, wo wir es natürlich mit einem individuellen Gegenstande zu tun haben und auf etwas, auf dessen Hintergrunde an ihm Auftretendes, also wie er selbst Individuelles, hinweisen, fassen wir es doch unter einem allgemeinen Aspekte – eben nur als "Marmor" – und in einer besonderen Beziehung zu dem – wenn man so sagen darf – ganzen Gegenstande, auf dessen Hintergrunde es auftritt, ins Auge. So ist das Material auch im Individualfalle kein individueller Gegenstand, sondern nur etwas an oder in ihm. Andererseits scheint aber die Behauptung, dass es kein individueller Gegenstand sei, die Konsequenz nach sich zu ziehen, dass er auch keine Eigenschaften habe, da nur Gegenstände so etwas wie Eigenschaften haben können. Indessen sind wir doch geneigt – und wie es scheint, nicht ohne ein gewisses Recht! – , einzelne Materialarten nach Eigenschaften zu unterscheiden. Silber ist z. B. ein guter Wärmeleiter, während Holz es nicht ist; Gold ist weich und leicht hämmerbar, während Stahl hart und z. B. sehr elastisch ist und dgl. mehr. Also scheint doch die gegenständliche Struktur dem Material nicht so fremd zu sein, wie die Schwierigkeiten, es als Gegenstand zu fassen, vermuten lassen könnten. Spricht man dem Material den Charakter eines individuellen Gegenstandes zu, so muss man zugeben, dass jeder individuelle Gegenstand einen anderen individuellen Gegenstand in sich birgt, der sein Material ist, sofern man zugleich annimmt, dass jeder individuelle Gegenstand aus einem Material besteht. Würde man aber behaupten, dass nur manche individuelle Gegenstände aus einem bestimmten Material verfertigt sind, so müsste man wenigstens diesen Gegenständen die kom-

plizierte formale Eigenheit zuerkennen, dass sie als individuelle Gegenstände in sich andere Gegenstände als ihr Material bergen - und so eventuell ad infinitum. Diese Auffassung scheint aber nicht damit in Einklang zu stehen, was man bei der Untersuchung der Form des individuellen Gegenstandes vorfindet. So muss man das Material auf eine andere Weise zu verstehen suchen.

Die Wendung, das Material sei etwas "in" oder "am" Gegenstande, legt nämlich den Gedanken nahe, es sei ein besonderer Teil des Gegenstandes. Trifft: dies aber wirklich zu? – Vor allem muss zugegeben werden, dass nicht ein jeder Teil des Gegenstandes dessen Material bildet. Man müsste also mindestens die Art oder den Typus jener Teile zu

148

bestimmen suchen, die das Material eines Gegenstandes ausmachen. Es scheint überhaupt nicht statthaft zu sein, es für einen Teil zu halten, auch wenn es bloß ein virtueller Teil eines organischen Ganzen sein sollte. Denn jeder Teil ist – nach den obigen Ausführungen – von dem Ganzen, dessen Teil er ist, abtrennbar. Wie ließe sich aber so etwas wie "Stahl" von dem Rad abtrennen, das "aus" ihm gemacht ist, oder umgekehrt das Rad vom Stahl? Dies scheint überhaupt keinen vernünftigen Sinn abzugeben. Die theoretische Sachlage wird noch durch den Umstand erschwert, dass – wie wir es alle im täglichen Leben glauben – es möglich zu sein scheint, aus "demselben" Material verschiedene Gegenstände nacheinander zu bilden. Aus demselben Stück Stahl, das jetzt das Rad einer Lokomotive bildet, können wir nach entsprechender Bearbeitung z. B. eine Panzerplatte gießen. Es scheint gewissermaßen die Grenzen des Gegenstandes zu durchbrechen, indem es als "dasselbe" Individuelle verbleibt, obwohl an Stelle des einen Gegenstandes ein völlig anderer Gegenstand, ein zweites Individuum, getreten ist, das es vordem nicht gab. Und doch ist etwas individuell Identisches – eben dieses Stück Stahl! – geblieben. Soll man da nicht zu einer Umkehrung der von uns behaupteten Sachlage gelangen? Statt dass das Gegenstand-Sein – und insbesondere das Rad-Sein, das Panzerplatte-Sein usw. – das Ursprüngliche, das im Seienden Konstitutive wäre, wie wir es oben behauptet haben, scheint im Gegenteil das Material-Sein, und zwar wiederum im besonderen Falle das Stahl-Sein, das Holz-Sein, das Gold-Sein usw., das Ursprüngliche, das im Seienden Konstitutive zu sein. Das Material scheint jedenfalls das Konstante und Ursprüngliche zu sein, auf dem sich erst, sozusagen als etwas Wandelbares, Vorübergehendes und Abgeleitetes, als ein bloßer Zustand des Materials dasjenige aufbaut, was wir hier Gegenstand nannten[72]. übrigens scheint auch das Material, das wir hier als Stahl, Holz und dgl. mehr genommen haben, etwas Vorübergehendes, Zustandhaftes, wie z. B. "Wasser", "Eis" und "Dampf" im Vergleich zu H_20, zu sein. Das Material, "aus" dem die Gegenstände bestehen, falls sie eben "materiell" sind, kann einfach (homogen) – wie z. B. Gold – oder zusammengesetzt (innerlich verschiedenartig), wie z. B. Holz, Stahl, Fleisch, H_20 usw., sein. Im ersten Falle, auf den der Zweite zurückführbar ist, haben wir es dann eigentlich mit den "Elementen" im chemischen Sinne zu tun, und vielleicht soll man da noch weiter auf (etwa) die Elektronen, Positronen, Protonen, Elementarteilchen usw. zurückgreifen,

72 Wie sich das klärt, werden wir bald sehen.

149

um zu dem echten "Material" zu gelangen, "aus" dem dann letzten Endes schon alles Materielle aufgebaut wäre und sich dann als ein bloßer wandelbarer Zustand der nur verschiedenartig gelagerten oder in verschiedenen Gruppierungen auftretenden und sich so oder anders bewegenden letzten "Teilchen" ergäbe. Das "Material" würde dann – wenigstens in dem besonderen Falle der "materiellen" Gegenständlichkeiten – mit den letzten Elementarteilchen des materiell Seienden identisch sein, obwohl begrifflich noch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem "Material von etwas" und dem "Elementarteilchen" eines Ganzes bestände. Der Begriff des "Materials", "aus" dem etwas besteht, scheint dabei ein viel weiteres Anwendungsgebiet als der des "Elementarteilchens" zu haben, da auch unteilbare und nicht materielle Gegenständlichkeiten – wie z. B. Bewusstseinsakte, psychische Subjekte und dgl. mehr – aus einem "Material" zu bestehen scheinen, wogegen es ganz unstatthaft wäre, da noch von Elementarteilchen solcher Gegenstände sprechen zu wollen. Oder soll man umgekehrt den Begriff des "Materials" auf diejenigen Fälle einengen, in denen wir es mit "materiellen" Gegenständen zu tun haben?

Wie es damit auch stehen mag, so wäre das Material noch immer ein Etwas, dessen Was sich bestimmen ließe, oder mindestens sinnvoll zu bestimmen wäre, und dessen Eigenschaften auch aufzuklären wären. Mag sich dann die Sache so verhalten, dass es ein einziges, die (materielle) Welt kontinuierlich ausfüllendes Material gäbe – wie dies den alten Joniern als *hyle*] vorleuchtete – oder aber, dass die materielle Welt aus unendlich vielen "kleinsten Teilchen" bestände, die im leeren Raum diskontinuierlich hier und da verstreut aufträten, wie dies nach allen atomistischen Theorien der "Materie" sein soll, jedenfalls wäre in diesem Falle das Material nichts anderes als ein ursprünglich individueller Gegenstand, dessen **Natur** und Eigenschaften sich merkwürdig "hinter" den Eigenschaften der von uns wahrgenommenen Dinge verbergen würden, aber doch irgendwie faßbar wären. Es liegt

dann nahe, das Material und dessen Eigenschaften nicht als das ursprünglich Individuelle dem sich darauf aufbauenden und in ihm gründenden abgeleitet Individuellen gegenüberzustellen, sondern es als das "an sich Seiende“ dem irgendwie subjektiv bedingten „Weltbild“ „Erscheinung" und dgl. mehr entgegenzusetzen. Dieses subjektiv Bedingte ließe sich dann noch auf zweierlei Art deuten: entweder nämlich wäre es nur das sich auf Grund des "an sich Seienden" aus irgendwelchen subjektiven Gründen aufbauende und zur

150

Erscheinung gelangende Qualitative, im Sinne der Materie I, das aber in eine, ihrem Wesen nach, an sich bestehende Form I gefaßt wäre, so dass die reine gegenständliche Form bzw. der Gegenstand als eine eigentümliche formale Struktur nicht zu relativieren wäre, sondern dass sie auch in dem "Material" selbst verkörpert wäre, oder aber wäre sowohl das Qualitative als das rein Formale bloß etwas subjektiv Bedingtes? Insbesondere wäre dann auch die gegenständliche Form I, in der die einzelnen subjektiv bedingten "Erscheinungen" ständen, auch etwas nur subjektiv Bedingtes, und man bekäme dann eine Auffassung der realen (materiellen) Welt, die der kantischen nahestände. Im Zusammenhang damit müsste man dann in der Konsequenz auch dem "Material" die gegenständliche Struktur absprechen. Man käme dann, zwar nicht aus ontologischen, sondern aus erkenntnistheoretischen Gründen zu jener Auffassung des Materials, nach der man demselben gar keine Eigenschaften zuerkennen dürfte, um nicht in die kantische Inkonsequenz der "Dinge an sich" zu verfallen. Wollte man dagegen die relativierenden subjektivistischen erkenntnistheoretischen Motive und Auffassungen .beseitigen und im Rahmen rein ontischer Begriffsbildung verbleiben, so könnte man auch dann zu einer ebenfalls historisch vorliegenden Auffassung des Materials vordringen, in welcher demselben alle Eigenschaften und die gegenständliche Form I abgesprochen wird – nämlich zu dem aristotelischen Begriffe der reinen "Materie". Wenn man nämlich alles in gegenständlicher Form I auftretende Qualitative und diese Form selbst als einen vorübergehenden Zustand des Materials (hyle) auffaßt, als die Form II im aristotelischen Sinne, dann muss man das Material selbst als das diesem so geformten Qualitativen nur zugrunde Liegende, als die in sich selbst ganz und gar unbestimmte, reine *hyle* fassen. Von dieser reinen *hyle* lässt sich dann aber schon nichts Positives aussagen, weil jeder Versuch einer solchen Aussage dazu führt, dem in sich absolut Unbestimmten eine Bestimmung zuzuerkennen und dadurch in einen Widerspruch zu geraten.

Wie wir sehen, führt der Begriff des Materials in seiner Ungeklärtheit zu verschiedenen, historisch bekannten Auffassungen und Problemen, die u. a. manchen Auseinandersetzungen zwischen historisch bedeutenden "idealistischen" und "realistischen" Standpunkten zugrunde liegen. Wir können also nicht umhin, uns mit diesem Begriffe zu beschäftigen, besonders da seine Beziehung zu dem Begriffe des individuellen Gegenstandes bzw. zu der gegenständlichen Form I für uns von aller erster Wichtigkeit ist. Es ist aber unumgänglich, an die Stelle des einen ungeklärten Begriffes verschiedene Begriffe des Materials zu setzen.

151

Dann erst lassen sich die verschiedenen eben angedeuteten Schwierigkeiten beseitigen, und es ist möglich, eine eindeutige Beziehung des "Materials" zu dem individuellen Gegenstande festzulegen.

Man muss mindestens drei folgende Begriffe des Materials unterscheiden:

1. Material$_1$

Material$_1$ = die reine ὕλη (erste Materie im aristotelischen Sinne). Mag dieser Begriff für Aristoteles aus diesen oder jenen metaphysischen oder systematischen Gründen auch unentbehrlich gewesen sein, rein sachlich betrachtet, lässt er sich entweder als ein rein relativer bzw. korrelativer Grenzbegriff, oder als ein sachlicher, metaphysischer Begriff fassen. Im ersten Falle können wir ihn gelten lassen, obwohl er dann keinen theoretischen Nutzen bringt, weil er ein völlig negativer Begriff ist. Im zweiten dagegen lässt er sich weder in seiner rein ontischen (aristotelischen), noch in seiner erkenntnistheoretischen (kantischen) Fassung aufrechterhalten. Denn er muss dann ganz inhaltsleer bleiben; dasjenige aber, worauf er sich beziehen sollte (also das so verstandene Material$_1$ selbst), wäre eine ganz unnötige und unbrauchbare Fiktion eines Seienden, das in sich selbst ein absolutes Nichts sein müsste und doch irgendwie existieren sollte. Bei Zugrundelegung dieses Begriffes des "Materials" ließe sich auch nicht sagen, was bei ihm jenes "aus" besagen sollte, das in Wendungen wie: "aus einem Material", "aus Holz", "aus Gold" usw. "verfertigt sein" auftritt. Dieses "aus" ist dann ebenso sinnlos, wie der Begriff des Materials$_1$ selbst inhaltsleer. Im gleichen Sinne unbestimmbar ist auch der Begriff der Beziehung des "Materials$_1$" zu dem Begriffe des individuellen Gegenstandes. Wir können ihn also in weiteren Erwägungen außer Betracht lassen.

2. Material$_2$

Material$_2$ = ein ursprünglich individueller Gegenstand, der einer besonderen Gattung von individuellen Gegenständen höherer Stufe, die wir "materielle Dinge" nennen, zugrunde liegt.

Rein ontologisch betrachtet, ist gegen diesen Begriff des "Materials" nichts einzuwenden, ohne hier natürlich unterscheiden zu wollen, ob die z. B. in der Physik unternommenen Versuche, dieses "Material" im Sinne der Atome oder der so oder anders bestimmten Aufbauelemente der Atome aufzufassen, sachlich haltbar seien. Klar ist dann jedenfalls, dass wir bei dieser Auffassung des "Materials" auf keine Schwierigkeiten bezüglich der von uns aufgestellten Behauptung, das Konstitutive im Seienden sei das Gegenständliche, stoßen werden. Im Gegenteil. Wir können in diesem Falle unseren Standpunkt vollkommen aufrechterhalten, mit der einzigen Bemerkung, dass dann der Begriff des "Materials$_{1\ ??}$" ein ausgesprochen relationaler Begriff des einen Gliedes einer

152

besonderen ontischen Beziehung ist. "Material$_2$" ist dann das Letztfundierende eines sich auf ihm aufbauenden abgeleitet individuellen und zugleich "materiellen" Gegenstandes. Die Wendung "aus einem Material bestehen" bedeutet dann dasselbe wie "dies oder jenes zu seinem Fundierungsgrunde zu haben".

Als ein solcher relationaler Begriff fordert er von sich aus eine unrelationale und in diesem Sinne absolute Bestimmung dessen, was es in sich ist, was als Material$_2$ für etwas anderes dient. Dieser Begriff bestimmt aber von sich aus keine derartige absolute Bestimmung. Eine solche Bestimmung gehört vor allem zu dem entsprechenden individuellen Gegenstande an sich und nicht zu seiner besonderen Funktion, Material für etwas anderes zu sein. Rein erkenntnismäßig gelangen wir gewöhnlich auf diese Weise zur Bestimmung der absoluten Eigenschaften dessen, was Material für etwas anderes ist bzw. sein soll, dass die Kenntnis der Eigenschaften dieses anderen uns erlaubt zu erraten, wie dasjenige beschaffen sein müsste, was sein letztes **Seinsfundament** bildet. Und es ist dann nur recht natürlich, dass seit den ersten Anfängen der europäischen Philosophie immer neue und immer subtilere Versuche dahingehen, diese Bestimmung durchzuführen. Von unserem Standpunkt aus besagt dies aber nichts anderes, als dass der Begriff des "Materials$_2$" den unrelationalen Begriff des ursprünglich individuellen Gegenstandes voraussetzt, oder anders gesagt, dass das Seiende, welches für Gegenstände höherer Ordnung die letzte Seinsgrundlage bilden soll, in sich selbst eben Gegenstand und nicht "Material2" sein muss. Ob man diesen letzteren Begriff dann so formal fassen muss, wie wir es eben in der Ausgestaltung der Theorie des ursprünglich individuellen seinsautonomen Gegenstandes getan haben, ist allerdings eine davon ganz unabhängige Frage. Klar ist indessen jedenfalls, dass bei allen, in absolutem Sinne genommenen, ursprünglich individuellen Gegenständen (unabhängig davon, ob sie zur Konstituierung irgendwelcher, sich auf ihnen aufbauenden, abgeleitet individuellen Gegenständen führen und somit als "Material$_2$" fungieren, oder nicht) schon nicht mehr nach einem "Material$_2$", aus dem sie selbst aufgebaut wären, gefragt werden darf. Diese Frage hat nur bei abgeleitet individuellen Gegenständlichkeiten – und dies vielleicht nur bei einer besonderen Art von ihnen – einen berechtigten Sinn.

Es wäre für sich zu erwägen, ob die abgeleitet individuellen Gegenstände, in ihrer Beziehung zu den ihnen zugrunde liegenden ursprünglich individuellen Gegenständen gefaßt, wirklich als deren "Zustände" zu bestimmen wären. Auch würde es eine besondere Betrachtung erfordern,

153

wie die Identität der abgeleitet individuellen Gegenstände zu erweisen ist und worin sie gründen kann. Es sind dies aber alles Fragen, die in keinem Widerspruche zu unseren bis jetzt erzielten formal-ontologischen Ergebnissen stehen und uns somit nicht in Verlegenheit bringen können, so groß auch die Schwierigkeiten sein mögen, auf die man bei ihrer Beantwortung stoßen wird.

[CL: Frage: was würde RI zum **physikalischen Energiebegriff** bzw. zum **psychlogischen Energiebegriff** sagen?? Ist er „Material“? – wo könnte ich diese Frage hier in diesem § anbringen?]

3. Material$_3$

Es ist aber noch ein anderer Begriff des Materials [**Material$_3$**] abzugrenzen, und zwar jener, den wir im Auge haben, wenn wir im täglichen Leben, oder in der Technik sagen, ein bestimmtes Ding, z. B. ein Rad oder ein Wagen usw. sei aus einem bestimmten "Material", z. B. aus Stahl, aus Holz, aus Stein und dgl. mehr "gebaut", "gemacht". So verstanden ist das Material nichts anderes als eine schematische Schicht in einem individuellen Gegenstande, die nur rein intentional im Ganzen des Gegenstandes abgegrenzt wird und dann von uns oft auf unberechtigte Weise verselbständigt und als etwas für sich gesondert Seiendes aufgefaßt wird. Es darf aber nicht für einen (vollen) Gegenstand für sich gehalten werden, sosehr wir auch im täglichen Leben geneigt sind, man-

che individuelle Gegenstände als "Material" für etwas zu fassen. Denn, wie schon bemerkt, wenn wir z. B. ein Stück Eisen als "Material" für ein aus ihm zu verfertigendes Ding – z. B. ein bestimmtes Werkzeug – betrachten, dann fassen wir dieses Stück nicht in allen seinen Eigenschaften als diesen individuellen Gegenstand da auf, sondern wir sehen von seinen zahlreichen Eigenschaften ab, und zwar vor allem von denjenigen seiner abänderlichen Eigenschaften, die geändert werden sollen, sobald dieses Stück Eisen zu einem bestimmten Nutzgegenstande, z. B. zu einem Nagel oder einem Hammer, "verarbeitet" wird. So sehen wir z. B. von der gegenwärtigen räumlichen Gestalt dieses Eisenstückes ab. Wir sehen aber auch von seiner Farbe ab, obwohl sie nach der Verarbeitung dieses Stückes vielleicht erhalten bleibt (was aber nicht notwendig ist), weil sie im allgemeinen für den zu verfertigenden Gegenstand ohne Bedeutung ist. In einem anderen Falle dagegen darf die Farbe des Materials nicht unberücksichtigt werden, wenn wir z. B. den Marmor für eine Skulptur auswählen. Oder positiv gewendet: Wir rechnen zu den Eigenschaften des Materials diejenigen Eigenschaften des betreffenden Eisenstückes, die nach der Verarbeitung zu einem bestimmten Gegenstande in demselben erhalten bleiben und für den letzteren irgendwie von Wichtigkeit sind. Diese ausgewählten Eigenschaften fassen wir zur Einheit zusammen, ordnen ihr ein bloß intentional gebildetes Gegenstandssubjekt und eine Quasi-**Natur** zu. Wir verselbständigen auf diese

154

Weise rein intentional ein Etwas, das tatsächlich nur gewöhnlich eine schicht in dem Gesamtbestande der Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes ist, zu einem gegenständlichen Schema, das wir eben

„Material", "Stoff", nennen. Unter dem Aspekte dieses Schemas fassen wir dann einen bestimmten individuellen Gegenstand auf. So entsteht der Schein, als ob das Material ein individueller Gegenstand wäre. Indem wir ihm durch Bearbeitung einen Bestand neuer Eigenschaften aufzwingen, machen wir aus einem Dinge, welches das $Material_a$ enthält, einen neuen Gegenstand, etwa eine Maschine, einen Topf, ein Kunstwerk, und hören dann auf, ihn unter dem Aspekte des betreffenden Materials zu fassen. Die Eigenschaften des $Materials_a$ tauchen dann in dem Gesamtbestande des neugebildeten Gegenstandes unter und spielen in ihm im allgemeinen nur insofern eine Rolle, als sie die notwendige Bedingung des Zukommens einer Mannigfaltigkeit für ihn "wesentlicher" Eigenschaften bilden. Das ist eben das Charakteristische des "$Materials_a$" für etwas, dass der aus ihm verfertigte Gegenstand zwar ohne das Material nicht existierte, dass aber zugleich seine für ihn wesentlichen Eigenschaften sich nicht einfach aus den Eigenschaften des $Materials_a$ ergeben, obwohl sie von ihnen abhängig sind. Sie sind durch die Materialeigenschaften nicht hinreichend bedingt und weisen deutlich auf einen dem Material gegenüber äußeren Faktor hin, dem sie ihr Vorhandensein verdanken. Der individuelle Gegenstand, der für einen anderen Gegenstand das Materials liefert, ist vorgefunden; der aus ihm gebildete Gegenstand dagegen ist von ihm unter der Mitwirkung eines anderen äußeren Faktors abgeleitet.

Nicht anders verhält es sich, wenn wir es – wie wir uns im täglichen Leben oft ausdrücken – mit einem "fertigen" Gegenstande zu tun haben, nach dessen "Material", aus dem er "besteht" oder "verfertigt" ist, wir fragen. Auch da wählen wir aus der Gesamtheit der Eigenschaften dieses Gegenstandes nur einen besonderen Bestand von Eigenschaften aus, der – wie wir glauben – noch vor der Verfertigung dieses Gegenstandes in einem anderen Gegenstande (dem "Rohstoff") vorhanden war. Wir beziehen aber diesen Bestand weder auf den jetzt existierenden, "fertigen" Gegenstand, noch auf das nicht mehr existierende Stück Eisen (Holz usw.), sondern auf ein bloß intentional gebildetes, neues gegenständliches Subjekt, das wir "Material" und insbesondere "Eisen", "Stahl", "Holz" usw. nennen und das wir als etwas für sich Bestehendes zu betrachten geneigt sind, ohne uns zum Bewusstsein zu bringen, dass es für sich gesondert nicht existiert. [CL: Ziemlich willkürliche Ansicht von RI darüber, wie Material eines „fertigen“ Gegenstandes aufgefasst werde!]

155

Infolgedessen enthält auch der "fertige" individuelle Gegenstand nicht zwei verschiedene Gegenstände (z.B. Marmor und Säule) in sich, sondern er enthält das "Material" nur als eine besondere Schicht von seinen Eigenschaften, die miteinander eng zusammenhängen und in einer besonderen Beziehung zu ihm selbst stehen. Diese Beziehung haben wir eben im Auge, wenn wir sagen, die Säule bestehe "aus" Marmor, sie sei "aus" ihm gebildet, verfertigt.

Dieser Punkt ist aber noch zu klären und damit auch die Frage nach dem Prinzip der Auswahl derjenigen Eigenschaften, die zu dem "Matrial3" gehören. Denn die beiden Punkte, die wir bis jetzt hervorgehoben haben:
1. dass es dieselben Eigenschaften sein sollen, die in verschiedenen, nacheinander existierenden individuellen Gegenständen auftreten,
2. dass sie für die letzteren von irgendeiner Wichtigkeit sein sollen, reichen noch nicht aus, um den Begriff des Materials streng zu bestimmen. Nicht alle dauerhaften, den Gegenstand eventuell überdauernden und für ihn wichtigen Eigenschaften, die eventuell in eine Schicht sich absondern ließen, bilden sein $Material_3$' Es sind vor allem diejenigen Fälle, in welchen ein Gegenstand aus homogenem Matrial3 (ein goldener Ring) besteht, von

denjenigen abzuscheiden, in welchen das Material3 des Gegenstandes verschiedenartig ist (z. B. ein Haus besteht aus Ziegelstein, Mörtel, Holz, Eisen, Beton und dgl. mehr). Im ersten Falle besteht jeder, noch so kleine, abstückbare Teil des Gegenstandes aus qualitativ "demselben" Matrial3, im zweiten dagegen bestehen verschiedene Teile desselben Gegenstandes aus qualitativ verschiedenem Matrial3. Das Matrial3 kann dabei "einfach" – wie bei dem goldenen Ring – sein, oder "zusammengesetzt" wie z. B. bei dem Rad aus Stahl, wo eine bestimmte Eisensorte mit Kohle, Mangan usw. "gemischt" wird. Nehmen wir zunächst den Fall des homogenen **Materials$_3$** in Betracht, so ist der Ausdruck "dasselbe" Matrial3 bilde verschiedene Teile eines Gegenstandes, noch vieldeutig. "Dasselbe" bezieht sich da entweder nur auf die Art des Matrial3s: in jedem Teile des Ringes sind es Teilchen des Goldes, die das Matrial3 bilden; oder wir treffen überall den selben Be s tan d an Eigenschaften des Materials3, aber natürlich sind es in zwei verschiedenen Teilen des Ringes zwei verschiedene Teilchen des Goldes, die sich auch in manchen ihrer Eigenschaften voneinander unterscheiden (z. B. in der Gestalt, im Gewicht usw.). In ähnlichem Sinne bestehen zwei verschiedene zugleich existierende Gegenstände aus "demselben" Matrial$_3$ seiner Art nach, aber aus verschiedenen Partien, Stücken desselben. Soll es auch dasselbe Stück, dasselbe "Quantum" des Goldes, des Eisens usw. sein,

156

dann können die "aus" ihm gebildeten verschiedenen Gegenstände (z. B. ein genau bestimmter Ring, eine ganz bestimmte Uhrkette) nur nacheinander existieren, und nur insofern der eine vernichtet wird, kann der andere aus "demselben" Material gebildet werden. Aber wohl bemerkt, es müssen eben volle, allbestimmte Gegenstände sein und nicht irgendwelche gegenständlichen, nur teilweise bestimmten Schemata, die für sich nicht existieren können und im Ganzen eines individuellen Gegenstandes nur rein intentional abgegrenzt werden. Und umgekehrt: die individuelle (wie man manchmal sagt "numerische") Verschiedenheit des Matrial3s, das seiner Art nach "dasselbe" ist, schließt die individuelle Diese1bigkeit des Gegenstandes aus. D. h.: gibt es zwei verschiedene "Stücke" "desselben" Matrial3s, so kann aus ihnen nicht ein und derselbe Gegenstand "gemacht" werden, sobald jedes von ihnen das Matrial3 eines ganzen Gegenstandes

und nicht bloß irgendeines Teiles von ihm sein soll. Oder anders gewendet: Es können aus reinem Gold zwei Uhrketten gemacht werden, die sogar vollkommen gleiche Grundeigenschaften haben, aber es ist in jedem der Fälle ein anderes "Stück" des gleichen Matrial3s, und diese individuelle "numerische" Verschiedenheit des Materials3 bringt auch die (numerische) Verschiedenheit der Gegenstände hervor[73]. Das Materia1$_3$ ist also unzweifelhaft in dem betreffenden Gegenstand " enthalten ": die es aufbauenden Qualitäten finden sich im Gegenstande bzw. in den in ihm auftretenden Teilen selbst persönlich vor, und zwar als ein Grundstock von Beschaffenheiten, welche in ihrem Zusammenhange für das Sein der anderen dem betreffenden Gegenstande zukommenden Eigenschaften wesentlich sind, obwohl sie dieselben von sich nicht **konstitu**ieren. Nicht alle Eigenschaften des Gegenstandes aber gründen in den das Material aufbauenden Beschaffenheiten. Der Grund des Vorhandenseins derjenigen Eigenschaften des Gegenstandes, die von den Materialeigenschaften bloß zugelassen werden, eventuell von ihnen rein seinsmäßig abhängen, aber in ihrer Materie nicht bestimmt sind, muss somit in etwas anderem als im Matrial3 des Gegenstandes gesucht werden. Das Material wohnt aber dem Gegenstande inne und ist für den Bestand auch seiner übrigen

73. Aristoteleseles hat bekanntlich von seiner *hyle* behauptet, sie sei es, die die Indlvldualität des Gegenstandes hervorbringe. Es wäre noch der Sinn des dabei verwendeten Begriffs der *hyle* zu untersuchen und mit unserem Begriffe des Materials$_3$ zus.ammenzustellen. Wir behaupten jedenfalls nicht, dass es nur an dem Mat~nal3 eines Gegenstandes liegt, dass er in seiner Individualität bestimmt ist. Doch sind da noch weitere Untersuchungen nötig.

157

Eigenschaften unentbehrlich. Die Vernichtung des in seiner "numerischen" Individualität genommenen Materials$_3$ zieht die Vernichtung des ganzen Gegenstandes nach sich. Die Vernichtung bzw. die Knderung der Eigenschaften dagegen, die in ihrer Materie nicht von dem Matrial3 bestimmt sind, hat keine Vernichtung des betreffenden Materialstückes zur Folge. In diesem Sinne, in seiner numerischen Individualität genommen, bildet das Matrial3 das existentiale Fundament des Gegenstandes, dessen Material es ist. Dies bildet die weitere allgemeine Eigenschaft des Matrial3s, die sich zu den bei den früher besprochenen gesellt. Das Matrial3, in diesem Sinne verstanden, kommt auch nur bei den seinsautonomen Gegenständen vor[7S".]

Die Tatsache, dass das Matrial3 für das Sein anderer dem Gegenstande zukommenden Eigenschaften unentbehrlich ist, besagt gar nicht, dass die es aufbauenden Beschaffenheiten in der Gesamtheit der Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes notwendigerweise eine besonders wichtige Rolle spielen bzw. zu seinem Wesen gehören oder gar seine **Natur** bilden sollten. Die Sache verhält sich oft gerade umgekehrt, die Materialeigenschaften spielen dann für das Wesen des Gegenstandes eine ganz untergeordnete Rolle. Oft gehören sie nicht zu den Materien der direkt erfahrbaren Eigenschaften des Gegenstandes, besonders wenn sie zugleich das Material! (im Sinne des ursprünglich individuellen Gegenstandes) aufbauen. Nicht darin liegt also die Wichtigkeit des

Matrial3s für den betreffenden Gegenstand, dass die es aufbauenden Eigenschaften wesens**konstitu**ierend sein sollten. Es bedarf oft besonderer kausal-experimenteller Maßnahmen, um zu entdecken, dass manche in dem Gegenstande auftretenden Beschaffenheiten die Funktion des Matrial3s in demselben ausüben. Eine eigentümliche Uneinsichtigkeit und Irrationalität enthüllt sich da im Seienden. Es zeigt sich, dass ein Bestand von Beschaffenheiten seinsbedingend und auch seinserhaltend ist, obwohl weder an der Art dieser Beschaffenheiten, noch in der Stelle, die sie im Aufbau des Gegenstandes einnehmen, auch nur etwas dafür zu sprechen scheint, dass von ihnen das Sein oder gar das Wesen des Gegenstandes abhängig ist. Es liegt zwischen den Materialbeschaffenheiten und den Beschaffenheiten, die den Bestand der Wesenseigenschaften

7S" Natürlich. kann in dem Gehalt einer intentional entworfenen Maschine das Matrial3, aus dem sie bestehen soll, intentional bestimmt sein - und so ist es gewöhnlich. bei den technisdJ. entworfenen Plänen von Werkzeugen und dergleichen mehr. Aber ein rein intentionaler Gegenstand, qua dieser Gegenstand genommen, ist nicht aus irgendwelchem Matrial3 gebildet. Dies widerspricht seiner reinen Intentionalität. Vgl. unten Kapitel IX.

158

des Gegenstandes **konstitu**ieren, kein einsichtiger materialontologischer Wesenszusammenhang vor. Dies sieht man gerade an denjenigen Fällen des Matrial3s am besten, wo wir es mit dem Material für oder mit dem Material von etwas zu tun haben. In diesem Falle sind die Gegenstände, die "aus" diesem Material bestehen, Erzeugnisse irgendwelcher - obwohl nicht notwendig menschlicher Tätigkeit. Am häufigsten sind es Nutzgegenstände, wie z.B. Werkzeuge. Es können aber auch Kunstwerke, z. B. Skulpturen, architektonische Werke usw. sein, jedenfalls aber Gegenstände, die nicht einfach in der Welt vorgefunden werden, sondern durch irgend jemanden "aus" einem vorhandenen Material durch dessen Bearbeitung hervorgebracht werden. Das Material ~lbst kann übrigens auch ein Erzeugnis menschlicher Tätigkeit sein, das zur Realisierung bestimmter Zwecke hervorgebracht wird. Der Grund des Entstehens der für diese Gegenstände wesentlichen Eigenschaften liegt also sichtlich außerhalb des Matrial3s, dagegen können sie, sobald sie einmal in ihm hervorgebracht sind, nur unter der Bedingung der Existenz des betreffenden Materials fortexistieren. Das Vorgefundene, der Rohstoff, ist zwar mit dem Matrial3 nicht identisch, diejenigen individuellen Gegenstände aber, in denen die das Material aufbauenden Beschaffenheiten zugleich für ihr Wesen konstutierend sind, also Eisenstücke, Marmorblöcke, Steinrnassen und dgl. mehr, werden von uns zur Bildung bestimmter" Werke" verwendet, und zwar gerade deswegen, weil sie diese und keine anderen Beschaffenheiten in sich bergen, die sie zum Material für etwas verwendbar machen. Obwohl sie für diese Werke seinserhaltend sind, spielen sie in ihnen oft eine relativ untergeordnete Rolle, insofern als in denselben andere Eigenschaften als wesens**konstitu**ierend in den Vordergrund treten.

Um dies einzusehen, nehmen wir eine Maschine und ein Kunstwerk, insbesondere eine Skulptur, in Betracht. Das Wesen z. B. einer Dampfmaschine beruht auf der Verwandlung des Dampfdruckes in mechanische Bewegung und in der übermittlung dieser Bewegung auf irgendeinen sonst unbewegten, aber beweglichen festen Körper (insbesondere die sogenannten Arbeitsmaschinen). Dieses Wesen bestimmt einerseits die Konstruktion der Maschine, andererseits schreibt es aber das Matrial3 vor, aus dem sie gebaut werden muss: den Dampf als den treiben~en Faktor und irgendwelche Teile, die dem Druck des Dampfes unterhegen und in Bewegung gesetzt werden, zugleich aber die erhaltene Bewegung an andere feste Körper weiterleiten sollen. Wer aber das Wesen der Dampfmaschine nur auf diese ganz allgemeine Weise faßt,

159

der kennt einerseits den Sinn der technischen Konstruktion dieser Maschine, andererseits auch die näheren Bedingungen, die das "Material" der Dampfmaschine erfüllen muss, noch nicht. Auch die Berücksichtigung der beiden Umstände: 1. dass da, wo der (jetzt gewöhnlich überhitzte) Wasser-Dampf wirken soll,-verhältnismäßig hohe Temperaturen in Betracht kommen, 2. dass ziemlich hohe Drucke (bis 100 Atmosphären bei den Dampfturbinen) verwendet werden, ergibt für das "feste" Matrial3, aus dem die Maschine gebaut werden soll, nur dies, dass es dampfdicht (undurchlässig) und sehr fest und hart sein muss, um diese hohen Drucke "auszuhalten", und dass es in den in Frage kommenden Temperaturen nicht verbrennen bzw. sich in ihnen in seinen Grundeigenschaften nicht wesentlich verändern darf. Haben wir eine übersicht über die uns zur Verfügung stehenden Materialien, so werden wir zu diesem Zwecke gewiss kein Holz, sondern nur ein hartes Metall, und insbesondere Stahl, wählen. Aber auch eine weitgehende Kenntnis der Stahleigenschaften - so behilflich sie uns bei den Versuchen der Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Maschine, sobald sie einmal konstruiert ist, sein kann – belehrt uns über die Aufbaueigentümlichkeiten der Dampfmaschine nicht. Und zwar weder über den konstruktiven Einfall, den man haben muss, um sie zu konstruieren, noch über verschiedene Einzelheiten der Konstruktion, also z. B., dass es eine Kolbendampfmaschine sein soll, wo der Kolben fest in einem Zylinder sitzt und sich in zwei verschiedene Richtungen geradlinig bewegt, dass diese Bewegung durch den abwechselnd von bei den Seiten des Kolbens eingesetzten überdruck des Dampfes hervorgerufen wird, dass eine zu diesem Zwecke sinnig konstruierte, automatisch wirkende Steuerung die Dampfzu- und -ableitung reguliert, dass es bei den

sogenannten Expansionsmaschinen besondere Vorrichtungen gibt, dass die geradlinige Hin- und Herbewegung des Kolbens mittels eines Kurbelgetriebes in die drehende Bewegung einer Welle verwandelt wird, dass beondere Selbstregulatoren den Gang der Maschine ihrer Belastung genau anpassen, dass es ein Schwungrad gibt, welches besondere Funktionen zu erfüllen hat und dgl. mehr. Es sind dies alles konstruktive Eigentümlichkeiten der Dampfmaschine (eines allgemeinen Typus), die auf keine Weise aus den Materialeigenschaften folgen. Erst wenn wir umgekehrt die Grundeigenschaften des Aufbaus und der Funktion der Dampfmaschine eines bestimmten allgemeinen Typus - der Kolbendampfmaschine oder der Dampfturbine - kennen, dann können wir dem Material bestimmte Bedingungen auferlegen, damit die Maschine nicht bloß existiere, sondern auch leistungsfähig, dauerhaft und ökonomisch sei.

160

Das beweist am besten, dass das Material3 für das Sein der Maschine und sogar für eine Reihe ihrer Eigenschaften zwar unentbehrlich ist - dies letztere ließe sich im einzelnen erst in einer rein technisch eingestellten Diskussion zeigen, die den Rahmen unserer Betrachtung überschreitet - aber in der Konstitution ihrer wesentlichen konstruktiven Eigenschaften eine direkt sehr unbedeutende Rolle spielt.

Nicht anders verhält es sich auch im Falle eines Kunstwerks, z. B. einer Skulptur (Laokoonstatue). Es ist gewiss nicht ohne Bedeutung für das betreffende Kunstwerk, aus welchem und in welchem Material es ausgeführt wird[73b]: im Ton, Gips, Bronze oder Marmor - und auch dies, dass es in diesem Falle ein dreidimensionales, eine konkrete volle Raumgestalt verkörperndes Material und nicht z. B. ein System von auf einer Leinwand entworfenen Farbenflecken, wie in der Malerei, ist. Sogar verschiedene, künstlerische bedeutsame Eigenschaften der Skulptur hängen von dem Material ab, wie z. B. andere Lichteffekte, andere "Weichheit" im Eindruck bei objektiver Härte und dgl. mehr. Nichtsdestoweniger aber bringt erst das Genie des Künstlers im "rohen" Material diejenigen Eigenschaften und Eigentümlichkeiten des betreffenden Kunstwerks hervor, die dessen Wesen ausmachen und die von den Materialeigenschaften bloß zugelassen und von ihnen im Sein erhalten werden, aber über sie weit hinausgehen und im allgemeinen durch sie gar nicht bestimmt werden. Manche Materialeigenschaften werden vom Künstler nur ausgenützt, um gewisse Züge des Kunstwerks zu konkretisieren, sie eventuell besser hervorzuheben. Und obwohl es auch wahr ist, dass das Material3 die Grenzen dessen vorschreibt, was in ihm überhaupt verkörpert werden kann, so muss das Kunstwerk - dem "rohen" Material gegenüber - als ein ganz neuer Gegenstand in seinen Wesenszügen erst geschaffen werden. Das ist ersichtlich schon dann, wenn wir uns dabei lediglich auf den darstellenden Gegenstand beschränken und dessen künstlerische Eigentümlichkeiten in Betracht ziehen. Die Berücksichtigung des dargestellten Gegenstandes vertieft nur den Eindruck der Verschiedenheit und der Distanz zwis0[en] dem Material3 und dem Kunstwerk, ohne die Strenge der existentialen Bedingtheit des Kunstwerks durch das Material3 im mindesten abzuschwächen.

Was geschieht also, wenn wir vom "Rohmaterial" zu einem "aus" Ihm gebildeten Gegenstande, z. B. zu einer Maschine oder zu einem

[73b] Genaugenommen handelt es sich da überall nur um das physische Fundament es Kunstwerks. Wir können dies aber hier nicht entwickeln. Vgl. meine "Untersuchungen zur Ontologie der Kunst".

161

bestimmten Kunstwerk übergehen? Diese Frage lässt sich auf doppelte Weise beantworten, je nachdem, was dabei unter dem "Rohmaterial" verstanden wird. Verstehen wir darunter z. B. ein ganz bestimmtes Stück Eisen, in individuo, ein "Dies-Da", das gerade diese zufällige "unregelmäßige" oder – wenn es Stabeisen ist – diese ihm bei der Massenproduktion gegebene "vorläufige" Gestalt, dieses festbestimmte individuelle Gewicht usw. hat, dann beruht die Bearbeitung dieses Stückes Eisen zu einer Maschine besonderer Art darauf, dass die Verwandlung einer Mannigfaltigkeit der Eigenschaften des Eisenstückes zur Vernichtung seines individuellen Wesens und zur Hervorbringung eines ganz anderen individuellen Wesens – der Maschine – führt. Es vollzieht sich da ein Bruch in der Identität des Gegenstandes: der eine wird vernichtet, indem der andere entsteht. Was dabei noch aus dem einen Gegenstand in den anderen übergeht, das ist das "Matrial3" im Sinne des Bestandes der den beiden (aufeinanderfolgenden) Gegenständen **immanent**en Beschaffenheiten. Diese Beschaffenheiten können aber die Identität zwischen diesen Gegenständen nicht aufrechterhalten, weil sie zwar seinserhaltend, aber für ihr Eigenwesen nicht ausreichend sind. Die Immanenz der in individuo genommenen Materialbeschaffenheiten in dem neugestalteten Gegenstande kann entweder direkt, bei einer Untersuchung dieses Gegenstandes hinsichtlich seiner Materialeigenschaften, aufgewiesen werden, oder sie wird lediglich auf Grund des Umstandes, dass bei der Verwandlung bzw. bei der Bearbeitung des Materials nichts verlorengeht, erschlossen. Wie sie aber auch erwiesen werden mag, bildet sie jedenfalls eine ontische Grundlage für die besondere Beziehung, die wir in der Umgangssprache mit dem Worte "aus" in solchen Wendungen decken, wie "die Maschine wird aus Stahl gemacht" und dgl. mehr. "Aus" dem einen wird das andere. Der Übergang von dem einen in den anderen Gegenstand bildet die erste ontische Grundlage dieser Beziehung, die zweite aber liegt in dem Sicherhalten der

Immanenz der Materialbeschaffenheiten in dem als Material verwendeten Eisenstück während der ganzen Verwandlung desselben in den neuen Gegenstand und zuletzt in dem neuen entstehenden Gegenstande. Dem Wörtchen "aus" in der Wendung "die Maschine besteht aus Eisen" entspricht korrelativ das "in" in dem Insein des Matrials3 im Gegenstande.

Versteht man dagegen unter dem Material von vornherein einen Bestand an Eigenschaften, welche die Art des Materials bestimmen, und faßt man den individuellen Gegenstand "Stück Eisen" unter dem Aspekte des gegenständlichen Schemas auf, das dem Material entspricht,

162

dann bedeutet der Übergang von dem Matrial3 zu dem "aus" ihm gebildeten Gegenstande (z. B. einer Maschine) nur eine Ergänzung dieses Schemas durch eine bestimmte Mannigfaltigkeit von Eigenschaften, welche für diesen neuen Gegenstand bzw. für sein Wesen **konstitu**tiv sind, wie z. B. die zur Konstruktion der Dampfmaschine eines bestimmten Typus gehörerenden Eigenschaften.

Das Matrial3 als das gegebene gegenständliche Schema unterliegt bei dieser Bearbeitung nicht der Vernichtung, sondern geht nur in den neuen Gegenstand als die "Materialschicht" ein, welche sein Sein und insbesondere das Sein seiner spezifischen Eigenschaften bedingt und dann in dem Gesamtbestande seiner Eigenschaften versinkt. Dieses in den ganzen Seinsbereich des Gegenstandes "Eingehen" und das in ihm Enthaltensein bildet die ontische Grundlage der Beziehung, welche mit dem Worte "aus" in den erwogenen Wendungen gedeckt wird.

Es ist unzweifelhaft, dass das Problem des Materials noch manche Schwierigkeiten in sich birgt, die uns besonders bei der Behandlung des Problems der Identität des Gegenstandes noch werden zu schaffen geben. Aber eins mag auf Grund der bisherigen Erwägungen geklärt sein: und zwar, dass auch bei dem Matrial3 das Material nicht das im Seienden Konstitutive und Ursprüngliche, sondern nur eine Schicht im Seienden, das gegenständlich geformt ist, bildet und als eine solche Schicht bzw. als ein gegenständliches Schema, von dem wir da mehrmals Gelegenheit hatten zu sprechen, die gegenständliche Formung des Seienden voraussetzt. Lediglich in den Übergangssphasen, wo der eine individuelle Gegenstand – ein auf bestimmte Weise gestaltetes Stück Eisen – schon aufhört zu existieren und der aus ihm gebildete Gegenstand – die bestimmt ausgestaltete Dampfmaschine - sich erst im Werden befindet, wo wir es also gewissermaßen mit dem "nackten" Material zu tun haben, mag hier eine gewisse Schwierigkeit liegen. Wir werden uns mit diesen Fällen noch bei der Behandlung des Identitätsproblems und der Verwandlungsprozesse beschäftigen. Auch jetzt ist es schon klar, dass auch in diesen Übergangsphasen das Material als etwas auftritt, was Eigenschaften hat, also gewissermaßen die gegenständliche Form in nuce in sich birgt. Es scheint also, dass auch von da aus keine Gefahr für unseren Standpunkt von der Ursprünglichkeit und von der Prioritat der gegenständlichen Grundform im Seienden droht. (*)

(*) [CL: Diese ganzen hier zum Begriff „Material“ aufgezählten „Probleme“ macht sich RI nur durch seine zwanghafte **„ontologische Verbacksteinung“** nach dem altmodischen, starren Schema „individueller Gegenstand / Form / Subjekt von Eigenschaften / Inhalt / Eigenschaften“, welches u.a. Spracheigentümlichkeiten – i.b. indoarischer und semitischer Sprachen – (z.B. das Subjekt – Prädikat Schema) mit menschlichen Begriffsbildungen und mit Handlungsschemata vermengt!! Fasst man „Material“ jedoch als Hilfsbegriff auf, der (der Kürze halber) an Stelle der Analyse von situationsbedingten **Prozessen** gebraucht wird, so lösen sich RI’s „Probleme“ in Luft auf! So etwas beobachtet man immer wieder bei den verschiedensten „Sprachontologierungen“ der Vergangenheit.]

163

2.8 § 45. Die Klassenauffassung des individuellen Gegenstandes und deren Kritik

Bevor wir die Betrachtung der Form des individuellen Gegenstandes abschließen, bleibt uns nur noch eine Auffassung dieser Form zu besprechen, der wir in der Neuzeit oft begegnen und die von der von uns vertretenen radikal verschieden ist. Wir werden sie kurz die "Klassenauffassung des Gegenstandes" nennen. Sie findet sich bereits bei Hobbes[74] und wurde durch die englischen Empiristen fortgesetzt und entwickelt. Sie hat später in dem neuzeitlichen Positivismus eine neue Stütze gefunden und gilt jetzt in vielen philosophischen Kreisen als die einzige "wissenschaftliche" Theorie des Gegenstandes, die von jeder "Metaphysik" frei sein soll. Auch wird sie oft seitens der heutigen Naturwissenschaftler, die fast durchweg auf dem Boden der positivistischen Philosophie herangewachsen sind, in der wissenschaftlichen Praxis angewendet. Der Gegenstand ist in ihrem Sinne nichts anderes als eine Klasse (Menge, Bündel, Komplex) von Elementen[75], und insbesondere eine Klasse von den sogenannten "Merkmalen". Ihr Hauptvorzug soll darin bestehen, dass sie – angeblich – ohne Begriff der **Substanz** oder – in unserer Begriffsbildung – ohne den Begriff des **Subjekts von Eigenschaften** sowie ohne den Begriff der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes auskommt. Alles in einem Gegenstande Unterscheidbare ist nach ihr ein "Merkmal" (eine Eigenschaft?), und jedes Merkmal ist ein Element des Gegenstandes.

74 Ich vermag nicht zu sagen, wo ihr Ursprung liegt. Auch bei Descartes kann man Spuren von ihr finden. Vgl. Regulae ad directionem ingenii.

75 Notabene, dieselben Positivisten behaupten zugleich, dass das Merkmal nichts anderes als eine Klasse sei, wobei nicht eindeutig ist, was die Elemente dieser neuen Klasse sein sollen, es scheint aber, dass es sich um eine Klasse der in einer Hinsicht gleichen Gegenstände handeln soll. Einerseits ist also der Gegenstand eine Klasse der Merkmale, andererseits das Merkmal eine Klasse der Gegenstände. Der Gegenstand wäre also dann eine Klasse der Klassen gewisser Gegenstände, die wiederum Klassen von Elementen sind. Der Begriff der "Klasse" tritt wie ein deus ex machina überall da auf, wo es heißt, eine Schwierigkeit durch Erlangung einer Intuition zu überwinden. Er dient als Mittel, angebliche "metaphysische" Theorien oder Begriffe zu beseitigen, ohne dass man sich zum Bewusstsein bringt, was für "metaphysische" Hintergründe der Begriff der "Klasse" hinter sich birgt. Man ist vorsichtig genug, nicht danach zu fragen. Hier dient die Einführung des Begriffes der **Klasse** dazu, um die Einführung des Begriffes der **idealen Qualität** (Wesenheit) zu vermeiden, da man zugleich nicht gelernt hat, das individuelle Merkmal eines individuellen Gegenstandes von der Wesenheit in specie zu unterscheiden. Denn die "ideale Qualität" – ebenso wie die "Idee" – gilt für eine unwissenschaftliche, "metaphysische" Verrücktheit oder Dichtung. Dass man aber den Begriff der "Klasse" nicht ohne die Berufung auf den der Qualität in specie aufbauen kann, wollen die Positivisten nicht zugeben.

[CL: Die Beschreibung, was bei den „Positivisten“ die „Klassenauffassung“ des „Gegenstandes“ sei, ist RI nicht so ganz gelungen. (Dabei macht RI aber folgende aufschlussreiche Gegenüberstellung: Was RI „**Gegenstand**“ nennt, bezeichnen – so RI – seine Gegner, die Positivisten als „**Begriff**“. Diese Feststellung ist hilfreich.)
RI hat, meine ich, allerdings gar nicht verstanden, was seine Gegener, die „Positivisten“, eigentlich wollten: Sie wollten eine Definition des Wortes „Begriff“ so vereinfachen und klären, dass sie (a) im Sinne einer modernen Logik einwandfrei handhabbar wird, und dass sie (b) befreit wird von althergebrachtem metaphysischem Ballast.
RI’s „Gegenstands“-Term hat keine klare Definition und ist behaftet mit dem Vorstellungsballst von 2,5 Tausend Jahren: Unter ihn fällt sowohl die quasi „animistische Vorstellung“ von „Dingen“, über die man sich streitet, ob sie „außerhalb“ oder „innerhalb“ des menschlichen Bewustseins „existieren“. Es ist ein Zwitter: Einerseits soll er ein „Subjekt von Eigenschgaften“ sein (früher sagte man dazu, er soll eine „Seele“ haben), andererseits soll er aber doch wie ein Begriff behandelt werden, der vom menschlichen Bewusstsein als ein Werkzeug konstruiert ist, um mit „Dingen“ gedanklich umgehen zu können.
Ein (formaler) „Begriff“ ist für die Positivisten was viel einfacheres: Formal ergibt sich folgende auf dem Grundbegriff der „**Menge**“ („Klasse“) basierende Definition: Ein Begriff sei ein geordnetes **Paar(!)** (A,B) von Mengen A, B. A heißt der „Umfang“, B der „Inhalt“. Die Elemente von A heißen „Objekte“ / „Gegenstände“, die von B heißen „Merkmale“ / „Eigenschaften“, und von jedem $x \in A$ sagt man, es habe als Eigenschaften alle $m \in B$; von jedem $m \in B$ sagt man, es komme jedem der $x \in A$ zu. Diese Definition deckt zwar nicht alles ab, was sich im Lauf der Zeit an Bedeutung des Terms „Begriff“ angesammelt hat, aber sie ist für viele naturwissenschaftliche Forschungsbereiche ein einfach handhabbares Werkzeug. Vernünftiger wird die Sache aber erst, wenn man von einem „**Kontext**“ ausgeht. In einem Kontext spielen stets *viele* gedankliche Einheiten eine Rolle, aber nicht isoliert, sondern stets nur im Rahmen vieler **Verknüpfungen** untereinander. Oft ist es nützlich zu sagen, eine Einheit a, die etwa einen „Gegenstand“ im üblichen Sinne repräsentiert, sei assoziiert mit anderen Einheiten m, n, p,... , die man dann als „Eigenschaften“ von a bezeichnet. Formalisiert ergibt sich damit folgende Struktur: Def.: Ein „**Kontext**“ sei eine Struktur $K=(G, M, I)$ bestehend aus einer Menge G, einer Menge M und einer Inzidenzrelation $I \subseteq G \times M$. Die $x \in M$ nenne man „Objekte“, die $m \in M$ nenne man „Merkmale“. Def.: Ein Paar (A,B) mit $A \subseteq G$, $B \subseteq M$ soll genau dann als „Begriff“ des Kontextes K bezeichnet werden, wenn mit den Bildungen $A' := \{m \in B \mid xIm \text{ für alle } x \in A\}$ und $B' := \{x \in A \mid xIm \text{ für alle } m \in B\}$ gilt: $A'=B$ und $B'=A$.]. Diese Definition für „Kontext“ und „Begriff“ vermeidet, erklären zu wollen „**was**“ ein „Objekt“ / ein „Gegenstand“ und „**was**“ ein „Merkmal“ / eine „Eigenschaft“ sei. Sie schlägt nur eine ordnende Struktur vor, die sich zur Frage anbietet, **wie** man mit gedanklichen und bereits gesellschaftlich objektivierten Einheiten, die untereinander verknüpft sind, möglichst einfach umgehen könnte. Diese Definition stellt sogar „Objekte“ und „Merkmale“ völlig **gleich** in dem Sinne, dass, wenn man die Mengen M und G vertauscht, mit derselben (nur „invers“ aufgeschriebenen) Relation I sich dieselbe Struktur ergibt. (Man sagt auch, die Kontexte $K=(G,M,I)$ und $K^*=(M,G,I^*)$ (I^* die inverse Schreibweise von I) verhalten sich **dual** zueinander.) Die Anwendung dieser Definition hat sich bewährt in naturwissenschaftlichen und verwaltungstechnischen Gebieten, wo man mit bereits **objektivierten** „Gegenständlichkeiten“ umgehen muss. Die Definition erhebt keinerlei Anspruch auf „Allgemeingültigkeit“, sondern sie stellt eine Struktur bereit; sie hat aber den Vorteil, dass man auf das reichhaltige Arsenal von mathematischen Sätzen der sog. Verbandstheorie zugreifen kann, denn die Menge aller „Begriffe“ eines gegebenen „Kontextes“ $K=(G,M,I)$ bildet einen „Verband“.]

164

Aus der Mannigfaltigkeit der Elemente besteht eben der (individuelle) Gegenstand. Alle Merkmale sind infolgedessen gleichwertig: keines von ihnen spielt in dem formalen Aufbau des Gegenstandes eine irgendwie besonders bevorzugte Rolle – wie eben alle Elemente einer Klasse gleichwertig sind. Mögen auch einzelne Merkmale praktisch wichtiger als die übrigen sein, so sind sie als Merkmale doch nichts anderes und nichts mehr als Elemente einer Klasse. Höchstens gibt man zu, dass zwischen den Elementen eines individuellen Gegenstandes besondere Beziehungen bestehen, die für den betreffenden Gegenstand charakteristisch sind und – neben der Auswahl der Elemente, welche gerade in dem betreffenden Gegenstande vorhanden sind – seine Verschiedenheit von anderen Gegenständen begründen. Dies hat aber keinen Einfluss auf den Grundcharakter des Merkmals als eines Elements einer Klasse. Dass dabei unter dem "Element" nur das Qualitative verstanden wird, dass sowohl die Existenz als auch die Form des Gegenstandes aus dem Bereiche der Elemente ausgeschlossen wird, wird als ein Vorteil dieser Auffassung des Gegenstandes empfunden und manchmal auch besonders betont. Und dies ist ganz natürlich, da diese Auffassung eben deswegen gebildet wurde, um die Schwierigkeiten, die mit den verschiedenen Existenzweisen und mit der Form des Gegenstandes verbunden sind, zu überwinden. In Wirklichkeit findet aber keine überwindung dieser Schwierigkeiten, sondern nur ein Ausweichen vor ihnen statt. Ob die Elemente "einfache Ideen" oder sinnliche "Empfindungen" genannt werden – wie dies bei den idealistisch orientierten Positivisten geschieht – oder aber irgendwie "physikalistisch" gedeutet werden, – wie es bei den Neupositivisten der Fall ist – , spielt dabei im Grunde keine größere Rolle. Der Gegenstand soll in jedem Falle ein "Bündel" von etwas schlechthin Einfachem sein, das ist das Entscheidende.

Wohl sprechen sowohl Locke als die modernen Positivisten (z. B. Mach) auch in einem anderen Sinne von dem

Gegenstande (von der "Substanz"), aber dieser andere Sinn soll eben unberechtigt sein und in der strengen Theorie verworfen werden. Und ob wir dabei aus diesen oder jenen Gründen – wie es z. B. das sogenannte ökonomie-Prinzip einer ist – praktisch genötigt sind, einen solchen falschen Begriff des Gegenstandes zu bilden und in der Lebenspraxis zu verwenden, spielt dabei keine wesentliche Rolle. Das wirklich Existierende soll nur der Gegenstand als ein "Bündel", als eine Klasse von Elementen, sein. Jede andere Auffassung des Gegenstandes wird als dunkle, "mittelalterliche" Metaphysik zurückgewiesen.

165

Ist aber diese Ansicht wirklich von jenen Schwierigkeiten frei, die sie beseitigen will? Führt sie nicht auch "dunkle, metaphysische" Begriffe mit sich? Ist der Gegenstand als Subjekt von Eigenschaften wirklich nur eine Erfindung der "metaphysisch" eingestellten Philosophen? Da sind Fragen, die eine Antwort erheischen – besonders von unserer Seite, die wir ja die bekämpfte Theorie der gegenständlichen Form I des Gegenstandes vertreten.

Wir unterziehen die Klassenauffassung des Gegenstandes nur insoweit einer Kritik, als sie seinsautonome, individuelle Gegenstände betreffen soll. Sie wurde auch tatsächlich nur in diesem Sinne aufgestellt, wenn auch ihre Vertreter sich des Begriffes der Seinsautonomie gar nicht bedient haben. Bei manchen ihrer Vertreter soll sie sich auch auf die sogenannten "allgemeinen Ideen" beziehen, was hier außer Betracht bleiben soll.

Den Prüfstein einer jeden Theorie bildet die Frage, ob sie nicht genötigt sei, den von ihr angenommenen Gegenständlichkeiten gerade dasjenige stillschweigend zuzuschreiben, was sie im Gegensatz zu einer anderen Theorie leugnet. Nun leugnet die Klassenauffassung des Gegenstandes die Existenz des Gegenstandes als eines Subjektes von Eigenschaften, nimmt dagegen Klassen von Elementen und damit auch Elemente an. Wie steht es aber mit diesen Elementen?

Ein Element ist doch auch ein Etwas; trotz seiner angenommenen Einfachheit schreibt man ihm Eigenschaften zu – z. B. dass es ein Element von einer bestimmten Klasse ist, dass es sich von anderen Elementen derselben Klassen in dieser oder jener Hinsicht unterscheidet. Man würde vielleicht einwenden, dass dies lauter "relative Merkmale" sind. In den eben angeführten Beispielen ist es unzweifelhaft so. Aber dies tut nichts zur Sache. Wir werden bald[76] Gelegenheit haben, ganz allgemein zu zeigen, dass damit ein Etwas ein relatives Merkmal haben könne, es noch mindestens ein zweites Etwas geben muss, und dass diese beiden Gegenständlichkeiten irgendwelche Eigenschaften in dem von uns bestimmten absoluten Sinne haben müssen. Insbesondere aber muss dasjenige Etwas, welches das relative Merkmal des Zugehörens zu einer bestimmten Klasse haben soll, aus irgendeinem Grunde zu dieser Klasse gehören. Dieser Grund kann entweder in ihm selbst oder außerhalb seiner gesucht werden. Im letzteren Falle kann ein Etwas zu einer Klasse deswegen gehören, weil es zu dieser Klasse durch irgend jemanden zugeteilt wurde. Ist diese Zuteilung nicht mit Rücksicht auf

76 Vgl. unten Kap. XII.

166

die Eigenschaften dieses Etwas, sondern bloß auf ein reines *sic iubeo* durchgeführt worden, so hat es – sofern wir es mit seinsautonomen Gegenständen zu tun haben – für dieses Etwas keine Bedeutung, wie sie durchgeführt worden ist, da keine rein subjektive intentionale Entscheidung irgendeine reelle Verwandlung in dem seinsautonomen Seienden hervorrufen kann. Insbesondere kann sie auch keine reelle Zugehörigkeit eines seinsautonomen Etwas zu irgendeiner Klasse hervorrufen. Infolgedessen wäre dann auch das in Rede stehende relative Merkmal des Zugehörens zu einer Klasse im seinsautonomen Sinne ein Nichts. So dürfen wir uns auf jenen Fall beschränken, in welchem ein Etwas, das das relative Merkmal des Zugehörens zu einer bestimmten Klasse trägt, weil es in sich selbst so ist, dass sich seine Zugehörigkeit zu dieser Klasse daraus ergibt. Das besagt aber nichts anderes, als dass es in sich selbst solche Eigenschaft in sich haben muss, dass sich daraus seine Zugehörigkeit zu dieser Klasse ergibt. Also muss es überhaupt die Struktur des Eigenschaften-Habens in sich aufweisen, ohne dass dadurch eo ipso entschieden werden müsste, dass diese Struktur gerade die sein muss, wie wir sie hier bestimmt haben. Und ebenso: damit ein bestimmtes Element A sich von den Elementen B, C, ... unterscheiden könne, muss es in sich selbst diese oder jene Eigenschaften haben, die wenigstens den Teilgrund seiner Verschiedenheit von den anderen Elementen bilden. Damit wird aber das Element zu einem Gegenstande. Darf man es nicht Gegenstand in unserem Sinne nennen und ihm eben damit die gegenständliche Form I zuerkennen, so bleibt nur der Ausweg übrig, es im Sinne der Klassenauffassung des Gegenstandes für eine Klasse von Elementen zu halten. Wir gelangen aber dadurch zu einem unvermeidlichen regressus in infinitum. Wollen wir aber denselben vermeiden, so lässt sich dies nur durch die Behauptung erreichen, dass nicht alles, was Eigenschaften hat, eine Klasse von Elementen bildet, dass also die Klassenauffassung des Gegenstandes nicht ganz allgemein gilt. Und es bleibt dann noch die Frage zu beantworten, Was denn die Elemente in sich sind, wenn sie weder Klassen von Elementen noch Gegenstände in unserem Sinne sind. Eine solche Frage wird von den Vertretern der Klassenauffassung des Gegenstandes weder aufgeworfen noch beantwortet. Tatsächlich aber behandelt man die Elemente

so, als wenn sie Gegenstände in unserem Sinne wären, nur dass dies nie offen zugestanden wird.

Ganz dasselbe lässt sich auch in bezug auf die Klasse der Elemente sagen. Jeder Gegenstand soll eine Klasse von Elementen sein. Aber jede Klasse von Elementen hat nicht bloß die Elemente, aus denen sie

167

besteht bzw. zusammengesetzt ist, sondern auch ihre eigenen Eigenschaften, die sie von anderen Klassen unterscheiden und die mit den Elementen der Klasse nicht identisch sind, wie dies auch der Typentheorie von B. Russell entspricht, die von den Vertretern der Klassenauffassung des Gegenstandes gewöhnlich anerkannt wird. Also ist jede Klasse als dasjenige, was für sich selbst Eigenschaft hat, entweder ein Gegenstand in unserem Sinne und weist die von uns herausgestellte Form I auf – gegen die Klassenauffassung des Gegenstandes! – , oder sie ist wiederum eine Klasse von Elementen, welche andere sein müssten, als es diejenigen sind, vermöge welcher sie eben eine Klasse sind, welche Eigenschaften hat, oder endlich gilt die Klassenauffassung des Gegenstandes nicht allgemein, und es bleibt die Frage, was denn eine Klasse sei, offen. Wäre jede Klasse von Elementen, als dasjenige, was selbst Eigenschaften hat, eine neue Klasse, so bekämen wir einen neuerlichen regressus in infinitum.

Wirft man der Auffassung des Gegenstandes als eines Subjekts von Eigenschaften vor, sie enthalte "ungeklärte, metaphysische Begriffe", so ist zu sagen, dass die Begriffe des Elements und einer Klasse in der Klassenauffassung des Gegenstandes nicht minder "metaphysisch" und dunkel sind.

Es ist aber notwendig, das Element einer Klasse für einen Gegenstand in unserem Sinne zu halten. Eine Klasse liegt nämlich nur dann vor, wenn es gewisse seinsselbständige Ganze gibt, die gegeneinander abgegrenzt und abgeschlossen sind und die zugleich bestimmte Eigenschaften haben, vermöge welcher sie zu einer und derselben bestimmten Klasse gehören. Was heißt das aber anders, als dass sie Gegenstände in unserem Sinne sind?

Auch werden die formalen und existentialen Probleme, die sich auf dem Gebiete der gegenständlichen Struktur eröffnen, durch die Klassenauffassung des Gegenstandes nicht beseitigt, sondern nur nicht berücksichtigt. Tatsächlich sind diese Probleme im Falle einer Klasse viel komplizierter als im Falle des ursprünglich individuellen Gegenstandes. Denn eine Klasse ist ein individueller Gegenstand höherer Stufe. Wie wir es oben gezeigt haben, gehen in ihren Aufbau ursprünglich individuelle Gegenstände ein, und insofern setzt ihre Form I die Form I des ursprünglich individuellen Gegenstandes voraus. Zugleich ist sie aber selbst, als ein Etwas, das seine eigenen Eigenschaften besitzt, ein Subjekt von Eigenschaften. Durch die Einführung des Klassenbegriffes schließt man somit in Wahrheit die gegenständliche Struktur nicht aus, sondern führt sie sozusagen an zwei Stellen ein: einmal in dem Begriffe

168

des Elements, zum zweiten aber in dem Begriffe der Klasse. Zudem wird diese gegenständliche Form gerade dort eingeführt, wo sie, rein sachlich genommen, nicht hingehört, nämlich bei dem "Merkmal" als dem angeblichen Element einer Klasse, die als ein "Bündel" von Merkmalen mit dem individuellen Gegenstande und insbesondere mit dem ursprünglich individuellen Gegenstande identisch sein soll. Es ist freilich nicht ganz klar, was positivistisch eingestellte Forscher eigentlich im Auge haben, wenn sie von "Merkmalen" sprechen. Wenn wir aber rein ontisch eingestellt sind und keine erkenntnistheoretisch subjektivistische Umdeutung des Gegenstandes[77] vornehmen, so kann dabei nur zweierlei in Betracht kommen: entweder die Eigenschaft von Etwas oder die Beschaffenheit als die rein qualitative Bestimmung einer Eigenschaft von etwas. Halten wir uns streng an die vorgegebenen formalontologischen Bestände, so ist weder das eine noch das andere ein Gegenstand, d. h. es hat keine gegen'ständliche Form: es ist kein echtes Subjekt von Eigenschaften. Insbesondere ist keine Eigenschaft ein seinsselbständiges Ganzes, das - wie ein Element der Klasse '- von anderen Eigenschaften desselben Gegenstandes abgegrenzt und in sich abgeschlossen wäre. Es gibt vielleicht keinen größeren Verstoß der Klassenauffassung des Gegenstandes gegen die vorgegebenen formal-ontologischen Bestände als die Einführung einer formalen Struktur (der Klasse), welche mit dem konkreten Zusammengewachsensein der Eigenschaften eines und desselben Gegenstandes im radikalen Widerstreit steht. Andererseits muss bei einer Klasse stets nach dem Grunde des Zugehörens ihrer Elemente zu ihr selbst gefragt werden. Ist es eine reine Klasse (und kein innig zusammengewachsenes Ganzes), so kann dieser Grund entweder in der materialen (hzw. auch formalen) Gleichartigkeit aller Elemente der Klasse liegen, wie z. B. im Falle der Klasse aller Dreiecke im mathematischen Sinne, im Falle aller Oberflächenfarben voller Sättigung und dgl. mehr, oder aber in einem Auswahlprinzip, wie es z. B. bei den sogenannten" wahlfreien Folgen" der Fall ist, oder endlich in dem freien, unvorhersehbaren sic iubeo des die Klasse bildenden Bewusstseinssubjektes. Nur in dem ersten dieser Fälle kann der in der

77 Eine solche Umdeutung vollzieht nicht nur BerkeIey, indem er Dinge für Gruppen von "Ideen" hält, sondern auch z. B. E. Mach, wenn er vom "Element" als einem Etwas, das am Gegenstande selbst vorfindbar ist, zum Element als dem elementaren (einfachen) Bestandteil des Empfindungsfeldes übergeht und danrt versucht, Dinge mit Komplexen von Elementen (Empfindungsdaten) zu identifizieren. ~ber dies ist

eine besondere Gestalt der Klassenauffassung des Gegenstandes, die nicht notwendig mit dem Versum, den Gegenstand als eine Klasse von Merkmalen zu fassen, verbunden ist. Wir werden uns nom mit ihr später besmäfl:igen.

169

objektiven Gleichartigkeit ihrer Elemente gründenden Klasse das autonome Sein zuerkannt werden. Schon bei den sogenannten wahlfreien Folgen - die bekanntlich in der modernen Mathematik beachtenswerte Schwierigkeiten hervorgerufen haben und die nach Brouwer ein eigentümliches im Werden begriffenes Sein haben – kann die seinsautonome Existenz solcher Klassen bezweifelt werden. Dagegen ist an der Seinsheteronomie der auf das vollkommen freie sic iubeo des Bewusstseinssubjektes angewiesenen Klassen kaum zu zweifeln. Der letzte Fall, in welchem k ein e Gleichartigkeit der Elemente der Klassen vorzuliegen braucht, da die Zuordnug zur Klasse durch eine Reihe von separaten, rein hinweisenden und nicht artmäßig bestimmenden Entscheidungen vollzogen werden kann, scheidet hier aus, wo wir uns lediglich mit seinsautonomen Gegenständlichkeiten beschäftigen wollen. Indessen müsste man gerade diesen letzten Fall in Erwägung ziehen, wenn die Gesamtheit der Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes eine Klasse von "Merkmalen" bilden sollte. Denn es ist eben für die Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes wesentlich, dass sie sich in ihrer Gesamtheit durch keine qualitative Gleichartigkeit auszeichnen, sondern gerade in ihrer Materie von vielen verschiedenen, einander ergänzenden und zueinander gehörenden Arte n von Beschaffenheiten bestimmt sind. Ihr Zusammengehören zu einem Gegenstande sowie ihr Zusammengewachsen sein in dessen Einheit klärt sich bei sachgemäßer Betrachtung des Gegenstandes entweder aus seinem Wesen oder aus empirisch zu entdeckenden kausalen Zusammenhängen. Der Ausgangspunkt zur Klärung des Grundes ihres Zusammenhanges liegt im letzteren Falle in dem vorgegebenen Zusammengewachsen sein aller Eigenschaften zu einer gegenständlichen Einheit. Sobald aber die Eigenschaften -laut der hier bekämpften Auffassung - aus dem konkreten Zusammengewachsensein herausgerissen würden (falls dies überhaupt möglich sein sollte[78]), um zu Elementen einer Klasse als seinsselbständigen Ganzen zu werden, ist es nicht einzusehen, warum und wie sie eigentlich zusammengehören könnten. Denn eine rein objektive Gleichartigkeit liegt ihnen eben nicht zugrunde, und eine rein subjektive willkürliche Entscheidung würde doch für die seinsautonome Existenz ihrer Klasse nicht ausreichen. So mühen sich die verschiedenen positivistischen Theorien, die das "Zusammen" der Elemente - wie es z.B. bei Ernst Mach der Fall ist - doch nicht übersehen, sehr ab, wie das Zusammensein

78 Bereits der bloße Gedanke einer solchen Auseinanderreißung der Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes ist ganz absurd und wurde im konkreten Falle nie unternommen.

170

der zu einer Klasse gehörenden (also in gewöhnlicher Sprache: der ein Ding bildenden) Elemente zu erklären wäre. Das sogenannte Okonomieprinzip Machs z. B. dient bekanntlich diesem Zwecke. Es kann aber – ebenso wie die anderen verwandten Versuche, z. B. bei H. Bergson - nicht viel helfen. Denn der Sinn und die, wenigstens in bestimmten eng gezogenen Grenzen geltende, Berechtigung dieses Prinzips hängt davon ab, ob es Gegenstände (und insbesondere Dinge) als seins autonome, in sich geschlossene, innerlich eng zusammenhängende Gebilde in dem von uns bestimmten Sinne gibt. Wären die Gegenstände, und insbesondere die Dinge, rein intentional gebildete Fiktionen, dann würde das Okonomieprinzip jeden Begründungswert verlieren, und das angebliche Vorhandensein derartiger Fiktionen ließe sich nicht erklären. Existieren dagegen autonome Gegenstände, und insbesondere Dinge, welche, ihrem Wesen oder dem Gesamtbestande der Umstände nach, die ihre Existenz und ihr Sosein ermöglichen, darüber entscheiden, was für Eigenschaften ihnen zukommen, dann verstößt die Bildung jeder Fiktion gegen das Okonomieprinzip. Es ist dann eben im höchsten Grade ökonomisch, derartige Fiktionen zu me i den und sich an die wirklichen Abgrenzungen zwischen den Gegenständen möglichst gen au zu halten.

Auch dann, wenn man unter "Merkmal" soviel wie die "Beschaffenheit" versteht, welche die Materie der Eigenschaft bildet, ist es nicht möglich, ihr die Seinsselbständigkeit und Abgegrenztheit anderer Beschaffenheiten gegenüber, welche, in die Eigenschaftsform gefaßt, zu demselben Gegenstande gehören, zuzuschreiben. Macht man sie zu Elementen einer Klasse, so schreibt man ihnen intentional eben dasjenige zu, was gegen ihr selbsteigenes Wesen verstößt. Man muss aber wiederum einen Grund dafür angeben, warum gerade diese und nicht andere "Merkmale" zu einer und derselben Klasse gehören sollen. Will man die Dinge (Gegenstände) nicht zu rein willkürlichen Fiktionen des erkennenden Geistes machen, so muss dieser Grund in den Elementen selbst gesucht werden. Wir haben früher mehrmals auf Tatbestände hingewiesen, welche die innige Verbundenheit der Materien in die Einheit des ursprünglich individuellen Gegenstandes und auch mancher Gegenstände höherer Ordnung ermöglichen. Diese begründenden Tatbestände lassen sich aber nicht finden, sobald man der Theorie zuliebe die Beschaffenheiten aus allen ihren wesensmäßigen Zusammenhängen gew~ltsam herausreißt und sie dann sozusagen in neutraler Gleichgültigkelt nebeneinanderreiht, um sie dann wieder zu "Bündeln" zusammenzufassen, ohne eigentlich zu wissen, wie dies gelingen soll.

171

Alle diese Bemerkungen würden die Vertreter der Klassenauffassung des Gegenstandes wahrscheinlich nicht überzeugen, weil sie mit Mach vielleicht Gewicht darauf legen würden, dass so etwas wie die Gegenstände, wie die "Komplexe" von Elementen (also jene Klassen von Merkmalen) bis zu einem gewissen Grade wenigstens Fiktionen sind, die bei einer Einstellung auf das "absolut" Seiende aus dem Seienden zu beseitigen sind: das "absolut" Existierende sollen eben nur die "Elemente" selbst sein. Und unzweifelhaft dient die Klassenauffassung des Gegenstandes wenigstens bei manchen Forschern, wie z. B. bei E. Mach in seiner "antimetaphysischen" Tendenz, zur Durchführung einer Reduktion der "Dinge" auf absolut seinsautonome und selbständige Elemente, obwohl weder Mach noch andere Positivisten sich unserer Begriffe der existentialen Momente bedienen. Alles, was über die "Elemente" selbst hinausgeht und was wir sowohl im täglichen Leben als auch in wissenschaftlichen Betrachtungen geneigt sind anzunehmen, soll als eine "metaphysische" Zutat aus dem Seienden beseitigt werden. Nur die "Elemente" sollen das reine, zweifellose, von jeder "Metaphysik" freie Sein bilden. Alles übrige ist nach Mach "metaphysische Fiktion", welche zum Teil ihren Grund in praktisch-ökonomischen Rücksichten haben soll. Sieht man sich aber das Ergebnis der Mach'schen Reduktion genau an, so kommt man im Gegenteil zu der Überzeugung, dass gerade das, was Mach als das letzte unbezweifelbare, metaphysik freie Sein hinstellt - nämlich das "Element" -, eine wissenschaftliche Fiktion ist. Und zwar 1. weil die Eigenschaft eines Gegenstandes in ein Klassenelement umgedeutet werden wird und 2. weil dieses Element im Sinne einer "Empfindung", und genauer eines Empflndungsdatums, aufgefaßt wird. Das ursprüngliche, in seiner konkreten Fülle genommene Empflndungsdatum ist aber immer ein bloß virtueller Teil eines ganzen Empflndungsfeldes, und zwar ein Teil, der weder von seiner unmittelbaren Umgebung abgegrenzt ist, noch sich aus ihr als etwas Selbständiges herauslösen lässt, noch endlich auch in der Zeit ein von der früheren und späteren Phase abgehobenes Ganzes bildet. In dieser Richtung hat H. Bergson wohl als erster treffende und nicht widerlegbare Analysen gegeben, die später durch E. Husserl wesentlich vertieft worden sind. Nur der halbwegige, oberflächliche Sensualismus, dem Mach verfällt, könnte ihn zu seinem im Grunde absurden, weil gegen das Wesen der von ibm untersuchten Gegenständlichkeiten verstoßenden Standpunkt führen. Sensualistisch ist aber sein Standpunkt, weil er die konkrete äußere Wahrnehmung auf einen Ablauf ursprünglicher Empflndungsfelder reduziert und damit den wahrgenommenen Gegenstand mit einer

172

Mannigfaltigkeit von "Empfindungen" identifiziert. Sein Sensualismus ist jedoch nicht radikal genug, weil er zu den reinen Empfindungsfeldern nicht vordringt und das Empfundene wiederum nach dem Vorbild einer Mannigfaltigkeit von seinsselbständigen (transzendenten) Gegenständen auffaßt. Er sollte sie doch beim Rückgang auf das ursprünglich Erlebte ganz aus seinen Augen verlieren und ihre Existenz, seinen " antimetaphysischen " Tendenzen entsprechend, ganz leugnen. Indessen ist er zu seinen starren, objektivierten "Elementen" gekommen, die in dieser Gestalt überhaupt nicht vorhanden und nur das intentionale Korrelat seiner Begriffsbildung sind. Dies zu erreichen, war aber sicher nicht die Absicht Machs.

Ohne uns jedoch auf weitere kritische Erwägungen der Klassenauffassung des Gegenstandes einzulassen, möchten wir zum Schluss noch die Gründe zusammenfassen, warum wir sie als eine **Theorie des ursprünglich individuellen Gegenstandes zurückweisen müssen**:

1. Weil die Klassen-Struktur, die die Struktur eines besonderen Falles des abgeleitet individuellen Gegenstandes ist, an die Stelle der Struktur des ursprünglich individuellen Gegenstandes, den sie wesensmäßig voraussetzt, gesetzt wird;

2. weil das, was im Gegenstande seinsunselbständig und damit anderem Seienden verwachsen ist, d. h. die Eigenschaft des Gegenstandes, in der Klassenauffassung verselbständigt und zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen und zu dem "Element" einer Klasse gemacht wird;

3. weil das, was im Gegensta~de noch eine andere Rolle spielt einerseits die Eigenschaft, andererseits die konstitutive **Natur** des Gegenstandes, verschiedene, noch zu besprechende Typen von Eigenschaften des Gegenstandes usw. -, in der Klassenauffassung vollkommen gleichgeordnet wird: alles und jedes im Gegenstande Unterscheidbare ist "Merkmal", ist "Element" einer Klasse und sonst nichts;

4. weil die Klassenauffassung den komplizierten, sehr eigenartigen formalen und existentialen Tatbeständen, die sich uns in der Analyse des ursprünglich individuellen Gegenstandes enthüllen, überhaupt nicht gerecht zu werden vermag und an ihnen achtlos vorbeigeht;

5. weil die Grundbegriffe, deren sich die Auffassung bedient, d. h. dIe Begriffe des Elements und der Klasse, gar nicht geklärt sind. Ihre Klärung aber - sachgemäß vorgenommen - muss auf alle diejenigen Grundbegriffe zurückführen, die wir in unserer Analyse des individuellen seinsautonomen Gegenstandes in existentialer und

formaler Hinsicht gefunden haben.

173

Aus diesen Gründen sehen wir uns also berechtigt, bei unserer Auffassung des Gegenstandes zu bleiben. Sie wird in der Folge noch um manche neue Momente und Tatbestände bereichert werden. Das von uns hier Dargebotene ist nur das, was sich vom formalen Aufbau des ursprünglich individuellen seinsa-utonomen Gegenstandes im ersten Zugriff fassen lässt. Es ist aber jetzt an der Zeit, zu der Form des radikalen Gegensatzes: der des bloß intentionalen, seins heteronomen Gegenstandes, überzugehen, um die beiden Formen in ihrer tiefen Verschiedenheit noch besser und klarer zu fassen.

3 KAPITEL IX – intentionaler Gegenstand

DIE FORM DES REIN INTENTIONALEN GEGENSTANDES

3.1 § 46. Der intentionale Akt und der rein intentionale Gegenstand

In unseren Eingangsbetrachtungen haben wir uns bereits der Begriffe des reinen Bewusstseins und des rein intentionalen Gegenstandes bedient, und wir haben sogar das Hauptproblem der Streitfrage Idealismus-Realismus mit Hilfe dieser Begriffe aufgerollt. Man könnte diese Streitfrage noch einmal dahingehend fassen, dass man fragt, ob die reale Welt bzw. die in ihr vorhandenen Gegenständlichkeiten rein intentionale Gegenstände oder etwas von denselben Grundverschiedenes sind. Um dies zu entscheiden, müssen wir uns u. a. zum klaren Bewusstsein bringen, ob die Form des Tein intentionalen Gegenstandes sich mit der Form des realen Gegenstandes identifizieren lässt oder ob sie im Gegenteil solch eigentümliche Züge aufweist, welche bei den realen Gegenständen unmöglich wären. Da wir über den endgültigen Begriff des realen Gegenstandes noch nicht verfügen, begnügen wir uns hier vorläufig damit, die Form des rein intentionalen Gegenstandes mit der bereits aufgewiesenen Form des seins autonomen Gegenstandes zu vergleichen.

Der rein intentionale Gegenstand ist das Korrelat und das Gebilde eines Bewusstseinsaktes oder einer Mannigfaltigkeit derselben. Es gibt aber verschiedene Abwandlungen des Bewusstseins und korrelativ auch

174

verschiedene Typen der intentionalen Gegenständlichkeiten. Daher müssen wir in aller Kürze einiges darüber sagen.

In der Behandlung des reinen Bewusstseins machen sich zwei radikal entgegengesetzte Tendenzen bemerkbar: einerseits die Tendenz, es als ein bloßes Leiden, als ein rein passives Hinnehmen empfindungsmäßiger Inhalte zu fassen, andererseits aber die Tendenz, in ihm eine Aktivität und eine schöpferische Macht zu sehen, die ihm erlauben würde, die ganze Welt und überhaupt jedes nur denkbare Seiende zu erschaffen. Freilich ist man in dem letzteren Falle zugleich geneigt, das Bewusstsein auf eine merkwürdige Weise zu entindividualisieren, es zu einem "Bewusstsein überhaupt" zu machen oder es als etwas irgendwie von dem menschlichen Bewusstsein Verschiedenes zu fassen, also zu einem Ideal überzugehen, dem man die Leistung der Weltschöpfung zumuten könnte. Wir wollen darüber nicht entscheiden, ob es ein solches weltschöpferisches Bewusstsein geben kann, falls diese Welt dem Bewusstsein gegenüber seinsautonom sein sollte. Denn es ist vor allem nicht klar, welche Bedingungen ein Bewusstsein erfüllen müsste, um weltschöpferisch im seinsautonomen Sinne zu sein. Es ist indessen möglich, eine Reihe verschiedener Bewusstseinstypen zusammenzustellen, in welchen man, von einer vollkommenen Passivität und eben damit auch vollkommener Machtlosigkeit an, über verschiedene Arten und Grade der Aktivität bis zu einer gewissen schöpferischen Kraft des Bewusstseins kommen könnte. Im letzteren Falle kommt es zur Bildung gewisser vom Bewusstsein selbst verschiedener Gegenstände, mit denen wir uns hier beschäftigen werden. Mit den verschiedenen Typen des Bewusstseins gehen auch verschiedene Weisen des Zeiterlebens bzw. des Seins in der Zeit zusammen, andererseits kommen da verschiedene Typen der Abgrenzung des erlebenden Subjekts von dem, was ihm gegenübersteht, vor, im ausgezeichneten Falle von der Welt. Endlich sind damit noch verschiedene Einstellungen und Stellungnahmen des Bewusstseinssubjekts der Wirklichkeit gegenüber verbunden. Es sind dies alles Probleme, die für unsere Hauptfrage von besonderer Wichtigkeit sind.

Das absolut passive Bewusstsein ist das reine Empfangen irgendwelcher Daten im schlichten Hinschwimmen in immer neuen Augen~licken, ohne dass man sich zum Bewusstsein bringt, was es eigentlich ist, was man da empfängt oder empfindet, ohne auch zu wissen, dass Immerfort neue Augenblicke kommen und vorübergehen, und dass die bereits vergangenen eben vergangen sind. Man bringt sich auf dieser Stufe und in dieser Weise des

Erlebens auch nicht "zum Bewusstsein",

175

dass das Empfundene oder Empfangene von dem Erlebenden irgendwie verschieden ist. Man gleitet über immer neue, sich kontinuierlich wandelnde Daten, über die sogenannten ursprünglichen Empfindungsdaten zu immer neuen "Inhalten" hin. Diese fließenden Daten und das Haben derselben (man hat sie, Indem man sie "empfängt") - das ist alles, was da überhaupt vorliegt[1]. Von irgendeinem "intentionalen Gegenstande", der sich von dem schlichten Fließen im Strom der Empfindungsdaten ab- und dem empfindenden Ich gegenübersetzte, ist in diesem Falle noch keine Rede. Nicht der ursprünglich Empfindende bzw. Empfangende, sondern nur derjenige, der diesen rein Empfindenden analysiert[2], kann dabei feststellen, dass das Empfundene oder Empfangene das einzige ist, was als Aufbauendes des in der Wandlung begriffenen Stroms in Frage kommt, von dem man sogar nicht einmal streng sagen kann, dass es selbst Bewusstseinsstrom sei[3]. Das Sich-hin-Ziehen,

1 Es existiert natürlich noch das ursprüngliche Durchleben des passiven Empfan gens und Erlebens dieser fließenden Daten. Vgl. dazu meine Abhandlung "über die Gefahr einer petitio principii in der Erkenntnistheorie", Jahrbuch f. Philosophie u. phänom. Forschung, Bd. IV. Indessen ist bei diesem passiven ursprünglichen Erleben das Durchleben desselben nur keimhaft vorhanden, sich kaum andeutend.

2 Wie es möglich ist, eine solche Analyse durchzuführen, das ist ein Problem für sich, das ich hier nicht besprechen kann. Jedenfalls kann sie nicht von außen her, d. h. von einem anderen Bewusstseinssubjekt aus, vollzogen werden, sondern hur von demselben Ich, das rein passiv empfindet und sich außerdem noch auf eine ganz andere Weise verhält. Um den Gehalt des rein passiven Erlebens (Empfangens) sowie des da Erlebten seinem formalen Typus nach in Sicht zu bringen und es zu erfassen, muss man die Weise des Durchlebens dieses Erlebens im Sinne einer größeren Helle wandeln und damit auch das Erleben selbst bis zu einem gewissen Grade aktivieren. Anders lässt sich von dem ursprünglichen passiven Erleben und Empfangen der Daten weder etwas wissen noch etwas sagen. Der Grenzfall einer völligen Passivität lässt sich vielleicht nur auf Grund des lebendigen Nadlerlebens des bereits (soeben) Vergangenen zur Sicht bringen. Aber auch da muss das nacherlebte passive Erleben in einem lebendigen Durchleben vollzogen werden. Wenn dieses Durchleben in sich verstummt, hört jedes Bewusstsein und auch jedes Wissen von ihm auf.

3 "Bewusstsein" - auch in der keimhaften primitiven Form des passiven Erlebens oder Empfangens - ist erst dieses Erleben selbst und nicht der Strom der empfangenen und empfundenen fließenden Daten. Von denselben sagt Bergson mit Recht: "les donnees immediates de la conscience". In der psychologischen Sprache bedient man sich seit William James des Ausdrucks "Bewusstseinsstrom ", wobei man vor allem den Strom der passiv empfangenen Daten im Auge hat. Denn man hält die sogenannten "Empfindungsdaten" für etwas im gleichen Sinne Bewusstseinsmäßiges - und infolgedessen "Psychisches" - wie das Erleben selbst. Indessen besteht zwischen dem ersten und dem zweiten eine radikale, wesensmäßige Verschiedenheit, die nicht übersehen werden darf. Wir können aber hier diese Angelegenheit nicht näher bespremen, weil sie material-ontologisch ist. Sie hat aber eine grundlegende Bedeutung für die Streitfrage Idealismus-Realismus. So ist hier nur zu warnen, dass man die ursprünglimen Empfindungsdaten nimt ohne weiteres für Bewusstsein sensu stricto halten darf.

176

das Hinfließen immer neuer ineinander übergehender Daten _ wobei dieses übergehen im Prinzip kontinuierlich ist, obwohl es Qualitätssprünge nicht ausschließt – , das ist alles, was sich im passiven Erleben im Rahmen des ursprünglich Erlebten überhaupt vorfindet. Ein Erfassen des kontinuierlichen Übergangs oder der Qualitätssprünge gibt es da auch nicht und könnte es auf diesem Niveau des Erlebens nicht geben. Auch dass sich da ein Ich, das von diesen Daten verschieden wäre und sich als es selbst, als dasselbe fassen würde, **konstitu**iere, ist nicht möglich. Es gibt da endlich keine vom Ich ausgehenden Strahlen des Lichts, Strahlen des Verständnisses dessen, was da dem Ich eigentlich begegnet, was es empfindet und das es empfindet. Dies alles geht über die reine Passivität des ursprünglichen Erlebens hinaus.

Von diesem Grenzfall völliger Passivität ab zieht sich eine Reihe vieler verschiedener Abwandlungen der Aktivität des Bewusstseins und damit auch des Bewusstseins selbst, sowie der mit ihnen verbundenen Schichtungen in ihren noematischen Korrelaten, bis auf denjenigen Typus des Bewusstseins, bei welchem es eine große Mannigfaltigkeit möglicher Differenzierungen und Gestalten des Bewusstseins gibt, die wir Menschen im täglichen aktiven Leben in der Auseinandersetzung mit der uns umgebenden Welt und den in ihr lebenden anderen Menschen realisieren. Es würde uns zu weit führen, diese einzelnen Stufen und Weisen des Bewusstseins der Reihe nach zu besprechen, so wichtig es auch wäre, es einmal zu versuchen. Für unsere Zwecke wird es genügen, folgende Schritte zu machen:

Das erste Aufkeimen der Aktivität kann an verschiedenen Stellen unseres möglichen und effektiven Bereiches des Bewusstseins einsetzen, und diese Aktivität kann sich nach verschiedenen Richtungen wenden. Dies kann vor allem das ursprüngliche aktive Innewerden dessen sein, dass "etwas" Unerfaßtes, Unbegriffenes geschieht, dass uns etwas zunächst Unbekanntes, Merkwürdiges, Wunderbares bedrängt oder uns widerfährt oder endlich uns zeitweilig beherrscht. Das Geschehende, das sich an uns Vollziehende, kann so stark und so eigentümlich sein, dass wir in einen Zustand der Erregung hineinversetzt werden, von dem aus das erste aktive Innewerden dessen, was gerade geschieht, was uns p~ssiert, hervorschießt. Es kann bald ausgelöscht werden. Dann haben wir lediglich das primitive Bewusstsein des Geschehens, ohne dass uns die Wahrheit des gerade Empfundenen aufleuchtete. Gewöhnlich aber schließt daran unmittelbar die erste Zu wen dun g zu dem gerade Empfundenen an. Sie entwickelt sich aus der Erregung und der aus ihr hervorquellenden Neugier. Diese Zuwendung kann in

einem Erfassen

177

des Empfundenen in seiner Qualität kulminieren. Ich habe gesagt:

"Erfassung des Empfundenen in seiner Qualität" und noch nicht "der Qualität des Empfundenen", obwohl sich in dem Empfundenen dessen Qualität auf den ersten Plan hervordrängt. Denn die Gegenüberstellung des Empfundenen und seiner Qualität, sowie die darauf sich aufbauende Konzentration auf diese Qualität selbst, setzt schon eine ziemlich hohe Stufe der Abstraktion und des analysierenden Unterscheidens voraus, die beide auf der jetzt erwogenen Stufe der Aktivität des primitiven Innewerdens noch nicht möglich sind. Dieses primitive, in der Zuwendung auf das gerade Empfundene sich vollziehende Dasein ist seiner **Natur** nach eher dem tastenden Fühlen als dem Erblicken von etwas verwandt. Das Erblicken vollzieht sich im Sehen und ist wesensmäßig distanzhafl:. D. h. es faßt das, was erblickt wird, bereits auf eine Distanz und lässt es nicht so nahe an sich herantreten, wie dies gerade bei einem" tastenden" Fühlen der Fall ist. Aber auch mit dem tastenden Fühlen – wie es z. B. in der Tastwahrnehmung vorhanden ist -lässt sich jenes primitive Fassen dessen, was da gerade empfunden wird, nur vergleichen. Denn es vollzieht sich auf einer bedeutend niedrigeren Stufe der Aktivität und der Klarheit des Bewusstseins als jenes. Um die hier vorhandene "Unmittelbarkeit" – oder besser gesagt: jene sich dem Subjekt direkt aufdrängende Nähe dessen, was da im primitiven aktiven Innewerden gefaßt wird - zur Sicht zu bringen, könnte man andere Fälle heranziehen, also z. B. das sich im Essen vollziehende "Fühlen" der Geschmacksqualität. Auch bei der flüchtigen, ersten unwillkürlichen und noch "unbekannten" sexuellen Regung spielt sich ein Erhaschen der eigentümlichen Qualität der sexuellen Erregung ab, das als ein anderer Vergleichsfall herangezogen werden kann, um die "Unmittelbarkeit" bzw. die direkthafte Nähe des in dem schlichten Innewerden Erfaßten zu verdeutlichen. Alle diese Vergleichsfälle werden aber im allgemeinen von einem bereits entwickelten Niveau des aktiven Bewusstseins aus vollzogen und sind insofern viel zu bewusst und zu aktiv, um all das, was im primitiven Innewerden statt hat, getreu wiederzugeben. So müsste man alle diese Vergleichsfälle gleichsam etwas verdunkeln und ihnen einen Teil ihrer Aktivität abnehmen, um zu jener spezifisch halbdunklen und eigentlich noch passiven Gestalt des Innewerdens zurückzukehren. Und da enthüllt sich uns erst die direkthafte Nähe alles ursprünglich Empfundenen ohne Unterschied, ob es sich dabei um die sogenannten "Tast"- oder um die "Gesichts"- oder um andere "Empfindungen" handelt. Das schlichte Innewerden des Erlebten ist auch noch kein bewusster Akt. Es ist ein

178

schlichtes Sich-empfindsam-Machen auf die ursprünglich empfangenen, in ihrer Qualität bestimmten Daten, ein in diesem Empfindsam-Sein Sich-Sättigen mit Qualitäten.

Das Erfaßte in diesem Innewerden ist etwas **immanent** Enthaltenes im Strom des Erlebten, in dem wir uns befinden und das wir hier im gewissen Sinne sind. Es ist etwas, was uns gewissermaßen erfüllt. Es wird am besten der erlebte, und insbesondere der empfundene Inhalt des primitiven Innewerdens genannt werden[4]. Wir nehmen es in dem ursprünglichen Innewerden als das, was uns widerfährt, was uns gerade passiert und an uns so direkt heranreicht, dass es uns berührt bzw. erregt und damit in uns eine Wandlung hervorruft. Im Zusammenhang damit empfinden wir es einerseits als das in uns gewissermaßen Eingehende und an uns direkt sich Vollziehende, andererseits aber doch als das an uns "von außen" Herantretende, als das uns Fremde. Wir "empfinden" es, "fühlen" es auf ursprüngliche Weise, wir nehmen es aber nicht wahr, wir vermeinen es nicht gegenständlich. Ein solches Wahrnehmen wäre natürlich auch möglich, wir hätten es dann aber mit einer völlig anderen Sachlage zu tun, und insbesondere hätten wir es dann nicht mit dem ursprünglich empfundenen Datum, Inhalt, zu tun. Das ursprüngliche Innewerden des empfundenen Inhalts ist trotz der Zuwendung zu ihm und auch trotz einer gewissen Aktivität immer noch nur ein bis zu einem gewissen Grade aufmerksames waches Vorbeigleiten an einem bestimmt qualifizierten, uns unmittelbar bedrängenden Etwas.

Es gelangt dabei manchmal zu einer Erregung des Subjekts. Diese Erregung braucht aber nicht für sich erlebt und gar erfaßt zu werden. Sie wird dann nur dur c h leb t und offenbart sich nur in einer Verhaltungsweise des Subjekts, die aus ihr hervorquillt und für die Art und die Intensität der betreffenden Erregung charakteristisch ist. Das dem Empfundenen sich zuwendende primitive Innewerden ist dann auch eine solche Verhaltungsweise, und ihr Verlauf kann für die Art der Erregung charakteristisch sein: sie ist dann ihre "Äußerung", ihre Entladung, ihr "Ausdruck" im weiteren Leben des Subjekts. Dies bleibt

[4] Man könnte hier mit Fichte von dem ersten »Nicht-Ich" sprechen, wenn a~.f dleser Stufe der primitiven Erlebensweise die Rede vom Ich überhaupt zulässig :~he. Das Ich im vollen Sinne des Wortes enthüllt sich uns erst auf einem viel höheren Niveau des Innewerdens und des Erlebens überhaupt. Wenn wir hier vom » trOm des Erlebten" sprechen, so unterscheiden wir es natürlich streng vom Erleben, vom Innewerden selbst, obwohl diese Unterscheidung im schlichten Innewerden noch nl"llt vollzogen wird.

179

dem Erlebenden zunächst ganz verborgen. Gelangt aber die Erregung selbst "zum Bewusstsein", so bildet sie einen spürbaren Geh alt im Rahmen des Durchlebten und scheidet sich radikal von allem bloß erlebten Inhalt und desto mehr von allem Gegenständlichen ab: sie ist nicht "nur" das "Fremde", sondern das mir Zugehörige, das sich in mir Vollziehende, mein Sein Mitaufbauende. So ist auch das sie "zum Bewusstsein bringende" Durchleben in einer anderen Richtung – nach "innen" – gewendet. In ihrem einfachen Sich-Vollziehen kann die Erregung nur gefühlt, nicht aber gegenständlich erfaßt werden. Wenn es dazu überhaupt kommen kann – was nicht geleugnet werden soll – , so kann das nur auf G run d dieses Fühlens und unter deutlicher Verwandlung ihres Verlaufes geschehen.

In dem Unterschied zwischen der gefühlten Erregung und dem empfundenen Inhalt offenbart sich auf dieser primitiven Stufe des ursprünglichen Lebens der erste Gegensatz zwischen mir sowie dem sich in mir Abspielenden und dem freilich mich direkt bedrängenden und sogar mein primitives Innewerden mit seinen Qualitäten erfüllenden, aber trotzdem nur" von außen" her kommenden, mir fremden Gehalt. Das ist sozusagen die erste Spur des Gegensatzes zwischen "mir" und der "Welt", die erste Kunde, dass es außer mir noch etwas gibt, das an mich so nahe mit dem empfundenen Gehalt herankommt, mich bedrängt und sich trotzdem "hinter" diesem Gehalt hält und oft verbirgt, wenn es auch in anderen Fällen in ihm zur Erscheinung gelangt.

Von da aus kann das Ich - durch die Qualität des Empfundenen zur größeren und im Grunde zu einer ganz anderen und neuartigen Aktivität angeregt - das erste Meinen vollziehen, welches über das direkt Empfundene hinausreicht und damit auch zum erstenmal eine echte Distanz zum Erleben und zu dem erlebenden Selbst mit sich führt. Dieses Meinen kann nach zwei verschiedenen Richtungen hervorschießen: entweder in der Richtung auf den soeben vergangenen oder gerade jetzt empfundenen Inhalt oder aber auf etwas hin, was sich hinter dem Empfundenen irgendwie verbirgt, aber zugleich sich in ihm kundgibt und andeutet und die Sphäre des uns erfüllenden, obwohl fremden "Inhalts" radikal überschreitet (transzendiert). Im ersten Falle kann dieses Meinen das Vergangene im qualitativen Gegensatz zu dem eben neu Empfundenen oder in einer gewissen qualitativen Angleichung an dieses letztere betreffen, je nachdem, ob sich das Empfundene qualitativ abrupt verwandelt oder sich ziemlich unverändert fortzieht. Im ersten Falle erfaßt das Meinen den ersten, meine jetzige

180

Gegenwart transzendierenden "Gegenstand": den gewesenen Inhalt, eine mir besonders zugeordnete, mit mir verbundene Zuständilichkeit. Im zweiten dagegen statuiert sich eine Gegenständlichkeit, die trotz dem Wechsel derZeit die eine und selbe bleibt: der mich früher bedrängende Inhalt dehnt sich gewissermaßen auf meine jetzige Gegenwart aus. Dadurch aber, dass der in der früheren Gegenwart nur empfundene und infolgedessen sich durch direkthafte Nähe "mir" gegenüber auszeichnende Inhalt jetzt distanzhaft vermeint wird, und dass das jetzt Empfundene als dessen unmittelbare Fortsetzung und eben damit als "dasselbe" erlebt wird, wird dieses Empfundene nachträglich durch die den vergangenen Inhalt betreffende Meinung mitumfaßt. Eben damit wird es aus der Stellung der unmittelbaren Nähe verdrängt und in eine analoge Entfernung' von dem Erlebenden versetzt, in welcher der vergangene Inhalt zu ihm sich befindet. Der empfundene Inhalt wird unter diesen Umständen "wahrgenommen" und "mir" als dem Erlebenden bzw. Wahrnehmenden deutlich gegenübergestellt, trotzdem aber als das "mich" seit einiger Zeit Bedrängende, "mich" Erfüllende, als etwas in besonderer Weise mit "mir" Verbundenes, zu "mir" Gehöriges erfaßt. Denn dadurch, dass er jetzt auf solche durchaus neue Weise erfaßt wird, hört er nicht auf, (auf die früher beschriebene Weise) "empfunden" zu werden. Aber das Merkwürdige ist gerade, dass dieser weiterhin empfundene Inhalt jetzt infolge des ihn mitumfassenden Meinens einen neuen ihn umkleidenden Aspekt gewinnt, der seine direkthafte Nähe bis zu einem gewissen Grade verdeckt, indem ihm einerseits der Charakter der Dieselbigkeit und Einheit mit dem soeben vergangenen Inhalt, andererseits aber der einer gewissen Entfernung vom Ich verliehen wird. Die Merkwürdigkeit dieser Tatsache und die Probleme, die im Zusammenhang damit sich uns aufdrängen[6], vermögen uns nicht davon abzuhalten, diese Tatsache zunächst einmal schlicht festzustellen.

Richtet sich dagegen das über das direkt Empfundene hinausreichende Meinen auf etwas, was sich jetzt "hinter" dem Empfundenen verbirgt, aber zugleich in ihm anzeigt, so überschreitet es zum ersten

5 Diese »Entfernung" oder »Distanz" hat mit der Zeit-Ferne, als dem Gegensatz .des Ve:gangenen überhaupt zu dem Gegenwärtigen, nichts zu tun. Es ist eine speflzlfisch dem dem Meinen verbundene Erscheinung, die im Gegensatz zu der direkthaften Nähe des Empfundenen genommen werden muss.

6 In dem erkenntnistheoretischen Tell unserer Betrachtungen werden wir Gelegenheit finden, auf andere analoge Tatsachen zu stoßen. Dort werden wir auch die amn 1m Zusammenhang stehenden Probleme besprechen.

181

Male überhaupt nicht nur die Sphäre "meiner selbst" als des gerade Erlebenden, sondern auch des mit "mir" verbundenen, mein Innewerden erfüllenden Inhalts, und reicht in das "Draußen", in das "Jenseits", in das, was

"außerhalb" meiner selbst sich befindet, in das Seinsgebiet der mir gegenübertretenden "Dinge" oder "Vorgänge". Das Meinen geht in diesem Falle darauf hinaus, dieses mir nur Gegenübertretende, aber radikal von mir Verschiedene zu treffen , [7] es zu finden und es in diesem Finden zu fassen. Und zwar, es in seinem eigenen Sein, in seinem Selbst zu fassen und so zu erfassen, wie es in sich ist. Der zugleich empfundene Inhalt verschwindet nicht, aber die Zuwendung zu ihm in dem ursprünglichen Innewerden wird normalerweise fallengelassen[8]. Der Inhalt wird wiederum nur im Vorbeigleiten passiv erlebt, und wir wenden uns voll demjenigen zu, was uns da "in" oder "durch" diesen Inhalt erscheint. Unser ganzes Bestreben geht jetzt dahin, es in seinem Wie, in seinen Eigenschaften, zu "begreifen", damit wir wissen: es ist es, und es ist so und so mit Eigenschaften beschaffen. Bei dem Versuch, diese Eigenschaften zu "entdecken" und sie in dem Meinen festzuhalten, welches die Sphäre meines Selbst transzendiert, nutzen wir unwillkürlicherweise den von uns empfu,ndenen Inhalt aus, indem wir das uns in der "äußeren" Welt Entgegentretende unter dem Aspekte, "sub specie" derjenigen oder verwandten Qualitäten fassen, die in dem gerade empfundenen Inhalt vorwiegen. Nicht diesen Inhalt "objektivieren" wir, nicht ihn machen wir zur Eigenschaft des Wahrgenommenen, des vermeinten Dinges wie man dies oft genug behauptet hat -, sondern, indem wir diesen Inhalt noch immer bloß passiv und nebenbei empfinden, kleiden wir sozusagen das mir in der äußeren Welt Entgegentretende in gegenständliche Qualitäten, die nur in einer eigentümlichen Beziehung zu den Qualitäten des gerade Empfundenen stehen. Diese Beziehung in einzelnen Fällen zu analysieren, ist eine sehr wichtige und umfangreiche Aufgabe. Da liegen jene berühmten Probleme, die insbesondere seit Kants Zeiten die modernen Erkenntnistheoretiker nicht in Ruhe lassen,

7 Damit wird kein methaphysischer, sondern ein rein phänomenologischer Satz ausgesprochen. Es gehört zum selbsteigenen Sinn des Meinens, das wir hier zu beschreiben suchen, dass wir in seinem Vollzug auf solch ein Verschiedenes eingestellt sind und es zu fassen glauben, mag dies nun wahr oder falsch sein.

8 »Normalerweise", weil dies nicht unbedingt notwendig ist. Man kann, z. B. zu Zwecken einer phänomenologischen Analyse, auch beim Vollzug des »nach Außen" gerichteten Meinens, mit einem sozusagen zweiten Strahl der Aufmerksamkeit sich dem gerade empfundenen Inhalt zuwenden und ihn analog, wie in dem oben beschriebenen Innewerden, erfassen.

182

und die man seit Husserl "Konstitutionsprobleme" zu nennen pflegt. Sie zu entwickeln oder gar zu lösen zu suchen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Es wird genügen, wenn wir bemerken, dass die erwähnte Beziehung sehr viele Gestalten und Abwandlungen aufweist. Alle Rede von einer "Dieselbigkeit", die zwischen empfundenen und gegenständlichen (dinghaften) Qualitäten herrschen soll, oder von einer "Synthese", welche die letzteren den ersteren gegenüber bilden sollen, ist nur eine mehr oder wemger gewaltsame Vereinfachung und Verunstaltung der da vorliegenden Verhältnisse.

Wenn wir den Akt des Meinens unter dem Miterleben der Empfindungsdaten vollziehen, so ist der in ihm vermeinte Gegenstand uns in seinem Selbst gegeben. Er präsentiert sich uns als gegenwärtig, sofern es uns natürlich gelungen ist, ihn zu erfassen, zu "begreifen", oder anders gesprochen - das Meinen so zu vollziehen, dass es den Gegenstand mit einem einheitlichen, obwohl die mannigfachen Eigenschaften des Gegenstandes mitbestimmenden Sinn gerade trifft. Das schlichte Empfinden (und allgemeiner: das Erleben) der uns bedrängenden Inhalte zieht sich wesensmäßig kontinuierlich über eine Mannigfaltigkeit von Gegenwarten hin, obwohl es manchen Schwankungen und Wandlungen unterliegt. Das gegenständliche Meinen eines Gegenstandes in einem oder mehreren Akten ist dagegen ein Verhalten des Bewusstseinssubjekts, das sich wesensmäßig in einer diskreten Mannigfaltigkeit der einzelnen, nicht miteinander zusammenfließenden Akte vollzieht. Es ist freilich nicht schlechthin punktuell, wie das oft behauptet wurde, es muss sich auch nicht innerhalb einer einzigen Gegenwart abspielen, denn es gibt Fälle, wo es sich auf eine Mannigfaltigkeit von Momenten, auf eine ganze Zeitphase erstreckt. Zu seinem Wesen gehört es aber, dass es nicht nur relativ kurz dauert, sondern vor allem wie eine Welle ist, die auftaucht, anschwillt, einen Höhepunkt erreicht und dann verhältnismäßig rasch zusammenbricht und vergeht. Das gegenständliche Meinen ist eben ein Akt des Bewusstseinssubjektes. Es bildet eine eng begrenzte Phase des Lebens desselben, über welche es sich nl~ht ausdehnen lässt. Soll derselbe Gegenstand weiterhin vermeint werden, so muss seitens des Bewusstseinssubjekts ein vollkommen neuer Akt vollzogen werden. Und zwar muss es einen Akt von genau demselben oder mindestens von annähernd demselben Sinn bzw. „Inhalt“[9] vollziehen. Der neue Akt geht im allgemeinen ebenso rasch vorüber wie die bereits vergangenen Akte, dann muss gegebenenfalls eine

9 Was Inhalt eines Meinugsaktes“ bedeutet, werden wir gleich sagen.

183

neue Anstrengung vom Subjekte unternommen und ein neuer Akt von ihm vollzogen werden[10]. Das Merkwürdige ist dabei, dass es einerseits überhaupt gelingt, mehrere voneinander getrennte Meinungsakte Zu vollziehen, die sich alle auf denselben, transzendenten, insbesondere wahrgenommenen Gegenstand beziehen, andererseits aber, dass dies keine reine Willkür des Bewusstseinssubjekts ist, dass es da also in gewissen Grenzen gebunden

ist und nicht immer solche Akte zu vollziehen vermag. Es ist nämlich zu beachten, dass es sich da um die Wahrnehmungsakte handelt. Das besagt zweierlei: Erstens, der in ihnen gegebene Gegenstand muss als in dem jeweilig auftauchenden Jetzt, in dem der betreffende Akt sich abspielt, existtieren der, also nicht als vergangener oder etwa als zu den vergangenen Akten bloß zugehörender gegeben werden. Zweitens aber: er muss dem Bewusstseinssubjekte selbst gegenwärtig sein, also sich ihm in der Fülle seiner Eigenschaften zeigen und vor ihm sozusagen "in persona" sein. Dass dies überhaupt möglich ist, beweist, dass die bereits abgelaufenen Akte für das Bewusstseinssubjekt nicht spurlos verschwanden. Das Subjekt vermag nach ihrem Vorbeigegangensein an sie aufs neue "anzuknüpfen", indem es – im Prinzip wenigstens – wissen kann, was in ihnen gegeben und wie es vermeint wurde. Nur deswegen kann der jetzt wahrgenommene Gegenstand deutlich als "derselbe", wie früher, obwohl vielleicht in mancher Hinsicht verändert, wahrgenommen werden. Dies wirft natürlich auf die **Natur** des Bewusstseinssubjekts ein bezeichnendes Licht, bzw. es stellt an sein Wesen ein bestimmtes Postulat: Soll so etwas, wie das "Anknüpfen" an bereits vollzogene und vergangene Akte überhaupt möglich sein, so kann sich das Bewusstseinssubjekt nicht in dem Fluß der immer neuen Akte und Erlebnisse erschöfen. Es muss noch etwas sein, was im Prinzip über das rein Bewusstseinsmäßige hinausgeht, es transzendiert, und zwar in diesem Falle in der entgegengesetzten Richtung, als es der im Wahrnehmungsmeinen gegebene Gegenstand tut. Dieses Etwas, das von der bloßen Funktion des Subjektseins für Bewusstseinsakte verschieden ist, aber mit ihr irgendwie unmittelbar zusammenhängt, muss dem Bewusstseinssubjekt eben erlauben, die Unterbrechungen zwischen den einzelnen, denselben Gegenstand betreffenden Meinungsakten zu überbrücken.

10 Diese kurze Dauer des Aktes fließt nicht aus der Erschöpfung der Aufmerksamkeit oder aus deren Unstabilität. Dieser Umstand kann nur die Reichweite der Dauer eines Aktes beeinflussen. Die notwendige Begrenzung der Dauer eines Aktes hat indessen ihren Grund darin, dass er eine operative Einheit ist, die als solche ihren Anfang und ihren dem Sinn gemäßen Abschluss hat.

184

Wie dies näher zu bestimmen sei, mag große Schwierigkeiten bieten. Entscheidend aber für den Gang der weiteren Problematik der Streitfrage Idealismus-Realismus ist die Tatsache, dass bereits die Möglichkeit des mehrmaligen Wahrnehmens eines und desselben "äußeren" Gegenstandes uns über die Bewusstseinsimmanenz hinausführt, und zwar in der Richtung auf einen mit dem Bewusstsein zwar direkt zusammenhängenden, aber trotzdem ihm gegenüber transzendenten subjektiven Faktor. Ein die "Dinge" mehrmals als dieselben wahrnehmendes Subjekt darf mit dem sogenannten Strom der reinen Erlebnisse und Akte oder mit einem sich im Rahmen der Immanenz haltenden Faktor (z. B. dem sogenannten "reinen Ich") nicht identifiziert werden, obwohl es zu seinem Wesen gehören muss, sich in Bewusstseinserlebnissen und Akten auswirken zu können.

Auch die Tatsache, dass das Bewusstseinssubjekt nicht vollkommen frei ist, denselben Gegenstand mehrmals wahrzunehmen, spielt eine wichtige Rolle in der Streitfrage Idealismus-Realismus. Diese Begrenzung der Freiheit hängt mindestens davon ab, ob die von ihm gerade jetzt erlebten Inhalte derart sind, dass sie ihm erlauben, bestimmte Akte zu vollziehen. Denn von diesen Inhalten, obwohl nicht ausschließlich von ihnen, hängt es ab, ob sich der betreffende Gegenstand dem Subjekte überhaupt als selbstgegenwärtig anzeigt, und dass er gerade in solchen und nicht in anderen Eigenschaften zur Erscheinung kommt. Das bewusste Subjekt, das sich von den empfundenen Inhalten bedrängt fühlt und sie einfach empfängt, vermeint unter ihrem Druck einen bestimmten Gegenstand als selbstgegenwärtig. Nachdem es aber diesen Gegenstand bereits wahrgenommen hat, nimmt es diese Inhalte als dessen "Kundgebungen", "Erscheinungen", ,,Äußerungen" hin[11]. Es ist natürlicherweise geneigt, in ihm die Bedingung des Auftretens der empfundenen Inhalte einer bestimmten Art zu sehen. Es muss darin noch durch die Tatsache verstärkt werden, weil es nicht in seiner Macht liegt, sich willkürlich derlei Inhalte zu verschaffen oder zu produzieren, ihren Ablauf, sobald sie einmal da sind, nach Willkür zu beeinflussen oder endlich sich ihnen - unter Beibehaltung der erschein ungsmäßigen Selbstgegenwart des betreffenden Gegenstandes – zu entledigen. Natürlich vermag das Bewusstseinssubjekt aufzuhören, die betreffenden Inhalte zu empfinden, aber dies wiederum nur unter bezeichnenden Bedingungen, und zwar dass

11 Sobald es sich natürlich darüber klar ist, dass es Inhalte empfindet, die von dem eben Wahrgenommenen verschieden sind.

185

1. der betreffende wahrgenommene Gegenstand zugleich aus dem "Gesichtskreis" des Bewusstseinssubjekts verschwindet, dass
2. zu vor ein noch so flüchtiges Erlebnis des "Nicht-empfinden- Wollens" in seinem Bewusstseinsstrome auftritt,
3. dass gewisse andere Abläufe von empfundenen "fremden" Inhalten auftreten, und
4. dass gewisse, völlig andere Empfindungsdaten das Ich bedrängen, die wir bis jetzt, sogar ihrer Möglichkeit nach, nicht erwähnt haben, und welche die eigentümliche Fähigkeit haben, dem Bewusstseinssubjekt einen ganz neuartigen Gegenstand zur konkreten Erscheinung zu bringen, den wir "unseren Leib" nennen. Im Zusammenhang damit werden wir diese Inhalte die "leiblichen" oder "inneren" Empfindungen nennen. Man nennt sie

auch oft "organische" Empfindungen. Es ist für sie eine qualitative Besonderheit wesentlich, die sie von allen Empfindungsdaten unterscheidet, welche wir bei dem Wahrnehmen eines "äußeren" Gegenstandes erleben – eben "äußeren" im Gegensatz zu unserem Leib. Es ist eine Gruppe von Empfindungsabläufen, welche trotz ihrer weitgehenden qualitativen Verschiedenheit sich innig miteinander verflechten und funktionell auf mannigfache Weise voneinander abhängen. Sie üben alle die Funktion, "meinen" (des erlebenden Subjekts) Leib zur Erscheinung zu bringen und die sich in demselben vollziehenden Wandlungen und Verhaltensweisen auszudrücken. Vermöge dieser "inneren" Empfindungen "empfinden" wir unseren Leib von innen her. Ihr Auftreten zieht das eigentümliche und äußerst wichtige Phänomen an sich, dass sich das Bewusstseins-Ich sozusagen selbst "im Innern" des "eigenen" Leibes fühlt.

Besondere Abläufe der "inneren" Empfindungen bringen uns einzelne Teile des Leibes oder deren einzelne Eigenschaften oder Zustandsänderungen zur Erscheinung, in anderen dagegen fühlen wir Zuständlichkei ten und Verhaltungsweise, und insbesondere Bewegungen unseres ganzen Leibes[12] ohne zunächst sie selbst bewusst und absichtlich zu beobachten. In dem von uns erwähnten Falle, in dem wir uns einem eben wahrgenommenen Gegenstand zu entziehen suchen, um aufzuhören, ihn wahrzunehmen oder mindestens die von seiner Gegenwart herrührenden Inhalte zu empfinden, treten vor allem diejenigen "leiblichen" Empfindungen auf, in denen bestimmte Bewegungen unseres Leibes oder seiner Teile – z. B. das Schließen der Augen, das Wegwenden des Kopfes, das Zurückziehen der Hand und dgl. mehr – zur Erscheinung

1! Dass es gerade unser "Leib" ist, erfahren wir erst auf einem unvergleichlich höheren Niveau unseres Wissens, eben auf Grund entsprechender Wahrnehmungen und Beobachtungen. Hier aber, wo wir zuerst nur auf die Abläufe "leiblichen" inneren Empfindens hinweisen, können wir uns nicht anders ausdrücken.

186

gelangen. Mit anderen Worten: Um bei der Selbstgegenwart eines Gegenstandes aufzuhören, ihn wahrzunehmen – wenn das gegebenenfalls überhaupt möglich ist -, müssen wir bestimmte Bewegungen und Tätigkeiten unseres Leibes ausführen. A.hnlich verhält es sich auch, wenn wir den Gehalt und den Ablauf der empfundenen Inhalte wenigstens in gewissen Grenzen beeinflussen wollen, eventuell aus der Absicht heraus, den Gegenstand in einer anderen Reihe von Eigenschaften (von anderer Seite her, aus größerer Nähe und dgl. mehr) wahrzunehmen. Auch dann müssen wir gewisse leibliche Tätigkeiten vollziehen, je nach dem Gegenstande und der Ausgangslage, in der wir uns beim Wahrnehmen gerade befinden. Der rein bewusstseinsmäßige Wille, den Gegenstand anders oder ihn überhaupt nicht wahrzunehmen, reicht da nicht aus. Er zeigt sich da - wenigstens bis zu einem gewissen Grade durch Faktoren gebunden, die ebenso wie der wahrgenommene Gegenstand (insbesondere das materielle Ding) die Sphäre des rein Bewusstseinsmäßigen transzendieren. Denn auch der Leib, den wir den "unsrigen" nennen, und den wir zum Teil auf ähnliche Weise "wahrnehmen", wie die uns entgegentretenden Dinge, also durch Sehen, Tasten, Hören usw., gelangt in den "inneren" Empfindungsinhalten als alle diese Inhalte und alles Bewusstseinsmäßige radikal transzendierender Gegenstand zur Erscheinung. Freilich gehört er – rein phänomenal gesprochen - auf eine ganz einzigartige Weise zu "mir", aber das rüttelt an seiner Transzendenz nicht im mindesten. Er ist nicht bloß "mein" Leib, er ist nicht bloß immer dabei - auf mehr oder weniger deutliche und fühlbare Weise - wenn ich nur "wach" bin, also irgendwelche Bewusstseins-Erlebnisse habe oder Akte vollziehe - er ist auch nicht nur - wie manche Forscher es oft genug gesagt haben - innigst mit mir "verbunden". Nein! Das Merkwürdige ist, dass ich - wie bereits erwähnt -, der Erlebende und Akte Vollführende, mich "in " ihm, mittendrin in meinem Leib, fühle. Er umgibt mich gewissermaßen, und er tut es auf so eigenartige Weise, dass, soweit er reicht, "ich" auch hinreiche oder wenigstens reichen kann, noch mehr! – ich auch dort bin! Es gibt zahlreiche Fälle, wo "ich" mich ihm gegenüberstelle, mich ihm widersetze sogar, aber trotzdem kann ich ihn nie loswerden, mich nie von ihm befreien, und zwar - nicht nur aus irgendwelchen "äußeren", "objektiven" Gründen, von denen mich eventuell andere belehren könnten und von denen ich im schlichten, auf meine eigenen Erfahrungen beschränkten Erleben nichts weiß, sondern, weil Sogar auch die verzweifeltsten Versuche, mich dem eigenen Leibe entgegenzusetzen, das Phänomen der letzten ursprünglichen Solidarität,

187

der letzten primitiven Einheit mit meinem Leibe zum Grunde haben. Und wie es auf diesem Untergrunde die Phänomene des Sich-entgegenSetzens und eventuell auch eines Kampfes mit meinem Leibe gibt, so gibt es andererseits auch Phänomene der Steigerung jener Solidarität, jenes merkwürdigen Sich-mit-dem-eigenen-Leibe-eins-Fühlens, der Verinnerlichung des eigentümlichen "Bündnisses" mit meinem Leibe:[13] ich tauche dann gewissermaßen in meinen Leib tiefer hinein, ich versenke mich in ihn, ja, ich kann mich gleichsam in einzelne Teile meines Leibes begeben, um z. B. von ihnen aus etwas besser zu empfinden, mich einer Wonne oder Wollust tiefer hinzugeben, mich gewissermaßen bis dahin "auszudehnen", ich kann mich gleichsam bis in die Peripherie meines Leibes, in die "Fingerspitzen" hineinbegeben, mich gewissermaßen bis dahin "auszudehnen“ [14] um z. B. bei subtilen technischen Arbeiten ein Werkzeug mit möglichster Feinheit zu betasten. Und dann fühle

ich mich mit meinem Leibe auf besonders innige Weise einig, ich lebe " in" ihm, er beginnt etwas von mir selbst zu sei n: indem ich etwas mit meinen Fingern betaste, taste ich es selbst. Ich "bediene" mich ihrer nicht nur – was wiederum ein positives Phänomen, nicht nur eine "äußere" Tatsache ist! – , bis in meine Fingerspitzen bin ich dan n ich in meinem Leibe, ich bin gewissermaßen auch meine Fingerspitzen selbst. So wachse ich[15] – ich der Erlebende und

13 Dies kann wiederum mehr oder weniger aktiv geschehen, unter Zuwendung zu meinem Leibe und dessen Teilen, und unter einer bewussten Konzentration auf das, was da gerade passiert und erscheint, oder nur passiv, nur "im Vorbeigehen", im einfachen Auswirken meiner Selbst nach außen hin. Das sind alles Themata für umfangreiche Untersuchungen, die kaum je angefangen wurden.

14 Dieses Hinreichen, Sich-Erstrecken meines Selbst über das rein Bewusstseinsmäßige hinaus in ein dem letzteren gegenüber radikal transzendentes Sein geht noch in einer vollkommen anderen Ridnung, und zwar auf das Seelische, hin, das auch in einer merkwürdigen Innigkeit mit meinem Leibe "verbunden" ist und das zugleich in einem viel höheren Grade "meine Seinssphäre", meine Seele, ist. Dies ist aber eine Tatsache, mit der wir uns momentan nicht näher beschäftigen können. Sie steht dagegen mit dem schon obenerwähnten Postulat der Möglichkeit, mehrmals einen und denselben Gegenstand wahrzunehmen, im engen Zusammenhang. Wir werden später – in der materialen Ontologie – darauf zurückkommen. Hier muss aber noch hinzugefügt werden, dass ich hier mit der Rede von "meiner Seele" keine "Metaphysik" treibe und mich auch auf keine Tradition berufe. Ich spreche lediglich darüber, was im Bereich "meiner" persönlichen Erfahrung auftritt und in besonderen Phänomenen zur Erscheinung gelangt. Ob diese Phänomene mich berechtigen, das seinsauconome Sein von so etwas wie die "Seele", "Person", anzuerkenn~n oder nur zur Bildung eines besonderen intentionalen Gegenstandes führen, das ist ebenfalls ein Grundproblem der Streitfrage Idealismus-Realismus. Der erste Schr:tt dazu ist, diese Phänomene ans Licht zu bringen und sie genau zu untersuchen. Dies muss späteren Betradnungen überwiesen werden.

15 Das Subjekt dieses Hineinwachsens bin ich, der Erlebende und Bewusstseinsakte vollziehende, sowie derjenige, der »innere" Empfindungen hat, durch welche ihm sein Leib erscheint. Dieses Hineinwadlsen selbst zieht es nadl sich, dass auch dieser Leib beginnt, bis zu einem gewissen Grade »ich" zu sein. Er gehört zu mir, ich umfasse ihn, ziehe ihn in meinen eigenen Seinsbereich ein.

188

Akte Vollziehende - von vornherein, indem ich "innere", "leibliche" Empfindungen habe und mir in ihnen oder durch sie mein Leib erscheint, in die Sphäre meines eigenen Seins hinein, die - ebenso, wie die äußeren" Gegenstände - radikal über das rein Bewusstseinsmäßige hinausreicht, es transzendiert. Ich lebe, ich bin – wie mich meine Erlebnisse und die Erscheinungen belehren - phänomenal von vornherein an der Grenzscheide zwischen dem rein Bewusstseinsmäßigen und dem es radikal Transzendierenden und reiche als Identisches in beide Sphären hinein, ich befinde mich in ihnen. Und wenn ich so "in" meinem Leibe lebe und bestimmte Bewegungen mit ihm und seinen Teilen ausführe -, wobei sich in meiner (übrigens immer nur begrenzten) Herrschaft über meinem Leibe meine Solidarität mit ihm, sowie seine Zugehörigkeit zu mir aufs neue erweist -, bringe ich mir zum Bewusstsein, dass ich mich meines Leibes bzw. einzelner Teile von ihm nicht nur dann "bediene", wenn ich mich aus den oder anderen Gründen dem wahrnehmenden Gegenstand entziehen will, sondern auch dann, wenn ich ihn wahrnehme: ich betaste z. B. einen Gegenstand, ich nehme ihn in die Hand, ich öffne meine Augen, ich wende ihm meinen Kopf zu, ich nähere mich ihm, oder ich entferne mich entsprechend von ihm, um mich in die "richtige" Entfernung zu versetzen, aus der ich ihn "am besten" sehe. Ich gehe um den Gegenstand herum, um ihn von der "anderen Seite" zu sehen, oder ich wende die Sache nach allen Richtungen hin und dgl. mehr - alles Handlungen, bei denen ich das mehr oder weniger deutliche Bewusstsein dessen habe, dass ich mich meines Leibes und einzelner seiner Teile - Organe bediene, um den Gegenstand wahrzunehmen. Dieses Bewusstsein baut sich auf den Abläufen entsprechender leiblicher Empfindungen, deren Haben mich zum ersten Male belehrt, dass ich überhaupt so etwas wie "Sinne" besitze, die mich in Kontakt mit "äußeren" Gegenständen bringen. Das Zusammenauftreten der "in" den "Sinnen" sich entfaltenden inneren Empfindungen mit bestimmten Abläufen der "ichfremden", "äußeren" empfundenen Inhalte, bzw. mit bestimmten gegenständlichen Eigenschaften, die gleichzeitig wahrgenommen werden, schafft bald eine feste Zuordnung zwischen den einzelnen "Sinnen" und den betreffenden gegenständlichen Eigenschaften, die uns zu der überzeugung führt, dass die einzelnen Sinne gewissermaßen Werkzeuge

189

zur Wahrnehmung ganz bestimmter gegenständlicher qualitativer Eigenschaften sind, dass also z. B. das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören und dgl. mehr "dient".

Dabei zeigt sich zweierlei: einerseits, dass mein Leib und insbesondere seine einzelnen Organe, wie z. B. die Hände, an den wahrgenommenen Gegenstand direkt heranreichen und in oder an ihm bestimmte Veränderungen hervorzurufen vermögen - wie etwa, wenn ich den Gegenstand in entsprechende Lage im Raume bringe, um ihn bequem zu beobachten, oder ihn entzweischneide, um sein Inneres zu betrachten -, zugleich aber selbst diesen oder jenen Einwirkungen des Gegenstandes unterliegen, andererseits aber, dass die Beschaffenheiten meiner "Sinnesorgane" bestimmte Grenzen für die Wahrnehmbarkeit der Eigenschaften des Gegenstandes – je nach der Art derselben – setzen.

Die erste dieser Tatsachen führt uns zu der Überzeugung, dass die Transzendenz der beiden Gegenständlichkeiten: des wahrgenommenen "äußeren" Gegenstandes und des unmittelbar gefühlten oder auch wahrgenom-

menen eigenen Leibes, trotz der radikal anderen Richtung in oder an der Stelle, an der sie beide zur Erscheinung gelangen, doch derselben Art ist. Die Dieselbigkeit dieser Transzendenz spricht auch dafür, dass sie beide zu ein und demselben Seinsgebiete gehören. Es spricht auch dafür, dass sie im unmittelbaren Kontakt miteinander stehen können. In dieser Überzeugung bestärkt uns auch eine große Anzahl von Tatsachen, in welchen wir erfahren, dass auch mein Leib verschiedenen Veränderungen unterliegt, welche durch Einwirkung der "äußeren", von uns wahrgenommenen Gegenstände hervorgerufen werden. Dass wir diese Gegenstände als "äußere" erfassen, liegt daran, dass die ihrer Wahrnehmung zugrunde liegenden empfundenen Inhalte uns fremd sind und zur Erscheinug von gegenständlichen Eigenschaften führen, die deutlich außerhalb meines Leibes liegen und in dessen nähere oder weitere räumliche Umgebung fallen. Ich finde die Gegenstände (insbesondere die materiellen Dinge) "um mich herum" vor - um mich, welches sich als dem Leibe innewohnend fühlt. So hat dies "Um-mich-Herum" das "Um-meinen-Leib-Herum" zur Folge. Nach allen Richtungen um meinen Leib herum finde ich wahrgenommene oder wahrnehmbare Gegenstände vor. Dabei kann ich mittels entsprechender Bewegungen meines Leibes es dazu bringen, dass ich mich sozusagen unter andere Gegenstände, als die ich gerade wahrnehme, begebe, dass sich also meine Umgebung verändert: ich wandere unter einer Mannigfaltigkeit von wahrgenommenen Gegenständen, und es ist möglich, von der einen Gruppe "mich" umgebender

190

Gegenstände einen direkten Übergang zu einer anderen Gruppe von mich (später) wiederum umgebenden Gegenständen zu finden. Die von mir nach verschiedenen Richtungen in verschiedenen Entfernungen liegenden Gegenstände schließen sich zu ein e m Gegenstandsfelde, zu einer Welt zusammen, und "ich" (d. h. ich mit meinem Leibe zusammen) befinde mich unter ihnen, innerhalb der Mannigfaltigkeit sich zu einer Welt zusammenschließender Gegenstände. "Ich" befinde mich unter ihnen, vermöge meines Leibes, der sich sozusagen auf gleichem Niveau, im selben "Raume" wie sie befindet und der sich als Glied einer Mannigfaltigkeit von in gleichem Sinne transzendenten Gegenständen in die eine und selbe Welt einfügt. So erweist sich mein Sein an der Grenzscheide zwischen der Sphäre des rein Bewusstseinsmäßigen und derjenigen der Transzendenz meines Leibes (und meiner Seele) als eine viel bedeutsamere Tatsache, als es zunächst schien. Indem mein Leib in das ganze Seinsgebiet im gleichen Sinne transzendenter Gegenstände eingetaucht ist, reiche ich durch ihn direkt in die Sphäre der mich umgebenden Welt hin, in dieselbe Welt, deren einzelne Glieder, Dinge und Prozesse mir im Wahrnehmen nur als Transzendenzen – obwohl als sich selbstgegenwärtig präsentierende, aber nichtsdestoweniger als Transzendenzen – gegeben sind[16]. In dem soeben Gesagten ist aber noch etwas enthalten, das für sich hervorgehoben zu werden verdient: Das Wahrnehmen selbst, besonders, wenn es nicht als einzelner, aus der Gesamtheit des Lebens herausgerissener Akt, sondern als eine ganze Mannigfaltigkeit zeitlich geordneter Akte genommen wird, ist nicht ein bloßes reines Meinen besonderer Art. Es befindet sich gewissermaßen von vornherein an derselben Grenzscheide zwischen dem **Immanent**en und Transzendenten, wie mein gesamtes Leiblichseelisch-geistiges-Sein. Es hat sozusagen zwei Seiten, die im engsten Zusammenhang zueinander stehen: das rein bewusstseinsmäßige, sich auf Erleben bestimmter Abläufe von Inhalten aufbauende Meinen und andererseits das Mitwirken der "Sinnesorgane"[17], die von uns bei immer höher ausgebildetem Wahrnehmen in steigendem Maße bewusst

16 Und zwar haben wir hier das sich phänomenal ausweisende Mitwirken ~Ieser Organe im Auge, ohne zu irgend welchen hypothetisch angenommenen aktoren zu greifen, deren sich die Psycho-Physiologie gerne bedient.

17 Daraus müssen in dem erkenntnistheoretischen Teil entsprechende Konsequen~:n gezogen werden. Es muss aber schon jetzt betont werden, dass der Hinweis auf die Rolle der sogenannten "Sinne" und überhaupt des Leibes bei dem Wahrnehmen nur Im Rahmen einer deskriptiven Analyse des Wahrnehmungsvorganges verstanden W~rden soll und gar keine metaphysische Feststellung der Existenz des Leibes und seIner Sinnesorgane zur Voraussetzung hat.

191

und mit methodischer Absicht benutzt werden[18]. Es darf nicht auf das rein Bewusstseinsmäßige reduziert werden. So wird es mit Recht Sinneswahrnehmung oder sinnliche Wahrnehmung genannt.

Das Wahrnehmen kann rein zufällig, nur bei Gelegenheit anderer Verhaltungsweisen des Bewusstseinssubjekts, oder als eine Hauptbeschäftigung desselben vollzogen werden. In bei den Fällen belehrt es uns über die Dinge und Vorgänge in der uns umgebenden Welt. Aber in dem zweiten Falle, wo es, wenigstens im Rahmen einer engbegrenzten Phase des Lebens, als Selbstzweck erscheint, dem sich das Ich voll hingibt, enthüllt es sich ihm zugleich als eine Erkenntnistätigkeit im eminenten Sinne, die weiteren oder höheren Erkenntniszielen dient, an deren Erreichung noch andere, vernunftmäßige Akte und Operationen im ausgiebigen Maße mitwirken. Die sinnliche Wahrnehmung erweist sich in diesem Zusammenhange immer mehr als eine Verhaltungsweise des Subjekts, in welcher das Subjekt auf eine Anpassung, auf eine immer weiter fortschreitende Adäquation des dem Wahrnehmenden **immanent**en und in selbstpräsentierten Gegebenheiten sich erfüllenden Sinnes an die "Wirklichkeit“ aus ist, und zwar an eine Wirklichkeit, mit der wir unmittelbar zu verkehren glauben, und die in diesem

Verkehr sich uns mit dem Anspruch auf Seinsautonomie und Unabhängigkeit von uns und unserem Wahrnehmen zeigt. Diese Anpassungs- oder Adäquations- Tendenz erweist sich für die Erkenntnis wesentlich und beherrscht den Verlauf des Wahrnehmens in um so größerem Maße, je mehr dasselbe dem Vollzug der höheren, vernunftmäßigen Operationen untergeordnet wird. Es wird – wie sich noch später zeigen wird, was aber auch allgemein bekannt ist – nicht bloß alles aus den Ergebnissen des Wahrnehmens eliminiert bzw. entwertet, was dem Prinzip der Adäquation widerspricht oder zu widersprechen scheint[18], sondern – was viel wichtiger ist! –

18 Es ist hier daran zu erinnern, was H. Conrad-Martius über die "reale Transzendenz" der in der Wahrnehmung gegebenen Dinge behauptete (vgl. "Zur Ontologie und Erscheinungslehre der realen Außenwelt", Jahrb. f. Philos. Bd. III). Sie beruht darauf, dass die Intention des Wahrnehmungsaktes nicht in die Schicksale des wahrgenommenen Dinges eingreifen und es in keiner Hinsicht verändern kann. Indem wir aber mit unserem Leibe auf die uns umgebenden Dinge einwirken, durchbrechen wir gewissermaßen die Grenze dieser "realen Transzendenz" und rufen in ihnen direkt Veränderungen hervor.

19 Es wird in dieser Hinsicht oft viel gesündigt, besonders, wenn wissenschaftliche Verfahrungsweisen unter die Richtschnur vorgefaßter philosophischer Meinungen gestellt werden. So müssen wir uns mit dem Sinn, dem Rechte und den berechtigten Grenzen dieser Elimination in unserem erkenntnistheoretischen Teil besonders befassen.

192

es werden besondere Vorkehrungen getroffen, um ein Wahrnehmen zu ermöglichen, welches die Wirklichkeit möglichst getreu wiedergibt, sich ihr in möglichst weiten Grenzen unterwirft und jeden "subjektiven", geschweige denn schöpferischen Zusatz ausschließt. In diesen Vorkehrungen, die wir gewöhnhch „Experimente“ nennen, erweist sich einerseits die Rolle unserer leiblichen Handlungen, in denen sie vorbereitet und in ihrem Verlauf oft geregelt werden, besonders wichtig. Andererseits macht sich in ihnen die bereits erwähnte Beschränktheit unserer Sinnes-Organe und unserer rein bewusstseinsmäßigen Unterscheidungsfähigkeit für die Wahrnehmbarkeit der gegenständlichen Eigenschaften fühlbar. Wir ersetzen infolgedessen unsere natürlichen, leiblichen Sinnesorgane durch andere, zu der äußeren Welt gehörige Werkzeuge ("Beobachtungsinstrumente"), oder wir suchen sie wenigstens auf diese Weise zu ergänzen. Wir verlängern gewissermaßen und verfeinern unsere "Sinne" durch künstliche Instrumente, mittels welcher wir dann gegenständliche Tatsachen und Eigenschaften wahrnehmen, die mit den "bloßen" Sinnen (z.B. mit "bloßem Auge") uns entweder überhaupt unzugänglich oder nur unter weitgehender Verschwommenheit erfaßbar sind. In beiden Fällen – der Ersetzung und der Ergänzung durch Beobachtungsinstrumente –, aber besonders in dem zweiten Falle, ist die Rolle der Tätigkeit unserer Sinnesorgane und anderer Teile unseres Leibes wesentlich: nicht im tätigkeitslosen Begaffen erfassen wir die Dinge und dingliche Vorgänge in ihren möglichst eigenen Momenten, sondern in einem aktiven, durch leibliche Tätigkeiten unterbauten Verhalten. Und der Tätigkeitsfaktor hat auch an der anderen, gegenständlichen Seite des im Wahrnehmen sich vollziehenden Erkenntnisvorgangs seinen wichtigen Anteil[20]. Und zwar auf doppelte Weise: erstens dadurch, dass die von uns zur Verfeinerung unserer Sinne verwendeten Instrumente selbst in ihrer Tätigkeit, im "Funktionieren", ihre erkenntnisstützende Rolle erfüllen, zweitens, dass auch die "beobachteten" Gegenstände im allgemeinen nicht im ruhevollen Sein wahrgenommen werden, sondern – gerade in den sogenannten Experimenten – zu bestimmten Verhaltungsweisen und Vorgängen gezwungen werden, in denen sie uns erst ihre Eigenschaften verraten. Je mehr wir bei diesem, oft sehr komplizierten und äußerste Feinheit, Vorsicht und Aktivität im aufmerksamen Fassen erfordernden, tätigen Wahrnehmen in die eigene Gestaltung

20 Es ist das Verdienst des sonst so irreführenden Pragmatismus W.] James', auf beides hingewiesen zu haben. Vgl. insbesondere: W, James „L'idee de verité".

193

der uns umgebenden" wirklichen" Welt eindringen, je besser wir nicht bloß jede aus den Mängeln unseres Verhaltens und seiner Mittel entspringende Abweichung von den "an sich" bestehenden Tatbeständen verkleinern, sondern auch jedes fiktive Erzeugnis unserer schwer zu bändigenden rein schöpferischen Tendenzen beseitigen und diese Tendenz selbst eindämmen, desto stärker glauben wir, uns dem Ideal der in der "Erfahrungserkenntnis" sich realisierenden Adäquation, Anpassung, Unterwerfung an die "an sich" bestehende Wirklichkeit zu nähern. Diese schöpferische Tendenz bricht aber immer wieder durch und durchkreuzt unser Bestreben, ausschließlich die "Wirklichkeit" sprechen zu lassen. Nun zeigt sich aber, dass es ein oder sogar mehrere Gebiete gibt, auf welchen sich diese schöpferische Tendenz frei auswirken kann, und dass sie dann auf ganz merkwürdige und unerwartete Weise zu eigenen Erzeugnissen und Werken führt, die unsere Wirklichkeit bereichern und sie sogar modifizieren[20]".

Um darauf eingehen zu können, müssen wir noch mit einigen Worten auf das im sinnlichen Wahrnehmen sich auswirkende Meinen zurückgreifen. Es lassen sich an ihm mehrere, im allgemeinen eine wesensmäßige Einheit bildende Momente unterscheiden. Insbesondere sind es:
1. das Intentionsmoment,
2. der unanschauliche Inhalt der Meinung,
3. das Moment der Existenz-Erfassung[21].

Manchmal verflechten sich mit ihnen noch andere Momente, auf die wir noch später eingehen werden.

Auf das Intentionsmoment[22] hat man bereits im Mittelalter hingewiesen. Dessen Bedeutung für das Wesen des Bewusstseinsaktes wurde seit Brentano-und-Husserl-Untersuchungen besonders betont. Es ist ein

20" Die Beschreibung der verschiedenen Strukturen und Abwandlungen des reinen Bewusstseins hat man von der phänomenologischen Seite, vor allem durch Edmund Husserl und einige seiner unmittelbaren Schüler (wie z. B. W. Schapp, H. Hofmann, H. Conrad-Martius u. a.), mehrmals unternommen. Wenn ich hier diese Aufgabe noch einmal durchzuführen suche, so ist es deswegen, um hier dem Leser das Unentbehrliche für die weiteren Betrachtungen zusammenzustellen, und zweitens, weil in meiner Darstellung einige Sachlagen doch auf eine etwas andere Weise beschrieben werden, als dies von meinem Lehrer und meinen älteren Kollegen getan wurde.

21 Husserl spricht vom .Setzungsmoment" des Aktes, aber das hat seine Mißlichkeiten und bringt in die Erwägung von vornherein einen idealistischen Anstrich, der dann schwer abzuschütteln ist.

22 Den Ausdruck "Intentions-" anstelle von .intentional" habe ich in meinem Buche "Das literarische Kunstwerk" eingeführt, um das Wort "intentional" ausschließlich zur Bezeichnung intentionaler Gegenstände (Gebilde) zu verwenden . • Intentions-" bedeutet somit nur "Intention enthaltend" oder .zur Intention gehörig" und wird lediglich auf Bewusstseins akt e bzw. auf deren Momente angewendet.

194

ursprüngliches, nicht weiter zerlegbares Moment eines jeden Bewusstseinsaktes, das sich verhältnismäßig noch am besten als das "Sich-aufetwas-Beziehen" oder "Etwas-Betreffen" fassen lässt. Es mag strittig sein, ob das Intentionsmoment für alles Bewusstsein charakteristisch ist, oder ob es lediglich die Akte des gegenständlichen Meinens aufbaut, während die anderen Weisen des Bewusstseins nur wesentlich andere, obwohl ihm verwandte Momente aufweisen. Im ersten Falle würde es auch im schlichten Durchleben sowie im ursprünglichen passiven Erleben der Emfindungsdaten auftreten. Diese beiden Bewusstseinsweisen unterscheiden sich aber im umfangreichen Maße von dem gegenständlichen Meinen, das insbesondere im Wahrnehmen enthalten ist. Es scheint also zweifelhaft zu sein, ob man das Intentionsmoment auch dem Durchleben und dem passiven Erleben zuerkennen soll. Wie dem aber ist, zeichnet sich jedenfalls das gegenständliche Meinen, und insbesondere das Wahrnehmen durch dieses Moment aus, und an ihm liegt es, dass das Wahrnehmen bzw. das den Wahrnehmungsakt vollziehende Subjekt sich überhaupt auf etwas von ihm selbst Verschiedenes bezieht oder richtet. Diesem Moment verdankt das Subjekt, dass ihm überhaupt ein Gegenstand zugeordnet ist, dass das Subjekt über sich selbst hinausweist. Das Intentionsmoment des gegenständlichen Meinens hat zur Folge, dass das, worauf sich der Akt bezieht, also der "Gegenstand" im Sinne des Korrelats des Aktes, von ihm selbst abgesetzt ist. Darin liegt, dass es als etwas, was 1. außerhalb des Aktes, 2. was in einer gewissen Distanz von dem meinenden Subjekt liegt, vermeint wird. Dieses "außerhalb" soll natürlich hier nicht im räumlichen Sinne genommen werden (obwohl das sinnlich Wahrgenommene auch als räumlich von dem Wahrnehmenden mehr oder weniger "entfernt" gegeben wird!). Es soll lediglich bedeuten, dass der vermeinte Gegenstand nicht zu den den Akt selbst aufbauenden Momenten gehört, dass er also dem Akte gegenüber eine zweite ganzheitliche Einheit bildet. Auch die "Distanz", die beim sinnlichen Wahrnehmen mit dem räumlichen Gegebensein der Dinge unmittelbar zusammenhängt und die Gestalt einer räumlichen Entfernung annimmt, ist ein Moment, das allgemein genommen nicht im räumlichen Sinne zu verstehen ist. Sie tritt z. B. auch bei dem "inneren" und bei dem " **Immanent**en " Wahrnehmen, von welchem das erste sich auf seelische, das zweite auf Bewusstseins-Tatbestände bezieht, auf, also in Fällen, wo von irgendwelchen Raummomenten keine Rede sein kann. Sie begrifflich näher zu bestimmen, ist wohl nicht mehr möglich man kann sie aber als Phänomen durch Gegenüberstellung zu der "direkthaften Nähe"

195

des sowohl passiven als aktiven Erlebens (des Empfindens) oder zu dem ursprünglichen Einssein zwischen dem Durchleben des Aktes und dem durchlebten Akte[23] zur deutlichen Abhebung bringen. Wo nur das intentionale, gegenständliche Meinen auch vorkommt, im sinnlichen Wahrnehmen, im inneren oder im **immanent**en Wahrnehmen, im reproduktiven oder im produktiv-phantasiemäßigen Vorstellen, im "abstrakten" vollkommen unanschaulichen Denken – überall wird der Gegenstand dieser Akte infolge des Intentionsmoments von dem Akte selbst und damit auch vom Ich auf charakteristische Weise "abgesetzt". Wo also das Phänomen der "Absetzung" nicht auftritt, wie in dem schlichten Erleben oder im Durcherleben, da bin ich geneigt, das Auftreten des Intentionsmoments zu verneinen und eben damit die Auffassung zu verwerfen, dass jedes Bewusstsein intentional ist.

Das Intentionsmoment ist ein durchaus unselbständiges Moment, das von dem "Inhalte" des Aktes getragen wird, bzw. dessen eigentümliche Struktur es bildet. Man könnte auch sagen: der Inhalt des Aktes ist eine (einfache oder zusammengesetzte) "Intention", indem er die "Intentionalität" in sich birgt, bzw. indem er in der Gestalt, in der Struktur, die an ihm das Intentionsmoment ausmacht, von dem Bewusstseinssubjekt gemeint wird. Der Inhalt selbst ist dasjenige am Akte, was darüber entscheidet, in welcher Richtung (auf welchen und was für einen Gegenstand) sich der Akt wendet, einen formal und material wie bestimmten Gegenstand er betrifft. Strenggenommen "richtet sich" nicht der Akt, sondern das Bewusstseinssubjekt im Akte, es ist aber bequem,

sich dieser abkürzenden Redeweise zu bedienen.

Der Inhalt des Aktes ist von allem erlebten, phänomenal anschaulichen Inhalt (dessen besonderen Fall wir in dem sinnlich empfundenen

13 Was natürlich nicht ausschließt, dass er auf sekundäre Weise dem Bewusstseinssubjekt auch gegeben werden kann, sobald dieses einen anderen, reflexiv gerichteten Akt der "**immanent**en" Wahrnehmung vollzieht. Aber dann lebt das Subjekt schon eigentlich in diesem neuen Akte, und der Akt, auf den es reflektiert, wird von ihm nur mit vollzogen, mit gelebt. Er verliert dadurch seine Ursprünglichkeit und seine einzigartige, ihm als Gehalt oder Sinn des Aktes eigentliche Stellung zu dem Bewusstseinssubjekt, in welcher er aus dem schlechthinnigen Zentrum der Person hervorquillt, während dieses Zentrum - das Ich - sich im Akte auswirkt. Vermöge des gegenständlichen Meinens, das in dem **immanent**en Wahrnehmen enthalten ist, wird er vom Ich abgesetzt und gerät in eine für ihn unnatürliche Lage zu ihm, indem der meinende Akt aus dem Zentrum des Subjektes bis zu einem gewissen Grade wenigstens verdrängt wird, aber doch an es heranreicht. Das Ich muss sich sozusagen besonders anstrengen, um ihn noch mitzuvollziehen und in ihm noch "leben" zu können. Es "spaltet" sich dabei bis zu einem gewissen Grade, es weitet sich auf eine ihm widernatürliche Weise aus und verliert dadurch die schlechthinnige Konzentration, die ihm sonst eigen ist.

196

Inhalt kennengelernt haben) streng zu unterscheiden. Er ist, wie bereits angedeutet, selbst vollkommen unanschaulich, in gewissem Sinne leer. Wenn er in seiner ursprünglichen Gestalt auftritt, wird er vom Subjekt nicht erlebt oder gar ihm irgendwie gegeben, sondern er wird vom Ich gemeint, vollzogen, im besonderen Fall gedacht, indem das Ich in ihm lebt und ihn durchlebt. Das Ich, indem es in dem betreffenden Akte lebt und sich in ihm auf bestimmte Weise auswirkt, zielt mit seinem Inhalt auf einen bestimmt beschaffenen Gegenstand. Der Inhalt des Aktes entscheidet darüber, in welchen Eigenschaften und in welcher Form und endlich was für ein Gegenstand von ihm "bezielt" wird. Er vermag ihn aber durch dieses bloße Hinzielen, Bestimmen oder Vermeinen nicht zu erreichen und ihn zur Selbstgegenwart zu zwingen. Der Inhalt des gegenständlichen Meinungsaktes ist eben "leer". "Erfüllt" kann er nur werden - wie das Husserl zum ersten Male begriffen und gezeigt hat[24] -, indem das Bewusstseinssubjekt zugleich einen ichfremden anschaulichen Inhalt erlebt (empfindet) und denselben auf bestimmte Weise auffaßt, wodurch erst ein qualitativer und formal vollbestimmter Gegenstand zur Selbstpräsentation und zur Selbstgegebenheit gebracht wird. Das Bewusstseinssubjekt kann aber den Inhalt des Aktes auf eine reproduktive oder vorstellungsmäßige Weise erfüllen, indem es gewisse Phantasiephänomene anschaulich erlebt und sie entsprechend gegenständlich auffaßt bzw. ausdeutet. Diese "Ausdeutung" bzw. "Auffassung" soll aber nicht als eine besondere Tätigkeit des Subjekts verstanden werden. Sie kommt nur dadurch zustande, dass das Ich beim Erleben gewisser Bestände des anschaulichen, ursprünglichen oder vorstellungsmäßigen Inhalts zugleich einen bestimmten Akt des gegenständlichen Meinens, der mit einem entsprechenden unanschaulichen Inhalt ausgestattet ist, vollzieht[25] . Das Zusammenwirken des Erlebens eines anschaulichen, ichfremden Inhalts mit dem Hinzielen mit einem intentionalen Meinungsstrahle auf einen Gegenstand hin führt erst dazu, was man die leibhaftige "Selbstgegenwart" des Gegenstandes im sinnlichen Wahrnehmen nennt.

Das Intentionsmoment verleiht dem unanschaulichen Inhalt des Aktes die Fähigkeit, sich auf einen bestimmt beschaffenen und geformten Gegenstand hinzudirigieren, der Inhalt dagegen verleiht dem Intentionsmoment

24 Vgl. E. Husserl, Logische Untersuchungen, 11. Bd., V. u. VI. Untersuchung.
25 Wie es geschieht, dass der Meinungsinhalt dem erlebten anschaulichen Inhalt ;h~~prechend" ang~pa~t. ~ird, das ist ~in b~sonderes Problem, das ein Hauptader Erkenntmsknt1k Ist. Auch der Smn dieses "Entsprechens" und "Anpassens" muss dort geklärt werden.

197

den "Sinn", die ein- oder gegebenenfalls mehrdeutige qualitativ determinierte Richtung und die Weise, in welcher das den Akt vollziehende Bewusstseinssubjekt sich wendet und dadurch die Bestimmung des Gegenstandes herbeiführt. Beides zusammen bildet das, was man gewöhnlich die den Akt aufbauende oder nur in ihm enthaltene " Intention", "Meinung" nennt. Nur ganz ausnahmsweise – als ein gewissermaßen pathologischer Fall[26], der sich aber auch künstlich zu gewissen theoretischen Zwecken realisieren lässt – bildet die Intention das Ganze des Aktes, d.h., dass dann im Akte das Moment der Existenz-Erfassung (oder allgemeiner das Moment jeglicher Existenzbestimmung: der positiven, der negativen oder der zweifelnden) fehlt[27]. Andererseits können sich zu den oben aufgezählten Momenten noch andere Momente hinzugesellen und das Ganze des Aktes aufbauen, wie z. B. das Lieben oder Hassen, das positive oder das negative Werten, das Begehren oder Verabscheuen, das Streben nach oder das Fliehen von, das Wollen oder das Nicht-Wollen. Sie umhüllen dann das reine Meinen auf sonderbare Weise und beeinflussen oft fühlbar die Gestaltung dessen Inhalts. Sie werden aber nichtsdestoweniger von dem reinen Meinen getragen und durch dasselbe auf den entsprechenden Gegenstand hin dirigiert[28] und färben erst dadurch diesen Gegenstand auf mannigfache, vorwiegend "emotionale" Weise. Aus diesen sich zu dem reinen Meinen hinzugesellenden Momenten erwächst erst das spezifisch tätige Verhalten des Bewusstseinssubjekts dem Gegenstande gegenüber: das von ihm Besitz Ergreifen, oder das vor ihm Fliehen, das ihn *in* dieser oder anderer Hinsicht Verwandeln und dgl. mehr - alles Verhaltungsweisen, die sich zum Teil in effektiven leib-

lichen Handlungen auswirken und auswirken müssen, zum Teil aber auch sich ausschließlich im Rahmen des Bewusstseins abspielen können.

25 Er tritt z. B. in der Psychasthenie auf. Vgl. Ja n e t.

27 Strenggesprochen ist dies nicht so sehr ein besonderes Moment des Erfassens bzw. FeststeIlens der Existenz des vermeinten Gegenstandes als eine besondere Art oder Weise des intentionalen Sichbeziehens auf den Gegenstand, eine Art des intentionalen Behandelns des Gegenstandes durch das den Akt vollziehende Subjekt. Vgl. dazu die entsprechenden Analysen Husserls in den "Ideen zu einer reinen Phänomenologie", Bd. 1. §§ 103-105,113. Es ist möglich, dass Hume dieser ganzen Sachlage nahe war, wenn er behauptete, es gäbe gar keine besondere "Idee" der Existenz. Es darf aber nicht vergessen werden, dass das ganze Problem der Existenz und deren "Idee" bei Hume noch auf eine sehr primitive Art behandelt wurde, so dass verschiedene Fragen und Tatbestände miteinander vermengt wurden.

28 Ob diese anderen Momente bzw. das Begehren oder das Wollen eigene Intentionsmomente haben, oder ob sie die Intentionalität erst vom intentionalen Meinen erlangen, lassen wir hier dahingestellt sein. Dass sie aber dieses Meinen auf mannigfache Weise modifizieren, scheint unzweifelhaft zu sein.

198

Beachten wir, dass der Akt des reinen Meinens mit diesen sich hinzugesellenden Momenten des Aktes bzw. mit den aus ihnen sich ergebenden tätigen Verhaltungsweisen des Subjekts durchaus nicht verbunden sein muss, so erlaubt uns dies, noch zwei charakteristische Eigenschaften des Intentionsmoments bzw. des ganzen Meinens zu fassen: es ist erstens ein völlig "neutrales", gleichgültiges Verhalten des Subjekts dem vermeinten Gegenstande gegenüber (wenn man sagen wollte, es sei ein "kaltes" Verhalten, so wäre damit schon zuviel gesagt, indem "Kälte" auch schon eine em o ti o n ale Verhaltungsweise dem Gegenstande gegenüber ist); zweitens aber ist es ein untätiges Verhalten: es macht mit dem wahrgenommenen Gegenstande nichts. In dem puren Erfassen des Gegenstandes mag das Meinen eine von dem Bewusstseinssubjekte große Aktivität im Begreifen und eine große Anstrengung in der Präzisierung seines Inhalts und in der Entfaltung desselben erfordern. Dieses Erfassen selbst, das in dem Meinen eines bestimmt qualifizierten Gegenstandes kulminiert, ist aber ein Verhalten, das den vorgefundenen, gegebenen Gegenstand ganz unberührt sein lässt oder mindestens sozusagen bestrebt ist, ihn unberührt, außerhalb jeder tätigen Verwandlung, zu belassen. Die im Wahrnehmungsmeinen sich entfaltende Aktivität des Subjekts hat sozusagen den Ehrgeiz, den vorgefundenen Gegenstand "in Ruhe zu lassen", ihm auf keine Weise nahezutreten, an ihm ja nur nichts zu ändern, da sonst der "Sinn" des Wahrnehmens verlorenginge, d.h. dass der Zweck, den wir uns beim Wahrnehmen setzen, nicht erreicht sein würde. Das im Wahrnehmen enthaltene Meinen ist aber nicht nur in dem eben angegebenen Sinne untätig (es "betätigt" sich nicht an ihm), sondern es ist auch vollkommen kraftlos: es vermag von sich aus mit dem in ihm gegebenen, transzendenten Gegenstande nichts zu tun. Der Gegenstand, so selbstgegenwärtig er für den Wahrnehmenden auch ist, so leibhaftig er ihm im Wahrnehmen selbstgegebenen auftritt, verbleibt trotzdem außerhalb der Reichweite des im Wahrnehmen enthaltenen intentionalen Meinens: dieses vermag nicht in den Seinsbereich des Gegenstandes einzugreifen und in ihm auch die leiseste Ver~andlung heForzubringen: er ist eben dem Wahrnehmen gegenüber radikal transzendent [29] . Sollte man ihn da wirklich erreichen, so müsste man völlig andere Mittel verwenden als das intentionale Meinen.

29 Frau H. Conrad-Martius spricht da von »realer Transzendenz", was wir er a~s verstandhchen Grunden lllcht machen dürfen. Vgl. "Zur Ontologie und ~tche.mungsleh:e der reale? A~ßenwelt", Jahrb. f. Philos. Bd. IH. S. 437ft". - Im nbhck auf die Machtlosigkeit des Wahrnehmungsmeinens fragt es sich, warum eigentlich die Befürchtung besteht, dass der Gegenstand durch das Wahrnehme.n keinerlei Veränderungen unterliegt. Das ist ja doch von selbst ausgeschlossen. Wir werden bald Gelegenheit haben, auf den Grund dessen hinzuweisen.

199

Diese Mittel müssten dem Bewusstsein selbst transzendent sein und in dasselbe Seins gebiet fallen wie der wahrgenommene Gegenstand - falls er überhaupt existiert (dem eigenen Sinne der Wahrnehmung nach sollte er aber existieren; denn dies eben "sagt" sie uns von dem Gegenstande).

Der Untätigkeitscharakter des intentionalen Meinens sowie dessen Machtlosigkeit dem wahrgenommenen transzendenten Gegenstande gegenüber steht nicht im Widerstreit mit der Entfaltung einer großen Aktivität und Anstrengung des Bewusstseinssubjektes und mit der Anwendung verschiedener leiblicher Betätigungen und Verfahrungsweisen desselben während des Wahrnehmens, auf die wir oben hingewiesen haben. Denn sie alle haben letzten Endes nur den Zweck, den Gegenstand so unter den Strahl des intentionalen Meinens zu bringen, dass dieses ihn in vollkommener "Intaktheit" möglichst adäquat erfaßte, dass es ihn einfach selbst sprechen ließe. Andererseits sind es alles Betätigungen, die zu dem intentionalen Meinen selbst nicht gehören und sogar zum Teil ihm ebenfalls transzendent sind. Wie sie also ablaufen mögen, das ändert an den Eigenschaften und an der Machtlosigkeit des Wahrnehmungsmeinens gar nichts. Gerade aber diese Machtlosigkeit und Unaktivität des Meinens dem wahrgenommenen, transzendenten Gegenstande gegenüber erlaubt uns, eine ganz neuartige Aktivität des Aktes und desselben intentionalen Meinens zur Enthüllung zu bringen, eine Aktivität aber, die sich nach einer prinzipiell anderen Richtung wendet und an einem durchaus anderen "Gegenstande" zur Auswirkung gelangt: die Aktivität der Bildung des in t entionalen Gegenstandes. Dieser Gegenstand ist zwar dem ihn bil-

denden Akte gegenüber ebenfalls transzendent, aber doch nicht in jenem radikalen Sinne, welcher den wahrgenommenen Gegenständen eigen ist. Er liegt prinzipiell in dem Machtbereich dieses Aktes. Es gehört zum Wesen eines jeden Bewusstseinsaktes, welcher das gegenständliche Meinen in sich enthält, in diesem Sinne produktiv und aktiv zu sein, obwohl nicht jeder Akt wirklich schöpferisch ist. Denn dieses letztere hängt noch davon ab, wie der Akt vom Ich vollzogen wird, wie dieses Ich in ihm lebt. Die bloße Bildung eines intentionalen Gegenstandes entspringt zwar wesensmäßig dem Vorhandensein im Akte des Intentionsmoments und des Inhalts. Da aber der Akt selbst nur

200

eine Auswirkung des Ich ist, so ist die Gestaltung seines Inhalts, sowie sein Vollzugsmodus und die sich mit ihm wandelnde "Kraft" des Intentionsmoments letzten Endes eine Leistung des Ichs und vom Ich abhängig. Der intentionale Gegenstand ist somit auch bei dem sinnlichen Wahrnehmen vorhanden. Wir nennen ihn den "intentionalen Wahrnehmungsgegenstand ". Es ist aber nicht leicht, diesen Gegenstand zur distinkten Enthüllung zu bringen und ihn dem radikal transzendenten, als "real" gegebenen Gegenstande der Wahrnehmung scharf gegenüberzustellen. So wollen wir das Intentions-Schaffen, sowie dessen gegenständliches Korrelat zunächst an Beispielen untersuchen, in denen beides sofort ins Auge springt.

Wir lassen z. B. unsere Phantasie frei auf dem Untergrunde einer sinnlichen Wahrnehmung walten: wir betrachten eine Schar leichter Wolken am Himmel und beginnen, in einzelne Wölkchen verschiedene Gestalten "einzuzeichnen". Wir "sehen" dann z. B. ein Schiff, von einer Schar Kähne umgeben, sich dem Ufer einer Meeresbucht nähern. Wir nützen die Gestalten der "wirklichen", soeben gesehenen Wolken und Wölkchen, um auf ihrem Untergrunde andere Gestalten zu entwerfen, wobei manches an den Wolken abgerundet wird, manches abgeschnitten oder verdunkelt, ein anderes aber überhaupt übersehen, und dann deuten wir in diese neugeformten Gestalten einen durchaus neuen gegenständlichen "Sinn" hinein: es ist keine Wolke mehr, sondern ein " Schiff" , und keine helleren Teile der Wolke, sondern "aufgebauschte Segel" und dgl. mehr. Ein bekanntes Spiel für Kinder und Erwachsene: ein " Spiel ", weil wir bei ihm natürlich nicht vergessen, dass wir es "in Wahrheit" mit Wolken zu tun haben, und weil wir in weiten Grenzen frei sind, verschiedene fiktive Gegenstände in dieselben Wolken hineinzudeuten. Wir wissen auch, dass dieses Schiff und die Kähne und der Meeresstrand nur Gebilde unserer Phantasie sind, die sofort verschwinden, wenn wir nur unserer Phantasie Einhalt tun. Wir wissen, dass sie "an sich" eigentlich nichts sind. Trotzdem aber sehen wir sie fast so lebendig wie die wirklichen Wolken[30] und können auch über sie wahre Urteile fällen. Dabei merken wir bald, dass es zwei verschiedene Reihen von Prteilen sind, die über die Gegenstände unserer Phantasie gefällt werden können: die eine, in der die Urteile (in unserem Falle) die Einzelheiten des "Schiffes", der "Kähne", des "Meeresstrandes" usw. betreffen, und die andere, in welcher die Urteile die Eigenschaften dieser

[30] Dies geht freilich nicht auf Rechnung der Phantasieakte sondern auf die der SIe unterbauenden Wahrnehmungen bzw. der empfundenen Inhalte.

201

selben Gegenstände, aber als Phantasiegebilde feststellen. In der ersten Reihe finden wir also solche Urteile wie z. B. "Das Schiff hat zwei weiße Segel"; "Um das Schiff sind mehrere Kähne versammelt"; "Das Schiff fährt in die Bucht ein" und dgl. mehr. In der zweiten Reihe dagegen sind es Urteile desselben Typus wie die schon von uns oben ausgesprochenen Sätze, z. B. dass diese Gegenstände von uns in solchen und solchen Akten gebildet werden, dass sie eigentlich "an sich" ein Nichts und doch irgendwie mit Eigenschaften ausgestattet sind, dass sie in ihrem Sein und Sosein auf den Verlauf unserer Phantasieakte angewiesen sind, dass sie jederzeit "vernichtet" werden können usw.

Im wesentlichen verhält es sich nicht anders, wenn wir gewisse Gegenstände bloß lebendig vorstellen und sie so "ausmalen", wie es uns gerade beliebt, wie es uns unsere reine Willkür oder der innere Zwang unserer dichterisch angeregten Phantasie diktiert. Hier entsteht natürlich nicht die Illusion, die wir im vorigen Falle haben können, als ob wir diese von uns bloß vorgestellten Gegenstände in dem Wahrnehmungsraume fast wie "wirkliche" Dinge sehen könnten. Hier schweben uns die lediglich vorgestellten Gegenstände in einem von dem wahrgenommenen Raume völlig isolierten "Vorstellungsraume" vor, sie tauchen da aus einem dunklen Medium auf, in dem sie abwechselnd verschwimmen und deutlicher hervortreten, immer aber wie "verschleiert" sind[31], ohne jene direkte" Unmittelbarkeit" des Erscheinens bzw. der Gegebenheit erlangen zu können, wie sie bei den phantasierten, am Himmel "gesehenen" Schiffen, Kähnen usw. möglich war. Die beiden unterschiedenen Erscheinungsweisen der phantasierten Gegenstände sind für jeden dieser Fälle charakteristisch. Aber bald merken wir, dass sie in beiden Fällen nur einen Unterbau bilden, durch den wir in unserer Phantasie nicht oder wenigstens nicht streng gebunden sind. Denn wie veränderlich und schwankend die im zweiten Falle bloß vorgestellten Gegenstände auch erscheinen mögen, sie sind selbst gar nicht als so veränderlich und schwankend velmeint. Die Eigenschaften der von uns in dichterisch-träumerischen Phantasien gebildeten Gegenstände sind von ihrer phanta-

siemäßigen Erscheinungsweise in weitem Maße unabhängig: wir können sie z. B. im hellen, sonnigen Raume denken, den wir tatsächlich nie in dieser Helle in unserer Vorstellungsanschauung konkretisieren können. Wir können den phantasierten Gegenständlichkeiten durch das sic iubeo unserer Phantasie Eigenschaften zuweisen, die sich in den anschaulichen Daten

31 V gl. H. Conrad Martius, l.c. S. 377.

202

der als Unterlage der Phantasie dienenden Vorstellung gar nicht andeuten oder sich überhaupt nicht andeuten können, weil es sich etwa um völlig "unvorstellbare" Eigenschaften handelt. Die phantasierten Gegenständlichkeiten transzendieren den konkreten Verlauf der anschaulichen Vorstellungsdaten: Sie haben lhren eigenen Raum, in dem sie sich – dem "Befehl" unserer Phantasie gemäß – befinden und bewegen, ihre eigene Zeit, in der sie existieren und sich verwandeln, ihre eigenen Eigenschaften, die sich mit den Eigenschaften der anschaulichen Vorstellungsdaten, mit dem konkreten Vorstellungsraume, mit der Zeit, in welcher sich diese Vorstellungen entwickeln usw., nicht identifizieren lassen. Nicht anders verhält es sich mit den "am Himmel" fast wahrnehmungsmäßig "gesehenen" Schiffen, Kähnen usw. Auch diese transzendieren sowohl die Mannigfaltigkeiten von gerade empfundenen anschaulichen Inhalten, als auch den eben wahrgenommenen Raum und die konkret von uns erlebte Zeit, und haben ihren eigenen Raum, eigene Zeit und eigene Schicksale, die von jenen ganz verschieden sind, sosehr auch unsere Phantasie durch das soeben Wahrgenommene angeregt und beeinflusst sein mag und sosehr dadurch auch die phantasierten Gegenstände von dem konkreten Gehalte des Wahrgenommenen abhängig sind. Und wie früher über die "am Himmel" erscheinenden Schiffe, Kähne usw., so können auch jetzt über die dichterisch entworfenen und bloß vorgestellten Gegenständlichkeiten - wie sie da gerade lebendig von uns "ausgemalt" sind, ohne durch irgendeinen literarischen Text festgelegt zu werden - zwei verschiedene Reihen wahrer Urteile ausgesprochen werden: einerseits über die Menschen und Dinge, über ihre Verhaltungsweisen und Schicksale, ihr Glück und Unglück und dgl. mehr, wie wir sie gerade gestaltet haben, andererseits über dieselben als Gebilde unserer Phantasie, über ihre "Nichtigkeit" an sich, über ihr Angewiesensein auf unsere Phantasie und den konkreten Verlauf der Phantasieakte, über ihre konkrete Geschichte, wie sie gerade jetzt entstanden, sich wandelten, immer mehr komplizierten und nach einiger Zeit verschwanden usf.

Sind wir schöpferische Musiker, die sich gerade in schöpferischer Begeisterung befinden, so können wir auf ebensolche Weise verschiedene musikalische Werke bilden. Und von denselben gelten wiederum zWei Reihen verschieden konstruierter Urteile. Ob wir sie dabei bloß "hören", d. h. sie uns in musikalisch-anschaulichen Phantasien "ausmalen" oder sie auch "in Gedanken" oder auch realiter notieren, ist dabei nicht wesentlich, sofern es sich nur um die Tatsache der Bildung solcher Gegenständlichkeiten handelt. Von diesem Standpunkt aus ist

203

es auch nicht wesentlich, ob die in dichterischer Phantasie gebildeten und vorgestellten Gegenständlichkeiten und ihre Schicksale zugleich in dichterisch geformten Sätzen entworfen und festgelegt werden[32]. Denn hier handelt es sich lediglich um die Existenz einer besonderen, schöpferischen Aktivität der Bewusstseinsakte und um die Eigentümlichkeiten der in ihnen gebildeten Gegenständlichkeiten.

Es gibt also - wie übrigens allgemein bekannt ist - unter unseren Bewusstseinsakten besondere Akte, deren ganzer Zweck und Sinn in der "Bildung" eigener" unwirklicher" und doch irgendwie existierender Gegenstände liegt. Unabhängig davon, wie sie auch subjektiv bedingt sein mögen, d. h. aus welchen komplexen seelischen und geistigen Tatbeständen sie entspringen und wie sie durch das Erleben sinnlich empfundener oder bloß vorstellungsmäßiger Inhalte unterbaut seien, enthalten sie immer in sich ein besonderes intentionales Meinen, das bei der Bildung der "phantasierten" Gegenstände, wenn nicht die ausschließliche, so jedenfalls die entscheidende Rolle spielt: dieses dichterisch bewegte Meinen ist es, das die phantasierten Gegenstände sozusagen aus sich hervorzaubert, sie gestaltet, umgestaltet und verwandelt und ihnen Eigenschaften verleiht, die von dem Gehalte der gerade erlebten empfindungs- oder vorstellungsgemäßen Inhalte in weitem Maße unabhängig sind, dagegen direkt durch das intentionale Meinen eines schöpferischen Aktes bestimmt werden.

Unter diesen, intentionale Gegenständlichkeiten bildenden und in diesem Sinne schöpferischen Akten lassen sich noch zwei Gruppen grundsätzlich verschiedener Akte unterscheiden: die erste Gruppe enthält Akte, zu welchen die "freie", dichterisch angeregte träumerische Phantasie gehört, und die sich darin erschöpfen und sich sozusagen damit zufriedenstellen, intentionale Gegenstände zu bilden, welche wie flüchtige Träume mit diesen Akten selbst vorübergehen und in ihrem flüch ti gen Sein uns doch irgend welche Dienste leisten. Die zweite Gruppe dagegen enthält Akte, deren wesentliche Leistung und Seinsberechtigung zwar auch in der Erschaffung rein intentionaler Gegenstände liegt, die aber darüber hin aus noch nach etwas anderem tendieren. Im wesentlichen sind unter ihnen zwei verschiedene Abarten von Akten gegenüberzustellen. Entweder sind es Akte, die danach tendieren, die in ihnen geschaffenen, rein intentionalen Gegenstände selbst irgendwie

32 Beides hat natürlich eine große Bedeutung, wenn wir die Struktur des dichterischen Werkes als eines festen künstlerisch gestalteten Gebildes bzw. des Musikwerkes analysieren. Vgl. unsere Betrachtungen in dem Buche "Das literarische Kunstwerk", und "Untersuchungen zur Ontologie der Kunst".

204

dauerhaft zu machen, sie irgendwie zu "fixieren", und zwar dadurch, dass diese Gegenstände in irgendeinem existential stärkeren **Seinsfundament**e fundiert werden, das ihnen ermöglicht, über die Dauer der sie erschaffenden Akte fortzuexistieren. Dadurch werden sie von dem rein subjektiven Untergrunde, dem sie entstammen, abgelöst und erlangen eine intersubjektive Objektivität, in der sie sich vielen Bewusstseinssubjekten selbstherrlich zeigen können, ohne dabei ihr **Seinsfundament** zu enthüllen. Die zweite Abart bilden Akte, welche die von ihnen geschaffenen, rein intentionalen Gegenständlichkeiten von vornherein nur als Vorbilder (als "Pläne", "Entwürfe") behandeln, nach denen etwas anderes nachgebildet werden soll. Und zwar werden nach diesen Vorbildern oder Plänen bestimmte seinsautonome Gegenständlichkeiten gestaltet, welche jene "Entwürfe" "verkörpern", sie "realisieren" sollen. Dies geschieht in Tätigkeiten, die zwar durch das intentionale Meinen ebenfalls getragen beziehungsweise von ihnen reguliert werden, die aber die Sphäre des rein Bewusstseinsmäßigen radikal transzendieren. Diese, zu der zweiten Abart gehörenden Akte trachten also danach, nicht bloß in wesentlich andere subjektive Betätigungen auszulaufen, sondern auch danach, die von ihnen gebildeten Gegenständlichkeiten so zu gestalten, dass ihre "Realisierungen" möglich wären. Sie sind infolgedessen nicht so "frei" wie die Akte der "freien" Phantasie, aber auch nicht in dem Maße wie Akte, die ihre Gegenstände zu dauerhaften, intersubjektiv zugänglichen Objektitäten zu gestalten trachten. Auch diese letzteren Akte nämlich sind schon in gewissen Grenzen durch die Rücksicht auf die Besonderheiten der ihren Gegenständen als **Seinsfundament** dienenden Gegenständlichkeiten gebunden.

Wollen wir einige Beispiele der Gegenstände angeben, die in Akten der zweiten Gruppe gebildet werden, so haben wir je nach der unterschiedenen Abart der Akte auf folgende Gegenständlichkeiten hinzuweisen: Handelt es sich nämlich um die "dauerhaft" gemachten intentionalen Gegenstände, so sind da vor allem Kunstwerke verschiedener Art – also Dichtungen, Musikwerke, Bilder, Skulpturen etc. – zu nennen. Kommt es dagegen auf die Vorbilder" zu gewissen "Realisierungen", auf "Pläne von etwas" an, so können wir auf Pläne von Werkzeugen, Maschinen, verschiedener Art Bauten, wie Brücken, Kanäle, Straßen, Gebäude usw. hinweisen. Sowohl Kunstwerke aber, als die technischen Pläne erschöpfen nicht alle vorhandenen Möglichkeiten. Es gibt in beiden Richtungen verschiedene Gegenstandsarten, die sehr mannigfach sind und zu verschiedenen merkwürdigen Abwandlungen

205

und Verflechtungen untereinander führen. Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier auch nur skizzenhaft mit ihnen beschäftigen.

All diesen, in sich noch sehr mannigfaltigen, "schöpferischen" Akten sind Akte gegenüberzustellen, deren ganzer "Sinn" und Zweck darin besteht, dass die von ihnen gebildeten rein intentionalen Gegenständlichkeiten nicht für sich selbst hervortreten, sondern den in diesen Akten gegeben radikal transzendenten Gegenständen so gen au nachgebildet und angepasst werden, dass sie mit den letzteren zur Deckung gelangen und in dieser Deckung dem Blick des betreffenden Bewusstseinssubjektes entschwinden und, gewissermaßen selbst "transparent" (durchsichtig) geworden, das unmittelbare Hervortreten der radikal transzendenten Gegenstände ermöglichen. Akte, deren wesentliche Leistung darin besteht, sind Erkenntnisakte. Sie erfüllen ihren Zweck und erweisen ihre Seinsberechtigung dann und nur dann, wenn es dem Bewusstseinssubjekt in ihrem Vollzug gelingt, diese Deckung und dieses Hervortreten zu erreichen. Sie sind also von vornherein in ihrem Vollzug und in der Gestaltung ihres Inhalts dadurch gebunden, dass das Ich bestrebt ist, ihren Zweck zu verwirklichen. Das Ich versucht beständig, ihren Sinn den Eigenschaften des zu erkennenden Gegenstandes anzupassen, und übt auf seine Gestaltung einen entsprechenden Einfluss aus. Eigentlich sind diese Akte ganz unnötigerweise "schöpferisch" in dem Sinne, dass sie die rein intentionalen Gegenständlichkeiten aus sich hervorgehen lassen. Dies ist ein Luxus, der für die rein erkenntnismäßige Erfassung der radikal transzendenten Gegenständlichkeiten ganz entbehrlich zu sein scheint. Man könnte bei Erkennen und insbesondere beim unmittelbaren Erfassen des zu erkennenden Gegenstandes die Vermittlung der rein intentionalen Gegenständlichkeiten und das Zur-Deckung-Bringen der letzteren mit den ersteren vollkommen entbehren, wenn es nur gelänge, die ersteren durch das intentionale Meinen direkt zu treffen. Es würde, wie es scheint, genügen, den unanschaulichen Inhalt des Meinungsaktes entsprechend zu gestalten, um mit ihm den radikal transzendenten Gegenstand zu fassen. Und dieser Gedanke scheint um so richtiger zu sein, als wir uns tatsächlich im normalen Falle die Doppelheit des zu erkennenden radikal transzendenten und des zu dem Akte gehörenden rein intentionalen Gegenstandes gar nicht zum Bewusstsein bringen, und zwar oft nicht nur dann, wenn es zur vollkommenen Deckung zwischen bei den Gegenständen kommt, sondern auch, wenn diese Dekkung "objektiv" nicht vorhanden ist und es zur Ver

deckung des

206

ersten Gegenstandes durch den zweiten kommt[33]. Wie es aber mit der Zweckmäßigkeit des Vorhandenseins der rein intentionalen Gegenstände auch bei den Erkenntnisakten stehen mag - und wir werden gezwungen sein, auf dieses Problem in dem erkedntnistheoretischen Teil unseres Buches zurückzugreifen -, Tatsache ist, dass Erkenntnisakte sich in dieser Hinsicht von den übrigen Akten des intentionalen Meinens nicht unterscheiden, und dass infolgedessen die radikal transzendenten Gegenstände, die wir zu erkennen trachten, sozusagen "im Gewande" der im anschaulichen Material gebildeten intentionalen Gegenstände zur Erscheinung gelangen und deswegen Eigenschaften der letzteren zu haben scheinen, und zwar auch dann, wenn es zu keiner adäquaten Deckung zwischen bei den Gegenständen kommt und der intentionale Gegenstand Momente aufweist, welche dem radikal transzendenten Gegenstande fremd sind und sie als dem letzteren zukommend zur Erscheinung bringt. So kommt es zu Täuschungen und zu sich aus ihnen ergebenden widerstreitenden Erscheinungen und letzten Endes zu den merkwürdigen Erscheinungen der "Enttäuschung", also zu Phänomenen, in denen sich der Täuschungscharakter der Täuschung erweist. Eben damit deutet sich das Anderssein des radikal transzendenten Gegenstandes in der betreffenden Hinsicht an. In dem Phänomenen der Täuschung und Enttäuschung liegt aber für das Erkenntnissubjekt das Warnungssignal vor Irrtümern, die ihm im Vorgang des Erkennens drohen. In ihnen hat die früher erwähnte Tendenz ihren Grund, im Erkenntnisvorgang jede Beeinflussung des zu erkennenden Gegenstandes durch das intentionale Meinen zu vermeiden. Wir bringen uns im Erkenntnisvorgang selbst nicht zum Bewusstsein, dass wir den radikal transzendenten Gegenstand durch das intentionale Meinen in keiner Hinsicht zu verwandeln vermögen. Im Gegenteil, wir stoßen da auf gewisse Tatsachen, die uns zu einer entgegengesetzten

33 Gerade also die Fälle der auf diesem Wege entstehenden Fehler oder Täuschungen enthüllen uns zugleich die Rolle der rein intentionalen Gegenstände in der Erkenntnis. Das" Verdecken" des seinsautonomen Gegenstandes der Erkenntnis durch .emen rein intentionalen Gegenstand des Erkenntnisaktes ist nie so vollkommen, dass der intentionale Gegenstand seine Intentionalität nicht irgendwie andeuten würde, dass also der seinsautonome Gegenstand durch ihn nicht doch irgendwie durchleuchtete und seine Verschiedenheit nicht zur Sprache brächte. Wir erfahren dann seine eigene Gestalt – wenn es auch nur im flüchtigen Erschauen geschehen sollte – und zugleich zielen wir auf ihn in einem sofort modifizierten Akt mit einer an ihn angepassten Intention, wodurch es zu einer (obwohl vielleicht nur ~mer t.eilweisen) Deckung des neu umgebildeten intentionalen Gegenstandes mit em seinsautonomen Gegenstand kommt. Solche Fälle müssten natürlich einer tiefergehenden und ausführlicheren Analyse unterzogen werden.

207

Meinung bringen. Durch die Deckungs- und Verdeckungs-Tatsachen verleitet, nehmen wir das intentionale Gewand, in dem der radikal transzendente Gegenstand zur Erscheinung gelangt, für ihn selbst und glauben, über denselben selbst Macht zu gewinnen, indem wir in Wahrheit nur dieses "Gewand" beherrschen und es verwandeln können. Sobald wir uns aber diese Tatsache zum Bewusstsein bringen, erwacht in uns die Tendenz, dem zu widerstreben. Denn so "naiv" - und das soll hier nur bedeuten: schlicht positiv vorgehend, ohne reflexiv-erkenntnistheoretische Gesichtspunkte in die Betrachtung des Gegenstandes einzuführen - wir auch im Erkennen vorgehen mögen, erlischt in uns nie die dem Erkennen selbst **immanent**e, in ihm sich auswirkende Tendenz, den zu erkennenden Gegenstand so zu fassen, wie er in sich selbst, ohne jede Beeinflussung durch uns oder durch die Erkenntnisbeziehung, ist. So beginnen wir, entweder im weiteren Fortgang des Erkennens Vorkehrungen zu treffen, um jede Beeinflussung des Gegenstandes durch das Erkennen auszuschalten, oder wenigstens möglichst einzuschränken, oder aber wir versuchen, die bereits gewonnenen Erkenntnisergebnisse "kritisch" danach zu "prüfen", was in ihnen auf die Beeinflussung durch das Erkennen zurückzuführen und was sozusagen rein auf die Rechnung des zu erkennenden Gegenstandes zu buchen sei, um nur dem letzteren unsere Anerkennung als dem "objektiv Gültigen" zu zollen. Bei all diesen "kritischen" Versuchen - deren erkenntnispraktischer bzw. methodologischer Wert hier nicht geleugnet, sondern nur einer besonderen erkenntnistheoretischen Erwägung überwiesen werden soll - können wir aber nicht anders, als entsprechende neue Erkenntnisakte zu vollziehen, die in sich das Intentions-Meinen enthalten und zu neuen intentionalen Gegenständen führen; diese letzteren aber verflechten sich auf mannigfache Weise mit den intentionalen Gegenständlichkeiten der bereits vollzogenen Akte, kombinieren sich mit ihnen und gelangen zur partiellen Deckung oder zur Kreuzung und zum Widerstreit. Im Verlauf all dieser Komplikationen kommt ein Augenblick, in welchem der radikal transzendente Gegenstand unseren Fassungsversuchen immer mehr zu entschwinden scheint. Unser Glaube, im Erkennen mit ihm selbst zu verkehren und ihn selbst zu fassen, nimmt den Anschein eines Irrtums oder einer Täuschung, zumindest einer kritisch nicht durchmusterten "vorgefaßten Meinung" an, und die Reichweite unseres Erkennens scheint immer mehr auf die rein intentionalen Gegenständlichkeiten beschränkt zu sein. Mag sich daraus ein skeptischer Realismus oder ein erkenntnistheoretisch fundierter "Idealismus" ergeben, jedenfalls bewirkt die Annäherung der radikal transzendenten und der rein intentionalen

208

Gegenständlichkeiten aneinander und die Problem verschlingungen, die dies mit sich führt, dass wir das Wesen des rein intentionalen Gegenstandes und insbesondere die Eigentümlichkeiten seiner Form aufklären müssen. So gehen wir jetzt dazu über, indem wir uns zunächst einem besonderen Typus dieser Gegenständlichkeiten zuwenden, und zwar dem intentionalen Korrelat eines schlichten" Meinungsaktes. Dies zwingt uns, noch einiges über das :schlichte" Meinen und über die operativ fundierten Meinungsakte zu sagen.

Gewöhnlich faßt man den Unterschied zwischen "Vorstellen" und Denken" im Sinne einer größeren bzw. kleineren Anschaulichkeit: das "Vorstellen" sei ein anschaulicher, während das Denken ein unanschaulicher ("abstrakter") Akt sei. Dieser Gegensatz besteht ohne Zweifel zu Recht und führt zu zwei entsprechend gefaßten Begriffen der genannten Akte. Er ist aber nicht der einzige, der zwischen den "Vorstellung" und "Denken" genannten Akten besteht. Er ist jedenfalls nicht derjenige, der für die formale Betrachtung intentionaler Gegenständlichkeiten von besonderem Interesse ist. Viel wichtiger ist in dieser Hinsicht der Gegensatz zwischen schlichten, auf ein mal sich vollziehenden, den Gegenstand als Ganzes einstrahlig umfassenden "Vorstellen" und dem "Denken" als einer sich in der Zeit entwickelnden Operation des erkennenden Geistes. Das "Urteilen", das "Schliessen", das "Vergleichen", das "Vorziehen" und dgl. mehr sind "Operationen" und bilden das "Denken" in einem engen, aber prägnanten Sinne. Das "Vorstellen" dient dem "Denken" zur Grundlage oder wenigstens zum Ausgangspunkte. Es ist dabei ganz ohne Bedeutung, ob es anschaulich, und insbesondere selbstpräsentierend (also ein Wahrnehmen) oder ob es ein unanschauliches, zur "leeren", "blinden" Meinung niedergesunkenes" Vorstellen" ist. Wesentlich ist nur, dass es seinen Gegenstand "statisch" auf ein mal ins ein e m Ganzen und sozusagen" von außen her" vermeint bzw. erfaßt und an ihm sonst nichts "tut". Natürlich ist auch dieses "Vorstellen" kein punktuelles Ereignis, besonders wenn wir es als eine Gesamtheit der Akte verstehen, die sich innerhalb einer Zeitspanne auf seinen Gegenstand beziehen; aber selbst dann bildet es keine kontinuierlich sich entwickelnde Operation, sondern nur eine diskrete Mannigfaltigkeit von Akten, von denen jeder nur eine Gegenwart erfüllt und in einer neuen Gegenwart von einem völlig neuen Akte abgelöst Werden muss. Nehmen wir aber das "Vorstellen" im Sinne eines solchen Aktes, so steht sein Inhalt zwar oft mit den Inhalten anderer,

209

denselben Gegenstand betreffenden Akte im Zusammenhang: er bildet oft ein synthetisches Ergebnis sowohl dieser Akte als der mitverflochtenen Denkoperationen. Bei alldem ist er aber weder in einer ganzen Mannigfaltigkeit, noch als ein einzelner Akt eine sich am Gegenstande vollziehende Operation, wie z. B. das "Denken". Er vermag den Gegenstand in seiner Ganzheit "auf einmal", als etwas "Da-Stehendes", zu umspannen. Erst sobald wir einen Gegenstand auf diese Weise als ein Ganzes" vorstellen", können wir an ihm gewisse – ihn übrigens, wenn er radikal transzendent ist, nicht tangierende, ihn nicht verwandelnde – Operationen ausführen, indem wir an ihm z. B. gewisse Momente "unterscheiden", hervorheben, oder wenn wir ihn mit einem anderen Gegenstande "vergleichen" oder ihm selbst irgendeine Eigenschaft zuerkennen, also feststellen, dass er so und so ist, oder endlich, wenn wir nach dieser Feststellung daraus auf das Vorhandensein eines anderen Sachverhalts in ihm "schließen". Alle diese "Operationen" führen zu eigenen, strukturell anders geformten intentionalen Gegenständlichkeiten als das "bloße" Vorstellen, obwohl sie alle auch gewisse formale Züge gemeinsam haben. Da wir oben die gegenständliche Form des seinsautonomen individuellen Gegenstandes analysiert haben, so müssen wir sie jetzt mit der Form des intentionalen Gegenstandes eines schlichten "Vorstellens" (Meinungsaktes) vergleichen, um erst dann zu anders strukturierten intentionalen Gegenständlichkeiten überzugehen. Denn die Form des intentionalen Gegenstandes eines schlichten Meinungsaktes bildet ein Analogon zu der Form des seinsautonomen individuellen Gegenstandes.

3.2 § 47. Die Form des intentionalen Gegenstandes eines schlichten Meinungsaktes

Über den intentionalen Gegenstand lassen sich wahre Urteile aussprechen. Sie lassen sich merkwürdigerweise in zwei Gruppen einteilen, die sich unter den Urteilen über seinsautonome Gegenstände nicht vorfinden. Dies legt uns den Gedanken nahe, der intentionale Gegenstand müsse formal ganz anders sein als der seinsautonome individuelle Gegenstand. Und in der Tat, das Auffallendste an einem rein intentionalen Gegenstande bezüglich seiner Form ist die merkwürdige Doppelseitigkeit seiner formalen Struktur, die mit dem Vorhandensein jener zwei verschiedenen Gruppen von Urteilen über einen intentionalen Gegenstand im engsten Zusammenhang steht.

210

a) Die Doppelseitigkeit der formalen Struktur des rein intentionalen Gegenstandes

Jeder rein intentionale Gegenstand hat einen "Gehalt", in dem er etwas ganz anderes ist, als das, was er als ein bestimmtes gegenständliches, intentionales Korrelat eines Meinungsaktes ist[34]. Seinen "Gehalt" bestimmt der unanschauliche Inhalt des zugehörigen Meinungsaktes[35] sowie der betreffende Modus des Moments der Erfassung seiner Existenz bzw. des Seinssetzungsmoments, das in dem Meinungsakte enthalten ist. Dagegen bestimmt ihn als Korrelat eines Aktes vor allem das Intentionsmoment des Aktes sowie der Modus des Vollzugs des Aktes. Erläutern wir das gen au er an einem konkreten Beispiele.

Um einen ganz eindeutig festgelegten Fall zu haben, wählen wir einen literarischen Text und suchen dessen Gegenstand zu umschreiben, obwohl dies manche Komplikation mit sich bringt und uns erst durch Vermittlung einer Reihe von intentionalen Sachverhalten zu einem intentionalen Gegenstande führt. Aber davon sowie von den verschiedenen Problemen und Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, sehen wir hier ab.

DAS LIED DES AUSSÄTZIGEN

Sieh, ich bin einer, den alles verlassen hat. Keiner weiß in der Stadt von mir, Aussatz hat mich befallen.
Und ich schlage mein Klapperwerk, klopfe mein trauriges Augenmerk in die Ohren allen,
die nahe vorübergeh'n.
Und die es hölzern hören, seh'n
erst gar nicht her, und was hier gescheh'n, wollen sie nicht erfahren.
Soweit der Klang meiner Klapper reicht, bin ich zu Hause; aber vielleicht
machst du meine Klapper so laut,
dass sich keiner in meine Ferne traut,

§ 34 Vgl. meine Analysen in dem Buch »Das literarische Kunstwerk", insbesondere r§ 2~24, außerdem »0 poznawaniu dziela literaekiego" § 10 (Vom Erkennen des Iteranschen Werkes).

35 Eventuell die Inhalte einer ganzen Mannigfaltigkeit von Akten.

211

der mir jetzt aus der Nähe weicht. So dass ich sehr lange gehen kann, ohne Mädchen, Frau oder Mann oder Kind zu entdecken.
Tiere will ich nicht schrecken.

(R. M. Rilke, Buch der Bilder)

Denken wir jetzt nicht daran, dass wir es hier mit einem literarischen Kunstwerk zu tun haben, das von einem bestimmten Menschen gedichtet wurde und mit seinem Leben und Erleben in einem bestimmten Zusammenhang steht, aus dem heraus es hervorgewachsen ist und welches es auf eine bestimmte Weise zum Ausdruck bringt. Das mag alles zu Recht bestehen und seine Wichtigkeit haben, es soll auch nicht geleugnet werden. Das alles führt uns aber von dem Gedichte weg auf eine Reihe von Gegenständlichkeiten und Zusammenhängen, die im Rahmen der seinsautonomen Welt bestehen, also in einer Richtung, die uns hier momentan nicht interessiert. Beschäftigen wir uns aber allein mit dem, was in dem Gedichte selbst enthalten ist und was erst die Grundlage für die Zusammenhänge mit dem Dichter und seinen Erlebnissen bildet. Es muss somit für sich erfaßt werden, be vor man zu Fragen nach dem Zusammenhang des Gedichtes mit dem Dichter übergeht[36]. Dies aber, was in dem Gedichte selbst enthalten ist und es aufbaut, enthüllt sich bei näherer Analyse als ein recht komplizierter, rein

36 Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, dass sich der Gehalt des Gedichtes (besonders, wenn es ein lyrisches Gedicht ist) ändert und bereichert, wenn wir es von vornherein von diesem Zusammenhang aus lesen. Es ist dabei zu beachten, dass der Ausdruck "der Dichter" vieldeutig ist: es kann entweder den Dichter, als die re ale Per s o n, welche das Gedicht geschrieben hat, bedeuten, oder aber das durch den Gehalt der D ich tun g selbst intentional bestimmte Subjekt der Dichtung, und insbesondere das lyrische Subjekt, oder endlich den auf Grund der Dichtung hypothetisch konstruierten "Verfasser", dessen Fähigkeiten und andere Eigenschaften aus den Eigenschaften der Dichtung er s chi o s sen werden. Nur in dem ersten Falle bereichert und modifiziert sich wesentlich der Gehalt der Dichtung, wenn wir sie bei einer gewissen Kenntnis des Dichters von vornherein als Ausdruck seines psychischen Zustandes lesen. Dabei spielen viele außerkünstlerische Motive rein persönlicher Art mit und trüben oft weitgehend das Wesen des Gedichtes als eines Kunstwerks. Um es rein zu erfassen, muss man es von diesem (oft nur angeblichen) Zusammenhang mit dem Dichter und seinem privaten Leben loslösen. Dasselbe gilt selbstverständlich in den beiden übrigen Fällen, wobei erst der dem Gedicht **immanent**e Bezug auf das lyrische Subjekt (bzw. auf den "Verfasser" als solchen) sichtbar wird. Das Wesentliche ist hiebei, dass diese Loslösung nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist, um eine Reihe von Problemen, welche die Beziehung zwischen dem "Dichter" (in allen unterschiedenen Bedeutungen) und seiner Dichtung betreffen, streng formulieren und auflösen zu können.

212

intentionaler Gegenstand, dessen wesentliche Züge wir anderenorts herausgestellt haben (vgl. mein Buch "Das literarische Kunstwerk"). Aus diesem Gesamtbestande der Elemente und deren Zusammenhänge sowie der Ei-

genschaften, die sich auf ihnen aufbauen, nehmen wir hier lediglich einen Teil komplex heraus, nämlich dasjenige, was die in dem Gedichte intentional entworfene" Wirklichkeit" bildet. Da in unserem Falle das Gedicht lyrisch ist, so umfaßt diese - wie ich anderenorts gezeigt habe[37] - einerseits die den Text des Gedichts selbst bildenden Worte, als Worte des lyrischen Subjekts, andererseits aber dasjenige, worüber in diesen Worten die Rede ist, und das, was durch die Tatsache und die Weise ihres Aussprechens von den psychischen Zuständlichkeiten dieses Subjekts "ausgedrückt" wird. Diese "Wirklichkeit" ist aber in unserem Falle eine je andere, je nachdem, wie man dieses Gedicht, und insbesondere das in ihm auftretende Wort "Aussatz", deutet: man kann es nämlich entweder ganz "wörtlich" verstehen, also im Sinne der lateinisch "Lepra" genannten Krankheit, oder aber in einem symbolischen Sinne nehmen[38], wobei dann das ganze Gedicht und insbesondere seine "gegenständliche Schicht" einen mehr komplizierten Aufbau aufweist. Es unterliegt m. E. keinem Zweifel, dass unser Gedicht, der Absicht des Dichters nach, in dem zweiten Sinne zu verstehen ist. Es kommt uns hier aber nicht auf eine adäquate Fassung dieses Gedichtes an. Es soll uns lediglich als ein Beispiel dienen, an dem wir die strukturelle Doppelseitigkeit des rein intentionalen Gegenstandes zeigen können, wir ziehen also der Einfachheit halber die erste Deutung des Gedichtes vor.

Die in ihm zur Konstituierung gelangende intentionale "dichterische" "Wirklichkeit" wird natürlich am adäquatesten eben durch diejenigen Worte, die den Text des Gedichts bilden, bestimmt. Jede andere Beschreibung führt schon wesentliche Modifikationen ein, die sie zu einer völlig anderen "Wirklichkeit" machen würden, falls diese Beschreibung den Anspruch erhebt, dieselbe in ihrer ursprünglichen Fülle adäquat wiederzugeben. Und das ist selbst ein wesentlicher Zug der intentionalen Gegenständlichkeit als solcher, der bei seins autonomen Gegenständen nicht vorkommt. In diesem letzteren Falle können wir auf verschiedene Weise von einem und demselben sprechen, ohne es selbst Irgendwie zu tangieren. Es ist aber möglich, über die in einem literarischen Werke zur Darstellung

37 Vgl. meinen Aufsatz "über die sogenannte Wahrheit in der Literatur" (in Polnischer Sprache) im 1. Band meiner "Studien zur Ästhetik" (polnisch), 1957.

38 D. h. wenn der "Aussatz" das Symbol irgendeiner durch die Menschheit (so wie le Lepra) verfolgten Krankheit ist.

213

gelangende rein intentionale "Wirklichkeit" so zu sprechen, dass wir aus ihr bewusst nur einzelne Züge oder Elemente hervorheben. Wir dürfen es tun, wenn wir dadurch nichts anderes erreichen wollen als einen sprachlichen Hinweis auf einige Züge einer Gegenständlichkeit, welche ursprünglich und endgültig durch ein anderes Sprachgebilde (eben das betreffende Gedicht selbst) **konstitu**iert wird und die in ihrer Originalität lediglich durch eine gen aue Lektüre des betreffenden Textes zu erreichen ist. Jede sogenannte "Inhaltsangabe" oder "Zusammenfassung", welche dessen nicht inne wird und den Text zu ersetzen trachtet (oder gar ihn irgendwie zu verbessern, wie dies manchmal den Literaturforschern vorleuchtet), ist de facto nur eine Verunstaltung dessen, was in dem "zusammengefaßten" literarischen Werke enthalten ist. Um also nur auf einige Züge des in dem Gedichte Rilkes Dargestellten hinzuweisen, soll folgendes gesagt werden:

Es spricht da jemand über sich selbst, über sein Schicksal, über sein Verhalten zur Welt und über das Verhalten anderer Menschen ihm gegenüber. Es besteht ein unwiderruflicher Bruch zwischen ihm und der menschlichen Welt: es flieht alles vor ihm, man will sogar nicht erfahren, was mit ihm geschieht. Nur im Schatten seines Unglücks ist er "zu Hause"; wo seine Klapper nicht reicht, fängt die fremde, feindlich gesinnte, menschliche Welt an. Und von dem Bewusstsein dieses absoluten Verlassenseins aus bricht auf einmal ein erbarmungsloser Haß gegen die Menschen hervor. Er wird mit keinem Wort erwähnt, er bricht eben selbst durch in den ausgesprochenen Worten: er wird in ihnen manifester, zeigt sich unmittelbar und wird uns beim Lesen direkt aufgeworfen. Die Tatsache des Aussprechens solcher Worte ("vielleicht machst du meine Klapper so laut, dass sich keiner in meine Ferne traut ... , so dass ich sehr lange gehen kann, ohne Mädchen, Frau oder Mann oder Kind zu entdecken. Tiere will ich nicht schrecken") - eine Tatsache, die das Gedicht selbst schafft - wird in diesem Haß zum Ausdruck gebracht, offenbar gemacht, so dass er in seiner Selbstgegenwart und in dem unmittelbaren Ausbrechen in dem Ton der Worte uns mit voller Aktivität angreift. Ein durch das endlose, verzerrende Unglück zum hasserfüllten Menschen gewordener Kranker enthüllt sich uns da und greift uns alle, die wir zu der ihn umgebenden Welt gehören, erbarmungslos an.

Das ist – in einigen Hauptzügen – die "Wirklichkeit", die in dem Gedicht zur Darstellung gelangt: sowohl das, was da gesagt wird (die ausgesprochenen Worte selbst), als auch das, worüber in ihnen die Rede ist,

214

wie endlich das, was durch sie zum Ausdruck gebracht wird, bildet da ein innig verflochtenes Ganzes. Es wird uns mit solcher Kraft entgegengeworfen, dass wir mit ihm unmittelbar zu verkehren glauben und – vor allem – dass wir den Eindruck einer eigenständigen Wirklichkeit haben, obwohl es nur intentional entworfen wird. All

dies - und noch manches, was hier unerwähnt bleibt - bildet den "Gehalt" eines ganz bestimmten individuellen "intentionalen" Gegenstandes: des Gedichts von R. M. Rilke unter dem Titel "Das Lied des Aussätzigen". Sowohl aber die in ihm zur Darstellung gelangende "Wirklichkeit", deren wesentliche Züge wir soeben angedeutet haben, als auch die den Text bildenden Wörter mit ihrem Sinne und Wortlaut, als endlich auch die verschwommenen visuell-akustischen "Ansichten", in denen die dargestellte" Wirklichkeit" zur Erscheinung gebracht wird, sind nichts Wirkliches. Es handelt sich um eine bloße "Fiktion" im Sinne des in besonderen Intentions-Akten fingierten Ganzen. Nichts an ihm ist wirklich "Mensch", nichts die unglückselige Krankheit, nichts der Bruch zwischen dem Kranken und den Menschen, nichts hervorbrechender Haß: das ist alles nur "Schein", nur künstlich uns vor Augen gestellt, als ob es "wirklich", "wahr", selbstgegenwärtig wäre. Sowohl das, was es ist (bzw. sein soll), als auch diese "Selbstgegenwart" hat die Quelle und das Fundament seines scheinhaften (eben seinsheteronomen) Seins letzten Endes in den bestimmt gearteten schöpferischen, intentionalen Akten des Dichters. Es ist in sich eigentlich ein Nichts, dem alles nur zugewiesen wird, und sogar dieses Zugewiesensein ist kein "echtes", "wirkliches". Wenn wir nach seinen" wirklichen" Eigenschaften (formalen und materialen Eigentümlichkeiten) fragen wollen, so müssen wir uns zum Bewusstsein bringen, wie es in den schöpferischen Akten des Dichters allmählich entstanden ist, wie es sich allmählich formte, wie es sich nachher, als bereits geworden es, vom Urgrund seines Seins – von den dichterischen Akten – löst und in anderen Gegenständlichkeiten (in der Schrift, in manchen ideellen Zusammenhängen, in begrifflichen Einheiten und dgl. mehr) sein **Seinsfundament** findet, wie es dann infolge der Lektüre durch verschiedene Leser mit der psychischen Wirklichkeit derselben in Kontakt tritt, wie es da aus seiner ihm eigenen Zusammenfaltung wiederum durch das Lesen und Konkretisieren zur Entfaltung gebracht wird, wie es gewissermaßen aufblüht und Lebensfarbe gewinnt, wie es durch mancherlei Momente ergänzt und in anderer Hinsicht wieder nicht zur vollen Konkretisierung gebracht wird, wie es mannigfachen Änderungen – infolge der gewandelten literarischen Atmosphäre – unterworfen wird usw. – , all dies nur als herausgerissene Beispielsmomente

215

aus der unendlich reichen "Wirklichkeit" des literarischen Kunstwerks selbst als eines ganz besonderen intentionalen Gegenstandes. Wir stoßen da auf" Tatsachen" die von den früher beschriebenen durchaus verschieden sind, und zwar in dem Maße, dass es auf den ersten Blick ganz unglaubhaft erscheint, wie so durchaus heterogene Eigenschaften, Momente, Bestände letzten Endes ein und dasselbe: nämlich einen intentional entworfenen Gegenstand, zu bilden vermöchten. Und das ist gerade das letzte originale Wesen eines derartigen Gegenstandes: dass er solche Heterogenität in sich birgt. Er hat sozusagen zwei verschiedene "Seiten", zwei "Gesichter", gewissermaßen, die trotz ihrer Heterogenität zueinander gehören, eben vermöge der intentionalen Leistung der ihn hervorbringenden Akte. Sie vermöchten überhaupt nicht zusammen aufzutreten, wenn nicht der Umstand ins Gewicht fiele, dass der den Gegenstand erschaffende Akt nur "machtlos" schöpferisch ist und alles an ihm nur in der Seinsweise des seinsheteronomen Seins hervorbringen kann. Die eine "Seite" - das ist eben das, was wir den "Gehalt" des rein intentionalen Gegenstandes nennen; die zweite dagegen das, was wir den rein intentionalen Gegenstand oder seine intentionale Struktur nennen können. Seinen Gehalt zeigt er uns, wenn wir ihn entweder im schöpferischen oder im nachbildenden, nach verstehenden intentionalen Akt schlicht vermeinen, seine intentionale Struktur dagegen kommt uns zu Gesicht, sobald wir bei seiner Vermeinung einen Nebenstrahl der Aufmerksamkeit auf ihn als das Korrelat des Aktes und auf seine "Struktur" werfen.

Der Ausdruck "intentionale Struktur" des rein intentionalen Gegenstandes ist freilich nicht ganz am Platze; er legt den Gedanken nahe, dass es sich bei ihm um etwas rein Formhaftes handle, woraus sich dann leicht die Auffassung des" Gehaltes" als einer reinen "Materiel"' die in dieser "Forml" steht, ergibt. Wäre es wirklich so, dann würde der wesenhafte formale Unterschied zwischen dem rein intentionalen, seinsheteronomen Gegenstande und dem seinsautonomen Gegenstande verschwinden, weil auch an dem letzteren – wie wir gesehen haben die Doppelheit der "Materiel" und der "Forml" vorhanden ist. Aber dem ist nicht so. Sowohl in dem "Gehalte" als in der "intentionalen Struktur" (in dem intentionalen Wesen - wenn dieser Ausdruck jemandem besser passen sollte) des rein intentionalen Gegenstandes lässt sich die "Dreieinigkeit" von Form1) Materiel und Seinsweise aufweisen. Betrachten wir z. B. den klagenden Aussätzigen, so ist er (als "Gehalt" eines rein intentionalen Gegenstandes verstanden), formal genommen,

216

ein individueller Gegenstand, material ist er auf eine ganz bestimmte Weise mit Eigenschaften ausgestattet (als Mensch, als Kranker, als insbesondere ein vom Aussatz befallender Mensch usw.). Endlich ist er auch als ein realer Gegenstand vermeint, als jemand, der nicht bloß in der realen Welt lebt, sondern auch selbst in der Seinsweise des Realseins existiert. Dass dies alles nur "vermeint", nur intentional zugewiesen, aber nicht im echten Sinne ihm seins**immanent** ist, tut nichts zur Sache: in seinem Gehalt "ist" der rein intentionale Gegenstand genau das, als was er vermeint wird, und existiert auf diese Weise, die ihm in dem Vermeinungsakte durch das in

dem letzteren mitverflochtene Seinssetzungsmoment zugewiesen wird. Dass dies aber alles nur "vermeint", nur zugewiesen wird, macht eben das Wesen des reinen Intentional-Seins", das – wie wir wissen – einen besonderen Fall der Seinsheteronomie bildet, aus. Dies gehört also bereits zu der "intentionalen Struktur" des rein intentionalen Gegenstandes: es bildet einen besonderen Zug in dieser Struktur oder – wenn wir wollen – eine besondere Eigenschaft dieses Gegenstandes. Und so wie die Seinsheteronomie, das bloße Zugewiesensein des Realseins des im Gehalte konstituierten Gegenstandes, so auch bildet der zwar nicht gesamte Gehalt selbst, aber das Besitzen eines solchen Gehaltes durch den rein intentionalen Gegenstand eine Eigenschaft dieses Gegenstandes bzw. einen Zug an seiner "intentionalen Struktur". Zu dieser selben Struktur, als ein ausgezeichneter Zug an ihr, gehört ferner die von uns hier analysierte "Doppelseitigkeit" des Aufbaus: das Zueinandergehören des Gehalts und der intentionalen Struktur. Sobald aber in dieser letzteren bzw. an dem rein intentionalen Gegenstande " Eigenschaften " vorgefunden werden, muss natürlich auch das Subjekt der Eigenschaften vorhanden sein. Mit anderen Worten: In der intentionalen Struktur des rein intentionalen Gegenstandes finden wir die formale Struktur des Gegenstandes wieder, die wir oben bei dem seinsautonomen indviduellen Gegenstande vorgefunden haben. Also auch der rein intentionale Gegenstand als solcher ist formal genommen ein individueller Gegenstand, mit dem wesentlichen Unterschied allerdings, dass die gegenständliche Form I nur an einer "Seite" dieses Gegenstandes vorliegt und dessen volle Form nicht erschöpft; denn zu derselben gehört noch die "Doppelseitigkeit" und eben damit auch das Auftreten eines zweiten Subjekts von Eigenschaften, und zwar diesmal als ein besonderes formales Moment des Gehalts, welches den anderen Momenten dieses Gehalts gegenüber die Funktion des Subjekts "ausübt". Es ist also in dem rein intentionalen Gegenstande eine ganz merkwürdige "Doppelsubjektschaft" vorhanden,

217

und zwar im wesensmäßigen Gegensatz zu dem seinsautonomen individuellen Gegenstande, wo etwas derartiges ganz ausgeschlossen ist. Zudem ist zu beachten, dass die Form I, die in dem Gehalte eines rein intentionalen Gegenstandes auftritt, durchaus nicht immer Form des seinsautonomen ursprünglich individuellen Gegenstandes sein muss. Dies bildet nur einen ausgezeichneten besonderen Fall des Gehaltes. Es sind aber auch andere Fälle möglich, je nachdem, was wir gegebenenfalls vorstellen bzw. vorstellen wollen. Und wir können da nicht nur die ursprünglich individuellen, sondern auch die abgeleitet individuellen Gegenstände, Sachverhalte, reinen Qualitäten, Ideen, Klassen usw. vorstellen. Ja, sogar die seinsheteronomen, rein intentionalen Gegenstände können von uns "vorgestellt" (evtl. "gedacht" - wie wir das eben tun) werden. In diesem letzteren Falle kompliziert sich die formale Struktur des rein intentionalen Gegenstandes, denn in seinem "Gehalte" tritt wiederum ein voller intentionaler Gegenstand mit der für ihn charakteristischen "Doppelseitigkeit" usw. auf. Aber in dem Gehalte dieses letzteren Gegenstandes (in dem Gehalte2) kann wiederum ein neuerlicher rein intentionaler Gegenstand mit der für ihn charakteristischen Doppelseitigkeit auftreten und so in infinitum (Husserl sieht diese Möglichkeit vor, obwohl er die "Doppelseitigkeit" des formalen Aufbaus des rein intentionalen Gegenstandes nicht herausgestellt hat, und spricht da von der "Iteration"SV). Es liegt da also das eigentümliche Phänomen der "Einschachtelung" vor, das bei den seins autonomen individuellen Gegenständen ebenfalls ganz ausgeschlossen ist.

Die beiden Subjekte von Eigenschaften des rein intentionalen Gegenstandes sind aber nicht ganz gleichwertig. Das eigentliche Subjekt ist das der "intentionalen Struktur", also des intentionalen Gegenstandes als solchen, das andere bildet nur ein ausgezeichnetes Moment des Geh alt e s und übt seine Subjektfunktion nur den übrigen Momenten dieses Gehalts gegenüber aus. Die Subjektfunktion des eigentlichen Subjekts des intentionalen Gegenstandes umspannt dagegen gewissermaßen das Ganze dieses Gegenstandes, also auch den Gehalt, da das Haben des Gehalts, und insbesondere eines ganz bestimmten Gehalts, eine Eigenschaft des intentionalen Gegenstandes bildet, eine Eigenschaft, deren Träger eben das "eigentliche" Subjekt des Gegenstandes ist. Freilich bleibt uns dies, wie auch das Subjekt selbst, verborgen, wenn wir den zugehörigen Meinungsakt schlicht vollziehen. Denn dann sind wir auf den Gehalt des intentionalen Gegenstandes gerichtet,

39 Vgl. E. Husserl, "Ideen zu einer reinen Phänomenologie", § 107.

218

und dieser Gehalt bildet alles, was uns dabei zu Gesicht gelangt. So scheint auch sein Subjekt von Eigenschaften vorzuherrschen oder besser gesagt: alleinherrschend zu sein. Die intentionale Struktur entschwindet überhaupt unserem Blick, und der intentionale Gegenstand täuscht uns eine "Wirklichkeit" vor, die er in Wahrheit nicht zu sein vermag. Das ist kein Zufall, sondern gehört zu dem Wesen der intentionalen Leistung des schlichten Meinungsaktes. Wenn derselbe zudem auf dem Untergrunde einer Empfindungsmannigfaltigkeit, die sich zu einer konkreten Ansicht organisiert, vollzogen wird, dann erlangt der rein intentionale Gegenstand in seinem Gehalte eine derartige Plastizität und Eindringlichkeit, dass wir geneigt sind, einen Seinserfassungsakt zu vollziehen und dasjenige, was lediglich Gehalt eines intentionalen Aktes ist, für eine "selbständige", seinsautonome Wirklichkeit zu halten. Es bedarf erst einer besonderen Vorkehrung, um die intentionale Struktur aus der Verborgenheit

hervorzuziehen und ans Licht zu bringen und damit nicht nur die eigentliche Nichtigkeit dessen, was nur Gehalt eines intentionalen Gegenstandes ist, sondern auch die für denselben charakteristische Doppelseitigkeit des Aufbaus mit den beiden Subjekten von Eigenschaften zur Enthüllung darzubieten. Es ist somit kein Wunder, dass man solange die radikale Verschiedenheit der Formen der beiden hier gegenübergestellten Gegenstände: des seinsautonomen und des rein intentionalen, seinsheteronomen~ übersehen hat.

b) Unbestimmtheitsstellen im Gehalte des rein intentionalen Gegenstandes

Diese Verschiedenheit zwischen den beiden untersuchten Gegenständlichkeiten herrscht aber auch in einer anderen Hinsicht: Wir haben oben hervorgehoben, dass der seinsautonome individuelle Gegenstand in je der Hinsicht seines Soseins (seiner eigenschaftlichen Ausstattung) eindeutigvoll bestimmt ist. Das ist aber nicht so und kann es wesensmäßig nicht sein im Falle eines rein intentionalen Gegenstandes, obwohl wir dessen nicht bewusst sind und sein können, solange wir diesen Gegenstand im schlichten Meinungsakte vermeinen. Der rein intentionale Gegenstand ist in seinem Gehalte immer, und zwar seinem Wesen nach, nach verschiedenen Richtungen hin ganz unbestimmt, er weist "Unbestimmtheitsstellen " auf. Nur diejenigen "Seiten" seines Gehalts sind ein- oder auch mehrdeutig bestimmt, aber immerhin bestimmt,

219

die durch ausdrückliche Intentionsmomente des unanschaulichen Inhalts des zugehörigen Meinungsaktes intentional entworfen werden. Alles dagegen, was in dem Meinungsakte nur implicite mitvermeint wird oder gewissermaßen nur potentiell zu seinem Inhalt gehört, oder endlich überhaupt auf keine Weise in ihm vermeint wird, was aber seinem Wesen nach irgendwie zu dem vermeinten Gegenstande gehören sollte, bleibt in dem Gehalte des zugehörigen intentionalen Gegenstandes voll kom m e nun b es tim m t. Es entstehen gewissermaßen Lücken in diesem Gehalte, die auf keine Weise ausgefüllt sind. Und das kann nicht anders sein: der unanschauliche Inhalt des schlichten Meinungsaktes ist in seinen ausdrücklichen Intentionsmomenten immer endlich, auch wenn der Akt im strengen Zusammenhang mit einer Mannigfaltigkeit von Meinungsakten, die sich auf denselben intentionalen Gegenstand beziehen, steht. Zugleich aber enthält er immer Intentionsmomente in sich, die ihrem Wesen nach im Prinzip eine unendliche Mannigfaltigkeit von gegenständlichen Momenten fordern, also mit ihnen in der Einheit eines Gegenstandes auftreten müssten, falls sie in einem seinsautonomen Gegenstande auftreten. Indem aber diese Momente in dem Gehalt eines rein intentionalen Gegenstandes vorkommen, weisen sie ihm sozusagen einen Horizont von gegenständlichen Momenten zu, der durch die diesbezüglichen konkreten Momente unerfüllt bleibt, weil der intentionale Inhalt des zugehörigen Meinungsaktes sie nicht alle ausdrücklich dem Gegenstande zuweisen kann. Daher entstehen die von mir so genannten "Unbestimmtheitsstellen" in dem Gehalte eines jeden rein intentionalen Gegenstandes; ihr Vorhandensein bildet die zweite formale Eigentümlichkeit der rein intentionalen Gegenstände, die sie von den seinsautonomen wesentlich unterscheidet.

Erläutern wir dies noch an einem konkreten Beispiel. Kehren wir zu unserem "Aussätzigen", dessen "Lied" wir oben zitiert haben, zurück. In den Sätzen, die zu dem erwähnten Gedicht Rilkes gehören, wird ein bestimmter Mensch intentional entworfen. Sammeln wir alle Züge, die ihm durch den Text des Gedichts intentional zugewiesen werden, so werden wir uns vielleicht wundern, wie äußerst dürftig seine "Charakteristik" ausfällt. Er ist einer, "den alles verlassen hat", den "Aussatz" befallen hat, der sein "Klapperwerk schlägt", der soweit zu Hause ist, als der Klang seiner Klapper reicht, und der endlich sich an jemanden mit der Bitte wendet: "Aber vielleicht machst du meine Klapper so laut, dass sich keiner in meine Ferne traut, der mir jetzt aus der Nähe weicht". Er ist derjenige, der spricht und der in den von ihm

220

selbst ausgesprochenen Worten ein ungenanntes Gefühl - wie wir es oben interpretiert haben -: den Haß gegen die Menschen zum Ausdruck bringt; sonst wissen wir von ihm nur das, was sich auf Grund der eben festgelegten Tatsachen von ihm schließen lässt, also z. B. dass er ein Mensch ist, dass er nicht erst von heute ab krank ist, sondern schon eine längere Periode seiner Krankheit durchgemacht hat und dgl. mehr. Aber auch schon diejenigen Tatsachen, auf welche auf Grund der ihm durch den Text zugewiesenen Eigenschaften geschlossen werden kann, die aber durch den Text selbst weder bedeutungsmäßig entworfen, noch zum Ausdruck gebracht werden, bilden nur sozusagen einen "Horizont", wie es etwa Husserl sagen würde, eine Umrahmung des explicite vermeinten intentionalen Gegenstandes, gehören aber nicht ausdrücklich zu dessen Gehalte. Alles übrige dagegen, was von dem "Aussätzigen", gesagt werden könnte, ist in dem Gehalte dieses intentionalen Gegenstandes überhaupt nicht bestimmt, obwohl es ihm von Rechts wegen zugehören sollte. Als Mensch ist er z. B. ein psycho-physisches Wesen, hat also irgendeinen Leib, der eine unendliche Mannigfaltigkeit von Eigenschaften besitzt bzw. besitzen soll, aber tatsächlich nicht besitzt, weil sie im Texte des Gedichts auf keine Weise bestimmt wurden. Er besitzt aber in dieser Hinsicht auch nicht die entsprechenden "negativen" Eigenschaften. Der rein

intentionale Gegenstand weist in seinem Gehalte diejenigen und nur diejenigen Eigenschaften bzw. Momente auf, die in dem ihn intentional entwerfenden Intentionsgebilde (dem Meinungsakt, dem sprachlichen Text und dgl. mehr) festgelegt werden. überall da, wo er "von Rechts wegen" infolge der ihm explicite zugewiesenen "allgemeinen" oder individuellen Eigenschaften und Momente gewisse Eigenschaften "besitzen sollte", sie aber tatsächlich nicht besitzt, gibt es eine "Unbestimmtheitsstelle" in seinem Gehalte[40]. Dies betrifft natürlich nicht nur die physischen Eigenschaften des intentional entworfenen Gegenstandes, sondern auch - wie in unserem Falle des "Aussätzigen" – die psychischen, oder auch geistigen, Eigenschaften und Tatbestände und sonstige mögliche Grundarten von

40 Ich habe zum ersten Male auf das Vorhandensein der "Unbestimmtheitsstellen" in dem Gehalte der reinen intentionalen Gegenständlichkeiten in meinem Buche "Das literarische Kunstwerk" (vg1. 1. c, § 38) hingewiesen. Meine späteren Untersuchungen, die ich in dem Buche ,,O poznawaniu dziela literackiego" und in anderen dem literarischen Kunstwerk gewidmeten Betrachtungen den "Unbestimmtheitsstellen" gewidmet habe, haben gezeigt, dass wir es hier mit einem Komplex von seh r verschiedenartigen Phänomenen zu tun haben, die in einer umfangreichen Analyse auseinandergelegt werden müssen. Wir beschränken uns hier nur auf einige Hinweise auf die Grunderscheinungen auf diesem Gebiete.

221

gegenständlichen Bestimmtheiten, je nach dem Grundtypus des Gegenstandes, der in dem Gehalt des betreffenden rein intentionalen Gegenstandes auftritt.

Man könnte meinen, dass die Unbestimmtheitsstellen, auf die wir hier hinweisen, nur deswegen in dem Gehalte des betreffenden intentionalen Gegenstandes auftreten, weil wir es hier mit einem lyrischen Gedicht zu tun haben, das seinem Wesen gemäß den Gegenstand nur mit einigen Zügen skizziert, während das Hauptgewicht auf dem zum Ausdruck gebrachten Gefühl liegt. Hätten wir statt dessen z. B. einen Roman genommen und uns da auf irgendeine Hauptgestalt - etwa eines Zola oder Thomas Mann - konzentriert, so würde sich vielleicht zeigen, dass die Unbestimmtheitsstellen gar nicht vorkommen. Indessen ist dem nicht so. Eine eingehende Analyse irgendeiner episch dargestellten Hauptgestalt eines Werkes würde deutlich genug zeigen, dass, sosehr die Anzahl der positiv geleisteten Bestimmungen des dargestellten Gegenstandes auch wächst, die Anzahl der noch offengelassenen Stellen (also der "Unbestimmtheitsstellen") sich gar nicht verringert. Was sich ändert, ist lediglich der Typus und die Auswahl der noch unbestimmt gelassenen "Seiten" des Gegenstandes: beide sind bei einem episch gestalteten Werk ganz anders als in einem echten lyrischen Gedicht[41]. Aber das ist eine Angelegenheit, die lediglich für die Theorie der literarischen Gattungen von Bedeutung ist, sie spielt jedoch keine Rolle beim Problem des Vorhandenseins der Unbestimmtheitsstellen in einem rein intentionalen Gegenstand. Dieselben sind aber prinzipiell nicht eliminierbar, und ihre Zahl bleibt unendlich, solange der rein intentionale Gegenstand in seinem Gehalt durch entsprechende Momente des Inhalts des zugehörigen Meinungsaktes (bzw. der betreffenden Bedeutungseinheiten) als etwas Individuelles festgelegt wird. Denn (mindestens) in diesem Falle ergeben sich die Unbestimmtheitsstellen aus dem Gegensatze zwischen der End1ichkeit der Inhaltsmomente eines intentionalen Meinungsaktes (bzw. einer endlichen Mannigfaltigkeit von ihnen) oder irgendeiner endlichen Bedeutungseinheit und der durch die festgelegte Individualität des Gegenstandes (seinem Gehalte nach) erzwungenen Unendlichkeit der ihm im Prinzip zugehörenden Bestimmungen. Wie das seinsautonome Individuelle durch keinerlei endliche Erkenntnis, die den Gegenstand seinen einzelnen Eigenschaften

41 Es wäre interessant, von diesem Standpunkt aus den »Ulysses" von Joyce zu untersuchen. Es würde sich zeigen, dass der Versuch einer .lückenlosen" Darstellung zwar den Reichtum der gegebenen Bestimmungen ungemein vergrößert, aber auf die Anzahl der offengelassenen Stellen ohne Einfluss ist.

222

nach durchforscht, erschöpfbar ist, so ist auch das seinsheteronome Individuelle durch keinerlei endliche Operation der Meinungsakte bzw. der Bedeutungseinheiten voll bestimmbar.

Im Zusammenhang damit ergibt sich ein neuer Begriff der Transzendenz, der mit den beiden bis jetzt besprochenen Begriffen oft vermengt wird. In diesem neuen Sinne "transzendiert" der seinsautonome individuelle Gegenstand die seinen Eigenschaften nachgehende Erkenntnis[4], indem dieselben in keiner endlichen Erkenntnis erschöpfbar sind. Immer bleibt eine Mannigfaltigkeit unerkannter Eigenschaften übrig. Diese Transzendenz zeichnet den individuellen intentionalen Gegenstand seinem Gehalte nach sozusagen nur de iure aus: er erhebt den Anspruch auf sie, vermag aber ihn nicht einzulösen, indem er effektiv, durch positive Bestimmung, nicht über den Inhalt des ihn konstituierenden Aktes (oder über die Inhalte der ihn **konstitu**ierenden Akte) hinauszugehen vermag: seine Konstitution hält mit dem Vollzug der ihm zugehörigen, ihn schaffenden Akte Schritt, aber geht nicht um ein Haar darüber hinaus. Der Gehaltssinn weist sozusagen auf die verschiedenen Richtungen hin, in denen der intentionale Gegenstand weiter und näher bestimmt werden sollte, aber zu einer effektiven, konkreten Bestimmung gelangt er nicht: überall eröffnet sich die Sicht auf die" Unbestimmtheitsstellen ". Der individuelle seinsheteronome intentionale Gegenstand befindet sich immer mitten im Fortgange der Konstitu-

tion, die in weiteren Akten fortgeführt, aber prinzipiell nie vollendet werden kann. Den Gegensatz zwischen dem seinsautonomen individuellen und dem seinsheteronomen intentionalen individuellen Gegenstande könnte man auch dahin fassen, dass, während das seinsautonome Individuelle prinzipiell ein fertiges, abgeschlossenes Sein bildet – und zwar auch dann, wenn es ein im Fortgang der Entwicklung begriffenes organisches oder psychisches Wesen ist (es ist dann in einem ganz anderen Sinne bis zu einem gewissen Moment der Entwicklung "unfertig" oder doch nie in irgendeiner Hinsicht radikal unbestimmt) – , der intentionale individuelle Gegenstand seinem Gehalte nach immer unfertig ist, immer erst in Bildung begriffen .

Aber ebenso wie seine Doppelseitigkeit des Aufbaus, enthüllt auch S~Ine **konstitu**tive Unfertigkeit sich erst dann, wenn wir seinem intentionalen Wesen nachgehen und uns die **immanent**e Begrenztheit der Intentionalen Leistung der Meinungsakte oder der Bedeutungseinheiten

42 Ob es noch eine andere Erkenntnisart des Individuellen gibt, wollen wir hier dahingestellt sein lassen.

223

zum Bewusstsein bringen. Denn solange wir auf den Gehalt des rein intentionalen Gegenstandes schlicht konzentriert sind, entschwinden die Unbestimmtheitsstellen unserem Blick: wir erfassen den intentionalen Gegenstand ausschließlich von der bereits **konstitu**ierten Seite her und stoßen überall auf positive Bestimmungen. So bleibt uns beim naiven Betrachten die tiefe Verschiedenheit zwischen seinsautonomen und seinsheteronomen intentionalen Gegenständen zum zweiten Male verborgen. Infolgedessen glauben wir, das Recht zu haben, die Geltung des ontologisch verstandenen Satzes des ausgeschlossenen Dritten in unbeschränkter Allgemeinheit auf alles Individuelle ausdehnen zu dürfen. Indessen gilt dieser Satz lediglich für seinsautonome individuelle Gegenstände, während die intentionalen Gegenstände ihrem Gehalte nach außerhalb seines Geltungsbereiches verbleiben. Sie scheinen hingegen als intentionale, in ihrer intentionalen Struktur genommen, dem Satz des ausgeschlossenen Dritten zu gehorchen. Oder anders gesagt: in der intentionalen Struktur der rein intentionalen Gegenstände finden wir keine Unbestimmtheitsstellen vor.

3.3 § 48. Zusammenstellung der verschiedenen Transzendenzbegriffe

[CL: Der unglückliche **Gegenstand**sbegriff und das Ignorieren von Wirkungen führt notwendigerweise zu einer ganz unnatürlichen „Verdopplung“ der „Phänomene“!! Das merkt man in diesem §48 besonders deutlich. Dadurch wird der Begriff der „Transzendenz“ zu etwas völlig Underfinierten. RI sieht sich nun sogar gezwungen „Abstufungen“ der Transzendenz einzuführen, was das Chaos noch vergrößert.]

Dies sind die wichtigsten formalen Unterschiede zwischen den ***seinsautonomen*** und den ***seinsheteronomen*** intentionalen Gegenständen. Sie haben uns erlaubt, uns noch einen Begriff der Transzendenz zum Bewusstsein zu bringen. Es wird vielleicht nützlich sein, alle bis jetzt aufgestellten Begriffe der Transzendenz des Gegenstandes zusammenzustellen und noch auf einen weiteren hinzuweisen. Es sind ihrer vier bzw. fünf, da der erste Begriff in zwei Prägungen auftritt.

Ia. Strukturelle Transzendenz in abgeschwächter Gestalt

Ein Gegenstand ist dem ihn betreffenden Bewusstseinsakt gegenüber auf abgeschwächte Weise strukturell transzendent, wenn keine seiner Eigenschaften oder kein Moment eine Eigenschaft oder ein Moment (reeller Teil) des betreffenden Aktes bildet, und umgekehrt, wenn keine Eigenschaft oder kein Moment des Aktes eine Eigenschaft oder ein Moment des in ihm vermeinten Gegenstandes ist. In diesem Sinne ist nicht nur der "äußere" seinsautonome Gegenstand (z. B. das materielle Ding)

224

dem ihn vermeinenden Akt gegenüber transzendent, sondern auch der Gegenstand einer **immanent**en Wahrnehmung dieser Wahrnehmung gegenüber, obwohl zugleich die beiden Erlebnisse: die **immanent**e Wahrnehmung und das Erlebnis, das in ihr gegeben ist, ein einheitliches Ganzes bilden, und zwar ein solches, in welchem die **immanent**e Wahrnehmung in dem Erlebnis, das in ihr gegeben ist, fundiert ist[43]. Trotzdem sind es zwei Erlebnisse, zwei Subjekte von Eigenschaften. Das Durchleben hingegen und der durchlebte Bewusstseinsakt stehen nicht in der Beziehung zueinander, dass das durchlebte Erlebnis dem Durchleben gegenüber transzendent wäre[44]. In diesem Falle haben wir es auch nur mit ein e m Subjekt der Eigenschaften zu tun.

Ib. Strukturelle Transzendenz in stärkerer Gestalt

Ein Gegenstand ist dem ihn betreffenden Bewusstseinsakte gegenüber auf stärkere Weise strukturell transzendent, wenn nicht nur keine seine Eigenschaft und kein Moment eine Eigenschaft oder ein Moment des betreffenden Aktes bildet, und umgekehrt, sondern wenn er außerdem ihm gegenüber ein zweites seinsautonomes Ganzes darstellt. In diesem Sinne dem Bewusstseinsakt gegenüber transzendent ist sowohl der seinsautonome als auch der seinsheteronome, bloß intentionale Gegenstand. Beide Gegenstände sind also dem zugehörigen Akte gegenüber seinsselbständig.

II. Radikale Transzendenz

Ein individueller Gegenstand ist dem Bewusstseinsakte gegenüber, in dem er gegeben oder bloß vermeint ist, radikal transzendent, wenn dieser Akt weder durch irgendeines seiner Momente noch durch die Tatsache seines Vollzuges in ihm irgendeine Veränderung hervorzurufen imstande ist. In diesem Sinne ist jeder seinsautonome Gegenstand dem ihn vermeinenden Bewusstseinsakt gegenüber transzendent,

43 Vgl. dazu die Bemerkungen *Husserls* in den "Ideen zu einer reinen Phänomenologie", § 38, S. 68 (1. Aufl.).

44 Vgl.. dazu meine Abhandlung "über die Gefahr einer petitio principii in der Erkenntnistheorie" (Jahrb. f. Philos., Bd. IV). Ich formuliere hier diesen abgeschwächten Transzendenzbegriff, weil er für uns - wie sich das bereits gezeigt hat – bei der Erwägung der verschiedenen Lösungsmöglichkeiten unserer Streitfrage unentberlich ist. Wir wollen aber momentan nicht entscheiden, ob eine derartige Transzendenz aus formal-ontologischen Gründen möglich ist.

225

dagegen zeichnet sich kein rem intentionaler Gegenstand durch die radikale Transzendenz im Verhältnis zu dem ihn **konstitu**ierenden Akt aus. Dieser liegt prinzipiell nur in seinem Machtbereich. Die radikale Transzendenz ergibt sich sowohl aus dem materialen Wesen des betreffenden Gegenstandes als auch des Bewusstseins eines bestimmten Typus selbst. Sie liegt vor bei dem "machtlos-schöpferischen" Bewusstsein und dem seinsautonomen Gegenstand.

III. Transzendenz der Seinsfülle

Transzendenz in diesem Sinne zeichnet einen seinsautonomen Gegenstand dem ihn vermeinenden Bewusstseinsakt gegenüber aus, weil die Fülle seines Seinsbereiches, die in der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Eigenschaften und Momente liegt, in keinem Erkennen seiner einzelnen Eigenschaften, das sich in einem einzelnen Akt oder in einer endlichen Mannigfaltigkeit solcher Akte[45] vollzieht, erschöpft werden kann. Es scheint indessen, dass der rein intentionale Gegenstand sich hinsichtlich der bestimmten Momente seines Gehaltes durch keine Transzendenz der Seinsfülle dem ihn vermeinenden oder ihn **konstitu**ierenden Akte gegenüber auszeichnet. Hier findet eine Adäquation zwischen dem Inhalt des Aktes und der Mannigfaltigkeit der bestimmten Eigenschaften und Momente, die in dem Gehalte des zugehörigen intentionalen Gegenstandes auftreten, statt. Dafür aber erscheinen hier die Unbestimmtheitsstellen, und zwar im Prinzip in einer unendlichen Mannigfaltigkeit. Zudem müssen nicht alle bestimmten Momente des Gehalts eines rein intentionalen Gegenstandes, welcher das Korrelat einer ganzen Mannigfaltigkeit synthetisch verbundener intentionaler Akte ist, in jedem einzelnen dieser Akte explicite und in voller Aktualität (die hier überhaupt möglich ist) vermeint werden. Manche von ihnen werden nur mitvermeint oder sind Korrelate besonderer potentieller Momente der Aktintentionen und werden erst in anderen Akten derselben Mannigfaltigkeit voll aktuell vermeint. Der volle Gehalt des rein intentionalen Gegenstandes – mit allen seinen Unbestimmtheitsstellen zusammengenommen – ist dem einzelnen zugehörigen Bewusstseinsakt ebenso transzendent in dem jetzt erwogenen Sinne wie der seinsautonome Gegenstand.

45 Husserl nennt eine Erkenntnis, in welcher der Gegenstand sich durch die Transzendenz der Seinsfülle dem zugehörigen Erkenntnisakte gegenüber auszeichnet, inadäquat (vgl. »Logische Untersuchungen", Bd. II, S. 355). Er hält auch jede Erkenntnis der "äußeren" Gegenstände, und insbesondere die äußere Wahrnehmung, für inadäquat. Wir sprechen da von der »Transzendenz", weil wir diesen Begriff auf den Ge gen s t a n d der Erkenntnis beziehen, und weil er gewöhnlich mit anderen Transzendenzbegriffen vermengt wird.

226

Die Transzendenz der Seinsfülle ergibt sich ebenfalls aus gewissen Eigentümlichkeiten einerseits des Erkenntnisgegenstandes, andererseits des Erkenntnisaktes, und zwar aus dem Wesen der Form I des seinsautonomen individuellen Gegenstandes und aus dem Aufbau des Inhaltes eines intentionalen Meinungsaktes (aus der Endlichkeit der Inhaltsmomente).

IV. Unzugänglichkeitstranszendenz

In Zukunft werden wir noch auf einen Begriff der Transzendenz des Erkenntnisgegenstandes stoßen, den man von den bis jetzt besprochenen gewöhnlich nicht unterscheidet, und der z. B. in den erkenntnistheoretischen Ansichten 1. Kants eine wesentliche Rolle spielt. Und zwar handelt es sich in diesem Falle um die Transzendenz als eine wesenhafte Unzugänglichkeit des Gegenstandes für die Erkenntnis eines bestimmten Erkenntnissubjekts bzw. für dessen Erkenntnisakte. Den Auffassungen gemäß, die in der Geschichte der Philosophie des öfteren aufgetreten sind, obwohl sie nie deutlich genug präzisiert wurden, kann eine solche Unzugänglichkeit sich erstens aus gewissen formalen Umwandlungen, die durch die Erkenntnis in dem Erkenntnisgegenstande hervorgerufen werden, ergeben. Dies ist gerade bei Kant der Fall, bei dem das "Ding an sich" in diesem Sinne der menschlichen Erkenntnis transzendent ist, weil diese Erkenntnis die apriorischen Anschauungsformen: Raum und Zeit, sowie die verstandesmäßigen kategorialen Strukturen mit sich führt, denen zufolge Objekte unserer Erkenntnis immer nur die "Erscheinungen" bilden, dagegen die Dinge an sich unserer Erkenntnis wesenhaft unzugänglich bleiben. Sie kann aber die Folge einer radikalen Verschiedenheit des materialen Wesens sein, die zwischen dem Erkenntnissubjekt bzw. seinen Erkenntnisakten und dem zu erkennenden Gegenstande besteht. Diesen letzten Fall haben diejenigen im Auge, die die "Transzendenz" Gottes unserer menschlichen Erkenntnis gegenüber behaupten, da Gott in seiner göttlichen **Natur** alles übersteigt, was der menschliche Verstand zu fassen vermag. "Transzendent" bedeutet hier soviel wie" unbegreiflich" oder "unbegreifbar" .

Diese verschiedenen Transzendenzbegriffe werden uns später oft nützlich sein. Vorläufig handelt es sich lediglich darum, sie voneinander abzugrenzen und uns insbesondere zum Bewusstsein zu bringen,

227

dass die Transzendenz der Seinsfülle die seinsautonomen Gegenstände von den rein intentionalen Gegenständen deutlich unterscheidet, sofern wir das Vorhandensein der Unbestimmtheitsstellen in deren Gehalt beachten und uns lediglich auf das in diesem Gehalt Bestimmte beschränken.

Die formalen Unterschiede zwischen diesen Gegenständlichkeiten erschöpfen übrigens die Verschiedenheiten, die zwischen ihnen bestehen, noch nicht. Im gleichen Sinne bedeutend sind die Unterschiede, die hinsichtlich ihrer materiale n Bestimmung bestehen. Dies wird aber erst dann deutlich hervortreten, wenn wir zu materialontologischen Betrachtungen übergehen werden. Es wird sich dann zeigen, dass verschiedene apriorische und empirische Gesetzmäßigkeiten bezüglich des Zusammenauftretens und des Sich-Ausschließens zwischen materialen Momenten der seins autonomen Gegenstände bestehen, die für die rein intentionalen Gegenstände ihre Geltung verlieren. Diese Tatsache ist eigentlich trivial und scheint keiner näheren Erklärung oder Begründung zu bedürfen. Wir wissen alle, dass wir an dem Gebiete der Gebilde unserer Phantasie eine, wie es scheint, unbeschränkte Freiheit besitzen. Indessen ist bereits die Tatsache, dass diese Freiheit lediglich darin ihren Grund hat, dass die intentionalen Gegenstände seinsheteronom sind, dass also die ihnen in ihrem Gehalte zugewiesenen qualitativen Momente ihnen nicht im echten Sinne **immanent** sind, keine so große Trivialität, wie dies vielleicht jemandem scheinen mag. Merkwürdig und unerwartet ist jedoch, dass wir trotz allem bei der Bildung intentionaler Gegenständlichkeiten nicht ganz frei sind, dass es also Grenzen der Deformation gibt, Grenzen der Ungültigkeit der Zusammenhangs- und Ausschlussgesetze der materialen Momente, die für die seins autonomen Gegenständlichkeiten gelten. Wo diese Grenzen liegen, das ist das prinzipielle Problem des seinsheteronomen, und insbesondere des intentionalen, Seins, ein Problem, das weder trivial noch so leicht zu lösen ist. Es wird uns in der materialen Ontologie viele vorbereitende Schritte kosten, bis wir zu seiner strengen Formulierung und Lösung gelangen werden. Augenblicklich ist es für uns lediglich wichtig, dieser weiteren Perspektiven der Andersheit des rein intentionalen Seins von den seinsautonomen Gegenständen zu gedenken.

Die Tatsache der doppelseitigen Struktur der rein intentionalen Gegenstände sowie die des Vorhandenseins der Unbestimmtheitsstellen lässt uns aufs neue uns mit den Ideen beschäftigen. Denn es liegt jetzt die Frage nahe, ob die Ideen, die - wie es augenblicklich zu sein scheint im formalen Aufbau eine gewisse Ähnlichkeit mit den rein intentionalen Gegenständen aufweisen,

228

nicht einfach einen besonderen Fall intentionaler Gegenständlichkeiten bilden. Dies hätte eine sehr große Bedeutung angesichts der seit Platons Zeiten oft aufgestellten Behauptung, dass die Ideen gewissermaßen ein ursprünglicheres und vollkommeneres Sein als das Reale bilden und dass sie zugleich eine Bedingung der Existenz der realen "Einzelgegenstände" sind. Sind dann aber nicht auch die realen Gegenständlichkeiten lediglich eine besondere Abwandlung intentionaler Gegenständlichkeiten? Vielleicht ist die Möglichkeit dessen, dass reale Gegenständlichkeiten seinsautonom seien, nicht haltbar? Wir müssen uns also mit der Form I der Ideen näher beschäftigen.

4 KAPITEL X – Idee

[CL: Es gab und gibt die unterschiedlichsten Auffassungen darüber, was eine „Idee“ heißen soll. RI macht sich nicht die Mühe **seine** Auffassung dieses Terms wenigstens kurz und grob zu umreißen! Meint RI die verstaubten „Platonischen Ideen“? Soll „Idee“ etwas nur im Bewusstseinsbestand von Menschen sein? Soll „Idee“ so etwas wie ein „Begriff“ oder ein „Begriffsnetz“ (im menschl. Bewusstsein oder „objektiviert“ in einem kollektiven Bewusstsein) sein? Bezieht sich „Idee“ auf etwas, etwa eine „Struktur“, der sog. „realen Welt“ (um die es ja bei RIs Abhandlungen geht, wobei natürlich keiner weiß, was „real“ sein soll!)? --- Statt dessen fängt RI gleich mit der **Form** von „Idee“ an! Was soll man also mit diesem Artikel anfangen??]

DIE FORM DER IDEE

4.1 § 49. Einleitende Bemerkungen

Das Problem der Form der Idee führt auf so viele besondere Fragen, die miteinander zusammenhängen, dass ihre genaue Bearbeitung eine größere Abhandlung für sich beanspruchen würde. Wir können das hier nicht tun, sondern müssen uns auf Fragen beschränken, die mit der Streitfrage Idealismus-Realismus im Zusammenhang stehen. Von diesem Gesichtspunkt aus tritt das bereits erwähnte Problem der Verwandtschaft bzw. der Verschiedenheit zwischen der Form der Idee und der Form I des rein intentionalen Gegenstandes auf den ersten Plan, dann aber die Frage nach der Beziehung zwischen den Ideen und den seinsautonomen, und insbesondere den realen individuellen Gegenständen, die noch in zwei verschiedene Problemkomplexe zerfällt[1].

1 Als *Husserl* nach längerer Unterbrechung und skeptischer Vergessenheit der Ideen dieselben wiederum in den Blick der modernen philosophischen Welt einführte, da schien alles einfach und ziemlich selbstverständlich zu sein. In der Auffassung der Ideen ging er aber nicht darüber hinaus, was in der alten europäischen philosophischen Tradition bereits enthalten war. Eigentlich hat er uns Jüngern in dieser Angelegenheit nichts anderes gegeben als die feste Überzeugung von der Unentbehrlichkeit der Anerkennung der Ideen, da jeder Versuch ihrer Leugnung zum Widerspruch führt. Aber die schönen Zeiten der ersten Begegnung mit der Welt der Ideen sind längst vorbei. Die Probleme haben sich beträchtlich kompliziert und strotzen von Schwierigkeiten. Jean Hering war im Grunde der erste in der Philosophie der Gegenwart, der eine wahre Fundgrube diesbezüglicher Probleme entdeckt hat, obwohl er viele von ihnen nur andeuten konnte. (Vgl. Jean Hering, "Bemerkungen über das Wesen, die Wesenheit und die Idee", Jahrb. f. Philos. u. phänom. Forschung, Bd. IV). Neben den neuen Problemen kehren mit doppelter Kraft alle gefahrvollen Fragen wieder, die schon mehrmals in der Geschichte der Philosophie zur Leugnung der Ideen geführt haben. Nur, dass wir uns heute in einer viel schwierigeren Lage als unsere Vorfahren aus der *zweiten* Hälfte des 19. Jahrhunderts befinden, die mit voller Ruhe die *Existenz* der Ideen verworfen haben. Denn wir *wissen* heute, dass dies nicht erlaubt *ist* und dass lediglich der Versuch, die Verschiedenheit der Ideen von den individuellen Gegenständen positiv aufzuweisen, uns die Hoffnung auf die Überwindung der Schwierigkeiten geben kann, die seit der Zeit des Aristoteles alle bedroht, die sich für die Anerkennung der Ideen aussprechen.

229

Der eine von ihnen ist die Frage nach dem allgemeinen existentialen Verhältnis zwischen den Ideen und den individuellen und insbesondere den realen Gegenständen. Dieses Verhältnis beunruhigt seit Platons und Aristoteles' Zeiten alle diejenigen Forscher, die in ihren Untersuchungen auf die Ideen gestoßen sind. Ihr Unaufgeklärtsein erschwert auch die Erfassung des Wesens des realen Seins. Ist die reale Welt von der Welt der Ideen seinsunabhängig, oder waltet da eine gewisse Abhängigkeit der einen dieser Welten vor, und welcher Art ist sie gegebenenfalls? Reicht das Ideenhafte in das Gebiet des Realen hinein, etwa in der Weise, wie dies bei Platon zu sein schien, als er von der Methexis sprach, oder gar in der Weise, wie sie Aristoteles vorschwebte, als er in jedem individuellen realen Sein das Ideenhafte vermutete? Oder bleibt die Idee im Gegenteil völlig außerhalb des Realen, auf eine Weise, die der ursprünglichen Fassung der "zwei Welten" bei Platon entsprechen würde? Dieses Problem hat natürlich vor allem seine existential-ontologische Seite, die wir jetzt nicht berühren wollen. Jede der angedeuteten Lösungen führt Schwierigkeiten mit sich, die kaum zu überwinden sind. Und die ganze Angelegenheit kompliziert sich noch mehr dadurch, dass sich damit der zweite Komplex der Fragen verbindet, die mit dem Problem des Wesens des individuellen Gegenstandes verbunden sind. Was ist das, dieses Wesen des individuellen Gegenstandes? Wie sieht letzten Endes der formale Aufbau dieses Gegenstandes, dessen erste Grundzüge wir gezeichnet haben, aus? Diese Frage lässt sich nur durch Berufung auf gewisse Tatsachen auf dem Gebiete der Ideen beantworten. Insbesondere kann die Notwendigkeit der Zusammenhänge, die zwischen den einzelnen Momenten bestehen, welche in den Gesamtbestand des Wesens eines individuellen Gegenstandes eingehen, nur dann verstanden werden, wenn wir uns auf notwendige Zusammenhänge zwischen den Elementen der Ideengehalte und auf

230

ein gewisses Bedingtsein des Individuellen durch das Ideenhafte berufen können. Aber eben damit wird das Problem der allgemeinen existentialen Beziehung der beiden Welten: der der Ideen und der der Einzelgegenstände – brennend. Man darf sie nicht als eine absolute Isolierung, oder – wenn man so sagen darf – eine absolute Beziehungslosigkeit auffassen, so dass kein Bedingtsein des individuellen Gegenstandes durch den Gehalt einer

entsprechenden Idee bestünde. Andererseits darf diese Beziehung auch nicht im Sinne irgendeines – wenn man so sagen darf – "persönlichen" Eingreifens der Idee in das Gebiet der individuellen, und insbesondere der realen Gegenstände, oder auch irgendeiner aktiven Ingerenz der Ideen bei dem Eintreten dieser oder jener Tatsache in diesem Gebiete aufgefaßt werden. Die Ideen sind von allem Individuellen viel zu verschieden, als dass sie irgendwie an den wandelbaren Schicksalen realer Gegenständlichkeiten teilnehmen könnten. Ihre Seinsweise schließt auch jede "Beeinflussung" des Individuellen von sich aus. [CL: RI urteilt hier bereits über die Seinsweise (von RI in [RI-I] definierter Term)von „Idee“, obwohl er nicht mal andeutungsweise erkennen lässt, was er jetzt unter den Wort „Idee“ verstehen will, wenigstens in grober Einordnung. Das ist ein ziemlich ungeordnetes Vorgehen des angeblich so sorgfältigen RI und wird auch im Folgenden von RI nicht geklärt. Das kommt alles daher, dass RI nie in seinem Werk unterscheidet, ob er gerade von einem Element des Bewustseinsbestandes oder von eimen Element der „realen Welt“ sprechen will.] Man muss also jenes Bedingtsein des Individuellen durch die Idee irgendwie anders fassen. [CL: Aha - ein individueller Gegenstand soll durch eine Idee „bedingt“ sein?]

Die diesbezüglichen Betrachtungen fangen wir mit der Aufklärung der formalen Verschiedenheit der Ideen von den seinsautonomen und auch von den seinsheteronomen individuellen Gegenständen an. Einige Punkte dieser Verschiedenheit wurden bereits angedeutet in der Einleitung zu den ontologischen Betrachtungen.

4.2 § 50. Die Verschiedenheit der Form der Idee von der Form des individuellen Gegenstandes

Jede Idee zeichnet sich durch eine Doppelseitigkeit des Aufbaus aus, indem sie einerseits den Gehalt, andererseits ihre Struktur qua Idee besitzt. In dem Gehalte der Idee treten als dessen Elemente Konstante und Veränderliche auf. In diesen beiden Punkten unterscheidet sich die Idee prinzipiell von dem seinsautonomen individuellen Gegenstande (dem realen wie dem idealen), der in seinem Aufbau schlicht (man könnte auch sagen: einseitig) ist. Er ist in jeder Hinsicht seines Seinsbereiches [CL: welcher sollte das jeweils sein??] durch Vereinzelung einer **Qualität** höherer oder niedrigerer, aber letzten Endes immer einer niederster Art eindeutig bestimmt. Indessen zeichnet sich auch der seinsheteronome intentionale Gegenstand durch die Doppelseitigkeit des Aufbaus aus und besitzt in seinem Gehalte mehrere "Unbestimmtheitsstellen", die – auf den ersten Blick wenigstens – an die Veränderlichen des Idee-Gehaltes lebhaft erinnern.

231

Sind also die Ideen nicht nur besondere intentionale Gegenständlichkeiten? Und ferner: Ist es wirklich wahr, dass die individuellen Gegenstände keine Veränderlichen enthalten? [CL: Wer behauptet das??] Ist die Veränderliche des Gehalts einer Idee – wie wir es oben im § 5 gesagt haben – die Konkretisation der reinen Möglichkeit der Konkretisierung im individuellen Gegenstande einer der Fälle, welche der konstante Faktor der Veränderlichen artmäßig bestimmt, so fragt es sich, ob im Rahmen individueller zeitbestimmter Gegenstände nicht ähnliche Möglichkeiten auftreten. Haben wir nicht selbst von empirischen Möglichkeit gesprochen, die in irgendeiner Auswahl immer durch einen Bestand aktueller Sachverhalte bestimmt werden, welche in dem betreffenden autonomen bzw. realen individuellen Gegenstand oder in dessen Umgebung bestehen? Man könnte auch sagen: es sei wahr, dass jeder individuelle seinsautonome Gegenstand in jeder Hinsicht seines Seinsbereiches eindeutig bestimmt ist [CL:von wem bestimmt? Doch von Menschen!], aber er besitzt außerdem eine Reihe möglicher Eigenschaften, die ihm effektiv noch nicht zukommen, von welchen aber ihm irgendeine, genauer noch nicht bestimmte, Eigenschaft zukommen wird. Sie ist *eine* unter den vielen Fällen, deren allgemeiner Typus durch die dem Gegenstande zukommenden, festgelegten Eigenschaften bestimmt ist. Man könnte somit vielleicht sagen, der Unterschied zwischen der Veränderlichen des Gehaltes einer Idee und einer empirischen Möglichkeit sei nur der, dass, während die Veränderliche eines Ideengehaltes einen konstanten Veränderlichkeitsbereich besitzt, der Bereich der empirischen Möglichkeiten, die einem Gegenstande jeweilig zugeordnet sind, je nach dem Bestande der Sachverhalte wechselt, die sie jeweilig bestimmen. Indessen scheint auch dieser Punkt nicht so sicher zu sein. Denn einige Forscher, die geneigt sind, Ideen anzunehmen, haben zugleich die Tendenz, zuzugeben, dass man Ideen bilden und umbilden könne[2]. Im Zusammenhang damit wäre auch der Veränderlichkeitsbereich einer Veränderlichen selbst veränderlich, da ihn dann jeweils verschiedene Konstanten des Ideengehaltes bestimmen könnten. Auf diese Weise scheint

≥ Diesen Standpunkt nimmt z. B. H. Spiegelberg (v gl. »über das Wesen der Ideen", Jahrb. f. Philos., Bd. XI, 1930) ein, der ausdrücklich von der Bildung der Ideen spricht, obwohl er sie nicht expressis verbis für intentionale Gegenständlichkeiten hält. Das ist vielleicht die wichtigste Verschiebung, die sich in seinem Buche im Vergleich zu meinen "Essentialen Fragen" in der Auffassung der Idee vollzogen hat. Auch **E. Husserl behandelt die idealen Gegenständlichkeiten (ohne speziell die Ideen unterschieden zu haben) in seiner formalen und transzendentalen Logik als intentionale Gegenstände. Meiner Ansicht nach aber verlieren die Ideen jedwede Bedeutung, sobald sie für intentionale Gegenständlichkeiten gehalten werden** [CL: wieso??? – Husserl hat da m.E. intuitiv viel richtiger gelegen].

232

sich der Unterschied zwischen den Ideen und den individuellen Gegenständen von beiden Seiten, d. h. sowohl von der der seinsautonomen, als auch von der der seinsheteronomen Gegenstände her zu verwischen. Bei sonst lebendigen idealistischen Tendenzen ist es dann nicht schwer, alle diese drei Gegenständlichkeitstypen auf das Niveau intentionaler Gegenstände herabzusetzen [CL: wieso „herabsetzen“???]. Indessen ist es, bei näherem Zusehen, gerade dieser Versuch der Annäherung dieser drei Gegenstandstypen, der zur Enthüllung einer radikalen Verschiedenheit zwischen ihnen führt.

Wie verhält es sich vor allem mit der Frage nach der Verwandtschaft der empirischen Möglichkeiten mit den "Veränderlichen" eines Ideengehaltes? Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir es hier mit etwas ganz anderem als den Veränderlichen des Ideengehaltes zu tun haben. Die einzelnen Fälle, welche ein gewisser Bestand aktueller Sachverhalte als empirisch möglich bestimmt, bilden actualiter keine nähere Bestimmung des seinsautonomen (bzw. realen) individuellen Gegenstandes, und auch keinen Bestandteil seines Seinsbereiches. Dies findet aber gerade bei den Veränderlichen des Gehaltes einer Idee statt. Nehmen wir z. B. das Parallelogramm im mathematischen Sinne als Gehalt einer allgemeinen Idee, dann ist es hinsichtlich der absoluten Seitenlänge eindeutig überhaupt nicht bestimmt, es tritt aber an dieser Stelle seines Seinsbereiches die entsprechende Veränderliche auf und bildet eine besondere Ergänzung seiner Struktur, welche in einem individuellen, seinsautonomen Gegenstande überhaupt unmöglich ist. Mittels ihres konstanten Faktors bestimmt sie vor allem jene allgemeine Hinsicht "absolute Seitenlänge", unter welcher die einzelnen individuellen Parallelogramme eindeutig bestimmt sein müssen; der Veränderlichkeitsfaktor der Veränderlichen dagegen schreibt vor (aber nichts mehr!), welche einzelnen Fälle als Bestimmungen der Individuen, die unter die betreffende Idee fallen, möglich sind. Jede von den auf solche Weise vorgeschriebenen Seitenlängen ergänzt mit einem neuen Moment die Gesamtbestimmung des einzelnen Parallelogramms durch "allgemeine" Eigenschaften, welche von dem Bestand der Konstanten des Gehalts der betreffenden Idee bestimmt werden; zugleich aber vereinzelt, individuiert sie dieses Parallelogramm: In der Idee selbst aber tritt nur die Veränderliche auf, welche die Möglichkeiten einer derartigen Ergänzung vorschreibt. Dagegen betrifft die empinsche Möglichkeit nicht die besondere Ergänzung individueller Gegenstände, da dieselben bereits in jeder Hinsicht ihres Seinsbereiches vollbestimmt und individuiert sind. Sie besitzen schon all diejenigen

233

Bestimmungen, die – als reine Möglichkeiten – durch die Veränderlichen des Gehaltes der ihnen übergeordneten Ideen vorgeschrieben werden. Die empirischen Möglichkeiten vertreten Eigenschaften oder Sachverhalte, die in der Zukunft anstelle derjenigen Bestimmungen eventuell treten werden, welche der Gegenstand bereits aktuell besitzt. Die empirischen Möglichkeiten sind immer Möglichkeiten von Veränderungen, denen individuelle Gegenstände unterliegen können, sie sind Möglichkeiten neuer Tatsachen, für die es gegenwärtig noch keinen Platz in der Welt gibt: eben deswegen sind sie nur möglich, nicht aktuell. Wenn es für sie in der gegenwärtigen realen Welt Platz gäbe, wären die entsprechenden Bestände keine Möglichkeiten mehr, sondern eben aktualisierte bzw. realisierte Tatsachen. Dabei brauchen die empirischen Möglichkeiten – sofern es sich in ihnen um eventuelle Veränderung eines individuellen Gegenstandes handelt – gar nicht auf solche Eigenschaften dieses Gegenstandes beschränkt zu sein, welche besondere Fälle einer Veränderlichen bilden, die in dem Gehalte einer übergeordneten Idee auftritt. Sie können sich auch auf Eigenschaften beziehen, die Konkretisierungen bzw. Realisierungen der Konstanten eines Ideengehaltes sind, und eventuell auch auf Eigenschaften, die zum Wesen des betreffenden Gegenstandes gehören, deren Veränderung also der Vernichtung dieses Gegenstandes gleichkommt. Denn auch dies gehört ja zu dem Bereiche der empirischen Möglichkeiten. Die Veränderlichkeitsbereiche der Veränderlichen eines Ideengehaltes und die Bereiche empirischer Möglichkeiten (der Ereignisse, Sachverhalte oder Vorgänge) entsprechen einander auf keine Weise genau. Je nach dem Falle können sie sich decken, sich kreuzen oder einander ausschließen: sie sind voneinander unabhängig. Und dies ist klar: denn die empirischen Möglichkeiten werden nicht nur durch den aktuellen Bestand an Eigenschaften des betreffenden einzelnen Gegenstandes, an dem sie sich realisieren sollen, bestimmt, sondern auch durch die Gesamtheit der Sachverhalte, die in der gegenständlichen Umgebung des betreffenden Gegenstandes bestehen und für das Zustandekommen der möglichen Bestände eine Rolle spielen. Der "Veränderlichkeitsbereich einer Veränderlichen dagegen wird ausschließlich durch den konstanten Faktor der Veränderlichen und durch die übrigen Konstanten des Gehalts einer und derselben Idee bestimmt. Andere Ideen, welche zu derselben Menge einander über- bzw. untergeordneter Ideen nicht gehören, haben darauf keinen Einfluss. Man darf die Veränderlichen des Gehalts einer Idee mit den empirischen Möglichkeiten nicht identifizieren, deren eine bestimmte Auswahl, die übrigens beständigen

234

Wandlungen unterliegt, einem einzelnen Gegenstande und den veränderlichen Bedingungen, unter welchen er sich befindet, zugeordnet ist. Das Wichtigste hierbei ist vielleicht dies, dass die Veränderliche in den Bestand des Gehaltes der Idee eingeht, während es keinen solchen Faktor in dem aktuellen Seinsbereiche eines individuellen,

seinsautonomen Gegenstandes gibt: hier ist alles eindeutig bestimmt, und zwar letzten Endes durch niedrigste Abwandlungen entsprechender qualitativer (materialer) Beschaffenheiten.

Man könnte aber dieser Argumentation vorwerfen, dass sie nur aus diesem Grunde zu dem angegebenen Ergebnis führt, weil wir hier nur die Ideen mathematischer Gegenständlichkeiten, also gewisser idealer Gegenständlichkeiten, herangezogen haben, die sich überhaupt nicht verändern können und deswegen auch keine "empirischen Möglichkeiten" zulassen[8]. Das Ergebnis würde vielleicht ganz anders ausfallen, wenn wir z. B. die Idee des Menschen oder die Idee des materiellen Dinges überhaupt betrachten: vielleicht decken sich in diesem Falle die Veränderlichen des Ideengehaltes mit den empirischen Möglichkeiten?

Ziehen wir also den angeführten Fall in Erwägung und vergleichen die Idee des Menschen mit einem bestimmten Menschen und den empirischen Möglichkeiten, welche sich vor ihm in einem bestimmten Zeitmoment andeuten. Die Diskussion wird freilich nicht so leicht sein, da wir über keine so präzise Fassung der Idee des Menschen überhaupt verfügen, wie dies bei mathematischen Ideen statt hat. Trotzdem wird es uns vielleicht gelingen, zu Tatsachen zu gelangen, die unseren Zweifel beseitigen werden.

Es wird jedenfalls alles ohne jede Veränderungen erhalten bleiben, was wir oben über die allseitige eindeutige Bestimmung der seinsautonomen individuellen Gegenstände und über die empirischen Möglichkeiten gesagt haben. Einer Veränderung könnten nur die Behauptungen unterliegen, die sich auf die Veränderlichen der Ideengehalte beziehen. Es entsteht nämlich die Frage, ob im Falle der Idee eines in der Zeit verharrenden Gegenstandes die Veränderliche ihres Gehaltes nicht einfach entsprechende empirische Möglichkeiten bestimmt, bzw. ob sie nicht einfach der Bestand solcher empirischer Möglichkeiten ist.

Hierzu ist zu bemerken: Die empirischen Möglichkeiten werden vor allem nicht nur durch die generellen Eigenschaften individueller

8 Notabene: Gerade deswegen, weil die individuellen idealen Gegenständlichkeiten keme empirischen Möglichkeiten zulassen, tritt die Verschiedenheit ihrer Form ~?n den Ideen (in ihrem Gehalte betrachtet) auf eine viel deutlichere Weise auf, als les bei den realen, zeitlich bestimmten individuellen Gegenständen der Fall ist.

235

Gegenstände (durch diejenigen, die den Konstanten des Gehaltes einer übergeordneten Idee, z. B. des Menschen, überhaupt entsprechen), sondern auch durch ihre individuellen Eigenschaften bestimmt (d. h. durch diejenigen, die u. a. den einzelnen Werten der Veränderlichen des Ideengehaltes entsprechen). Wenn sich darüber noch diskutieren ließe, ob es sich so bei allen empirischen Möglichkeiten verhält, so liegt es jedenfalls außer jedem Zweifel, dass wenigstens manche von ihnen derart sind, dass sie u. a. durch individuelle Eigenschaften bestimmt werden. Es ist z. B. gegenwärtig eine empirische Möglichkeit, dass der Zwinger in Dresden im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges durch Bombenwürfe zertrümmert wird[3]. Diese Möglichkeit wird einerseits durch den Bestand derjenigen Eigenschaften des betreffenden Gebäudes bestimmt, die es bewirken, dass es gegen Bomben, die gegenwärtig verwendet werden, nicht widerstandsfähig ist. Hierzu gehören aber nicht nur irgendwelche allgemeinen Eigenschaften, z. B. die architektonische Konstruktion eines aus Ziegeln gebauten Gebäudes überhaupt, sondern auch ganz individuelle Eigenschaften des genannten Schlosses, z. B. der ganz bestimmte Zustand der Dachkonstruktion und der Zimmerdecken (die wahrscheinlich vorwiegend aus Holz gebaut und infolge ihres Alters und der atmosphärischen Einwirkungen bereits geschwächt sind). Andererseits wird diese Möglichkeit nicht so sehr durch die allgemeinen Eigenschaften der kriegerischen Kampfmethoden bewirkt, als vielmehr durch die ganz individuelle Tatsache der Verwendung von Flugzeugen in diesem Krieg zur Bombardierung offener Städte, und insbesondere durch die Tatsache der rücksichtslosen Anwendung dieser Kampfmethode, die durch die bekannten Tatsachen am Anfang des Krieges hervorgerufen wurde. Es ist aber auch möglich, dass der Zwinger der Katastrophe entgehen wird, was wiederum von verschiedenen anderen, im gleichen Sinne individuellen Sachverhalten und Eigenschaften der in Frage kommenden Gegenstände abhängig sein mag. Die empirischen Möglichkeiten werden nicht durch die Veränderlichen der Ideengehalte, sondern u. a. durch gewisse individuelle Eigenschaften der Gegenstände bestimmt, und zwar einerseits desjenigen Gegenstandes, in welchem eine bestimmte Möglichkeit besteht, andererseits aber der Gegenstände seiner mehr oder weniger umfassenden Umgebung[4].

3 Dieses Kapitel wurde im Jahre 1942 geschrieben. Das Wort "gegenwärtig" bezieht sich also auf jene Zeit.

4 Alle Eigenschaften des individuellen Gegenstandes sind in ihrer Seinsweise individuell. Unter ihnen heben sich einerseits diejenigen hervor, welche den Konstanten des Gehalts einer entsprechenden Idee entsprechen und gewisse Gattungs- oder Artmomente bilden und sich als solche in anderen Exemplaren derselben Art oder derselben Gattung wiederholen. Daneben treten aber die sogenannten „individuellen" Eigenschaften des Gegenstandes im engeren Sinne des Wortes, die in dem betreffenden individuellen Gegenstande und nur in demselben auftreten. Um diese letzteren handelt es sich hier.

236

Es ist aber gewiss: die empirischen Möglichkeiten, die als Realisierungen in der Zukunft anstelle der gegenwärtig aktuellen Sachverhalte (bzw. der Sachverhalte, die in dem Moment, auf den die betreffende Möglichkeit relativ ist, aktuell sind) eintreten können, liegen alle im Bereiche dessen, was in einem seinsautonomen individuellen Gegenstande überhaupt verändert werden kann. Man könnte somit behaupten, dass sie alle als Möglichkeiten durch eine besondere Veränderliche im Gehalte der Idee der in der Zeit verharrenden Gegenstände umfaßt werden (also z. B. der Idee des Menschen überhaupt), die den Bereich dessen bestimmt, was in einem derartigen Gegenstande während seiner Existenz veränderlich ist.

Darauf ist zu antworten: In dem Gehalte der Idee des Menschen überhaupt z. B. gibt es vor allem eine bestimmte Konstante, dass nämlich der Mensch als ein psycho-physisches Wesen, das einen Leib besitzt, "veränderlich" ist, d. h. dass er verschiedenen Veränderungen unterliegt und unterliegen kann. Das ist eine allgemeine Eigenschaft des Menschen. Sie wird also in dessen Idee nicht durch eine Veränderliche, sondern durch eine Konstante vertreten. Ist aber dasjenige, was im Einzelfalle der Veränderung unterliegt, dasjenige also, was einer neuen Eigenschaft Platz macht bzw. selbst eine neue Eigenschaft ist, die die Stelle einer anderen durch sie selbst verdrängten Eigenschaft einnimmt, ist es selbst nicht etwas, was durch eine oder mehrere Veränderliche im Gehalte der Idee "Mensch überhaupt" bestimmt wird? Zum Beispiel also: jeder Mensch hat irgendeine Statur, irgendeine Temperatur des Leibes, wobei sowohl das eine wie das andere mehrmals im Laufe des menschlichen Lebens Wandlungen unterliegt. Der Mensch "wächst" bis zu einem gewissen Alter, seine Statur ändert sich also, später hört er freilich auf zu wachsen, aber die Höhe seines Leibes kann mit voller Sicherheit gewissen kleinen Wandlungen unterliegen. Analog unterliegt auch die Leibestemperatur immerfort größeren oder kleineren "normalen" und "anomalen" Schwankungen, obwohl es die sogenannte "normale" Temperatur gibt, welche in ziemlich konstanten Grenzen während des Tages Wandlungen unterliegt. Müssen wir denn nicht sagen, dass derartige Eigenschaften, wie die einzelnen Temperaturen des Leibes eines bestimmten Individuums während seines Lebens,

237

oder die einzelnen Höhen, welche sein Leib im Laufe seines Lebens erreicht und dgl. mehr, in der Idee des Menschen überhaupt durch entsprechende Veränderliche vertreten werden? Und umgekehrt: sollen wir denn nicht sagen, dass ein einzelner Mensch, z. B. der Verfasser der hier ausgesprochenen Sätze, neben den aktuellen Eigenschaften noch einen Bestand von den in einzelnen Augenblicken seines Lebens möglichen Eigenschaften, z. B. einen Bestand von möglichen Temperaturen des Leibes, besitzt und dass dieser Bestand einer Veränderlichen in dem Gehalte der Idee "Mensch überhaupt" durchaus analog ist, ja ihr durchaus gleicht? Soll man also nicht in bei den Fällen von "Veränderlichen" sprechen?

Es ist vor allem ganz unzweifelhaft, dass derartige Veränderliche in dem Gehalte der Idee "Mensch überhaupt" (und aller Ideen der in der Zeit verharrenden Gegenstände), die den Bereich empirisch "möglicher" Eigenschaften umschreiben, vorhanden sind. Dass aber beides einander entspricht, beweist dessen Identität noch nicht. Und es ist nicht bloß zweierlei – die betreffende Veränderliche in dem Ideengehalte und der hierzu gehörige Bestand empirischer Möglichkeiten – ebenso wie es zweierlei ist: eine Konstante im Ideengehalte und eine "allgemeine" Eigenschaft eines individuellen Gegenstandes – sondern es ist auch etwas in dem Grade Verschiedenes, dass hiervon nicht auf die Dieselbigkeit der beiden Formen: der Form der Idee und der Form des individuellen Gegenstandes geschlossen werden darf. Abgesehen schon von allen anderen Unterschieden, auf die im Verlaufe dieser Erwägung bereits hingewiesen wurde, ist die Veränderliche in dem Gehalte einer Idee ein den anderen, konstanten Elementen durchaus gleich- oder nebengeordnetes Element, das für den betreffenden Gehalt ebenso wesentlich und **konstitu**tiv für dessen Gesamtbestand ist, wie die Konstanten. Dagegen ist die empirische Möglichkeit sowohl existential wie material ein Ableitungsprodukt des aktuellen Seinsbestandes, und zwar nicht des einzigen individuellen Gegenstandes, sondern einer ganzen gegenständlichen Konstellation: die empirische Möglichkeit ist seinsheteronom, im Gegensatz zu der Seinsautonomie der sie bestimmenden aktuellen Eigenschaften der Dinge und Vorgänge. Eine derartige existentiale Verschiedenheit besteht nicht zwischen den Konstanten und den Veränderlichen der Ideengehalte: sie alle sind ideale Konkretisationen und unterscheiden sich voneinander nur dadurch, dass die Konstanten ideale Konkretisationen eindeutig bestimmter qualitativer Momente (evtl. formaler oder existentialer Momente) sind, während die Veränderlichen ideale Konkretisationen der Möglichkeit des einem gattungsmäßig

238

bestimmten Gegenstande Zukommens eines eindeutig nicht bestimmten qualitativen Moments aus einer bestimmten Klasse solcher Momente sind. Die empirische Möglichkeit ist etwas, was sich auf dem absolut vollen und eindeutig festgelegten aktuellen Seinsbereiche eines individuellen Gegenstandes und einer Sachlage, in welcher er sich gerade befindet, erst aufbaut, was aber unter den aktuellen Momenten dieses Gegenstandes nicht vorkommt. Die Veränderliche des Gehaltes einer jeden Idee (und zwar sowohl eines in der Zeit verharrenden, als auch eines idealen, außerzeitlichen individuellen Gegenstandes) bestimmt solche Einzelfälle einer festgelegten

Art, dass ein jeder von ihnen in gleichem Maße in dem entsprechenden, aber in jedem Falle in einem anderen individuellen Gegenstande auftreten kann, der unter die betreffende Idee fällt. Wenn aber eine Veränderliche des Gehalts einer Idee – neben den qualitativen Momenten, die den Konstanten dieses Ideengehaltes entsprechen – in gleicher Weise einen idealen Gegenstand mit**konstitu**iert, dann hat die Menge der einzelnen möglichen Fälle, die zu dem Variabilitätsbereiche dieser Veränderlichen gehören, zu ihrem Korrelat in dem Gebiete des individuellen Seins eine gleich mächtige Menge individueller Gegenstände[5]. Nicht ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit einer Veränderlichen des Gehaltes einer Idee von einem realen bzw. seins autonomen und zeitlich bestimmten Gegenstande. Das individuelle Seiende, sofern es überhaupt existiert, muss gar nicht alle durch die Idee als möglich (im Sinne der reinen Möglichkeit) vorherbestimmten Fälle erschöpfen. Im Gegenteil,

5 Hinter dem Gegensatze zwischen den durch die Veränderliche des Ideenge?altes bestimmten Möglichkeiten und dem effektiven Sein entsprechender idealer Gegensätze bergen sich die tiefsten und zugleich schwierigsten existentialontologischen und metaphysischen Probleme: Wodurch eigentlich unterscheidet sich das ideale Sein von den reinen Möglichkeiten des idealen Seins? Soll man wirklich neben diesen Möglichkeiten auch das ideale Sein anerkennen? Und wenn diese Frage bejaht werden soll, so fragt sich, was die Quelle, den Grund des Seins idealer Gegenstände bildet. Es ist aber klar: wenn von einer "Quelle" oder einem "Grund" des Idealen Seins die Rede ist, so soll dabei weder an so etwas wie die "Ursache", noch an ein "Entstehen" idealer Gegenständlichkeiten gedacht werden. Es ist aber nicht leicht. zu sagen, in welchem positiven Sinne von einem "Grund" des idealen IndIvIduellen Seins, den man gerne in den Ideen selbst suchen möchte, gesprochen ;~rden darf. Auf den ersten Blick kann es empfehlenswert erscheinen, das ideale Sein auf die reine Möglichkeit zurückzuführen oder das individuelle ideale Sein überhaupt zu leugnen. Die Sachlage wäre dann viel einfacher. Es ist aber zweifelhaft, ob dieser Gedanke wirklich haltbar ist und nicht bloß durch die Gedankenfaulheit der Philosophen nahegelegt wird. Denn – dem Positivismus zum Trotz – nicht a .eki.beq~emen" Lösungen, die den Anschein einer bösen Metaphysik meiden, sind Wir Ich eme – und dabei metaphysikfreie – Lösung.

239

man kann erwarten, dass in dem Bereiche der tatsächlich existierenden seinsautonomen, in der Zeit verharrenden Gegenstände nur einige von den individuellen bloß möglichen Fälle "realisiert" sind, welche durch die entsprechenden Ideen, und insbesondere durch die Veränderlichen ihrer Gehalte, zugelassen werden. Trotzdem aber kann im Sinne der idealen Möglichkeit jeder von ihnen in gleichem Maße tatsächlich entstehen und fortexistieren. Und über diese Möglichkeit entscheidet nichts anderes als der Gehalt der entsprechenden Idee sowie die Zusammenhangs- und Ausschluss-Gesetze, die zwischen den Elementen dieses Gehaltes herrschen. Diese reine Möglichkeit ist indessen – wenn man so sagen darf – rein negativ. Sie schließt die tatsächliche Existenz der durch die Idee zugelassenen Fälle nicht aus, aber darüber hinaus beeinflusst sie auf gar keine positive Weise diese Existenz, noch ruft sie sie irgendwie hervor. Es könnte sein, dass beim Vorhandensein ganz derselben Mannigfaltigkeit der Ideen, die wir heute anzunehmen geneigt sind, gar kein seinsautonomer, zeitlich bestimmter (eventuell realer) individueller Gegenstand tatsächlich existierte, der unter die betreffende Idee fällt. Wenn von diesen Gegenständen irgendeiner tatsächlich existiert, so muss sein Seinsgrund in etwas ganz anderem bestehen, als es die Idee ist. Und dieser Seinsgrund muss seine Existenz hervorrufen. Bevor er aber angefangen hat zu existieren, musste er nicht nur im Sinne der reinen Möglichkeit zugelassen werden, sondern er musste auch empirisch möglich sein, wobei der Grad seiner Möglichkeit allmählich (obwohl nicht notwendig ohne Schwankungen) wächst, bis er den maximalen Grenzwert erreicht, bei welchem der betreffende Gegenstand aktuell wird. Dasselbe betrifft den ganzen Bestand empirischer Möglichkeiten, die einem Gegenstande als dessen mögliche Eigenschaften oder Zustände zugeordnet sind: je näher der Moment ihrer Realisierung liegt, desto größer – im allgemeinen – ist ihre Möglichkeit. Zeigleich aber verkleinert sich fortwährend der Umfang dessen, was in einer bestimmten Hinsicht in dem betreffenden Gegenstand realisiert werden kann. Empirische Möglichkeiten – wenn sie verschiedene Hinsichten desselben Gegenstandes betreffen – lassen sich zwar gegenseitig als Möglichkeiten oft zu, aber sie schließen sich in ihren Realisierungen aus, wenn sie sich auf dieselbe Hinsicht des betreffenden Gegenstandes beziehen. Im Grenzfalle, in welchem es zur Realisierung eines empirisch möglichen Sachverhalts in einem bestimmten Gegenstand kommt, wird nur dieser Sachverhalt (aus allen zunächst möglichen) effektiv "möglich", Dann hört er eben auf, bloß möglich zu sein, indem er aktuell bzw. real wird. Die übrigen Sachverhalte aber, die

240

noch vor einiger Zeit vielleicht "gleich" möglich waren wie der realisierte Sachverhalt, werden jetzt empirisch unmöglich. So verhält es sich, weil es in diesen Möglichkeiten um Sachverhalte geht, die verschiedene Abwandlungen derselben Art sind und als Möglichkeiten zwar demselben Gegenstande zugeordnet sind, aber in der Realisierung sozusagen dieselbe Stelle im Gegenstande einnehmen mussten, was gerade ausgeschlossen ist. So müssen sie alle, außer dem einen Sachverhalte, der gerade realisiert wird, wegfallen und hören dann als Möglichkeiten überhaupt auf zu bestehen. Darin liegt der meist prinzipielle Unterschied zwischen dem Gehalte einer Idee und dem seinsautonomen individuellen Gegenstand: die durch eine Veränderliche des Ideengehaltes bestimmten reinen Möglichkeiten werden auf die ganze Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die unter die betreffende Idee fallen, verteilt und – wenigstens im Falle **individueller idealer Gegenstände** – erlangen alle in ihrem Rahmen die Konkretisierung, wodurch sie eo ipso ihren Potentialitätscharakter verlieren. Als Möglichkeiten indessen

bilden sie in der Gestalt der Veränderlichen einen eigentümlichen Bestandteil des Gehaltes der Idee selbst. Die empirischen Möglichkeiten dagegen sind in einer bestimmten Auswahl an einen und denselben individuellen Gegenstand (oder an eine ganze gegenständliche Situation) als ihren eventuellen Realisator gebunden. Infolgedessen wandelt sich ihr Möglichkeitsgrad je nach der Zeitphase der Existenz dieses Gegenstandes. Wächst der Grad der einen von den Möglichkeiten und nähert sich der Augenblick ihrer Realisierung, so verkleinert sich eben damit der Möglichkeitsgrad der übrigen im Konflikt stehenden "möglichen" Sachverhalte. Zunächst prätendieren sie alle in gleichem Maße, in einem und demselben Gegenstande realisiert zu werden und ihn unter einer und derselben Hinsicht zu bestimmen, nachher fallen sie aber als Möglichkeiten weg und werden empirisch unmöglich. Dieses ganze Spiel der Möglichkeiten vollzieht sich auf dem Hintergrunde der Verwandlungen, die in dem betreffenden Gegenstande und in dessen Umgebung stattfinden, und ist im allgemeinen im überwiegenden Maße von dieser Umgebung abhängig. Dieses Spiel eben kann weder im Gebiete der individuellen idealen Gegenstände noch in dem der Ideen vorkommen. In ihm zeigt sich vielleicht am markantesten die Verschiedenheit zwischen den Veränderlichen des Gehaltes einer Idee und den empirischen Möglichkeiten, die zu den einzelnen individuellen, zeitbestimmten Gegenständen gehören und in dem Seinsbereiche der realen Welt bestehen. So versagt der Versuch, die Ideen den seinsautonomen individuellen, zeitbestimmten Gegenständen mit Rücksicht auf das Auftreten einerseits der

241

Veränderlichen im Ideengehalte, andererseits der empirischen Möglichkeiten anzugleichen, vollkommen.

Wir stoßen da auf einen der prinzipiellsten und radikalsten Unterschiede, die sich überhaupt im Seienden auffinden lassen. Dieser Unterschied ist so tief, dass sein Bestehen alle diejenigen beunruhigen muss, die auf die Sonderbarkeit der Ideenwelt gestoßen sind, und kann in uns eher die Tendenz wachrufen, die Existenz der Ideen abzuleugnen, und zwar gerade mit Rücksicht auf ihre so weitgehende Andersheit von den Gebieten individueller Gegenstände und insbesondere von der Welt der zeitbestimmten, evtl. realen Gegenstände. Wer sich in die formale Struktur seinsautonomer individueller Gegenstände eingelebt und sich angewöhnt hat, dieselbe für etwas "Natürliches" zu halten, wer zudem beim Verfolgen unserer Betrachtungen zu der Überzeugung gekommen ist, dass die einzelnen Züge dieser Struktur nicht beliebig verändert oder ausgewechselt werden können, sondern dass sie sich durch strenge Notwendigkeit der Beziehungen und Zusammenhänge auszeichnet, die zwischen den einzelnen Momenten bzw. zwischen einzelnen Momentgruppen dieser Struktur bestehen, für denjenigen muss jedwede Andersheit der formalen Struktur von etwas nicht bloß sehr sonderbar und seltsam erscheinen, sondern auch für etwas Unmögliches gelten. Trotzdem reicht dies nicht aus, um die bereits erzielten Einsichten in das eigentümliche Wesen der Ideen ohne weiteres für falsch zu erklären[6].

Das Auftreten der Veränderlichen in dem Gehalte der Idee ist aber nur eine Einzelheit, in der sich die Andersheit der formalen Struktur der Idee – die wir vorläufig nur bezüglich ihres Gehaltes betrachten – ausdrückt. Schon aber diese Einzelheit hat zur Folge, dass einige Grundbehauptungen der Ontologie (und korrelativ der Logik), und zwar das Prinzip der ausgeschlossenen Dritten und das Prinzip des Widerspruchs, in ontologischer Deutung ihre Geltung bezüglich der Ideengehalte verlieren. Sobald nämlich in dem Gehalte einer Idee auch nur eine Veränderliche auftritt, ist es nicht mehr wahr, dass alles, was existiert, der Art ist, dass es entweder ein Merkmal besitzt oder es nicht besitzt, und dass keine dritte Möglichkeit vorhanden ist. Es ist auch nicht mehr wahr,

6 Man würde dazu genötigt sein, wenn man an die Analyse der Form des Gege.nstandes mit der überzeugung heranträte, dass man die Form des reinen Etwas - 1m weitesten Sinne des Wortes - sucht. Das war eben die Grundüberzeugung, in der H u s s e r l seine formal-ontologischen Betrachtungen durchführte. Dieser Ausgangs· punkt Husserls scheint indessen zweifelhaft zu sein, und ich habe mit vollem Bewusstsein einen anderen Weg zur Bestimmung der Form eines individuellen Gegenstandes gewählt. Schon der Begriff des "reinen" - oder besser "leeren" - Etwas im weitesten Sinne des Wortes scheint zu besonderen Schwierigkeiten zu führen.

242

dass alles, was existiert, nicht zugleich dasselbe Merkmal besitzen und nicht besitzen kann. Und endlich: dass sowohl die erste als auch die zweite Tatsache sich auf das Existierende unter jeder Hinsicht seiner materialen, eigenschaftlichen Ausstattung bezieht. Wie kann man nämlich von dem Parallelogramm überhaupt behaupten, dass die absolute Länge seiner Seiten z. B. 5 m beträgt oder nicht beträgt? Eine derartige Behauptung hat natürlich ihren vollen Sinn und ihre Geltung für ein einzelnes individuelles Parallelogramm, das eine ganz bestimmte Länge seiner Seiten besitzt. Indem es sie aber besitzt, kann diese Länge entweder gleich oder ungleich 5 m sein, es gibt keine dritte Möglichkeit. Das "Parallelogramm überhaupt" besitzt aber *keine* Seite von bestimmter absoluter Länge. Seine Seiten als Konstanten des Gehalts bestimmten nur irgendeine absolute Länge, die ihnen zugeordnet ist. Darf man aber über etwas, das überhaupt keine festgesetzte absolute Seitenlänge besitzt, aber zugleich eine entsprechende Veränderliche enthält, rechtmäßig sagen, dass die Länge seiner Seiten z. B. nicht 5 m beträgt? Denn, dass es nicht wahr ist, dass jene Länge, die als konkret bestimmte im Gehalte der Idee des Parallelogramms überhaupt nicht vorhanden ist, z. B. 5 m beträgt, scheint evident zu sein. Was aber gerade merkwürdig

ist, ist, dass es in gleichem Maße nicht wahr ist, dass sie 5 m nicht beträgt. Denn wenn es etwas in concreto überhaupt nicht gibt, so kann man ihm auch keine Eigenschaft aberkennen. Indessen tritt im Gehalte der Idee "das Parallelogramm überhaupt" lediglich die Veränderliche "irgendeine absolute Seitenlänge" auf, lediglich die reine Möglichkeit, dass dies, was unter diese Idee fällt, eine von den möglichen absoluten Seitenlängen besitzen kann und muss. Die Idee, ihrem Gehalte nach, fällt also nur hinsichtlich mancher in ihr auftretender Elemente –, und zwar hinsichtlich der Konstanten und der konstanten Faktoren der Veränderlichen, unter den Satz vom ausgeschlossenen Dritten und unter den Satz des Widerspruchs in der ontologischen Interpretation. Wie ist das möglich?

Wie ist es möglich, dass ein Etwas mit einer näher nicht bestimmten absoluten Seitenlänge, mit "irgendeiner" nicht näher bestimmten Winkelgröße, mit – in einem anderen Falle – irgendeiner nicht näher bestimmten Höhe oder Tonfarbe und dgl. mehr existierte? Denn dass in dem Gehalte rein intentionaler Gegenständlichkeiten überhaupt gewisse Bestimmtheiten fehlen, wenn sie ihnen durch einen entsprechenden Bewusstseinsakt nicht zugewiesen würden, das kann freilich etwas Außerordentliches im Vergleich zu den seinsautonomen individuellen Gegenständen zu sein scheinen, aber letzten Endes ist es nicht so ganz

243

unverständlich. Ein intentionaler Gegenstand ist nämlich ein Gebilde eines Aktes von endlichem (begrenztem) Inhalt. Zweitens aber ist es lediglich ein Fictum besonderer Art, etwas "Unwirkliches", Seinsheteronomes. Dass aber ein analoger – obwohl natürlich nicht ganz derselben Art – Fall, ein Fall, der sozusagen zwischen einem radikalen Fehlen einer Bestimmung und einer effektiven Bestimmung liegt, in einem Etwas möglich sein sollte, das weder Gebilde unserer Phantasie oder unseres begrifflichen Denkens, noch etwas Seinsheteronomes sein soll und dem man in der Geschichte der Philosophie oft eine höhere Dignität des Seins als den realen Gegenständen zugeschrieben hat –, das eben scheint vollkommen unverständlich und unmöglich zu sein. Und hier möchte man mit Berkeley sagen: Alles Existierende ist individuell (einzelhaft). Es gibt nichts Allgemeines. Nur die Darstellungs-(Repräsentations-)Funktion mancher Namen bewirkt, dass sie in vielen Fällen zur Bezeichnung verschiedener individueller "Ideen" – im Sinne Berkeleysl – verwendet werden können und in diesem Sinne "allgemein" werden. Weder aber diese Funktion noch diese Namen selbst hören auch nur für einen Augenblick auf, individuell zu sein, wie es – nach Berkeley – überhaupt alles ist, was existiert. Und lässt sich die Allgemeinheit gewisser Sätze, die das Bestehen notwendiger Zusammenhänge zwischen den Elementen gewisser Ganzheiten in allen Fällen bestimmter Art feststellen, anders auffassen denn auf diese Weise, dass diese Zusammenhänge ebenso individuell sind, wie alles Existierende und insbesondere auch die entsprechenden Elemente selbst? Und ist es nicht nur die Sicherheit, dass andere Faktoren dieser Ganzheiten auf das Bestehen der festgestellten Zusammenhänge keinen Einfluss ausüben, und dass sie infolgedessen unberücksichtigt bleiben dürfen (nicht aber der Umstand, dass dieselben nicht vorhanden wären oder dass sie "irgendeine" "Veränderliche" sein könnten), die uns die betreffenden ("allgemeinen ") Sätze auf alle individuellen Fälle zu beziehen erlaubt, welche unter die betreffende Art fallen? Man möchte auch hier – scheint es – Berkeley folgen. Das All des Seins würde dann viel einfacher sein, und es würden dann auch die Schwierigkeiten, mit denen wir gerade hier zu kämpfen haben, fortfallen. Leider aber wissen wir, dass der Versuch Berkeleys, wie Husserl in der II. Untersuchung der "Logischen Untersuchungen" gezeigt hat, misslungen ist, und dass dieser so geistreiche Forscher sich in seiner eigenen Falle gefangen hat. Obwohl er nämlich zuerst die "abstrakten Ideen" verworfen hat, wurde er dennoch gezwungen, sie gerade in dem Sinne anzunehmen, in welchem sie die "allgemeinen Ideen" in dem für uns in Frage kommenden Sinne bestimmen.

244

Er musste zugeben, dass man z. B. eine geometrische Figur nur als Dreieck betrachten kann, dass man also irgendwie von vornherein wissen kann[7], was zu der »Dreieckigkeit" gehört bzw. gehören soll, unter deren Aspekt die ganze Figur betrachtet werden kann, und dass man zugleich irgendwie dasjenige nicht berücksichtigen kann, was in verschiedenen individuellen Dreiecken verschieden ist, was sich verändern kann, was man im Zusammen hang damit in der Betrachtung als "irgendein ", als näher nicht bestimmt und dgI. mehr fassen kann. So kann man aus diesem und aus vielen anderen Gründen nicht darauf verzichten, die allgemeinen Ideen (in unserem Sinne) mit der merkwürdigen Struktur ihres Gehaltes anzunehmen.

Die Schwierigkeit, wie die Möglichkeit einer solchen Struktur zu erfassen ist, die in dem Gehalte einer (allgemeinen) Idee auftritt, vergrößert sich übrigens bedeutend, wenn man die Beziehungen berücksichtigt, die in diesem Gehalte bestehen, und sie dem Tatbestande, der in dem Seinsgebiet der (autonomen) individuellen Gegenständlichkeiten vorliegt, gegenüberstellt. Wenn man diese Beziehungen bisher übersehen oder wenigstens nicht näher betrachtet hat, so liegt es daran, dass sowohl die Verfechter als auch die Gegner der Annahme von Ideen zu sehr unter der Suggestion der platonischen Auffassung standen, dass die Ideen "Vorbilder" der individuellen Gegenstände seien, und dass somit die beiden Seinsgebiete – der Ideen und der individuellen Gegen-

stände – vollkommen einander gleichen. Denn wozu würde man sonst die Ideen annehmen? – so meinte man.

Um gewisse Merkwürdigkeiten zu erfassen, die in der Struktur der Ideengehalte vorkommen, muss man gewisse Zusammenhänge unter seinen Bestandteilen beachten, die zu der materiale Ontologie gehören und auf die wir bei der Betrachtung mancher existential-ontologischer Probleme gestoßen sind. Wir beschäftigten uns dort mit der Seinsselbständigkeit und -unselbständigkeit gewisser Momente, und wir sind dabei auf den Befund der einseitigen und beiderseitigen sowie der eindeutigen und mehrdeutigen Seinsunselbständigkeit gestoßen. Die Gelbheit z. B. ist auf die Farbigkeit seinsunselbständig: sie kann *in concreto* nur insofern existieren, als sie in wesenhafter Einheit mit der Farbigkeit auftritt. Die Farbigkeit dagegen muss nicht in concreto gerade in der Einheit mit der Gelbheit oder nur mit einer bestimmten Helligkeit und dgl. mehr zusammen auftreten,

7 Wie dies möglich ist, darüber hat Berkeley nicht nachgedacht. Vgl. G. Berkeley, "Traktat von den Prinzipien der menschlichen Erkenntnis", Einleitung, sect.

245

denn die Stelle der Gelbheit kann z. B. die Röte oder irgend eine andere Farbenqualität einnehmen. Sie ist aber trotzdem in dem Sinne auf die Farbenqualität seinsunselbständig, als sie in je dem Falle ihres individuellen Seins mit irgend einer von den Farbenqualitäten in wesenhafter Einheit zusammen sein muss: sie vermag in concreto nicht allein zu existieren, ohne jedwede "mögliche" Qualität. So verhält es sich in jedem Falle, in welchem die erwogenen Momente individuell existieren. Es ist dabei kein Zufall, sondern ein notwendiger Seinszusammenhang zwischen diesen Momenten, dessen Notwendigkeit sich aus dem Gehalte der Idee einer Farbe überhaupt ergibt. Wenn wir uns dagegen an diesen Gehalt selbst wenden, so erhalten wir zwar bezüglich der individuellen Fälle die Bestätigung des soeben ausgesprochenen Gesetzes, es wird aber zugleich unmittelbar evident, dass in dem betreffenden Ideengehalte selbst sich die Sachlage irgendwie anders gestaltet. Denn hier tritt neben der Farbigkeit keine von den eindeutig bestimmten Farbenqualitäten, Helligkeiten oder Sättigungen, selbst auf. Ihre Stelle nimmt sozusagen eben die betreffende Veränderliche ein: "irgendeine" Qualität, "irgendeine" Helligkeit, "irgendeine" Sättigung usw. Und dieses "irgendein" bedeutet hier etwas ganz anderes als früher: es bedeutet jetzt die Möglichkeit der Konkretisation einer be lie bigen, in ihrer individuellen Abwandlung nicht festgelegten Qualität, Helligkeit oder Sättigung. Ungeachtet dessen aber, was dies bedeutet: Tatsache, und zwar eine Wesenstatsache, ist, dass in dem Gehalte der Idee "Farbe überhaupt" selbst das Moment "Farbigkeit" ohne das in der Einheit desselben Ganzen zusammen seiende Moment "Gelbheit" bzw. "Röte" usw. und nur mit der entsprechenden zusammen seienden Veränderlichen auftritt. Das, was im Falle des individuellen Seins unmöglich ist - und zwar wesensmäßig, auf Grund des Gehaltes der Idee "Farbe überhaupt", unmöglich -, wird in dem Ideengehalte selbst irgendwie möglich, freilich aber nur unter der Bedingung, dass jetzt die entsprechende Veränderliche "irgendeine Farbenqualität", "irgendeine Sättigung" usw. als eine unentbehrliche Ergänzungskomponente in demselben Gehalte vorkommt[8]. Dies ist natürlich nicht möglich, denn es würde dem apriorischen Gesetz widersprechen,

8 Es ist charakteristisch, dass man so viele Jahrhunderte hindurch - es muss leid~r gesagt werden: bis zum Erscheinen meiner "Essentialen Fragen" – das Vorhandensein der "Veränderlichen" in dem Ideengehalt übersah und dass man die sogenannten "allgemeinen Gegenstände" (vgl. K. Twardowski, früher bei Locke "die allgemeine Idee") ausschließlich als ein Bündel der sogenannten "gemeinsamen Merkmale" auffaßte. Man suchte immer wieder nach dem allgemeinen Gegenstande als nach emem Duplikat des individuellen Gegenstandes, statt sich die vollkommen a~dere Struktur der Idee zum Bewusstsein zu bringen. Im Grunde hat Berkeley diese Sachlage auf dieselbe Weise aufgefaßt, nur dass er die sogenannten "abstrakten U een verworfen hat, weIl er unter dem Eindruck der (wie wir heute sagen würden) Unselbständigkeit von so etwas, wie es z. B. die Farbigkeit, die Röte, eine ganz bestImmte Sättigung einer Farbe usw. ist, stand. Aber auch er hat es sich nicht ~um Bewusstsein gebracht, dass man zu einer allgemeinen »abstrakten" Idee nicht durch ein einfaches Weglassen der Momente der näheren Bestimmung, sondern allein durch ihre – wenn man so sagen darf – "Veränderlich-Machung" gelangen kann. Nur deswegen hat er auch das Abstrahieren in dem von ihm zugelassenen Sinne nicht näher analysiert.

246

dessen Gültigkeit gerade in dem Gehalte der Idee "Farbe überhaupt" gründet - wenn die Konstante des Ideengehaltes "Farbe überhaupt", die wir im Auge haben, wenn wir von der "Farbigkeit" sprechen, in dem Ideengehalte in dem selben modus existentiae aufträte, wie in den Einzelfällen in den seinsautonomen individuellen Gegenständen (falls natürlich wenigstens ein "farbiger" individueller Gegenstand existiert), wenn sie also ebenso "vereinzelt", individuiert" wäre, wie die einzelnen Fälle der Gelbheit, der Röte usw. wie auch die einzelnen Sättigungen, Helligkeiten und überhaupt alles, was sich in einem individuellen Gegenstande unterscheiden lässt. Nicht bloß die Gelbheit ist in dem Gehalte der Idee "Farbe überhaupt" nur "irgendeine" Unbestimmte, "Veränderliche", sondern auch jene Konstante", die wir "Farbigkeit" nennen, ist nicht individuiert. Sie ist in sich selbst irgendwie "allgemein". Und nur deswegen kann sie in dem Ideengehalte ohne die individuellen Gelbheiten (bzw. Röte usw.) auftreten und mit den Veränderlichen "irgendeine Qualität", "irgendeine Sättigung" usw. zusammen sein. Es ist die große Errungenschaft E. Husserls, dass er sich in seinen "Logischen Untersuchungen" in der Auseinandersetzung mit Berkeley als erster unter den modernen Forschern zum Bewusstsein gebracht hat, dass die Allgemeinheit der von ihm so genannten species (d. h. vor allem der "Idee" in dem hier gebrauchten Sinne!)

etwas prinzipiell Verschiedenes ist von der Vereinzelung der individuellen Gegenständlichkeiten und auch von deren unselbständigen "abstrakten" Momenten. Husserl hat auch gesehen, dass es infolgedessen zur Erreichung der unmittelbaren, anschaulichen Erkenntnis einer bestimmten species gar nicht ausreicht zu "abstrahieren" in dem seit Locke üblichen Sinne des "Weglassens" oder "Abtrennens" der zusammen seienden, unselbständigen Momente eines konkreten Ganzen, sondern dass es notwendig ist, eine "Ideation" im Husserlschen Sinne durchzuführen. Leider ist es Husserl in der VI. Untersuchung der "Logischen Untersuchungen" nicht gelungen,

CL 1.3.11 bis hier die „Ideen“ gelesen – wenig verstanden! &&& - Jedenfalls soll eine „Idee“ mit „individuellen Gegenständen“ in Beziehung stehen. (mit „idealen“ oder mit „realen“ Gegenständen?? – Die Beziehung mit „idealen“ G wäre aber dann eine total andere als die mit „realen“ G. --- oder?)

247

auf befriedigende Weise aufzuklären, was diese "Ideation" ist. Denn der Sachverhalt, dass sie ein in den Akten der sinnlichen Anschaulichkeit "fundierter" Erkenntnisakt ist, dass sie also eine – wie Husserl sagt – "kategoriale Anschauung" ist, besteht zwar tatsächlich, klärt aber den Wesensunterschied, der zwischen ihr und der sinnlichen Anschauung besteht, sowie die spezifische Leistung dieses Erkenntnisaktes noch nicht auf. Es wird dadurch gerade dasjenige Moment der "Ideation" nicht geklärt, das ihr zu dem Allgemeinen, d. h. zu dem Gehalte einer Idee, zu gelangen und ihn in seiner Allgemeinheit zu erfassen erlaubt, d. h. darin, was den Gehalt in seiner Seinsweise von der Seinsweise eines jeglichen individuellen Seins unterscheidet. Erst die Entdeckung der Veränderlichen in dem Gehalte der Idee konnte auf den Gedanken führen, dass jene "Ideation" eine ganz spezifische Operation ist[9] und nicht, wie es einst scheinen konnte, ein gewisses bloßes "Beschauen" des Allgemeinen (ein "Begaffen", wie es einmal Heidegger sagte). Und zwar eine Operation, die uns von der eindeutigen Bestimmtheit jeglicher individueller (realer oder idealer) Gegenstände zu den Ideengehalten, welche Veränderliche in sich enthalten, überzugehen gestattet. Um aber die eigentümliche Struktur des Ideengehaltes voll zu begreifen, ist es notwendig, das Auftreten der Veränderlichen in den Ideengehalten mit der von Husserl enthüllten Allgemeinheit der Idee zu verbinden. Diese Allgemeinheit aber ist vor allem eine andere Weise der Konstanten des Ideengehaltes zu sein, als es die Seinsweise des Individuellen ist. Diese Weise zu sei n erlaubt einerseits den Konstanten mit den Veränderlichen und nicht

g Im Herbst des Jahres 1927 hat Husserl während eines Gespräches mit mir über meine "Essentialen Fragen" und über die in diesem Buche enthaltene Auffassung der Idee, mir eine Handschrift gezeigt, die "Variation" betitelt war und am Titelblatt das Datum (mit blauem Bleistift) 1925 trug. Meine "Essentialen Fragen" habe ich an Husserl im Frühjahr 1924 geschickt, im November dieses Jahres war ihre Drucklegung beendet. Unzweifelhaft waren sie also Husserl im Jahre 1925 bekannt. Die Einzelheiten habe ich jetzt nicht mehr im Gedächtnis, aber das weiß ich, dass es sich bei Husserl um die Herausarbeitung der Operation der "Variation" (der "Veränderlich-Machung") handelte, die uns erlaubt, dazu zu gelangen, was ich "Gehalt der Idee" nenne. Einige Einzelheiten dieser neuen Auffassung der "Ideation" machen sich in der "Formalen und transzendentalen Logik" Husserls bemerkbar. Sie wurde später – man weiß nicht, ob durch Husserl selbst oder durch Landgrebe – in dem nach Husserls Tode von Landgrebe herausgegebenen Buche "Erfahrung und Urteil" (1939) eingebaut (vgl. § 87 f.). Ob sie unter dem Einfluss meiner "Essentialen Fragen" entstanden ist, kann ich nicht behaupten. Wesentlich ist übrigens nur die Tatsache, dass zwischen meiner Auffassung der Idee und ihres Gehaltes und der Husserlschen Auffassung der "Variation" als einer besonderen Erkenntnisweise eine vollkommene Parallelität besteht.

248

mit den individuellen, niederster Abwandlung der diesbezüglichen Qualitäten, in der Einheit eines Ganzen zusammen zu sein, andererseits unterscheidet sie die Ideen sowohl von den realen als auch von den idealen individuellen Gegenständlichkeiten. Nicht die Idealität des Seins, sondern gerade die Allgemeinheit ist es, die für die Weise zu sein der Ideen wesentlich und charakteristisch ist. Im engsten Zusammenhang mit ihr ist das Auftreten eines besonderen Veränderlichen in den Ideengehalten verbunden, die man die Veränderliche des momentum individuationis nennen könnte. Unter diese Veränderliche fallen die Individuationsmomente der einzelnen individuellen Gegenstände, die in ihren generellen Momenten durch die Konstanten der betreffenden Idee bestimmt sind.

Ich will hier nicht entscheiden, worin jenes momentum individuationis in den einzelnen individuellen Gegenständlichkeiten besteht. Es gibt bekanntlich verschiedene Theorien über dieses Thema, von den formalen, die es z. B. in den Momenten der raum-zeitlichen Bestimmung suchen, bis zu den verschiedenen "materialen", wie es z. B. diejenige von Duns Scotus ist, der es in einem besonderen Momente der Materie, in der sogenannten "Haecceitas", sieht. Sicher ist jedoch, dass es in dem Ideengehalte lediglich in der Gestalt einer Veränderlichen auftreten kann. Seine "Veränderlichkeit" zieht es eben nach sich, dass alle Momente der Materie, die in dem Ideengehalte als Konstante auftreten, ihre Individualität gewissermaßen verlieren und jene radikal andere Weise-zu-Sein erlangen, die hier "Allgemeinheit" genannt wird. Ich vermag es übrigens nicht näher aufzuklären oder begrifflich zu fassen, was jene "Allgemeinheit" in sich ist. Die Aufklärung dieser Allgemeinheit ließe sich – sofern überhaupt – nur unter der gleichzeitigen Aufklärung des Problems durchführen, was das momentum individuationis ist. Jedenfalls ist aber die Allgemeinheit kein bloßes Fehlen des momentum individuationis, sondern zugleich etwas spezifisch Positives. Und es ist nur eine äußere Erscheinung dieser eigentümlichen

Weise zu sein, dass das momentum individuationis in dem Ideengehalte nur in der Gestalt einer Veränderlichen auftritt.

Obwohl also diese ganze Angelegenheit nicht geklärt ist, scheint es doch nicht wahrscheinlich, dass das momentum individuationis mit den Momenten der raum-zeitlichen Bestimmung (Lokalisation) identisch sein sollte. Dies folgt schon daraus, dass dann Gegenständlichkeiten, die weder räumlich noch zeitlich sind – also alle idealen Gegenstände, wie z. B. die einzelnen Zahlen als Glieder der natürlichen Zahlenreihe u. a. – nicht individuell sein könnten. Es scheint jedoch wahr

249

zu sein, dass die Momente der raum-zeitlichen Lokalisation überall dort, wo sie überhaupt auftreten, mit dem momentum individuationis in engem Zusammenhang stehen. In individuellen Gegenständlichkeiten, die zeitlich bestimmt sind und sich im (realen) Raume befinden, sind die Momente der raum-zeitlichen Lokalisation eindeutig bestimmt und schließen dabei – wenn man so sagen darf – alle anderen derartigen Momente aus. D. h.: wenn eine bestimmte Auswahl dieser Momente einen bestimmten individuellen materiellen Gegenstand charakterisiert, so kann kein anderer individueller materieller Gegenstand durch die selbe Auswahl von Momenten ausgezeichnet werden. In den Gehalten der Ideen von zeit-räumlich bestimmten Gegenständlichkeiten geht infolgedessen die Veränderlichkeit des momentum individuationis mit der Veränderlichkeit der zeit-räumlichen Lokalisation zusammen. Auch die letzteren sind also nur "irgendwelche", sie bilden nur eine reine Möglichkeit der Konkretisation solcher Momente in den einzelnen unter eine solche Idee fallenden individuellen Gegenständen.

Und noch eins. Die formale Struktur des Ideengehaltes scheint sich von der Form des individuellen Gegenstandes wesensmäßig zu unterscheiden. Sowohl die Konstanten als auch die Veränderlichen treten in dem Ideengehalte nicht als dessen Eigenschaften oder als seine individuelle **Natur**, sondern ausschließlich als dessen Bestandteile (Elemente) auf[10]. Und zwar sogar dann, wenn es sich um Konstanten und Veränderliche handelt, deren individuelle Korrelate in den unter die betreffende Idee fallenden Gegenständen eben Eigenschaften derselben oder deren individuelle **Natur** bilden. Dagegen treten in dem Ideengehalte besondere Konstanten und Veränderliche auf, welche ideale Konkretisationen formaler Momente sind, insbesondere also z. B. Konkretisationen zusammenhängender Momente, welche die Form der Eigenschaft, oder korrelativ derjenigen Momente, welche die Form des Subjekts von Eigenschaften bilden. Es gibt sogar eigene I deen der reinen Form, in deren Gehalten all e materialen Momente in der Gestalt von Veränderlichen auftreten. Als Konstanten des Gehalts erscheinen dann lediglich formale Momente und neben ihnen eventuell noch gewisse existentiale Momente, wenn es stimmt, dass zwischen der Form und der Seinsweise ein strenger Zusammenhang besteht. Solche Ideen nenne ich **formale Ideen**. Sie können verschiedener Allgemeinheit

10 Ich habe dies bereits in meinen "Essentialen Fragen" (Jahrb. für Philo5. u. phänom. Forschung, Bd. VII) unterstrichen. Eine gewisse Bestätigung dieser Behauptung hat später H. Spiegel berg in der Abhandlung "über das Wesen der Ideen" gegeben.

250

sein und enthalten – je nach dem Grade der Allgemeinheit – eine andere Auswahl der Konstanten. Ihr Gehalt bildet den Untersuchungsgegenstand der formalen Ontologie. In den Ideen dagegen, deren Gehalte auch materiale Konstanten enthalten - ich nenne sie "materiale Ideen" – , sind die formalen Konstanten und Veränderlichen in gleicher Weise Bestandteile des Gehalts wie die materialen Konstanten und Veränderlichen. In den individuellen Gegenständen stehe n die materialen Momente in gewissen Formen, die von ihnen unabtrennbar sind, und bilden mit ihnen zusammen z. B. die Einheit dessen, was man (in diesem besonderen Falle) die "Eigenschaft von etwas" nennt. In den Ideengehalten dagegen treten die materialen Momente gewissermaßen ne ben den formalen und den existentialen Momenten auf. Die materialen, formalen und existentialen Momente, die alle zusammen Elemente desselben Ideengehaltes sind, sind aber nicht aller Form beraubt. Sie sind nicht "form-nackt", sondern stehen nur in einer anderen Form, als es diejenige ist, in welcher die materialen Momente in der Vereinzelung im individuellen Gegenstande stehen. Auch die Seinsweise der Materie I ist (oder wenigstens kann es sein) eine andere in dem Ideengehalte, als es für eine bestimmte Materie I in individuellen Gegenständen wesentlich und charakteristisch ist, die unter die betreffende Idee fallen. Das prinzipielle formale Schema, das den Ideengehalt charakterisiert, ist nicht die gegenständliche Grundform - also das Schema: "Subjekt von Eigenschaften - Eigenschaft" - sondern die Struktur: "das Ganze" - der "Bestandteil des Ganzen". Die gegenständliche Grundform dagegen ist in der Idee ebenfalls vorhanden, und zwar in der Struktur der Idee qua Idee. In ihrem Gehalte tritt sie nur als eine Konstante auf, die die Form des unter sie fallenden Gegenstandes vertritt.

Es ist ein prinzipieller Fehler, der seit Platons Zeit stets begangen wird, alles im Gehalte der Idee und überhaupt im Gebiete der Ideen für eine einfache "Abbildung" (Kopie) oder - wenn man will - ein - "Vorbild" dessen zu

betrachten, was in den individuellen Gegenständen vorzufinden ist.

Alle Vorwürfe, die einst gegen die Annahme der Ideen mit Rücksicht auf die angebliche "Verdoppelung" der realen Welt (oder allgemeiner: der Gesamtheit individueller Gegenstände) vorgebracht wurden, sind In Wahrheit grundlos und fließen lediglich daraus, dass man über die Ideen verschiedene Urteile fällt, ohne ihre eigentümliche Struktur erkannt zu haben. Dadurch versperrt man sich auch den Weg, die Ideen genauer kennenzulernen. Man verzichtet gewissermaßen von vornherein

251

auf den Versuch, den entsprechenden Erkenntnisakt zu vollziehen. Die Idee ist kein "Duplikat" des individuellen Gegenstandes. Sie unterscheidet sich von ihm prinzipiell sowohl in ihrer Seinsweise als in ihrer Form, und zwar sowohl ihrem Gehalte als auch ihrer eigenen Struktur qua Idee nach. Trotzdem hört sie nicht auf, in einem gewissen Maße" Vorbild" individueller Gegenständlichkeiten, die unter sie fallen, zu sein. Man kann an den in ihrem Gehalte auftretenden Konstanten und Veränderlichen sozusagen ablesen, welche Eigenschaften, welche formalen Momente und welche Seinsweise für die unter die betreffende Idee fallenden Gegenstände charakteristisch und auch wesentlich sind. Auch die notwendigen Zusammenhangs- und Ausschluss-Gesetze für die Momente der eventuell existierenden individuellen Gegenstände lassen sich an den Beziehungen zwischen den Elementen der entsprechenden Ideengehalte erkennen.

Eine nähere Untersuchung der hier vorliegenden Tatbestände würde somit erst die ganze Tiefe der Verschiedenheit zwischen den seinsautonomen individuellen Gegenständen und den entsprechenden Ideen enthüllen. Zu einem ähnlichen Ergebnis führt auch der Versuch, die Verschiedenheit zwischen den Ideen und den rein intentionalen Gegenständen zu leugnen. Dies ist zu betonen, denn man wäre vielleicht geneigt, die Ideen auf die rein intentionalen Gegenstände zurückzuführen.

Vor allem: Man darf die Veränderlichen des Ideengehaltes mit den Unbestimmtheitsstellen, die im Gehalt des intentionalen Gegenstandes auftreten, nicht identifizieren. Eine Veränderliche ist kein einfaches Fehlen bestimmter gegenständlicher Momente, wie dies eben in den Unbestimmtheitsstellen der Fall ist. Sie ist im Gegenteil eine eigenartige Ergänzung des Gehaltes einer Idee, und zwar durch die Konkretisation der Möglichkeit entsprechender materialer, formaler oder existentialer Momente. Unter dem Bestande der Konstanten eines Ideengehaltes und den in ihm vorhandenen Veränderlichen besteht eine notwendige Zuordnung: da die Konstanten in einer Idee in einer bestimmten Auswahl auftreten, müssen in demselben Ideengehalte ganz bestimmte Veränderliche mit einem bestimmten konstanten Faktor und einem ebenso bestimmten Veränderlichkeitsbereich vorhanden sein. Alles ist hier seinsautonom und notwendig. Wenn wir den Gehalt einer Idee analysieren, so können wir lediglich feststellen, was wir in ihm vorfinden. Auch die Notwendigkeitszusammenhänge, auf die wir da stoßen, können wir nur einsehen. Nichts liegt da in unserer Macht, wir können es weder verändern noch irgend etwas einfügen, noch

252

endlich etwas beseitigen**.** [CL: das ist reinstes methphysisches Glaubensgut! – Ich glaubte, RI wollte, wie anfangs versprochen, Metaphysik aus dem Spiel lassen?!] **Die Ideen sind mitsamt ihrem Gehalte den Erkenntnisakten gegenüber radikal transzendent, und zwar ganz auf dieselbe Weise, wie es alle seinsautonomen individuellen Gegenstände sind.** Im Vergleich mit den realen individuellen Gegenständen sind die Ideen außerhalb der Reichweite unserer Machtbefugnisse, so dass wir sie in gar keiner psycho-physischen Handlung verändern können, während wir Menschen, als psycho-physische Individuen, die von vornherein an der Grenze der Bewusstseinsimmanenz und der Transzendenz der realen Welt leben, über verschiedene Mittel verfügen, auf die realen Gegenstände real einzuwirken. Das Gebiet der Ideen ist indessen unserer sowohl rein bewusstseinsmäßigen als auch "physischen" Ingerenz vollkommen entzogen. Man kann sagen, dass die Transzendenz der Ideen unserem menschlichen Wesen gegenüber in einem viel höheren Maße radikal ist, als die Transzendenzen der realen Welt. Dies hängt damit eng zusammen, dass die Ideen außerzeitlich sind und infolgedessen sich weder selbst verändern noch an irgendeinem in der zeitbestimmten Welt sich vollziehendem Vorgang teilnehmen können. Eine solche Transzendenz ist indessen bei den rein intentionalen Gegenständen ausgeschlossen. Sie sind auf alle Wandlungen des Inhalts des zugehörigen, sie entwerfenden Meinungsaktes, sowie auf die Weise ihres Vollzugs durch das Bewusstseinssubjekt, als auch endlich auf die 'Einflüsse verschiedener anderer Bewusstseinsakte, die sich auf sie beziehen, empfindlich. Infolgedessen treten die Unbestimmtheitsstellen in dem Gehalte eines bestimmten rein intentionalen Gegenstandes in einer solchen oder in einer anderen Auswahl nicht deswegen auf, weil sie durch die bereits durch den Inhalt des Aktes bestimmten Stellen notwendig gefordert werden, sondern weil sie eben dieser Inhalt unbestimmt, leergelassen hat. Der weitere Verlauf der Konstitution eines intentionalen Gegenstandes, der einer bestimmten Mannigfaltigkeit von Akten zugeordnet ist, kann die Unbestimmtheitsstellen, die anfänglich aufgetreten sind, beseitigen oder sie

anders anordnen, manchmal auch neue Unbestimmtheitsstellen einführen, wenn manche Elemente des Aktinhaltes fallengelassen werden. Eine Unbestimmtheitsstelle kann auch auf verschiedene Weise ausgefüllt werden. In dieser "Ausfüllung" und ihrer Beziehung zu der entsprechenden Unbestimmtheitsstelle kann man eine gewisse Ähnlichkeit mit der Beziehung zwischen den individuellen Momenten einer **Art** (*) und der Veränderlichen der entsprechenden **übergeordneten Idee** sehen. Es bestehen aber zugleich bedeutende Unterschiede zwischen diesen Fällen. Während die

(*) [CL: „**Art**“ scheint für RI ein „Gegenstand höherer Ordnung“ zu sein, also „positivistisch-extensional“ ausgedrückt: Eine Menge von Induviduen, die alle eine gewisse Menge M von Merkmalen gemeinsam haben. Dies M ist dann die Menge der Eigenschaften der Art (?) – so würde RI das freilich nicht ausdrücken, denn er meint ja z.B., die Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes g seien ebenfalls „individuell“ bei g . – Was soll eigentlich der **Unterschied zwischen „Art“ und „Idee“ sein??** – Etwa dass es in einer Art keine Unbestimmtheitsstellen gebe??]

253

Veränderliche einer Idee die Mannigfaltigkeit der ihr zugeordneten individuellen Fälle eindeutig bestimmt, kann eine Unbestimmtheitsstelle vermittels einer späteren Zuweisung durch neue Bewusstseinsakte auf recht verschiedene, manchmal "unpassende" Weise erfüllt werden. Wir erwarten freilich gewöhnlich eine Erfüllung, welche "passend" ist, d. h. aus einem bestimmten Umkreis von Qualitäten stammt. Aber dies geschieht deswegen, weil wir auf eine gewisse "gegenständliche Konsequenz" eingestellt sind und uns dabei nach den Möglichkeiten richten, die eben durch die Veränderlichen der entsprechenden Ideen vorbestimmt sind. Es ist indessen gar nicht notwendig, dass wir die Unbestimmtheitsstellen gerade im Sinne der "gegenständlichen Konsequenz" ausfüllen. Wir sind in dieser Hinsicht in weitem Umfange frei. Wir können die Lücken mit Qualitäten ausfüllen, die gar keine individuellen Fälle der Hinsicht bilden, unter welcher der betreffende intentionale Gegenstand unbestimmt ist. Wählen wir eine solche "unpassende" Qualität, so entsteht dadurch eine "Deformation" des intentionalen Gegenstandes im Verhältnis zu den Sachlagen, die gewöhnlich in der realen Welt vorhanden sind. Es kann sich daraus sogar eine "Unmöglichkeit" ergeben – und zwar entweder im Gegensatz zu einer "empirischen" Möglichkeit oder sogar im Widerspruch zu einem apriorischen Zusammenhangsgesetze. Aber dies tut nichts zur Sache: der dabei entstehende rein intentionale Gegenstand lässt sich trotz aller in seinem Gehalte auftretenden Unstimmigkeiten "denken" und bildet trotz allem ein eventuell unstimmiges Ganzes. Mit anderen Worten: es liegt in unserer Macht, intentionale Gegenstände zu bilden, die (in ihren Gehalten) merkwürdige und sogar wunderliche oder einander widersprechende Eigenschaften haben, die gar kein realer oder idealer Gegenstand aufweisen könnte – sofern es uns zugleich nicht daranliegt, einen Gegenstand zu bilden, den wir in seinem Gehalt nicht bloß "denken", sondern auch "vorstellen" könnten. Man kann ja "rein gedanklich" z.B. "nicht-eisernes Eisen", Dinge, die mit lauten Farben ausgestattet sind und grüne Laute hervorbringen usw., bilden, aber man kann dieselben nicht (anschaulich) vorstellen, da hier die anschauliche Einheit des Gegenstandes zerschlagen wird. All dies ist im Gebiete der Ideen durchaus ausgeschlossen, und so bezeugen die angeführten Beispiele, dass der Ideengehalt von dem Gehalt eines rein intentionalen Gegenstandes radikal verschieden ist. Die bloße Kontrastierung der "Veränderlichen" mit den "Unbestimmtheitsstellen" kann uns auf den Gedanken bringen, als ob irgendeine nähere Verwandtschaft zwischen

254

diesen beiden Gegenständlichkeiten vorläge. Die Beseitigung einer Unbestimmtheitsstelle im Gehalt eines intentionalen Gegenstandes vollzieht sich durch Ausfüllung, durch Ergänzung dieses Gehalts mit neuen Momenten, die sich in das Ganze des Gehalts vollkommen einfügen. Der Versuch, eine Veränderliche in einem Gehalt zu beseitigen, endet mit einem Mißerfolg oder führt uns zu einer vollkommen **neuen** (weniger allgemeinen) **Idee** oder letzten Endes zu einem individuellen Gegenstand, der unter die betreffende Idee fällt.

Eine gewisse Ähnlichkeit tritt freilich in der Form der erwogenen Gegenständlichkeiten auf, und zwar in ihrer "Doppelseitigkeit". Läßt sich aber daraus folgern, dass diese Doppelseitigkeit der Form für die Intentionalität einer Gegenständlichkeit charakteristisch ist? Das scheint gar nicht evident zu sein. Denn um dies zu erweisen, müsste man nicht nur zeigen, dass die notwendige Folge des intentionalen Meinens die doppelseitige Struktur des zugehörigen Gegenstandes ist, sondern auch, dass diese Struktur nirgends sonst – also außerhalb der rein intentionalen Gegenständlichkeiten - auftreten kann. Indessen ist es zunächst eine bloße Tatsache, dass der rein intentionale Gegenstand eine doppelseitige Struktur aufweist. Es scheint freilich wahrscheinlich, dass diese Struktur mit der Seinsheteronomie dieser Gegenstände in engem Zusammenhang steht, mit dem Umstand also, dass die qualitativen und anderen Momente, die in ihren Gehalten auftreten, ihnen nicht **immanent** sind, dass also der rein intentionale Gegenstand "in Wahrheit" nicht das ist, was er infolge der intentionalen Zuweisung zu sein vorgibt. Gerade deswegen – könnte man sagen – muss er etwas anderes sein und andere Eigenschaften haben, vermöge welcher er etwas anderes zu sein scheinen kann, als er tatsächlich ist. Es liegt hier nahe, den Vergleich mit Gegenständen durchzuführen, die andere Gegenstände "darstellen" (repräsentieren), z. B. mit einem Schauspieler im Theater, der ein ganz andeder Mensch ist als die Person, die er "spielt", die zu sein er

vorgibt.

- Er muss mehrere Eigenschaften haben und verschiedene Verhaltungsweisen vollziehen, die ihm erlauben, einen anderen Menschen darzustellen, d. h. den Schein der Existenz und der Selbstgegenwart einer ganz anderen Person, als er selbst ist, zu schaffen. Jene Person, die er "darstellt", z. B. Wallenstein in Schillers Drama, existiert "in Wirklichkeit" nicht. Sie ist de facto nur ein rein intentionaler Gegenstand, der durch den Text des Dramas bestimmt wird, und insbesondere durch Ihre eigenen Worte sowie durch Worte anderer in demselben Drama auftretender Personen, die an Wallenstein gerichtet sind oder über ihn

255

dies oder jenes aussagen[11]. Andererseits ist diese Person auch durch eigene Verhaltensweisen im Drama bestimmt. Und diese Verhaltensweisen sowie die von ihr ausgesprochenen Worte werden durch den Schauspieler "gespielt". Eine quasi-reale Gegenwart erlangt der dargestellte Held – als intentionaler Gegenstand – nur dadurch, dass ein realer Schauspieler tatsächlich auf der Bühne vorhanden ist und sich entsprechend real verhält und insbesondere eine Reihe von Sätzen und Worten tatsächlich ausspricht, indem er sie nicht für seine eigenen, sondern für Worte der dargestellten Person, z. B. Wallensteins, Hamlets, Faustens usw., ausgibt. Ganz im Sinne dessen, was ich früher hier feststellte, setzt die seinsheteronome Existenz z. B. Wallensteins (im Drama) die seinsautonome Existenz anderer Gegenstände, insbesondere des Verfassers des Dramas, des Schauspielers, der Bühne usw., voraus. Es fragt sich: Besteht nicht ein ähnliches Verhältnis zwischen dem intentionalen Wesen und dem Gehalte eines rein intentionalen Gegenstandes, wie zwischen dem Schauspieler und der von ihm dargestellten, "gespielten" Person? Besteht nicht dort wie hier eine ähnliche Doppeltheit des Aufbaus, und besteht sie nicht eben deswegen, weil der intentionale Gegenstand in seinem Gehalte "in Wahrheit" nicht das ist, was ihm nur intentional zugewiesen wird und was er zu sein vorgibt? Und muss nicht gerade deswegen seine eigene, von der im Gehalte auftretenden verschiedene Struktur "in Wahrheit" bestehen, die ihm – ähnlich wie dem realen Schauspieler – gestattet, eben dies zu tun: für etwas zu scheinen, etwas vorgeben zu sein, was er "tatsächlich" nicht ist?

Bei näherer Erwägung muss man indessen diesen Gedanken fallenlassen. Der Schauspieler ist im Vergleich zu der von ihm dargestellten Person ein vollkommen anderer Gegenstand, der nur "die Maske" der von ihm dargestellten Person an sich trägt. Demgegenüber ist die intentionale Struktur des rein intentionalen Gegenstandes kein anderer, zweiter Gegenstand im Verhäl tnis zu seinem Gehalt. Ein und derselbe Gegenstand ist einerseits das, was er zu sein vorgibt (zu sein scheint) infolge der Zuweisung bestimmter Eigenschaften durch einen Akt oder durch eine Mannigfaltigkeit von Akten des Bewusstseins, andererseits aber hat er seine intentionale Struktur, sein intentionales Wesen. Es existiert freilich auch jener zweite, für sich abgeschlossene Gegenstand, derjenige, der die Quelle des Seins, der Eigenschaften und

11 Denn Wallenstein im Drama und der einst existierende reale Feldherr im Dreißigjährigen Krieg sind z w e i verschiedene Gegenständlichkeiten, obwohl Wallenstein im Schillerschen Drama eine Abbildung des realen Wallenstein sein soll.

256

der Struktur des ersteren (des intentionalen) ist, aber dieser Gegenstand ist nichts anderes, als eben jener Meinungsakt, bzw. jenes Bewusstseinssubjekt, das diesen Akt vollzieht. Zwischen diesen bei den Gegenständlichkeiten besteht die strukturelle Transzendenz, dieselbe wie zwischen dem Schauspieler und der durch ihn dargestellten Person. Diese Transzendenz besteht aber zwischen dem Gehalte und der intentionalen Struktur des rein intentionalen Gegenstandes nicht. Zwischen diesen seinen beiden Seiten braucht auch keine derartige existentiale Verschiedenheit zu bestehen wie zwischen dem Schauspieler und der von ihm dargestellten Person. Denn sofern der Schauspieler ein realer Mensch ist, soll die von ihm dargestellte Person zwar real sein, aber sie ist "in Wirklichkeit" nur ein seinsheteronomer Gegenstand. Dagegen zeichnet sich die intentionale Sruktur des rein intentionalen Gegenstandes im Vergleich zu dessen Gehalte durch kein "stärkeres" Seinsmoment aus: der rein intentionale Gegenstand ist als Ganzes (durch und durch) seinsheteronom, sowohl in seinem Gehalt als auch in seiner intentionalen Struktur. Im Gegenteil, in seinem Gehalt treten oft "stärkere" existentionale Momente als die Seinsheteronomie auf, insbesondere kann es z. B. sowohl die Seinsautonomie, wie die Aktualität, oder sogar die Seinsursprünglichkeit, sein. Sie alle sind aber – wenn man so sagen darf – nicht "realisiert", sondern nur intentional zug ewie sen, wie überhaupt alles, was in diesem Gehalt vorhanden ist. Und nicht die intentionale Struktur des intentionalen Gegenstandes ist die Seins- und Darstellungsquelle seines Gehalts – wie dies im Falle des Schauspielers und der von ihm "gespielten", dargestellten Person statt hat – , sondern bei des hat seine Seinsquelle letzten Endes in einem seinsautonomen Bewusstseinsakt.

In dem Gehalt der Idee und in seiner Struktur qua eine Idee tritt dagegen derselbe modus existentiae, und zwar des Idealseins auf. D. h.: sowohl die Eigenschaften der Idee qua Idee als auch die Konstanten und Veränderlichen ihres Gehalts sind ideale Konkretisationen gewisser reiner Qualitäten und formaler Momente oder auch

nur der Möglichkeit ihrer Konkretisierung in individuellen Gegenständen.

Zwischen dem "doppelseitigen Aufbau" der Idee und dem "doppelseitigen Aufbau" des rein intentionalen Gegenstandes besteht ein sehr wesentlicher Unterschied. Wie schon gesagt, unterscheidet sich die Form der Idee von der Form des individuellen Gegenstandes vor allem dadurch, dass in ihrem Gehalt Veränderliche auftreten, zweitens aber dadurch, dass der Gehalt in der Struktur "Ganzes-Teil" steht. Auf dieser Struktur

257

baut sich aber – ähnlich wie in summativen Ganzen – die gegenständliche Grundform auf, dieselbe wie in den individuellen Gegenständen, welche summative Ganze sind. In beiden Fällen sind die einzigen Eigenschaften, welche diese Gegenständlichkeiten besitzen, strukturelle Eigenschaften des betreffenden summativen Ganzen (des individuellen oder des "ideeischen"). Die Doppelseitigkeit des Aufbaus der Idee erlaubt, dass man die letztere entweder ausschließlich "von der Seite" ihres Gehalts aus – ohne auf ihre strukturelle Eigenschaften qua Idee zu achten – oder aber "von der Seite" ihrer strukturellen Eigenschaften aus betrachten kann. Wenn wir sie aber von der Seite ihres Gehalts aus betrachten, so "lesen" wir sie sozusagen auf diese Weise ab, dass wir die Konstanten und die Veränderlichen auf die Gegenstände, die unter die betreffende Idee fallen, beziehen. Indem wir z. B. solche und solche formalen und materialen Konstanten erfassen, lesen wir die entsprechenden materialen Momente sofort als in denjenigen formalen Momenten stehend ab, die durch die formalen Konstanten und Veränderlichen bestimmt sind. Wir behandeln also den Ideengehalt nicht als Ganzes mit diesen oder jenen materialen Bestandteilen, die sozusagen neben formalen Momenten lägen. Erst wenn wir die Struktur des Gehalts selbst als eines aus Bestandteilen bestehenden Ganzen betrachten, wenn wir auf dieser Grundlage der Idee bestimmte strukturelle Eigenschaften zuerkennen – wie wir dies im Verlaufe unserer ganzen Betrachtung der Ideen getan haben – , erst dann gehen wir zu der "anderen Seite" der Idee über und entdecken ihre Eigenschaften als Eigenschaften eines Gegenstandes ganz besonderer Art mit einer eigentümlichen, eindeutig bestimmten, und zwar zum Teil durch den Gehalt bestimmten, Form. Ganz anders verhält es sich mit rein intentionalen Gegenständen. Die Doppelseitigkeit ihres Aufbaus ist viel radikaler. Wir haben es hier vor allem tatsächlich mit zwei verschiedenen **Subjekten der Eigenschaften** zu tun, die zwei völlig verschiedene Systeme von Eigenschaften besitzen. Erstens als das, was im Gehalt des betreffenden intentionalen Gegenstandes auftritt, zweitens aber als das, was das intentionale Korrelat eines Aktes oder einer Mannigfaltigkeit von Bewusstseinsakten bildet und was nicht nur gewisse strukturelle Eigenschaften besitzt, die mit dem Besitzen eines ganz bestimmten Gehalts verbunden sind, sondern auch verschiedene material determinierte Eigenschaften, welche damit verbunden sind, wie sich der betreffende intentionale Gegenstand in dem besonderen Falle **konstitu**iert und was mit ihm als einem Korrelat einer bestimmten Mannigfaltigkeit von Bewusstseinsakten geschieht.

258

Zeigen wir dies an einem konkreten Beispiel.

Heute früh nach dem Aufwachen begann ich darüber nachzudenken, was für ein Beispiel des intentionalen Gegenstandes ich da wählen könnte. Da erschien mir im Halbschatten die Gestalt Wolodyjowskis[u]. Aber nach einer Weile fiel mir ein, dass man nicht einen durch einen literarischen Text bestimmten Gegenstand wählen sollte, sondern lieber ein Beispiel, das ein unmittelbares Korrelat gewisser konkreter Bewusstseinsakte wäre. Da ist mir die Geschichte eingefallen[13], wie Wolodyjowski während der Belagerung von Zbaraz, nach dem Begräbnis podbipi~tas und vor dem Verlassen des Lagers durch Skrzetuski, mit Herrn Zagloba eines Abends in ein Wirtshaus gegangen ist. Ich sehe noch im Halbdunkel die Wirtsstube mit dem Schanktisch und dem Tische, an dem, schräg zu mir im Halblichte, das von dem Seiten fenster fällt, Zabloba mit Wolodyjowski sitzen. Ich sehe beider Silhouetten und die Bewegungen der Köpfe. Wolodyjowski hat sich bei dem Gedanken an die geplante Expedition Skrzetuskis an Helena erinnert, wie übrigens schon oft in den letzten Wochen. Während der Reise vom Dnjestr her hat er sich in sie bis über beide Ohren verliebt und ist jetzt über ihr Schicksal sehr unruhig. Zugleich erlebt er dreifache Marter, da er neben der Sehnsucht nach Helena durch Gewissensbisse im Verhältnis zu Skrzetuski gepeinigt wird und außerdem dem Rz~dzian nicht traut, der - wie man weiß - allein mit Helena weiter flüchten sollte. Wolodyjowski hegt gegen Rz~dzian den Verdacht, dass er Helena ebenfalls liebt, und fürchtet, was er zu tun fähig sei, sobald Helena seiner Gnade ausgeliefert ist. Wolodyjowski sagt aber Zagloba kein Wort über seine Unruhe und sein Leid. Schön würde er dastehen, wenn er es täte! Er sitzt also mürrisch und trinkt nur von Zeit zu Zeit ein Gläschen Schnaps, den er dem Herrn Zagloba zum Trost bestellt hat. Aber Zagloba ist nicht dumm. Er hat Wolodyjowski oft während der Flucht aus dem Dnjestr- Tal unmerklich beobachtet und weiß genau, was ihn

12 Eine der Hauptgestalten in dem Roman »Mit Feuer und Schwert" von H. Sienkiewicz.

13 An dieser ganzen Geschichte ist - wie man weiß - kein» wahres Wort". Sienkiewicz hat sie in seinem Werke "Mit Feuer und Schwert" nicht erzählt. Es ist ~so in d~r Tat kein "literarisches" Beispiel, es ist durch gar keinen literarischen Text bestimmt, sondern ein intentionales

Gebilde meiner konkreten Vorstellungsa~te. Indem ich aber diese »Geschichte" meinen Lesern erzähle, bin ich gezwungen, sie wIederum in die Form eines literarischen Textes "zu kleiden". Die Leser werden also gebeten, sich selbst irgendein konkretes Beispiel der Gegenstände ihrer Vorsteld~ngen zu fingieren und an ihm zu kontrollieren, ob es wahr ist, was ich hier über lese ganze Angelegenheit behaupte, indem ich mich meines Beispieles bediene.

259

martert. übrigens denkt auch er an Helena und möchte Wolodyjowski ein wenig necken; es ist ihm aber nach der Rückkehr vom Begräbnis des Herrn Podbipi~ta so traurig zumute, dass er weder einen Scherz noch einmal eine kleine Bosheit aufbringen kann. Er liebte diesen braven Mann: jetzt wird es niemanden geben, den man ein wenig "aufziehen" und über den man sich etwas lustig machen könnte. So sitzen sie beide, ohne ein Wort zu sagen, und nur selten hebt Herr Zagloba das Glas zu dem Herrn Wolodyjowski und sagt: "Prosit, Herr Michael!"

Ich habe hier soeben eine Reihe von Behauptungen über die Sachlage ausgesprochen, die mir in der Phantasie vorschwebte. Die Personen, die an ihr teilnehmen, das, was in ihnen geschieht, die Umgebung, in der sie sich befinden - all das bildet den "Gehalt" eines sehr komplizierten intentionalen Gegenstandes, der zu einer Mannigfaltigkeit der Vorstellungsakte visueller, akustischer, gedanklicher Art gehört, die zudem mit einer gewissen Stimmung verflochten sind, mit der Stimmung des Vergnügens, das man beim Zusammentreffen mit alten Bekannten hat, von welchen wir gewisse neue, bisher unbekannte Einzelheiten ihres Lebens erfahren. Das, was mir in diesem Gehalt ganz konkret vorgeschwebt hat, war um viele Einzelheiten reicher als das, was ich hier mit den angeführten Sätzen wiedergegeben habe, ohne dieser Angelegenheit hier zuviel Platz widmen zu wollen. Und es hat sich mir in der Phantasie so konkret abgezeichnet, als wenn ich mit einer Wirklichkeit verkehrte, mich auf einmal in die Vergangenheit versenkend, aber nicht in jene wirkliche, "historische" des Jahres 1649 während der damaligen Belagerung von Zbaraz, sondern in jene Wirklichkeit aus dem Roman "Mit Feuer und Schwert" von Heinrich Sienkiewicz, die mir noch von meiner Jugendzeit her bekannt war und die, ohne aufzuhören, eine literarische "Phantasie" zu sein, doch den Charakter einer eigentümlichen Wirklichkeit angenommen hat, als wenn alles, was in "Feuer und Schwert" geschieht, "in Wahrheit" geschehe. Die von mir angegebenen Sätze bilden nur eine, und zwar nur eine partielle, Rekonstruktion jener von mir "gesehenen" "Wirklichkeit", wie sie mir in der Phantasie vorschwebte. Statt, wie in den angeführten Sätzen, direkt über den Herrn Wolodyjowski, Zagloba usw. zu sprechen, können wir jetzt, der Reihe nach, über dieselbe gegenständliche Sachlage als ein intentionales Korrelat der von mir erlebten Phantasieakte und Stimmungen eine Reihe von Behauptungen aussprechen. Z. B. also, wie mir zunächst der Herr Wolodyjowski als eine kleine Gestalt auf dem halbdunklen Hintergrunde erschien, wie mir später die Wirtsstube

260

aufleuchtete, bald in einer solchen, bald in einer anderen perspektivischen Verkürzung, wie später alles für eine Weile fast auslöschte und gewisse theore~ische Gedankengänge im Zusammenhang mit dem jetzt von mir geschnebenen Buche auftauchten, Wle endhch eme gewlsse angenehme Stimmung des Zusammentreffens mit alten Bekannten aufs neue aus dem Dunkel den Herrn Wolodyjowski und jenes Wirtshaus hervorgerufen hat. Zuerst war er allein. Später tauchte der Gedanke an Herrn Zagloba auf; aber er selbst, wie er mit Wolodyjowski am Tische sitzt und zu ihm das Glas hebt, erschien mir plastisch erst in dem Augenblicke, in welchem ich die obige Erzählung zu schreiben begann. Heute, am frühen Morgen, sind eher manche hier übergangene Einzelkeiten des psychischen Zustandes des Herrn Wolodyjowski in den Vordergrund getreten. Es tauchte auch der Gedanke Wolodyjowskis an Anusia auf und eine gewisse Unruhe, ob es sich nicht zeigen werde, dass auch Helena ein solcher Faltergeist wie Anusia sei usw. In einem Moment hörte ich die Worte von Sienkiewicz "das pausbäckige Gesicht Rzedzians", und zugleich erblickte ich in der Phantasie jenen Scheideweg, an dem Rzedzians mit Helena sich während der Flucht vor den Tataren in den Wald geworfen hat, denselben Scheideweg, der mir immer erschien, wenn ich diese Stelle im "Feuer und Schwert" gelesen habe. Es lässt sich mit einem Wort eine ganze, sehr komplizierte Geschichte erzählen, die schon nicht mehr das Geschick des Herrn Wolodyjowski selbst und dasjenige seiner Freunde betrifft (also den intentionalen Gehalt selbst, ohne sich dabei zum Bewusstsein gebracht zu haben, dass es eben nur die Gehalte gewisser intentionaler Gegenstände sind), sondern das Geschick gewisser intentionaler Gegenstände als Korrelate meiner Phantasie, die in die reale Zeit (und nicht in jene bloß dargestellte Zeit der Belagerung von Zbaraz) eingeflochten sind, der Gegenstände, die ihre besondere Dynamik der Entwicklung haben und ihre Weise des Einwirkens auf das perzipierende Subjekt besitzen, die also eine Mannigfaltigkeit von Eigenschaften besitzen, welche zum Teil rein strukturell, zum Teil aber auch durch materiale Momente erfüllt sind. Alle diese Eigenschaften sind nicht nur der in dem betreffenden Komplex intentionaler Gegenständlichkei ten dargestellten Welt fr emd, sondern sie stimmen auch mit ihr deutlich nicht zusammen. Infolgedessen ist das Zusammenauftreten der beiden Systeme von Gegenständen und von ihren Eigenschaften in dem selben intentionalen Gebilde nur auf diese Weise begreiflich, dass dasjenige, was in dem Gehalte erscheint – trotz aller scheinbaren Selbstgegenwart – nur ein seinsheteronomer Schein ist. Es entbehrt der echten Seinsimmanenz in den

261

betreffenden intentionalen Gegenständlichkeiten, aber nichtsdesto weniger gehört es in seinem scheinhaften Sein zu ihrem Bestande. Die Eigenschaften der intentionalen Gegenstände, als Korrelate gewisser konkreter Bewusstseinsakte genommen, sind nur im verschwindendem Maße dadurch bestimmt, was den Gehalt dieser Gegenstände bildet. Und zwar sind es nur diejenigen Eigenschaften, die darauf beruhen, dass der betreffende intentionale Gegenstand gerade einen solchen und keinen anderen Gehalt besitzt. Die übrigen Eigenschaften dagegen sind von diesem Gehalte nicht abhängig und fließen lediglich aus der Beziehung dieses Gegenstandes zu dem Subjekte, welches die entsprechenden Bewusstseinsakte vollzieht. Sie sind also mit dem Schicksal des intentionalen Gegenstandes als dem Gebilde dieser Akte eng verbunden. Sie hängen auch mit der Weise ihrer Einwirkung auf das perzipierende Subjekt, sowie mit der Art ihrer Verflechtung mit anderen, ihnen zwar fremden, aber mit ihnen sich gleichzeitig entwickelnden intentionalen Gegenständen zusammen, welche dem Subjekte oft ganz unerwartet erscheinen. Man kann oft gar keinen Zusammenhang ihrer Gehalte mit den bereits erscheinenden Gegenständlichkeiten entdecken.

So lose aber der Zusammenhang und so groß die Unabhängigkeit der beiden Systeme der Eigenschaften des intentionalen Gegenstandes voneinander ist, so können wir doch nicht leugnen, dass wir es in diesen beiden verschiedenen "Seiten œ intentionaler Gegenstände mit ein e m und dem sei ben zu tun haben: ein und derselbe intentionale Gegenstand zeigt sich uns auf zwei so verschiedene Weisen.

Diese ganze Verschiedenheit, Unabhängigkeit und sogar dieser Widerstreit, der zwischen den beiden Seiten des intentionalen Gegenstandes besteht, ist bei einer Idee nicht vorhanden. Im Gegenteil, alle strukturellen Eigenschaften der Idee werden ein deutig und genau durch ihren Gehalt bestimmt und kommen ihr als ihre eigenen charakteristischen Momente zu, ganz unabhängig davon, auf welche Weise wir mit ihr verkehren. Eine Idee qua Idee hat gerade solche und nicht andere Eigenschaften, weil in ihrem Gehalte eine bestimmte Auswahl von Konstanten sowie ein Bestand von Veränderlichen vorhanden ist und weil zwischen denselben ganz bestimmte Beziehungen und Zusammenhänge bestehen, welche durch materiale Momente der Konstanten und der Veränderlichen bestimmt sind. Nichts hängt da von unserem Willen oder unserer Willkür ab. Keine strukturelle Eigenschaft tritt in der Idee qua Idee auf, welche nicht in ihr selbst, und insbesondere in ihrem Gehalt, ihren Seinsgrund hätte. Wir müssen die Eigenschaften der Idee qua Idee entdecken, übrigens ganz auf dieselbe Weise,

262

in welcher wir all das, was sich in dem Gehalt der Idee befindet, entdecken müssen. Wir müssen uns dabei nicht nur der Akte der unmittelbaren apriorischen Anschauung, sondern auch strenger Beweise bedienen, mit deren Hilfe sich uns erst die notwendigen Zusammenhänge zwischen den Elementen des Ideengehalts enthüllen. Dasjenige, was die Ideen von den intentionalen Gegenständlichkeiten vielleicht am schärfsten unterscheidet, das ist die strenge Geschlossenheit des Auf baus der Idee, und zwar sowohl im Rahmen ihres Gehalts als auch in dem Zusammenhange zwischen ihrem Gehalt und dem Bestande ihrer strukturellen Eigenschaften, die ihr qua Idee zukommen. Im Zusammenhang damit steht die ab solute Unabhängigkeit der Idee selbst von allem "Schicksal", das ihr in ihrem Verhältnis zu dem perzipierenden Subjekte zuteil sein kann. Strenggesprochen hat die Idee überhaupt gar kein "S chicksal" im Verhältnis zu dem erkennenden Subjekt. Wie sich auch das Erkenntnissubjekt ihr gegenüber verhält, ob es sie unmittelbar erfaßt oder sie analysiert oder diese oder jene Beziehungen zwischen ihren Elementen deduziert, ob es sie annimmt oder verwirft – all dies zeichnet sich auf gar keine Weise an ihren Eigenschaften ab – in radikalem Gegensatz zu den rein intentionalen Gegenständlichkeiten, welche unmittelbare Korrelate konkreter Bewusstseinsakte sind. Dabei handelt es sich nicht um die sog. relativen Merkmale. Die Merkmale nämlich, welche den intentionalen Gegenständen als Korrelaten' der Bewusstseinsakte zukommen und die sich aus ihren veränderlichen Beziehungen zu diesen Akten als aus ihren "Schicksalen" ergeben [14],sind keine bloßen relativen Merkmale, sondern sind echte Eigenschaften, und zwar erworbene Eigenschaften[15] dieser Gegenstände. Dagegen kommt der Idee keine Eigenschaft deswegen zu, weil sie ein Bewusstseinssubjekt erkennt oder sich ihrer in Erkenntnisoperationen bedient. Wie ich schon früher bemerkte, zeichnen sich die Ideen durch eine radikale Transzendenz den Bewusstseinsakten gegenüber aus. Das Fehlen einer solchen Transzendenz charakterisiert dagegen die rein intentionalen Gegenstände und scheidet dieselben von allem seinsautonomen Seienden ab .

· 14 Die intentionalen Gegenständlichkeiten, die durch Bedeutungseinheiten, z. B. eines literarischen Textes, bestimmt werden, zeichnen sich durch einen viel größeren Grad der Unabhängigkeit von dem perzipierenden Subjekt aus; aber auch sie liegen nicht ganz außerhalb des Aktionsbereiches dieses Subjekts.

15 Über "relative" Merkmale im Gegensatz zu den Eigenschaften eines verschieenen formalen Typus, vgl. unten Kap. XII.

263

Sowohl also rein existential als auch in bezug auf ihren formalen Aufbau unterscheiden sich die Ideen von den

rein intentionalen Gegenständen. Durch ihre Form aber unterscheiden sie sich auch von allen seinsautonomen individuellen Gegenständen. In ihren Gehalten aber nähern sie sich hinsichtlich der Form derselben noch am weitesten den summativen Ganzen. Es ist also nicht möglich, diese drei verschiedenen Typen von Gegenständlichkeiten auf einen von ihnen zurückzuführen.

4.3 § 51. Das Verhältnis der Ideen zu den seinsautonomen individuellen Gegenständen

Wir wissen gegenwärtig noch nicht, ob neben den Ideen die realen Gegenstände tatasächlich existieren. Wir wissen im Rahmen der formalen Ontologie sogar nicht, ob die Ideen selbst existieren. Beides ließe sich erst in einer metaphysischen Untersuchung entscheiden. Auf Grund des Gehaltes der Ideen von den realen Gegenständen, den wir einsichtig erfassen, ohne aber zugleich die Thesis der Existenz der betreffenden Idee zu vollziehen, scheint es jedoch sicher zu sein, dass diese Gegenstände jedenfalls keine Ideen, sondern individuelle und auch wahrscheinlich seinsautonome Gegenstände sind. Es entsteht also die Frage, was für Beziehungen zwischen diesen Gegenständen und den Ideen bestünden, falls sie beide existierten. Läßt sich die Existenz der realen Welt lediglich unter der Bedingung der Existenz der Ideen denken? Oder zieht die Existenz der Ideen umgekehrt irgendwie die Existenz der realen Welt nach sich? Oder bestehen da überhaupt gar keine Seinsabhängigkeitsbeziehungen zwischen ihnen? Sind die Ideen sozusagen "außerweltlich" – wie es z. B. Platon meinte –, oder treten sie auf irgendeine Weise innerhalb der realen Welt, z. B. als gewisse Seiten oder Momente der individuellen Gegenstände, auf – wie dies, wie es scheint, Aristoteies wollte – , vorausgesetzt natürlich, dass sie beide, Platon und Aristoteles, unter "Idee" dasselbe im Auge hatten, und dass sie auch darunter dasselbe verstanden, was hier unter diesem Namen untersucht wird[16]. Ist die Beziehung einer jeden Idee zu den individuellen Gegenständen in jedem Falle dieselbe? Oder bestehen in dieser Hinsicht zwischen den Ideen wesentliche Unterschiede?

16 Wenn man die hier aufgestellten Behauptungen über die Ideen mit den entsprechenden Behauptungen Platons und Aristoteles' vergleicht, so muss man die weitgehende Verschiedenheit der begrifflichen Fassung der Idee im altklassischen Sinne und der hier durchgeführten Erwägungen feststellen. Dies schließt aber nicht dasjenige aus, was mit Hilfe so verschiedener Begriffe erfaßt werden soll, doch. dasselbe ist, nur jetzt ein wenig adäquater erfaßt, als dies Platon im ersten Zugnff gelungen ist. Man kann sich da an den Beispielen orientieren, die Platon mehrmals verwendet hat. Man kann aber bezweifeln, ob Aristoteles mit seiner ~IOQ<P~ dasselbe im Auge hatte, was Platon als »Idee" vorleuchtete. Erst eine genaue Analyse der Texte Platons und AristoteIes' könnte da Aufschluss bringen. Eine erartlge aufs neue durchgeführte Analyse scheint mir empfehlenswert zu sein.

Es sind dies alles Fragen (mit Ausnahme vielleicht der letzten), die man in der Geschichte der Philosophie oft stellte. Die verschiedenen Antworten, die man auf sie gegeben hat, sind für die bekannten, seit Platon mehrmals aufgetretenen Standpunkte charakteristisch. Wenn ich mir trotzdem erlaube, sie hier noch einmal zu stellen, so liegt es daran, dass die hier über die Ideen durchgeführten Untersuchungen zu einigen Ergebnissen geführt haben, die über das in der philosophischen Tradition Enthaltene in manchen wesentlichen Punkten hinausgehen. Infolgedessen unterliegen die Voraussetzungen der Fragen weitgehenden Veränderungen, und es ist zu hoffen, dass mindestens einige von diesen Fragen sich jetzt auf eine vielleicht besser begründete Weise werden beantworten lassen, als dies früher möglich war.

1. Die Ideen unterscheiden sich voneinander hinsichtlich ihrer Allgemeinheit. Im Zusammenhang damit besteht zwischen manchen von ihnen eine gewisse Hierarchie: die einen sind den anderen untergeordnet. Nehmen wir z.B. die Reihe solcher Ideen in Betracht, wie:
a) "Geometrische Figur überhaupt",
b) "Vieleck überhaupt",
c) "Viereck überhaupt",
d) "Parallelogramm überhaupt",
e) "Quadrat überhaupt"
– alles im Sinne der euklidischen Geometrie verstanden. Die erste der genannten Ideen ist im Verhältnis zu den übrigen die allgemeinste, ihnen allen übergeordnet. Jede folgende aber ist weniger allgemein als die vorangehenden, und was mehr ist - sie fällt unter die vorangehenden. Beides lässt sich in bezug auf die Gehalte dieser Ideen feststellen. Der immer höhere Grad der Allgemeinheit - wenn wir bei der letzten Idee anfangen -lässt sich darin erfassen, dass in dem Übergange von der Idee "Quadrat überhaupt" zu den vorangehenden Ideen sich in ihren Gehalten immer neue materiale Veränderliche vorfinden. Wenn in dem Gehalte der Idee "Quadrat überhaupt" nur die materiale Veränderliche "Von irgendeiner absoluten Seitenlänge" ist (das Quadrat, das ist ein gleichseitiges, rechtwinkliges Parallelogramm von irgendeiner absoluten Seitenlänge), so treten in der Idee: "Parallelogramm überhaupt" Zwei neu e Veränderliche auf: "von irgendeiner relativen Länge der Seiten" und "mit irgendwelchen inneren Winkeln" (dabei ist das Parallelogramm

265

dasselbe wie "das Viereck, das zwei Paare paralleler Seiten von irgendeiner absoluten Seitenlänge usw ... hat"). In der Idee" Viereck" tritt noch eine neue materiale Veränderliche auf: "mit irgendeiner Anzahl von Paaren paralleler Seiten" usw. Die Hierarchie unter den angegebenen Ideen besteht aber in folgenden Punkten:
1. dass in den Gehalten dieser Ideen wenigstens zum Teil dieselben Konstanten vorhanden sind,
2. dass in der weniger allgemeinen Idee, die unter eine andere allgemeinere Idee fällt, an der Stelle einer Veränderlichen im Gehalt der übergeordneten Idee eine bestimmte Konstante auftritt, die einen besonderen Fall von den möglichen, durch diese Veränderliche zugelassenen Fällen bildet.
Andere besondere Fälle dieser Veränderlichen treten als Konstante in den Gehalten anderer Ideen auf, welche ebenfalls unter dieselbe allgemeinere Idee fallen und die der erwogenen Idee gleichgeordnet sind (z.B. die Ideen: "Rhombus überhaupt", "Rhomboid überhaupt", "Rechteck überhaupt" im Verhältnis zu der Idee "Quadrat überhaupt"). Die am wenigsten allgemeine und zugleich die "unterste" Idee ist die "besondere" Idee, d. h. eine Idee, unter welche ausschließlich die entsprechend qualifizierten möglichen individuellen Gegenstände unmittelbar fallen. Sofern es sich um eine Idee eines idealen Gegenstandes handelt, enthält sie in ihrem GehaI te weder eine materiale noch formale Veränderliche mehr; es treten dagegen als Veränderliche in ihrem Gehalte das gewöhnlich sogenannte momentum individuationis, die existentiale Veränderliche, welche die Konkretisation der reinen Möglichkeit der tatasächlichen Existenz des betreffenden individuellen Gegenstandes ist.

2. Bei aller Verschiedenheit und Hierarchie zwischen den Ideen gibt es keine zwei gleiche Ideen mit einem genau gleichen Gehalte. Jede Idee mit einem bestimmten Gehalt ist die einzig vorhandene. Jede andere Idee, die es überhaupt gibt, unterscheidet sich von ihr in ihrem Gehalte in irgendeiner Hinsicht[17].

Unter den bei den soeben erwähnten Hinsichten unterscheiden sich die Ideen von den seinsautonomen individuellen Gegenständen, sofern es viele solcher Gegenstände gibt. Zwischen ihnen gibt es nämlich gar keinen Unterschied hinsichtlich der Allgemeinheit, sie sind alle im gleichen Maße "einzeln" (individuell). Eben damit gibt es auch keine Hierarchie zwischen ihnen, sie sind alle einander gleichgeordnet. Ob unter eine besondere

17 Diese "Einzigkeit'" betont *H. Spiegelberg* in seiner Abhandlung" über das Wesen der Ideen" und hält das für eine Entdeckung. Es scheint, dass dies schon Platon wusste, aber das wäre noch nachzuprüfen.

266

Idee mehrere individuelle Gegenstände – die einander genau gleichen – oder nur ein einziger Gegenstand fällt, dies lässt sich auf Grund einer bloßen Analyse ihres Gehalts nicht entscheiden. Die besondere Idee schließt aber im allgemeinen die Möglichkeit der Existenz mehrerer durchaus gleicher unter sie fallender individueller Gegenstände nicht aus. So ist es z. B. mit mehreren Quadraten im geometrischen Sinne (die einander kongruent sind). Dies wäre nur dort ausgeschlossen, wo das momentum individuationis im Gehalt einer entsprechenden besonderen Idee eine qualitative (materiale) Konstante bildete – in der Sprache des Duns Scotus: eine bestimmte *haecceitas* – , die so spezifisch wäre, dass sie nur in *einem* Exemplar eines bestimmten individuellen Gegenstandes "realisiert" werden könnte. "Doppelgänger" wären in diesem Falle nicht möglich. Ob indessen derartige haecceitates möglich sind und effektiv existieren, das möchte ich in diesem Augenblick nicht entscheiden. Wenn aber sogar solche besonderen Ideen mit einem so eigentümlichen momentum individuationis existieren, so bilden sie jedenfalls eine Art Ausnahme in dem Seinsgebiete der Ideen. Man muss ihnen die besonderen Ideen gegenüberstellen, in welchen das momentum individuationis in ihrem Gehalte eine Veänderliche ist, und zwar keine qualitative, sondern eine existentiale. Infolgedessen wären unter den seinsautonomen individuellen Gegenständen wenigstens in manchen Fällen Gegenstände möglich, die mehrere sind und einander unter jeder materialen Hinsicht gleichen.

Das Verhältnis einer besonderen Idee zu den seinsautonomen individuellen Gegenständen ist von einem analogen Verhältnis der allgemeinen Idee zu diesen Gegenständen verschieden. Zwischen dem Gehalte einer besonderen Idee und jedem unter sie fallenden seinsautonomen individuellen Gegenstande besteht nämlich das Verhältnis einer vollständigen ein-eindeutigen Zuordnung[18], während diese Zuordnung zwischen dem Gehalte einer allgemeinen Idee und den unter sie vermittels der entsprechenden besonderen Ideen fallenden seinsautonomen individuellen Gegenständen gar nicht vollständig ist. Untersuchen wir zunächst den ersten Fall:

Das genannte Verhältnis besteht zwischen den besonderen Ideen und den unter sie fallenden idealen Gegenständen. Nehmen wir die Idee des Quadrats mit der streng bestimmten Seitenlänge oder die Idee der Zahl 2 als eines Gliedes der natürlichen Zahlenreihe, dann hat der

18 Strenggenommen trifft dies - wie wir uns gleich noch überzeugen werden – nur auf die idealen individuellen Gegenstände zu.

267

volle Seinsbestand eines jeden mathematischen Quadrats von der angegebenen Seitenlänge mit allen seinen

formalen und seine Seinsweise bestimmenden existentialen Momenten sein genaues Korrelat in dem Gehalte dieser Idee. Welche Eigenschaft oder **konstitu**tive **Natur** von ihm wir auch nehmen, immer werden wir in seiner Idee eine "entsprechende" Konstante finden. Dasselbe trifft auf alle Momente seiner Form zu, deren Korrelate wir in entsprechenden formalen Konstanten wiederfinden. Lediglich sein momentum individuationis und seine Existenz bilden einen besonderen Fall der entsprechenden Veränderlichen im Gehalte der betreffenden Idee. Der Bestand der Konstanten des Gehalts dieser Idee erschöpft jedenfalls die materiale und formale Ausstattung des betreffenden Gegenstandes. Denn entweder ist das momentum individuationis ein spezifisches qualitatives Moment des Gegenstandes, dann wird es im Gehalt der besonderen Idee durch eine materiale Konstante vertreten, oder aber es tritt in diesem Gehalte eine Veränderliche auf, welche das momentum individuationis bestimmt. In diesem letzteren Falle ist aber dieses Moment kein materiales Moment des Gegenstandes.

Was bedeutet es aber, dass eine bestimmte Konstante des Ideengehalts einer Eigenschaft eines unter diese Idee fallenden individuellen Gegenstandes "entspricht"? Dies bedeutet, dass in ihnen beiden dieselbe ideale Qualität (Wesenheit) aber auf eine andere Weise konkretisiert wird. Die **konstitu**tive **Natur** eines mathematischen Quadrats bildet eine ideale Vereinzelung der "Quadratheit überhaupt", als einer eigentümlichen Gestalt. In der Idee "Quadrat überhaupt" (oder in irgendeiner besonderen Idee des Quadrats) tritt dagegen als eine materiale Konstante des Gehalts die ideale, aber zugleich allgemeine Konkretisation derselben idealen Washeit "Quadratheit" auf. Ein individueller Gegenstand "fällt" aber (unmittelbar) unter eine Idee, wenn er durch eine **Natur konstitu**iert wird, welcher als eine Konstante des Ideengehalts die allgemeine Konkretisation derselben idealen Washeit entspricht und mit der formalen Konstanten der Form der **Natur** innig verbunden ist[19]. **Derselbe individuelle Gegenstand fällt aber**

19 Es sollte hier – genau gesprochen – noch die zweite, bereits erwähnte Bedingung des unmittelbaren Fallens eines individuellen Gegenstandes unter eine besondere Idee angegeben werden, und zwar, dass die volle Ausstattung des Gegenstandes durch die Gesamtheit der Konstanten der betreffenden Idee erschöpft werde. Indessen wird sich bald zeigen, dass dies nur für die Ideen der idealen Gegenstände streng gilt. Dagegen trifft für die (besonderen) Ideen der individuellen, sich in der Zeit verändernden Gegenstände diese Bedingung nicht zu. Es wird auch aus diesem Grunde nötig sein, den Begriff der besonderen Idee zu erweitern.

268

(mittelbar) unter viele verschiedene allgemeine Ideen, wenn entweder seine **konstitu**tive **Natur** bei der Veränderung mancher seiner Eigenschaften unverändert bleibt – so ist es z. B. im Falle der Idee Quadrat überhaupt" – oder, wenn in seiner **konstitu**tiven **Natur** einfachere qualitative (materiale) Momente enthalten sind, die ihre Korrelate in den Gehalten allgemeiner, der betreffenden besonderen Idee übergeordneter Ideen haben. So fällt z.B. ein individuelles Quadrat nicht nur unter die betreffende besondere Idee "Quadrat mit der Seite a", sondern auch unter die allgemeine Idee "Quadrat überhaupt" sowie unter die Idee "Parallelogramm überhaupt", "Viereck überhaupt" usw.

Zwischen einem individuellen Gegenstande und den allgemeinen Ideen, unter welche er fällt, besteht aber ein anderes Verhältnis, als es dasjenige ist, welches zwischen ihm und der entsprechenden besonderen Idee besteht. Der Bestand von Konstanten in dem Gehalte einer dieser allgemeinen Ideen (z. B. in der Idee "Parallelogramm überhaupt") erschöpft die volle materiale und formale Ausstattung des betreffenden individuellen Gegenstandes nicht, sondern "entspricht" lediglich manchen seiner Eigenschaften bzw. dem materialen Moment seiner konstitutiven **Natur**. Bei den idealen Gegenständen – um uns vorläufig auf sie zu beschränken – handelt es sich um eine besondere Auswahl von Eigenschaften, die mit der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes (oder wenigstens mit einem in ihr enthaltenen Momente) streng verbunden sind. Dem gesamten Rest seiner materialen Ausstattung dagegen, sowie seiner Form entsprechen in dem Gehalte der übergeordneten allgemeinen Ideen ausschließlich die Veränderlichen. Welche Eigenschaften des individuellen Gegenstandes sind es, die auf eine so besonders innige Weise mit seiner **konstitu**tiven **Natur** verbunden sind und in den Konstanten der diesbezüglichen allgemeinen n ihre Korrelate haben? Welche Eigenschaften dagegen sind es, die ihre Korrelate lediglich in den Veränderlichen haben? Das sind Fragen, die mich noch sehr ausführlich werden beschäftigen müssen, sobald ich zur Betrachtung des Problems des "**Wesens**" eines individuellen Gegenstandes übergehen werde. Es wird aber nötig sein, sich zu seiner Behandlung auf verschiedene Weise vorzubereiten. Erst die Aufklärung dieses Problems wird uns ermöglichen, das Verhältnis zwischen den individuellen Gegenständen und den ihnen übergeordneten allgemeinen Ideen streng zu bestimmen. Wir werden dann auch in der Lage sein, die Behauptung zu begründen, dass die einzelnen individuellen Gegenstände nicht unter beliebige, sondern immer nur unter ganz bestimmte allgemeine Ideen fallen.

269

Es ist in diesem Augenblick noch nicht möglich, das Verhältnis aufzuklären, das zwischen einem seinsautonomen individuellen und sich verändernden Gegenstande und den Ideen, unter welche er fällt, besteht. Über das »Unter-eine-Idee-Fallen" eines solchen Gegenstandes kann man aber in demselben Sinne sprechen, wie im Falle

eines idealen Gegenstandes. Es ist indessen momentan schwierig, die Frage zu beantworten, ob es eine besondere Idee gibt, unter welche ein individueller, in der Zeit sich verändernder Gegenstand fällt. Der Zweifel darüber ergibt sich aus dem folgenden Grunde: Wenn wir es mit einem idealen individuellen Gegenstand zu tun haben, dann finden wir nur eine (unendliche)Mannigfaltigkeit von Eigenschaften, welche die Fülle seines Seins bildet und erschöpft. So ist es indessen im Falle eines individuellen in der Zeit sich verändernden Gegenstandes nicht. Ein und derselbe individuelle Gegenstand besitzt in diesem Falle nacheinander mehrere verschiedene (unendliche) Systeme von Eigenschaften, die teilweise einander ausschließen und die infolgedessen dem Gegenstande nur in verschiedenen Zeitmomenten zukommen können. Jedes von diesen Systemen erschöpft in einer bestimmten Zeitphase die Fülle des Seins des betreffenden Gegenstandes, aber keines von ihnen erschöpft die Gesamtheit dessen, was der betreffende Gegenstand sein kann und auch während seiner Existenz tatsächlich ist. Einen besonderen Fall bildet dabei ein in der Zeit dauernder Gegenstand, wenn er mit anderen Gegenständen dieser Art existiert und in seinen Eigenschaften durch die Existenz und die Eigenschaften dieser Gegenstände teilweise bedingt ist. Die Eigenschaften, welche zu den einzelnen dieser Systeme gehören, bilden z. T. gleichsam eine Resultante des Zugleichseins und der gegenseitigen Einwirkung verschiedener Gegenstände und sind durch keinen einzelnen von ihnen allein auf zureichende Weise bestimmt. So entsteht die Frage, wie der Gehalt einer Idee aufgebaut ist, unter welche ein derartiger individueller Gegenstand unmittelbar fällt. Ist sie eine besondere Idee, und enthält sie in ihrem Gehalt lauter materiale Konstanten, oder ist sie noch eine allgemeine Idee? Wäre sie eine besondere Idee, so müssten in ihrem Gehalte ausschließlich materiale Konstante austreten, deren Gesamtheit die Fülle des betreffenden Gegenstandes erschöpften müsste. Dann ergäben sich aber zwei Möglichkeiten: entweder würden dann in dem Ideengehalte Konstanten auftreten, welche den Eigenschaften aller Systeme der Eigenschaften des Gegenstandes, dem sie im Laufe seiner Existenz zukommen, entsprechen, oder aber nur solche Konstanten, welche nur einem von diesen Systemen zugeordnet sein würden. Im letzteren Falle entstünde

270

wiederum die Frage, welchem von diesen Systemen und warum z. B. gerade einem besonderen von ihnen und nicht irgendeinem anderen System diese Konstanten zugeordnet werden sollen. Der erste Fall scheint indessen unwahrscheinlich zu sein, weil die verschiedenen Systeme von Eigenschaften sich gegenseitig teilweise ausschließen, und weil in einem jeden von diesen Systemen Eigenschaften enthalten sind, die dem betreffenden Gegenstande deswegen und nur deswegen zukommen, weil er zufälligerweise mit anderen in der Zeit verharrenden Gegenständen und im Bereich ihrer möglichen Einwirkung existierte, nicht aber deswegen, weil er in sich selbst so bestimmt geartet ist. Die beiden in Erwägung gezogenen Eventualitäten scheinen in gleichem Maße unhaltbar zu sein, und man muss sich nach einer anderen Lösung umsehen.

So scheint es, dass zu dem Gehalte einer Idee eines individuellen, sich verändernden Gegenstandes nur solche materiale Konstanten gehören, welche seine **konstitu**tive **Natur** bzw. die sie mit**konstitu**ierenden Momente, sowie nur diejenigen Eigenschaften bestimmen, die dem Gegenstande konstant und ganz unabhängig von der Existenz und der Ausstattung anderer individueller, mit ihm zugleich existierender Gegenstände zukommen. Aus einem jeden System von Eigenschaften also, deren Besitz der in der Zeit sich verändernde Gegenstand gleichsam passiert, können nur manche Eigenschaften ihr konstantes Korrelat in der Idee haben, unter welche dieser Gegenstand fällt, während die übrigen durch Veränderliche vertreten sein müssen. Zu demselben Ergebnis gelangt man, wenn man beachtet, dass die einzelnen Eigenschaftssysteme eines und desselben in der Zeit verharrenden Gegenstandes nur teilweise dieselben Elemente enthalten, sich aber auch teilweise, und Zwar hinsichtlich derjenigen Eigenschaften ausschließen, welche dem betreffenden Gegenstande nur zeitweise zukommen, und zwar entweder deswegen, weil er selbst eine ihm eigene Entwicklung durchmacht, oder aber, weil er der Einwirkung anderer Gegenstände unterliegt oder endlich, weil beides statthat.

Es entsteht aber noch die weitere Frage, ob die Gesamtheit der Konstanten des Ideengehaltes allen unveränderlichen (beständig zukommenden) Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes dieser Art entsprechen kann oder nur manchen von ihnen, und zwar denjenigen, die dem Gegenstande nicht infolge seines zufälligen (obzwar eventuell beständigen) Zugleichseins mit anderen Gegenständen, sondern nur vermöge seines eigenen Wesens zukommen. Es scheint also, dass die Anwesenheit der materialen Veränderlichen in den Gehalten der Idee, unter welche ein individueller, in der Zeit sich verändernder

271

Gegenstand fällt, nicht zu vermeiden ist. Und zwar müssten es mindestens Veränderliche derjenigen Eigenschaften sein, die dem Gegenstande zwar nur zeitweilig zukommen, aber sich aus seiner eigenen Entwick lung wesensmäßig ergeben, ohne durch zufällige Umstände hervorgerufen zu sein. Dann liegt der Gedanke nahe, dass die in der Zeit dauernden und sich verändernden Gegenstände gar nicht unter eine besondere, sondern nur unter eine allgemeine Idee fallen müssen. Oder anders gesagt: dass es überhaupt gar keine besonderen Ideen der in der

Zeit sich verändernden Gegenstände gibt. So müsste es wenigstens sein, wenn es für die besondere Idee wesentlich wäre, gar keine materialen Veränderlichen in ihren Gehalten zu enthalten, wie dies für die besonderen Ideen idealer Gegenstände tatsächlich der Fall ist. Sollten wir uns aber für diese Lösung entscheiden, so müsste man unter den allgemeinen Ideen, unter welche ein in der Zeit sich verändernder Gegenstand fällt, nach einer Idee suchen, die am wenigsten allgemein wäre und zugleich sich dadurch auszeichnete, dass unter sie der betreffende Gegenstand unmittelbar fallen würde. Ließe sich eine solche Idee finden, dann müsste man den Begriff der "besonderen" Idee erweitern, und zwar um denjenigen Bereich von Ideen, die zwar neben dem Bestande der Konstanten noch gewisse materiale Veränderliche in ihrem Gehalte enthalten, aber trotzdem unter sich schon gar keine weitere weniger allgemeine Idee haben, sondern sich schon direkt auf individuelle Gegenstände beziehen.

Was bildet dann aber den Unterschied zwischen einer allgemeinen und einer in diesem Sinne "besonderen" Idee? Worin liegt der Grund dafür, dass man bei dem Übergange von einer bestimmten materialen Veränderlichen einer allgemeinen Idee I_1 zu der ihr entsprechenden Konstanten in dem einen Falle zu einer anderen weniger allgemeinen oder eventuell bereits besonderen Idee I_2 gelangt, während man in anderen Fällen, von einer materialen Veränderlichen ausgehend, sofort das Gebiet der Ideen verlässt und sich im Bereich der individuellen Gegenstände befindet, in denen alles-die gesamte materiale Ausstattungwas den Konstanten oder den noch auftretenden Veränderlichen des Ideengehalts entspricht, vereinzelt wird. Die materialen Veränderlichen, die im Gehalte der (im erweiterten Sinne) besonderen Ideen von den sich in der Zeit verändernden Gegenständen auftreten, müssen sich unzweifelhaft irgendwie von den materialen Veränderlichen der "allgemeinen" Ideen sensu stricto unterscheiden. Und da scheint sich zunächst die formale Bedingung aufzudrängen, dass es zwei verschiedene Typen der Veränderlichen gibt. Und zwar:

272

a) diejenigen, die für die allgemeinen Ideen charakteristisch sind und sich dadurch auszeichnen, dass sie durch einen Bestand von neuen Konstanten und einen Bestand der weiteren Veränderlichen mit einem engeren Variabilitätsbereich zu ersetzen sind – natürlich in den weniger allgemeinen Ideen – so dass die Summe der neuen Variabilitätsbereiche und der neuen Konstanten sich mit dem Bereich der betreffenden Veränderlichen decken würde. Und
b) diejenigen Veränderlichen, welche für die (im erweiterten Sinne) besonderen Ideen charakteristisch sind und sich nicht durch eine solche Kombination von Konstanten und Veränderlichen ersetzen lassen, sondern mit einer Mannigfaltigkeit der allseitig eindeutig bestimmten Einzelfälle äquivalent sind. Dann muss jeder Versuch des Überganges von der Veränderlichen zu dem, was un ter sie fällt, sofort zu den individuellen Fällen im Gebiet der Gegenstände führen.
Mehr – d. h. den sachhaltigen Sinn derartiger Veränderlichen zu umschreiben, um sie den anderen (a) Veränderlichen material gegenüberzustellen – lässt sich momentan nicht sagen. Diese Angelegenheit wird sich erst bei der Betrachtung des Problems des Wesens des individuellen Gegenstandes überhaupt und des in der Zeit verharrenden Gegenstandes insbesondere klären lassen. Das Problem des Wesens, das sich mit dem Problem der Ideen so innig berührt, lässt sich in diesem Augenblick noch nicht angreifen, weil vorher andere, vorbereitende Fragen geklärt werden müssen, wie vor allem das Problem der "Eigenschaft" des Gegenstandes im engeren, strengen Sinne und im Gegensatz zu seinen gewöhnlich so genannten "relativen" Merkmalen, dann aber auch das Problem des Wesens isolierter Gegenstände, und andererseits der Gegenstände, welche aufeinander wirken können, und dgl. mehr. Dann erst wird es auch möglich sein, das Problem der Beziehung zwischen den individuellen, in der Zeit verharrenden Gegenständen und den entsprechenden Ideen genauer zu bestimmen. Momentan müssen wir uns auf gewisse vorbereitende Behauptungen beschränken, die aber dadurch ihre Wichtigkeit nicht einbüßen. Im Gegenteil, sie schließen gewisse, in der Geschichte der Philosophie oft vertretene, und nichtsdestoweniger falsche Auffassungen des Verhältnisses zwischen den Ideen und dem Individuellen aus. Es sind dies die folgenden Behauptungen:

1. Zwischen den seinsselbständigen individuellen Gegenständen und den Ideen besteht die strukturelle Transzendenz des stärkeren Typus. Insbesondere besteht dieses Verhältnis zwischen den einzelnen besonderen Ideen und den unter sie fallenden (seinsautonomen) Gegenständen. Infolgedessen gibt es zwischen ihnen gar keinen Seins z usa mll1enhang, sondern lediglich "Entsprechung" (Zuordnung). Wenn also

273

die platonische *méthexis* so zu verstehen wäre, dass die Idee eines Gegenstandes X sich selbst als ein Bestandteil in dem Bereiche seines Seinsbereiches vorfinde, dass sie also im Verhältnis zu X strukturell **immanent** sei, dann müsste man die so verstandene *méthexis* zurückwerfen. Die strukturelle Transzendenz des stärkeren Typus besteht aber auch zwischen den beiden ganzen Seinsgebieten, d. h. zwischen dem Seinsgebiet der Ideen einerseits und dem Seinsgebiet der realen sowie dem Seinsgebiet der idealen Gegenstände andererseits[20]. Die platonische "Zwei-Welten-Theorie" würde auf diese Weise eine Bestätigung erfahren, falls es möglich wäre, die Gesamtheit

der Ideen für eine Welt zu halten, was – wie sich zeigen wird – unhaltbar ist. Zu verwerfen ist also der Gedanke, dass die ganze Sphäre der Ideen irgendwie innerhalb der realen Welt aufträte oder dass die reale Welt von einzelnen Ideen gewissermaßen "durchwebt" wäre, als ob sie in ihr irgendwie "ausgestreut" wären. Eine solche, in meinem Sinne unmögliche Auffassung würde der aristotelischen Lehre entsprechen, falls man daran festhalten wollte, dass Jede *morphe* eines individuellen Gegenstandes *kathólon* ist.

2. Zwischen den seinsautonomen individuellen Gegenständen und den ihnen entsprechenden Ideen (sowie zwischen den beiden in Frage stehenden Seinsgebieten) besteht die radikale Transzendenz. Da von einem Einwirken unter den idealen Gegenständen überhaupt keine Rede sein darf, so betrifft diese Behauptung insbesondere die realen Gegenstände in ihrer Beziehung zu den Ideen. Kein realer Gegenstand, und insbesondere kein Vorgang kann mit anderen Worten auf irgendeine Idee einen Einfluss ausüben. Dies betrifft u. a. alle Vorgänge des reinen Bewusstseins, deren existentiale Beziehung zu realen Gegenständen freilich noch nicht geklärt ist, die aber unzweifelhaft individuell und am wahrscheinlichsten seinsautonom sind. So sind alle Behauptungen falsch, die irgend etwas über das Bilden oder Umbilden der Ideen in Bewusstseinsakten aussagen. Aber auch umgekehrt: auch die Ideen vermögen auf keine Weise darauf einzuwirken, was in der realen Welt existiert oder besteht, und zwar einmal im Hinblick auf die radikale Transzendenz zwischen Ideen und realen Gegenständen, zweitens aber mit Rücksicht darauf, dass im Rahmen des Seinsgebietes der Ideen

20 Man kann nicht einfach von dem Seinsgebiet seinsautonomer individueller Gegenstände sprechen, weil in dem Bereiche dieser Gegenstände die radikale existentiale Verschiedenheit zwischen realen und idealen Gegenständen besteht. Es bleibt übrigens die Frage, ob die idealen Gegenstände ganz in demselben Sinne individuell, wie die realen Gegenstände, sind.

274

(und allgemeiner alles dessen, was ideal und außerhalb der Zeit existiert) überhaupt nichts geschehen kann (es gibt da gar keine Prozesse), noch kann sich hier irgendein Wirkungssubjekt befinden (Kraft- oder Handlungszentrum).

3. Die Existenz des Seinsgebietes der Ideen zieht die Existenz realer Gegenstände nicht nach sich. D. h.: Es könnte sein, dass das ganze Seinsgebiet der Ideen vorhanden wäre und dass trotzdem gar keine realen Gegenstände existierten. Wenn die reale Welt existiert, so – wie ich schon bemerkte – muss die Quelle ihres Seins – sofern sie nicht seinsursprünglich ist – etwas anderes als die Ideen sein. Die Ideen erhalten auch die realen Gegenstände nicht im Sein (falls es die letzteren tatsächlich gibt), d. h. sie bilden kein **Seinsfundament** von ihnen, was aber nur die Äußerung dessen ist, dass die realen Gegenstände, sofern sie zeitbestimmt sind, auch seinsautonom sind.

Nicht ganz auf dieselbe Weise stellt sich das Seinsverhältnis zwischen den Ideen und den individuellen idealen Gegenständen. Die Existenz der besonderen Ideen, die keine materialen Veränderlichen in ihren Gehalten aufweisen, und eben damit das Bestehen einer vollständigen eindeutigen Zuordnung zwischen ihnen und den unter sie fallenden individuellen Gegenständen bedeutet in diesem Falle eigentlich, dass diese Ideen die individuellen idealen Gegenstände ganz eindeutig und vollständig bestimmen. D. h.: jeder ideale Gegenstand ist durch eine Idee vorbestimmt, und zweitens, er ist durch sie hinsichtlich jedes Moments seiner Materie I und seiner Form I eindeutig bestimmt. Diese Bestimmung bildet zugleich die reine Möglichkeit des betreffenden idealen Gegenstandes. Dies scheint in diesem Falle für seine Existenz ausreichend zu sein. Alles und nur das existiert in dem Gebiete **individueller idealer Gegenstände**, was zugleich im Sinne der reinen Möglichkeit, die ihre Quelle in der Existenz ganz bestimmter Ideen hat, möglich ist. So ist es bezeichnend, dass die sogenannten "Existenzbeweise" der einzelnen Gegenständlichkeiten im Rahmen der Mathematik nicht auf etwas anderem beruhen als eben auf dem Erweis der "Möglichkeit" des betreffenden Gegenstandes bei den angenommenen Voraussetzungen bzw. Axiomen, was in der Sprache der Ontologie nichts anderes bedeutet, als bei der Existenz ganz bestimmter Ideen.

Es muss hier indessen eine gewisse Vorsicht gewahrt werden. Man darf in dem gegenwärtigen Augenblick, in welchem noch verschiedene – insbesondere existential-ontologische – Probleme nicht gelöst wurden, keine zu weitgehenden Folgerungen ziehen. So ist vor allem a) die Existenz der idealen Gegenstände

275

nicht mit deren reiner Möglichkeit zu identifizieren, obwohl die besonderen Ideen über ihre reinen Möglichkeiten entscheiden. Man hat diese Auffassung oft vertreten in dem Sinne, dass das ganze Gebiet des Idealen einfach das Reich der reinen Möglichkeit sei, und dass somit erst bei den realen Gegenständlichkeiten zwischen ihrer Existenz und ihrer reinen Möglichkeit zu unterscheiden ist. Eine derartige Identifizierung ist gar nicht evident, und zwar schon aus dem Grunde, weil die reine Möglichkeit eines individuellen Gegenstandes ein deutlich relationales Seinsmoment ist[21], also von einem Gegenstande lediglich in Beziehung zu einer Idee ausgesagt werden kann. Dagegen ist die Existenz eines jeden Gegenstandes – auch eines idealen – etwas Nicht-

Relationales, Absolutes. Die Existenz der **idealen individuellen Gegenstände** zeichnet sich auch durch eine gewisse Effektivität aus (obwohl ganz sicher nicht durch die Aktualität, die in der Seinsweise der in der Zeit seienden Gegenstände vorhanden ist), die sie von der "Potentialität", welche für jedes bloß mögliche Sein charakteristisch ist, unterscheidet. Es sind hier indessen weitere existentialontologische Untersuchungen nötig.

b) Der Umstand, dass für die Existenz **individueller idealer Gegenstände** die Existenz entsprechender besonderer Ideen ausreichend ist, ist noch nicht damit gleichbedeutend, dass die Ideen die Existenz dieser Gegenstände irgendwie "nach sich ziehen" – also gewissermaßen ihre "Ursache" sind. Schon die früheren Betrachtungen über die Seinsursprünglichkeit und Abgeleitetheit sowie über den Unterschied zwischen der Ursache und der hinreichenden Bedingung von etwas lassen vermuten, dass die Ideen keine Ursache der Existenz idealer Gegenstände sind, noch im Verhältnis zu ihnen ein ursprüngliches Sein bilden, von dem sie stammen würden. Die Entscheidung dieser Frage erschwert aber der Umstand, dass der Begriff des zureichenden Grundes nicht genügend geklärt ist.

4. Wir wissen noch nicht, ob die reale Welt tatsächlich existiert[22].

Trotzdem scheint es unmöglich, ihre Existenz anzuerkennen, ohne zugleich wenigstens manche Ideen in ihrer Existenz angenommen zu haben. Die Existenz der letzteren scheint eine unentbehrliche Bedingung der

21 Vgl. dazu N. Hartmann, "Möglichkeit und Wirklichkeit", wo der Begriff der "Relationalität" der Möglichkeit auftritt.

22 Nach dem Erscheinen dieses Werkes in polnischer Sprache hat man den Verfasser oft verspottet, dass er nicht "wisse", dass die reale Welt existiere, oder auch nur den geringsten Zweifel hege, ob sie existiere: obwohl er doch in dieser Welt selbst lebt und handelt. – Ich glaube, dass dies nur der Beweis einer Naivität ist, wenn man solche "Vorwürfe" anstellt, ohne zu beachten, dass der höchste Grad der subjektiven Überzeugung nicht hinreichend ist, wo es sich um den Wahrheitswert der Argumente und um wissenschaftliche Begründung einer theoretischen Entscheidung handelt.

276

Existenz der realen Welt zu sein – aller positivistisch-skeptischen Leugnung der Ideen entgegen. Wo fließt dann aber diese unsere Überzeugung her? Ob daraus, dass der modus existentiae einer solchen Art wie das Realsein nur unter der Bedingung möglich sei, dass so etwas wie eine Idee existiert? Daraus also, dass eine bestimmte Beziehung des Bedingtseins zwischen beiden Seinsweisen als solchen besteht? Oder im Gegenteil daraus, dass in der Form I oder in der Materie I (oder endlich in beidem) dessen, was real ist, irgend etwas erscheint, dessen unentbehrliche Bedingung die Existenz der entsprechenden Ideen bildet?

Dies alles sind ebenfalls Probleme, die gegenwärtig noch nicht gelöst werden können, weil ihre Lösung die Aufklärung gewisser spezieller existentialer, formal- und material-ontologischer Probleme erfordert, insbesondere aber die endgültige Klärung der Idee des Realseins. Ein Fortschritt, den wir den bisher durchgeführten Betrachtungen verdanken, liegt darin, dass wir in der Lage sind, diese verschiedenen Probleme streng zu fassen und auf diesem Grunde einen gewissen Ausblick auf den weiteren Gang der Untersuchung gewinnen und dabei auch eine Perspektive auf die wahrscheinlichen Lösungen erlangen zu können. Auf Grund der dabei sich regenden Intuitionen scheint es wahrscheinlich zu sein – und die späteren Untersuchungen werden dies bestätigen oder verwerfen müssen – , dass es nicht der bloße modus existentiae des Realseins ist, der die Existenz der Ideen als eine unentbehrliche Bedingung der Existenz der Welt postuliert. Es scheint also nicht absurd zu sein, dass es eine reale Welt tatsächlich geben könnte, deren Existenz allein die Existenz der Ideen – und dabei der Ideen einer ganz bestimmten Gruppe – nicht fordern würde. Der Gedanke, dass die Existenz der Ideen die unentbehrliche Bedingung der Existenz der realen Welt bildet, liegt vorzugsweise deswegen nahe, weil wir im Rahmen der realen Gegenstände unserer Welt auf gewisse notwendige Beziehungen unter den sie bestimmenden Momenten stoßen, und zugleich auf gewisse durch diese Beziehungen eindeutig bestimmte Gesetze, welche die Möglichkeiten des Zusammenseins bestimmt gearteter Momente der Materie I wesentlich einschränken. Wenn es anders wäre, wenn wir also – unabhängig davon, ob wir bei letzter Entscheidung die tatsächliche Existenz – und in welchem Sinne! – der realen Welt annehmen

277

werden – in ihr auf lauter nicht notwendige Tatbestände stoßen würden, wenn also gar kein Zusammenauftreten der Eigenschaften oder der Gegenstände sich als die notwendige Folge dessen verstehen ließe, dass in ihnen gerade solche und und nicht andere Materien I vorkommen – wenn somit die ganze Sachlage sich tatsächlich so verhielte, wie sich das der radikale Empirismus vorstellt, dann gäbe es auch keinen Grund zu vermuten, dass noch etwas anderes als die individuellen realen Gegenstände existieren kann oder sogar existieren muss, und dass dieses andere die letzte Grundlage (das letzte Prinzip) des Zusammenseins in der realen Welt der notwendig miteinander verbundenen materialen Momente ist. Alle unsere bisherigen Untersuchungen weisen indessen darauf hin, dass es im Rahmen der realen Welt zahlreiche notwen digen Seinszusammenhänge zwischen verschiedenen zugleich auftretenden Momenten gibt. Und zwar sowohl zwischen den materialen, als auch zwischen

den formalen und sogar existentialen Momenten. Die letzte Bestätigung dieser Ansicht kann aber erst nach der Durchführung der material-ontologischen Betrachtungen in der Metaphysik erreicht werden. Dann erst werden wir wissen können, dass in der tatsächlich vorhandenen realen Welt derartige Seinszusammenhänge und Beziehungen bestehen. Dann erst wird man auch entscheiden können, ob die Existenz der realen Welt mit einer ganz bestimmten materialen Ausstattung die Existenz der Ideen als ihrer unentbehrlichen Bedingung erfordert oder nicht. Vorläufig müssen wir lediglich mit einer theoretischen Perspektive rechnen. Und indem wir sie als eine Möglichkeit in acht nehmen, müssen wir zugleich in den folgenden formal-ontologischen Untersuchungen versuchen aufzuklären, was das (materiale) Wesen des seinsautonomen individuellen Gegenstandes bildet.

278

5 KAPITEL XI – Sachverhalt

DIE FORM DES SACHVERHALTS. SACHVERHALT UND GEGENSTAND

5.1 § 52. Die Form des Sachverhalts und ihre Beziehung zu der Form des Gegenstandes!

Der nächste Schritt zur Lösung des Problems des Wesens des seinsautonomen individuellen Gegenstandes ist die Aufzeigung des Unterschiedes zwischen dem Sachverhalte und dem Gegenstande. Es ist ein **Unterschied der Form**, vermöge dessen diese beiden Formen, bzw. das durch sie Geformte, der Gegenstand und der Sachverhalt, in engem Zusammenhang miteinander stehen.

Auf die Existenz der Sachverhalte hat man am Anfang des 20. Jahrhunderts hingewiesen[2]. [CL: was soll das heißen?] Und zwar ist man darauf von logischen Problemen aus gekommen. Man wollte sich nämlich zum Bewusstsein bringen, was eigentlich das Korrelat des kategorischen Urteils bzw. des **Aussagesatzes** im Unterschied zu dem Korrelate des **Namens** bildet. Das letztere bildet der "Gegenstand" in dem hier verwendeten Sinne, während der Sachverhalt Korrelat des Aussagesatzes ist. Man hat sich dabei den Unterschied zwischen dem Sachverhalt als dem intentionalen Korrelat des Satzes und dem Sachverhalt, der in dem Seinsbereich irgendeines seinsautonomen Gegenstandes liegt, nicht zum Bewusstsein gebracht. Diesen Unterschied glaube ich in meinem Buche "Das literarische Kunstwerk" aufgewiesen zu haben, indem ich mich dort vorzugsweise mit rein intentionalen Sachverhalten beschäftigte, um die Sphäre des im literarischen Werke Dargestellten in Sicht zu bringen[3].

1 Der Bequemlichkeit halber werde ich in diesem Kapitel statt "seinsautonomer individueller Gegenstand" einfach "Gegenstand" sagen (wo dies zu keinen Mißverständnissen führt).

2 Unter den Phänomenologen haben sich damit E. Husserl, A. Reinach, A. Pfänder, R. Ingarden, unter den Forschern der sogenannten "Osterreichischen Schule" A. v. Meinong, Ameserer und E. Mally beschäftigt. Fr. Brentano hat sich in den letzten Jahren seines Lebens dagegen ausgesprochen, und in der Folge auch die späteren Brentanisten, O. Kraus und Kastil u. a., in Polen T. Kotarbinski unter der Standarte seines "Reismus" .

3 Den ersten Ansatz dazu bildete die in meinen "Essentialen Fragen" durchgeführte Scheidung zwischen dem formalen und materialen Objekt des Satzes, wobei es sich dort um Fragesätze handelte. In meinem "Literarischen Kunstwerk" nannte ich den seinsautonomen Sachverhalt den "objektiven".

279

Hier dagegen wird es nötig sein, uns mit den seinsautonom bestehenden Sachverhalten näher zu beschäftigen. Wir gelangen freilich zu einem Sachverhalte erkenntnismäßig immer durch den **Vollzug** eines **Aussageaktes** bzw. durch die Prädikation[4] als einer besonderen erkenntnismäßigen Operation. Bei der Behandlung der Sachverhalte muss man infolgedessen zwecks Herbeiziehung von Beispielen immer gewisse Aussagesätze anführen; dies nötigt uns aber nicht, uns mit den rein intentionalen Sachverhalten zu beschäftigen, da der Sinn des Aussagesatzes, wenn derselbe zugleich ein Behauptungssatz ist, direkt auf einen seinsautonomen Sachverhalt hinweist. So dienen uns die satzmäßig gegebenen Beispiele nur als ein Mittel, auf gewisse autonom existierende Sachverhalte hinzuweisen.

Bei der Behandlung der Grundform des seinsautonomen individuellen Gegenstandes habe ich bemerkt, dass diese Form in der Gestalt, in welcher der Gegenstand in sich selbst existiert, der Art ist, dass er gleichsam in sich geschlossen, in sich zusammengefaltet ist [CL: das sind tautologische Formulierungen, die nichts, erläutern!]. Infolgedessen ist er dann von außen her nur als Ganzes, in den ihm implicite zukommenden Bestimmtheiten, einem Meinungsakte zugänglich, der ihn eben als Ganzes umfaßt. Dies geschieht dann vorwiegend unter dem Aspekte seiner individuellen oder artmäßigen **Natur** (z. B. als "Tisch", "Lampe" und dgl. mehr) oder aber sofort in irgendeiner

seiner Eigenschaften (z. B. der "hölzerne Tisch", der "felsige Berg"). Hinter dieser Form eines in sich geschlossenen Ganzen birgt sich indessen eine andere, mit jener streng verbundene Form, die man sozusagen zur Entfaltung bringen kann, indem man an den Gegenstand die Operation des Prädizierens oder des Aussagens anwendet. Es ist eben die Form des Sachverhaltes in verschiedenen möglichen Abwandlungen. Wenn wir über einen Gegenstand etwas aussagen, enthüllt sich uns ein Sachverhalt, und wenn wir diese Operation mehrmals an denselben Gegenstand in immer neuer Hinsicht anwenden, so entfalten sich vor uns der Reihe nach verschiedene Sachverhalte, oft auch verschiedener formaler Abwandlung, die in dem betreffenden Gegenstande bestehen. Es kann z. B. das dem Gegenstande Zukommen einer Eigenschaft oder der Vollzug

4 Es ist eine Operation, die oft in der Bildung eines Satzes kulminiert und in der Folge zur Bildung eines rein intentionalen Sachverhalts führt. Sie selbst ist aber eine erkenntnismäßige Funktion, die sich der sprachlichen Funktionen und Gebilde nur als Werkzeuge zur Präzisierung und Festlegung der erzielten Erkenntnisergebnisse bedient, die aber in ihrem ursprünglichen Wesen vorsprachlich ist. Vgl. dazu die Analysen Husserls über die Prädikation in dem Buche »Erfahrung und Urteil" (§§ 50 ff.), auch meinen Artikel »Das Problem der Begründung", Studia Logica, Bd. XIII.

280

einer Handlung von ihm oder endlich das Erleiden einer auf ihn gerichteten Wirkung durch ihn usw. sein. Damit werden Unterschiede der Form des Sachverhaltes angedeutet. Die Verschiedenheiten der Materie geben die folgenden Beispiele an: "Die goldene Feder, mit der ich schreibe, ist hart", "Diese Lokomotive da fährt schnell auf dem Eisenbahngeleise" , "Die Holunderzweige, die ich gerade im Garten sehe, werden vom Winde bewegt". Sofern eine Eigenschaft einer bestimmten Feder die Härte ist, dann besteht der entsprechende Sachverhalt in dem Hartsein der Feder. An diesem Sachverhalte nimmt nicht nur diese Eigenschaft als ein Bestimmungsfaktor, sondern auch das dieser Bestimmung Unterliegende, d. h. das Eigenschaftssubjekt, bzw. der Gegenstand selbst teil. Und zwar in einem Sinne, der noch zu präzisieren ist. Die Form des Sachverhalts beruht in diesem Falle auf einer ganz spezifischen formalen Vereinigung der Eigenschaft mit dem Gegenstande, und zwar darin, dass einem Etwas ein seinsunselbständiges Etwas zukommt, das es in sich aufnimmt und sich eben dadurch auf entsprechende Weise bestimmt. Z. B. kommt der goldenen Feder die Härte zu. Sofern der betreffende Sachverhalt ein aktives oder ein passives Teilnehmen des Gegenstandes an einem Vorgang ist, umfaßt dieser Sachverhalt sowohl diesen Gegenstand als auch den betreffenden Vorgang. Die Form des Sachverhaltes ist dann das Einwirken eines Etwas auf ein anderes Etwas, oder das Erleiden eines Etwas durch das Einwirken eines anderen Etwas[5]. Es ist also ein überschreiten des eigenen Seinsbereiches durch einen im Handeln begriffenen Gegenstand, oder umgekehrt ist es ein Hineingreifen der Handlung eines anderen Gegenstandes in den Seinsbereich des betreffenden Gegenstandes. In den beiden Fällen derartiger "Vorgangssachverhalte" besteht ebenfalls eine eigentümliche Einheit in ihrem Aufbau, eine spezifische formale Vereinigung des betreffenden Gegenstandes mit dem, was in dem Sachverhalte noch auftritt, d. h. mit einem von dem Gegenstande vollzogenen Vorgang, und zwar in einer bestimmten Phase desselben.

Das Aussagen eines **p** über ein **S** ist eine Operation, die charakteristische Phasen aufweist. Sie beginnt mit einer Gegenüberstellung dessen,

5 Es ist gewiss noch in einem anderen und eigentlicheren Sinne von der Form des Sachverhalts zu sprechen. Und zwar von den Unterschieden, die in den Sachverhalten den verschiedenen syntaktischen Strukturen der Sätze entsprechen, also z. B. dem einfachen kategorischen Satze, dem hypothetischen Satze usw. Hierher gehören auch alle sehr mannigfachen Formen der Sachverhalte, die im Zusammenhang mit den in literarischen Werken so häufigen Unterschieden der parataktischen und hypotaktischen Strukturen des Satzes im literarischen Sinne stehen. Die Analyse dieser Formen der Satzkorrelate würde uns aber zu weit von unserem Thema abführen.

281

was einem Etwas zukommt, demjenigen **S**, dem jenes **p** zukommt (bzw. dessen, was handelt, dem, worin dieses Handeln besteht usw.). Diese Gegenüberstellung geht in die Erfassung des **S** als eines **Subjekts** dessen, was ihm zukommt (bzw. dessen, was sich an ihm als ein Vorgang vollzieht), dagegen des **p** als eines bestimmenden, zukommenden Faktors über – also in eine Erfassung der beiden Momente in der gegenständlichen Grundform bzw. in der Form des Vollziehens eines Vorgangs durch ein Handlungssubjekt. Die Endphase des Aussagens besteht in einer neuerlichen Verbindung (Vereinheitlichung) der Eigenschaft mit dem Subjekt, dem sie zukommt (bzw. der durch den Gegenstand vollzogenen Handlung mit dem Handlungssubjekte), und eben damit kulminiert sie in der Erfassung des Zukommens der Eigenschaft **p** zum Gegenstande **S** (bzw. des Vollzugs der Handlung **p** durch das Handlungssubjekt **S**). Dies geschieht vermöge der Erfassung der Eigenschaft in ihrer Funktion des Bestimmens, die sie dem Gegenstand gegenüber ausübt. Weil diese Funktion besteht, ist der Gegenstand so bestimmt, wie darüber die Materie der betreffenden Eigenschaft entscheidet. Indem wir einen Gegenstand direkt wahrnehmen oder ihn bloß **nennen**, erfassen wir ihn darin, was ihn bestimmt (in seiner **Natur** oder in irgendeiner seiner Eigenschaften oder sogar in mehreren Eigenschaften). Indem wir dagegen über ihn ein "Merkmal" (eine Eigenschaft) aussagen, erfassen wir ihn in dem Bestimmtwerden seiner Selbst durch das betreffende materiale Moment, das infolge der Operation des Aussagens "seine" Eigenschaft wird; der

Gegenstand aber wird durch diese Eigenschaft ausgestattet. Ich kann z. B. eine rote Rose auf diese Weise wahrnehmen, dass ich sie sozusagen von außen her als ein Ganzes erfasse, ohne dabei die Röte hervorzuheben und sie der Rose gegenüberzustellen. Wenn ich ein Ding als Ganzes erfasse, ohne irgend etwas an ihm hervorzuheben, so nenne ich es bei einer Namengebung mit einem einfachen Namen, d.h. mit einem Namen, der nicht bloß ein Wort ist, sondern zugleich eine undifferenzierte Bedeutung hat. D.h. in der Bedeutung tritt entweder das Intentionsmoment auf, das die **Natur** dieses Dinges bestimmt, oder irgendein anderes Moment des materialen Inhalts[6] des Namens, das jenes Ding unter einem bestimmten Merkmal oder Aspekt vermeint. Wenn mir von der Rose irgendeine Eigenschaft ins Auge fällt, so unterscheide ich sie im Rahmen des Ganzen der Rose und kann sie über diese Rose aussagen. Dann behaupte ich:

6 über den Aufbau der Bedeutung eines Namens und insbesondere über den materialen Inhalt vgl. »Das literarische Kunstwerk", § 15.

282

Diese Rose da ist rot. Sobald ich aber auf diese Weise zur Entfaltung des Sachverhalts, der diesem Satze entspricht, gelangt bin, kann ich diese vollzogene Tatsache wiederum sozusagen "zusammenfalten" und sie in einem **attributiven** Ausdruck "diese rote Rose da" nennend zusammenfassen. Der Gegenstand wird wiederum als Ganzes mit der ihm zukommenden Eigenschaft erfaßt, nur dass diese Eigenschaft jetzt als besonderes, bestimmendes Moment in der Nennung berücksichtigt wird. Die eigentümliche gegenständliche Struktur, die in der sachverhaltsmäßigen Entfaltung sichtbar wird, obwohl sie nicht besonders, thematisch für sich erfaßt wird, tritt jetzt wiederum in den Hintergrund zurück, in den Vordergrund tritt dagegen die geformte Materie des Gegentandes, insbesondere seine **konstitu**tive **Natur** und seine zur Beachtung gebrachte Eigenschaft.

Die Form des Sachverhalts in der Gestalt, in welcher er einem einfachen Aussagesatze entspricht, ist nichts anderes als die zur Entfaltung gebrachte und in ihrer Entfaltung genommene gegenständliche Grundform, bzw. genauer gesagt, als ein besonderes Einzelmoment an ihr, d. h. dasjenige, das in dem Zusammenhang zwischen dem Gegenstande und einer seiner Eigenschaften besteht.

Ähnlich verhält es sich, wenn ein Aussagesatz feststellt, dass **S** eine Handlung vollzieht oder einem Vorgang unterliegt bzw. an ihm teilnimmt. Auch hier ist der Sachverhalt nichts anderes als eine entfaltete, "explizierte" Form des Handlungsvollzugs durch ein Handlungssubjekt. Es kann aber Sachverhalte geben, die viel komplizierter sind, und zwar sowohl, wenn sie innerhalb eines und desselben Gegenstandes bestehen, als auch wenn sie zwischen mehreren Gegensätzen stattfinden. In dieser komplizierten Form entsprechen sie "zusammengesetzten" Sätzen verschiedener Typen. So entspricht dem hypothetischen Satz der Form: "Wenn SI PI ist, so ist S2 P2." ein besonderer Zusammenhang von Sachverhalten, die entweder in einem und demselben Gegenstande oder in mehreren Gegenständen bestehen[7], usw.

Unabhängig aber davon, ob ein Sachverhalt einfach oder zusammengesetzt ist, ist er immer infolge seiner Form formal unselbständig im Verhältnis zu dem Gegenstande, in dessen Seinsbereich er besteht. Wenn er im Rahmen eines einzigen Gegenstandes besteht, so ist er gewissermaßen in dessen vollen Seinsbereich "eingetaucht". Je nach den materialen

1 Vgl. dazu. meinen Aufsatz ,,O s'ldzie warunkowym" (poln.) in der Zeitschrift Kwartalmk Fllozoficzny vom Jahre 1949. Ein Teil von ihm wurde unter dem Titel iHypothetical proposition" in der Zeitschrift Philosophy and phenomenological esearch vol. 18, H. 4, veröffentlicht.

283

Momenten, die ihn aufbauen, sowie nach der übrigen materialen Ausstattung des betreffenden Gegenstandes gestaltet sich die Weise dieses "Eingetauchtseins" anders. Die Weise des "Eingetauchtseins" , d. h. die Art des Zusammenhangs zwischen dem betreffenden Sachverhalt und den anderen Sachverhalten, die in demselben Gegenstand bestehen, kann verschieden sein. Dieser Zusammenhang kann sehr eng und streng sein, er kann aber auch viel freier und loser sein. Eins muss dabei beachtet werden: die in einem Gegenstande bestehenden Sachverhalte, wie sie in ihrer ursprünglichen Gestalt im Gegenstande selbst bestehen, sind voneinander nicht so abgegrenzt, wie sie zu sein scheinen, wenn wir sie als Korrelate einer Mannigfaltigkeit von Aussagesätzen, die sich auf denselben Gegenstand in mannigfacher Weise beziehen, nehmen. Die relative Abgeschlossenheit der Sätze führt, sogar dann, wenn sie im Zusammenhang stehen, eine intentionale Abgrenzung der einzelnen Sachverhalte voneinander mit sich. Auch wenn in dem Inhalt dieser Sätze betont wird, dass zwischen den ihnen entsprechenden Sachverhalten Beziehungen und Zusammenhänge bestehen, verschwindet die Abgrenzung zwischen den Sachverhalten nie vollkommen. Infolgedessen haben wir es z. B. in der gegenständlichen Schicht des literarischen Werkes immer mit einer Art "Netz" von Sachverhalten zu tun, die ihre Absonderung trotz der Verbindungen zwischen ihnen bewahren. Versuchen wir dagegen die Gestalt ihrer Vereinigung im Seinsbereich eines seinsautonomen Gegenstandes uns zum Bewusstsein zu bringen, so stoßen wir auf eine wesentliche Schwierigkeit. Die künstliche, rein intentionale Abgrenzung der Sachverhalte untereinander muss da natürlich verschwinden,

dies genügt aber nicht, um die Art ihres Zusammenhangs, ihrer "Verbindung" oder ihrer "Verschmelzung" positiv zu erfassen und zu bestimmen, besonders da hier noch sehr verschiedene mögliche Tatbestände vorzuliegen scheinen. Ein jeder Gegenstand bildet einen Verband (wenn dieses Wort da erlaubt ist) von Sachverhalten, die alle demselben Subjekt anhaften und dadurch in ihm vereinigt sind. Die Innigkeit dieser Vereinigung ist sehr schwer aufzuklären. Es scheint, dass wir da zwei Grenzlösungen des Problems meiden müssen. Den einen Grenzfall vertritt die Auffassung, dass alle in einem Gegenstande bestehenden Sachverhalte im Grunde nur einen Sachverhalt bilden, der nur infolge der partiellen Erfassung in einer Reihe von Aussagesätzen oder Prädikationen eben in eine Mannigfaltigkeit von Sachverhalten rein intentional gespalten wird. Denn die Verschiedenheit der einzelnen Materien, z. B. der demselben Dinge zukommenden Eigenschaften, macht es unmöglich, eine solche ursprüngliche Einheit oder Einzigkeit des sogenannten Gesamtsachverhaltes anzuerkennen.

284

Weder die in mehreren Schritten sich vollziehende Prädikation noch die ursprüngliche Erfahrung, die immer nur partiell ist und die Fülle der Bestimmung des Gegenstandes nie auf einmal erfassen kann, kann von selbst die Verschiedenheit der den Gegenstand mit**konstitu**tierenden Momente der Materie hervorbringen. Diese Verschiedenartigkeit steckt in dem Gegenstande selbst und bildet die Fülle und den Reichtum seines Seins, und sie ist es, die über die Vielheit der Sachverhalte, die in einem und demselben Gegenstande jeweils bestehen, entscheidet. Dies tut aber der Einheit und der inneren Einheitlichkeit des Gegenstandes keinen Abbruch und verwandelt ihn nicht in ein "Bündel" von lose abgegrenzten Momenten oder Sachverhalten, wie dies im empiristischen Sinne der Theorie von dem "Bündel der Ideen" sein müsste. Dagegen spricht nicht nur die Tatsache, dass alle in dem Gegenstand bestehenden Sachverhalte dasselbe Subjekt in sich enthalten, sondern auch die gleich wichtige Tatsache, dass die Materien der in ihnen auftretenden Eigenschaften verschiedenartige gegenseitige oder auch nur einseitige Seinszusammenhänge von sich aus erfordern. Diese Zusammenhänge suchte ich in ihren äußeren Symptomen erkenntnismäßig zu erfassen, als ich die verschiedenen Typen der "Einheit" zwischen den qualitativen Momenten analysiert habe. Dies erlaubt aber noch nicht, die ursprüngliche Gestalt der "Vereinigung" oder sogar "Verschmelzung" selbst aufzuklären, in welche die Qualitäten bzw. die Sachverhalte in dem Seinsbereich eines Gegenstandes eingehen. Wenn wir also sagen, dass der Gegenstand, von innen her betrachtet, einen merkwürdigen "Verband" oder eine Vereinigung der Sachverhalte bildet, so ist dies eine Sprechweise, welche die einfache Einheitlichkeit des Gegenstandes in der Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit seiner Momente nicht adäquat wiedergibt[8].

Trotz dieser ursprünglichen Einheitlichkeit des Gegenstandes treten in seinem Seinsbereich beträchtliche Unterschiede hinsichtlich der Innigkeit und der Dauerhaftigkeit der Zusammenhänge zwischen den einzelnen Sachverhalten auf.

8 Es ist mir natürlich die Auffassung bekannt, nach welcher jedes Seiende einfach oder einförmig ist, also gar keine qualitativen Unterschiede in sich aufweist. Die Verschiedenartigkeit und die Mannigfaltigkeit der Bestimmungen im Seienden wird da auf die besondere Funktion der Erkenntnis, die das Seiende wie ein Prisma spaltet, zurückgeführt. Die Erfassung nur mancher von den auf diese Weise differenzierten Seiten des Seienden soll da den Anschein der Existenz vieler verschiedener Qualitäten hervorrufen. – Es ist, wie man sieht, ein erkenntnistheoretisches ins Ontologische und Metaphysische übergreifendes Problem. So kann es hier nicht behandelt werden. Ich notiere es hier nur deswegen, um anzudeuten, dass ich diese Auffassung nicht teile.

285

In einem jeden Gegenstande, der im Verlaufe seiner Existenz Veränderungen unterliegt, können manche in ihm bestehenden Sachverhalte zwar aufhören zu sein, sie vermögen aber nicht, sich auf diese Weise von dem Gegenstande abzusondern, dass sie danach noch weiter separat existieren. Darin besteht eben ihre Seinsunselbständigkeit. Die Tatsache aber, dass gewisse Sachverhalte im Seinsbereich eines Gegenstandes nicht mehr bestehen, zeigt zugleich, dass diejenigen Sachverhalte, die nach der Veränderung des Gegenstandes noch in seinem Bereich verbleiben, nicht notwendig mit den bereits' nichtvorhandenen Sachverhalten zusammen sein müssen. Freilich treten an die Stelle der letzteren andere Sachverhalte ein, oft derselben Art, so dass die verharrenden Sachverhalte doch eine gewisse Ergänzung erfordern. Wenn z. B. eine eiserne Kugel infolge einer Temperaturerhöhung ihr Volumen vergrößert, so tritt anstelle des bis dahin vorhandenen Volumens ein anderes, größeres Volumen ein. Die Gesamtheit der Eigenschaften (bzw. der Sachverhalte) der Kugel, die ihre bestimmte Temperatur bilden, ist in einen anderen Bestand von Eigenschaften übergegangen, in welchem die höhere Temperatur desselben Körpers besteht. Ist indessen die Temperaturerhöhung verhältnismäßig klein, so widersteht eine andere Mannigfaltigkeit von Sachverhalten der Kugel diesen Veränderungen, d. h. sie bestehen weiter trotz der Wandlungen, die in der Kugel eingetreten sind. So besteht z. B. der komplizierte Sachverhalt, den wir gewöhnlich den chemischen Zustand des Körpers nennen (die Kugel ist noch immer aus Eisen), der Sachverhalt einer bestimmten elektrischen Leitfähigkeit dieses Eisens usw. In dem Seinsbereich des Gegenstandes verbleibt ein gewisser Kern dauernder Sachverhalte, welcher durch eine Mannigfaltigkeit wechselnder Sachverhalte ergänzt wird. Diese Ergänzung kann aber nie – solange noch diese Kugel existiert – in ihrer Gesamtheit fortfallen;

unsere Kugel kann weder völlig "temperaturlos" noch ganz "gestaltlos" sein. Trotzdem ist der Zusammenhang zwischen dem Kern und den übrigen Sachverhalten relativ lockerer als zwischen den bei diesen Veränderungen verbleibenden Sachverhalten. Es treten in dem Seinsbereiche auch Sachverhalte auf, die schon irgendwie an Sachverhalte in anderen Gegenständen anknüpfen, indem sie durch das Bestehen der letzteren bedingt sind[9]. Unter den den Kern des Gegenstandes ergänzenden Sachverhalten treten gegebenenfalls noch besondere Sachverhalte auf, die sich in ihrer Form

9 Wir werden uns mit ihnen noch später beschäftigen.

286

von den bisher besprochenen prinzipiell unterscheiden. Sie sind gewissermaßen "zwischen-gegenständlich", indem an ihnen verschiedene Gegenstände teilnehmen. Sie können noch verschiedener Art sein, entweder ist es bloß das Bestehen eines Verhältnisses zwischen den Gegenständen, vermöge dessen z. B. der Gegenstand A "größer" ist als der Gegenstand B, oder es vollzieht sich ein komplizierter Vorgang, an dem mehrere Gegenstände teilnehmen. Andererseits kann der Kern des Gegenstandes, an dem mehrere relativ dauerhafte und miteinander innig verbundene Sachverhalte teilnehmen, entweder solche Sachverhalte in sich enthalten, deren Verbindung und Dauerhaftigkeit eine bloße empirische Tatsache ist, d. h. eine Tatsache, deren Bestehen kein Ergebnis der gegenseitigen oder einseitigen Seinsunselbständigkeit der in Betracht kommenden Sachverhaltsmaterien ist, oder aber solche Sachverhalte, deren Zusammenbestehen notwendig ist. Diese Notwendigkeit ergibt sich dann aus der Auswahl der Materien der in Betracht kommenden Eigenschaften des Gegenstandes. In einem besonderen Fall stehen diese Materien mit der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes in einem notwendigen Zusammenhang. **Den Bestand der *dauerhaften* und mit der *Natur* des Gegenstandes innig und notwendig zusammenhängenden *Sachverhalte* eines Gegenstandes nennen wir dessen "*Wesen*"[10] (*).** Wenn ein Gegenstand **seinsselbständig** ist, dann ist sein Wesen in seiner Materie von den Eigenschaften und eventuell von dem Wesen anderer zugleich seiender Gegenstände **unabhängig**, obwohl der betreffende Gegenstand in seinem Sein von anderen Gegenständen abhängig sein kann. Mit anderen Worten: weder das Bestehen der Verhältnisse zwischen den Gegenständen noch das Auftreten der sogenannten "relativen Merkmale" in ihnen beseitigt die Absonderung der einzelnen Gegenstände voneinander. Sie sind weiterhin in sich geschlossene "Ganze", und ihre "Ganzheit" (im absoluten Sinne) bestätigt sich nur dann, wenn der Gegenstand einen wesenhaften Zusammenhang von Sachverhalten bildet.

Es eröffnen sich da einige Fragen, die zu beantworten sind. Vor allern: In welchem Sinne des Wortes "Gegenstand" darf gesagt werden, dass er einen Bestandteil des Sachverhaltes bildet? Es ist leicht, hierüber in falsche Auffassungen zu verfallen. Andererseits hängt von der Klärung dieses Problems das bessere Verständnis der "Einheitlichkeit" des Gegenstandes ab.

10 Dies wird später genauer untersucht, vgl. Kap. XIII.

(*) [CL: Hier gibt RI eine kurze Def. von dem, was er unter dem „**Wesen**“ eines Gegenstandes verstehen will.] &&&&&&

287

Sagen wir mit Recht: "Diese Kugel da ist eisern" oder analog: " ... ist schwer", " ... ist hart" – so bildet dann den entsprechenden "objektiven", d. h. in dem betreffenden Gegenstand reell bestehenden Sachverhalt "das Eisernsein der Kugel da" ("das Hartsein der Kugel da" usf.). "Die Kugel da" bildet dann in einem eben zu klärenden Sinne einen Bestandteil des Sachverhaltes. Was bedeutet da aber der Ausdruck "die Kugel da"? Wenn in dem Bereich des erwogenen Sachverhaltes die "Kugel" (diese da) und die "Eisernheit" einander gegenübergestellt werden, so kann das Wort "Kugel" nicht den gesamten Bestand an Sachverhalten, die ihren Seins bereich bilden, bedeuten, denn dann würde zu diesem Bestand auch jene "Eisernheit" gehören, die somit in diesem Sachverhalt sozusagen doppelt auftreten müsste und die doch – trotz ihrer "Verbindung" in dem betreffenden Sachverhalt mit der Kugel – ihr deutlich gegenübergestellt wird. Vielleicht aber bedeutet das Wort " Kugel " hier zwar jenen Bestand an Sachverhalten, aber diesen *einen* Sachverhalt ausgenommen, den wir gerade analysieren? So als wenn wir beim Aussagen des Satzes: "Diese Kugel da ist eisern" aus dem gesamten Bestande der die Kugel bildenden Sachverhalte zunächst ihr "Eisernsein" herausnehmen würden und dann diesen so beschränkten Bestand wiederum in den neuen Sachverhalt hineinbeziehen und ihn mit dem Moment des "aus Eisen" eigenschaftlich "verbinden" würden. Indessen tun wir dies weder dann, wenn wir diesen Satz unmittelbar auf Grund einer Wahrnehmung der Kugel, noch dann, wenn wir ihn rein gedanklich aussprechen. Andererseits scheint auch nicht wahr zu sein, dass der Gegenstand in den einzelnen Sachverhalten, die in ihm bestehen, also bloßes Subjekt von Eigenschaften auftritt, obwohl die Form des Eigenschaftssubjekts als ihr unselbständiges Moment in die volle Struktur des Sachverhaltes natürlich eingeht. Aber gerade deswegen, weil diese Form als reine Form nicht separat in irgendeinem Zusammenhang auftreten kann, kann sie auch im Sachverhalt nicht alle i n auftreten, sondern immer nur als Form einer bestimmten Materie. In den Bestand eines Sachverhaltes tritt somit der Gegenstand

(diese Kugel da) im Sinne des durch die konstitutive **Natur** bestimmten Subjekts von Eigenschaften ein. Wobei noch hinzugefügt werden muss, dass in dem Sinne des Ausdrucks "diese Kugel da" noch ein gewisser, nicht genauer bestimmter, aber doch bestimmbarer Horizont anderer Eigenschaften dieser Kugel mitgemeint wird, so dass dieser Horizont sich gewissermaßen auch in dem betreffenden Sachverhalt irgendwie andeutet, obwohl er nicht explizite in seiner genauen Erfüllung zu diesem Sachverhalte

288

gehört. Man wird uns vielleicht hier den folgenden Vorwurf machen: Beim Aussagen des Satzes "diese Kugel da ist eisern" bringen wir in dem zunächst undifferenzierten ursprünglichen Ganzen des Gegenstandes nicht das Eigenschaftssubjekt mit dessen materialer **Natur**bestimmung (Kugeligkeit) zur Abhebung, um erst dann bei des mit dem "aus Eisen" zu "verbinden". Denn es ist eine besondere theoretische Erwägung nötig, um sich das eigentümliche Formmoment des Subjekts von Eigenschaften zum Bewusstsein zu bringen, was doch – sagt der Vorwurf – getan werden müsste, wenn wir beim Aussagen einer Eigenschaft über einen Gegenstand die soeben angedeutete Hervorhebung des Subjekts im Rahmen eines Sachverhalts vollziehen sollten.

Darauf ist zu antworten: Unzweifelhaft: vollziehen wir beim Aussagen des Satzes eine solche bewusst durchgeführte Hervorhebung nicht. Indessen ist dies zur sinnvollen Bildung des Satzes gar nicht nötig. Beim Aussagen einer Eigenschaft über einen Gegenstand reicht es vollkommen aus, wenn wir denselben als Ganzes unter dem Aspekte seiner **Natur** fassen und auf ihn dabei – wie Kant sagen würde – implizite die Kategorie des Eigenschaftssubjektes anwenden, um dann dem so Erfaßten eine bestimmte Eigenschaft zuzuerkennen. Die übrigen Sachverhalte des betreffenden Gegenstandes kommen da überhaupt nicht zum Vorschein, sie brauchen aber weder explizite ausgeschlossen noch berücksichtigt zu werden. Die **Natur** des Gegenstandes prägt ihn als ein Ganzes, das Subjekt von Eigenschaften ist, und nicht einfach als eine Mannigfaltigkeit von Sachverhalten, welche des sie alle formal einigenden Moments des Subjekts von Eigenschaften beraubt wäre. Das so geformte Moment der **Natur** verbreitet sich über den ganzen Seinsbereich des Gegenstandes und personifiziert ihn, wenn man so sagen darf, selbst in der Gesamtheit seines Seins, ohne die gesamte Mannigfaltigkeit von Eigenschaften zu entdecken oder sie im Gegenteil zu verdecken. Durch die Einheitlichkeit ihres qualitativen Moments vereinheitlicht die **Natur** sowohl formal als auch material den Gegenstand und ist darin der äußere Ausdruck der ursprünglichen innigen Einheitlichkeit des Zusammenhanges aller Sachverhalte, die in dem betreffenden Gegenstande zugleich bestehen. Und demgemäß fassen wir "diese Kugel da" als einen Gegenstand, als ein auf bestimmte, obwohl nicht explizierte Weise bestimmtes Subjekt von Eigenschaften, in dessen Seinsbereich wir dann das "Aus-Eisen-Sein" einbeziehen. Dabei wird dieser Seinszusammenhang sowohl in seiner Entfaltung als auch in seiner Zusammenfügung – nachdem der Satz einmal vollzogen ist sichtbar. Beim einfachen, schlichten Aussagen wird

289

all dies nicht zum expliziten Bewusstsein gebracht, da es aber zum **immanent**en Sinn dieser Operation gehört, so kann es durch entsprechende Bewusstwerdung zur expliziten Erfassung gebracht werden [11].

Die Einheitlichkeit des durch die **Natur konstitu**ierten Gegenstandes erlaubt uns zugleich zu verstehen, wie alle Sachverhalte, die in einem Gegenstande bestehen, zu ihm gehören und dadurch auch untereinander mehr oder weniger eng verbunden sind. Alle diese Sachverhalte haben eine gemeinsame, identische Achse, eben das Eigenschaftssubjekt, das sie alle formal verbindet, und der Umstand, dass die Materie der in ihnen auftretenden Eigenschaftsmomente in manchen Fällen im unmittelbaren Zusammenhang mit den Materien anderer entsprechender Momente steht, trägt seinerseits zur Strenge der Einheit des Gegenstandes bei.

Es scheint dagegen nicht zutreffend zu sein, obwohl es in manchen Fällen nicht ausgeschlossen ist, dass man unter dem Gegenstande als einem Bestandteil des Sachverhalts das durch eine **Natur konstitu**ierte und mit seinem individuellen Wesen ausgestattete Eigenschaftssubjekt zu verstehen hat. Wenn wir in einem besonderen Falle das individuelle Wesen des betreffenden Gegenstandes erfaßt haben, dann ist es natürlich möglich, dem so erfaßten Gegenstand eine neue, eventuell mit seinem Wesen im Zusammenhang stehende Eigenschaft zuzuschreiben. Dann gehört zu dem entsprechenden Sachverhalt das mit seinem Wesen ausgestattete gegenständliche Subjekt. Und diesem Subjekt und nicht seinem Wesen wird die neue Eigenschaft zuerkannt.

Unter den Aussagesätzen nimmt die Gruppe der sogenannten Bestimmungssätze eine besondere Stelle ein. Es sind dies bekanntlich Sätze des Typus: "Dies-Da ist X." Sie antworten auf die Frage: Was ist dies? Die Stelle der Veränderlichen X nimmt der Name des Gegenstandes, auf den wir mit dem Wörtchen "dies" hinweisen, ein. Er bestimmt ihn, indem er ihn unter seiner **konstitu**tiven **Natur** faßt, und wenn dies

11 Ähnliches ließe sich über die Enthüllung der Form einer durch das Subjekt vollzogenen Handlung sagen, mit dem bedeutsamen Unterschied freilich, dass der Gegenstand hier mit seinem ganzen Seinsbereich an der Handlung, deren Subjekt er ist, beteiligt ist, obwohl gewöhnlich für den Vollzug und den Verlauf der Handlung nur manche seiner Eigenschaften von Bedeutung sein können.

1! Es ist zu beachten, dass wir da, wo wir die **konstitu**tive **Natur** des Gegenstandes nicht kennen, an die Stelle des Aussagesubjektes das Wörtchen "etwas" oder "DiesDa" setzen. Wir sagen etwa: "Dies-Da ist hart", als wenn wir aus dem Gegenstande die bloße Form des Eigenschaftssubjektes hervor holen und erst auf diesem Grunde den Sachverhalt entfalten würden. Öfters lassen wir uns mit der Nennung einer Quasi-**Natur** des betreffenden Gegenstandes zufrieden stellen, um dann dem unter diesem Aspekte genommenen Gegenstande die betreffende Eigenschaft zuzuerkennen.

290

nicht gelingt, wenigstens unter einer scheinbaren **Natur**, oder endlich unter einem hervortretenden Moment, das dann die Rolle einer Quasi**Natur** spielt. Haben wir es da auch mit einem Sachverhalt zu tun? Der Bestimmungssatz ist ein Satz, so kann man rein formell sagen, es liege auch da ein Sachverhalt vor. Er ist indessen von einer besonderen Form, die ihn von den bisher besprochenen Sachverhalten unterscheidet. Man könnte sagen, wir hätten es hier nicht mit einem vollen Sachverhalt, sondern mit einer merkwürdigen Teilstruktur zu tun, welche in einem jeden seinsautonomen Sachverhalt enthalten sein muss. Ich hatte sie im Auge, als ich sagte, dass die **Natur** das Eigenschaftssubjekt unmittelbar bestimmt und eben dadurch den Gegenstand selbst **konstitu**iert. Es handelt sich also um den formalen Zusammenhang zwischen dem Eigenschaftssubjekt und der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes. Er ist von dem Zusammenhang zwischen dem Gegenstande und seiner beliebigen Eigenschaft deutlich verschieden und darf somit nicht auf den letzteren zurückgeführt werden. Er ist zugleich so eigentümlich, dass es unmöglich ist, ihn etwa durch die Unterscheidung der in ihm enthaltenen einfacheren Momente begrifflich zu fassen. Alles, was man darüber aussagen kann, ist lediglich eine Annäherung oder eine Vergleichsbeschreibung, welche das Spezifische für ihn nicht wiedergibt. Es ist der letzte, ursprüngliche Zusammenhang der Form des Eigenschaftssubjekts mit der in ihr enthaltenen Materie. In dem Bestimmungsurteil: "Dies ist Franz Schubert", oder "Dies ist (ein) Feigenbaum" heben wir diesen Zusammenhang in dem gesamten Seinsbestande des betreffenden Gegenstandes hervor, um uns seiner zur Erfassung des Gegenstandes unter dem Aspekte seiner **Natur** zu bedienen[13]. Die Eigentümlichkeit dieser Sachlage wird dadurch etwas verwischt, dass wir uns da der Sätze bedienen, welche in der Struktur ihres Prädikats den Eigenschaftssätzen verwandt zu sein scheinen[14]. Dadurch scheint das Korrelat des Bestimmungssatzes sich der Struktur eines Sachverhalts zu nähern,

13 Und zwar ist es manchmal die individuelle **konstitu**tive **Natur** im strengen Sinne (wie in dem ersten Beispiel), oder es ist nur ein in der **Natur** enthaltenes Gattungsmoment, das intentional zur Quasi-**Natur** gemacht wird, sie jedenfalls vertritt.

14 Genauer gesagt liegt da eine Verwandtschaft zu den Subsumptionsätzen vor: nS ist ein p." z. B. nDer Feigenbaum ist eine Pflanze". Diese Form lässt sich aber offenbar auf den Fall "Dies ist Franz Schubert" nicht anwenden. Dasselbe gilt aber für das zweite Beispiel, bloß muss man da das Wörtchen "ein" weglassen, das sich etwa bei den Gewohnheiten der deutschen Sprache vielleicht empfehlen würde. Dies empfiehlt sich aber nur deswegen, weil der Name „Feigenbaum" ein allgemeiner Name ist, der den Gegenstand unter einem Gattungsmoment faßt und in unserem Beispiel zur Nennung des Gegenstandes unter seiner Quasi-**Natur** verwendet wird.

291

in welchem das Zukommen einer Eigenschaft oder ein Subsumptionsverhalt vorliegt. Nichtsdestoweniger liegt da eine ausgeprägte Verschiedenheit der Form der da zusammengestellten Satzkorrelate vor. Die Struktur des "Bestimmungsverhaltes" wird dabei in unentwickelter Gestalt bei jedem Sachverhalt der Form "S ist p" vorausgesetzt. Dasselbe liegt bei einer jeden Nennung des Gegenstandes vor. Wenn wir sagen: "Franz Schubert ist sehr begabt" oder Franz Schubert ist ein deutscher Musiker", so faßt das Subjekt des Satzes den Gegenstand, über den dies ausgesagt wird, von vornherein als einen durch eine bestimmte (echte oder nur scheinbare) **Natur konstitu**ierten auf, und erst dem so **konstitu**ierten Gegenstand fügt der Rest des Satzes eine Eigenschaft zu oder faßt ihn als Exemplar einer Klasse auf. Wenn wir dagegen sagen: "Dies ist Franz Schubert", so verzichten wir gewissermaßen darauf, einen vollen Sachverhalt zu entfalten, und beschränken uns darauf, das Moment der **konstitu**tiven **Natur** zu explizieren und prägen mit ihm den durch das Wörtchen "dies" genannten Gegenstand.

5.2 § 53. Der seinsautonome Sachverhalt und das intentionale Korrelat des Satzes

Gibt es negative Sachverhalte?(*) (**)

(*) [CL: das hier geschilderte Pseudoproblem entsteht einzig infolge von RI's „Sprachontologisierung" – vgl. Anm. (***) weiter unten.]

(**) [CL: Was sollen „positive" bzw. „negative" Sachverhalte sein?? Sachverhalte korrelieren nach RI sprachlich mit Aussagen. Ist A irgendeine Aussage, so ist in der üblichen Konvention ihre Verneinug ¬A ebenfalls eine Aussage. Also ist auch ¬¬A eine Aussage (welche in der heute üblichen 2-wert-Logik dem A äquivalent ist). Eine von RI gewünschte Unterscheidung zwischen „positiven" und „negativen" Aussagen ist jedoch was anderes als die Verneinung!! RI will in seinem Sprachkontext die Menge M aller von ihm gebrauchten Aussagen in zwei (fremde) Teilmengen M^+, M^- (in „positive" und „negative" Aussagen) aufgeteilt wissen: $M = M^+ \cup M^-$ offenbar soll dann gelten: Ist $A \in M^+$ so sei $\neg A \in M^-$; und entsprechend: Ist $B \in M^-$ so ist $\neg B \in M^+$; ebenso: Ist

C∈ M^+ so auch ¬¬C∈ M^+. Wenn aber für ein X∈ M nicht bekannt oder nicht vorausgesetzt ist, ob es zu M^+ oder zu M^- gehört, kann man dasselbe auch nicht für ¬X entscheiden. RI gibt ***keinen*** Hinweis über eine Aufteilung M= $M^+ \cup M^-$ (Das Aufteilungsproblem ist mit einer Umgangssprache, also einer nicht-künstlichen Srache, wohl auch nicht zu bewältigen, was schon *Leibnitz* aufgefallen ist.) Wenn also RI mit sog. „positiven" bzw. „negativen" Aussagen und schließlich auch mit „positiven" bzw. „negativen" Sachverhalten argumentiert, sollte er schon ein bisschen weiter ausholen, wie er seine Sprache einschränken will, so dass eine solche Aufteilung definiert ist. Ohne eine solche Vorabvereinbarung ist seine Frage „nach der Existenz von negativen Sachverhalten" unsinnig! Seine Argumente, die er anbringt sind dann auch entsprechend absurd.]

Es gibt sehr verschiedene Typen der Sachverhalte, den verschiedenen Abwandlungen der Aussagesätze entsprechend. Ich beabsichtige nicht, sie hier näher zu untersuchen. Es entsteht aber die Frage, ob eine eineindeutige Beziehung zwischen den Aussagesätzen eines beliebigen Typus und den seinsautonom bestehenden Sachverhalten besteht, ob also einem jeden Aussagesatz ein bestimmter seinsautonom bestehender Sachverhalt und umgekehrt einem jeden seinsautonom bestehenden Sachverhalt ein bestimmter Aussagesatz entspricht bzw. entsprechen kann. Eine derartige Zuordnung besteht unzweifelhaft zwischen den Aussagesätzen und ihren rein intentionalen Korrelaten. Sie besteht dagegen zwischen diesen Sätzen und den seinsautonom bestehenden Sachverhalten nicht. Und zwar nicht nur deswegen, weil es falsche Aussagesätze gibt, denen keine seinsautonom bestehenden Sachverhalte entsprechen. Dasselbe betrifft auch alle "Annahmen" im Meinongschen Sinne, aber auch alle Quasi-Urteile, die in literarischen Kunstwerken auftreten[15].

15 Vgl. Das literarische Kunstwerk, § 25.

292

Unsere Feststellung bezieht sich auf die **wahren** kategorischen Aussagesätze. Insbesondere handelt es sich um die wahren negativen Aussagesätze. Haben sie denn neben den rein intentionalen Korrelaten auch ihnen genau entsprechende negative seinsautonom bestehende Sachverhalte? "Die Feder, mit der ich eben schreibe, ist nicht aus Stahl.": Es scheint – wenn dies wahr ist – dass der durch diesen Satz bestimmte Sachverhalt im gleichen Sinne seinsautonom besteht, wie irgendein anderer positiver Sachverhalt. Dafür spricht, wie es scheint, die Tatsache, dass dieser negative Sachverhalt einem positiven Sachverhalt äquivalent ist, und zwar z. B. dem Sachverhalt: "Die Feder, mit der ich eben schreibe, ist aus Nichtstahl." Es besteht kein Grund, über das Bestehen der seinsautonomen positiven Sachverhalte, sofern sie durch wahre, seinsautonom existierende Gegenstände betreffende Sätze bestimmt sind, zu zweifeln. Denn dies gehört zur Bestimmung wahrer Sätze überhaupt, die über seinsautonome Gegenstände etwas aussagen. Die Leugnung des seinsautonomen Bestehens der negativen Sachverhalte würde große Schwierigkeiten für das Verständnis und infolgedessen auch für die Anerkennung der Prinzipien der Ontologie und der Logik bereiten, und zwar des Widerspruchsprinzips und des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten. Die Anerkennung dieser Prinzipien in der Ontologie setzt mindestens die Möglichkeit des Bestehens der negativen Sachverhalte voraus, und zwar gerade im Bereiche der seinsautonomen, individuellen Gegenstände. Denn in dem Gebiete der seinsheteronomen Gegenständlichkeiten scheint ja, in ihrem Gehalte, alles möglich zu sein, sogar das Zusammenbestehen der sich ausschließenden Sachverhalte. Was besagt denn das ontologische Widerspruchsprinzip? Ist es nicht eben dies, dass zwei Sachverhalte des Typus „S ist p." und „S ist nicht p." – wo S einen seinsautonomen, individuellen Gegenstand bezeichnet[16] – nicht zugleich bestehen können? Wenn der erste besteht, dann besteht der zweite nicht. Es kann aber gleich gut der zweite bestehen, und wenn er besteht, dann besteht der erstere nicht; er wird von dem zweiten vom Sein ausgeschlossen. Und analog im Falle des Satzes des ausgeschlossenen Dritten. Der eine von diesen Sachverhalten muss bestehen, und wenn dies gerade nicht der positive Sachverhalt ist, so besteht und muss sogar bestehen der jenem widersprechende, negative Sachverhalt. Gibt es etwas, was in höherem Maße evident und sicher wäre? Wir würden die Grundlagen alles Wissens untergraben,

18 Es unterliegt keinem Zweifel, dass die traditionelle Logik nur seinsautonome Gegenständlichkeiten behandelte.

293

wenn wir diese beiden Prinzipien in bezug auf die seinsautonomen Gegenstände leugneten. Ist es nicht genug, dass wir sie früher auf diese Gegenstände beschränken mussten?

Stellen wir zunächst fest: Indem hier das Problem des Bestehens der seins autonomen negativen Sachverhalte gestellt wird, geschieht dies nicht in der Absicht, die Geltung der Prinzipien der Ontologie bzw. der Logik in Zweifel zu ziehen. Im Gegenteil, gerade erst dann, wenn wir zugeben, dass die negativen Sachverhalte seinsautonom nicht bestehen, wird die Notwendigkeit der Geltung des Satzes des ausgeschlossenen Dritten und des Widerspruchsprinzips in Beziehung auf individuelle seinsautonome Gegenständlichkeiten hervortreten. Erst dann wird man auch verstehen können, worum es sich in diesen Sätzen handelt.

Das Problem, das ich jetzt berühre, ist im Grunde sehr alt, obwohl man es anders formulierte. Man bezog es nicht auf Sachverhalte und beschränkte es nicht auf das seinsautonome Sein. Handelte es sich aber nicht um dasselbe, wenn z. B. die Eleaten behaupteten, es existiere nur das Seiende, und es gäbe kein Nichtseiendes und ließe

sich sogar nicht denken? Sie verstanden freilich unter dem Nichtseienden den leeren Raum, wodurch die Allgemeinheit des Problems wesentlich eingeengt wurde. Das Verwerfen des leeren Raumes führt zudem zu besonderen Schwierigkeiten. Diese Deutung des Problems möchte ich hier beiseite lassen, da es zweifelhaft ist, ob man den leeren Raum für etwas Negatives halten darf, und insbesondere für einen negativen Sachverhalt derjenigen Gegenstände, die im Raum existieren.

Es ist nicht verlockend, dem Beispiel der Eleaten zu folgen. Man weiß, in welche Schwierigkeiten sie sich verwickelt haben. Das Beispiel Hegels aber, der bekanntlich das Nichtsein anerkannte, ist auch nicht verlockender. Lassen wir also historische Anklänge beiseite und fragen wir, was uns eigentlich den Gedanken nahe legt, den negativen Sachverhalten das seinsautonome Bestehen abzuerkennen. Und wie soll die Wahrheit der negativen Aussagesätze verstanden werden, wenn es keine negativen seinsautonomen Sachverhalte gäbe?

Wenn es zwischen den positiven und den negativen Sachverhalten, deren materialer Gehalt ihnen erlaubt, in seinsautonomen Gegenständen zu bestehen, keinen Unterschied in der Seinsweise gäbe, dann müsste jeder seinsautonome individuelle Gegenstand mit seinem Seinsbereich alle Sachverhalte umfassen, die in diesem Seinsgebiet überhaupt möglich sind. Sein Seinsbereich würde dabei in zwei Teilsphären zerfallen: in eine bestimmte Auswahl positiver Sachverhalte und in alle möglichen negativen Sachverhalte hinsichtlich allem, was er nicht ist.

294

Und alles dies, was er nicht ist, würde ihn in gleichem Maße charakterisieren wie dasjenige, was ihn positiv bestimmt, und auch ein gleiches Seinsgewicht haben wie das, worin er durch positive Eigenschaften ausgestattet ist. Die Ausdrucksweise der Eleaten verwendend, könnte man sagen: jeder seinsautonome individuelle Gegenstand sei im gleichen Maße ein Sein wie ein Nichtsein. Unterscheiden würden sich die Gegenstände untereinander nur darin, wo in ihnen die Grenze zwischen dem, was in ihnen eben das Sein ist, und dem, was in ihnen das Nichtsein ist, verläuft.

Nun, gerade diese Konsequenz aus der Zuerkennung der völlig gleichen Seinsweise, sowohl den negativen wie den positiven Sachverhalten, ist für mich unannehmbar. Und zwar deswegen, weil das auf die berühmte These Hegels ausläuft, Sein sei dasselbe wie Nichtsein. Andererseits soll den Gegenständen nicht jedes Bestehen der negativen Sachverhalte abgesprochen werden. Die Lösung muss in der Mitte gesucht werden, d. h. wenn die negativen Sachverhalte in seinsautonomen Gegenständen bestehen, so muss dieses ihr Bestehen ein völlig anderes sein, als es dasjenige der positiven Sachverhalte ist. Diese Verschiedenheit zu klären, soweit es geht, ist die Aufgabe, die uns bevorsteht. Damit wird auch an der Verschiedenheit zwischen dem seinsautonomen Sein und dem, was auf diese Weise nicht existiert, nicht gerüttelt.

Es enthüllt sich da die "Positivität" des "Seins" (d. h. dessen, was existiert im seinsautonomen Sinne), seiner "Selbstgegenwart", seiner "Fülle" – im Gegensatz zu der "Leere", zu dem "Fehlen" des "Nichtseins". Gerade deswegen, weil ich mir diese Eigentümlichkeit des "Seins" zum Bewusstsein bringen will, suche ich das Problem der negativen Sachverhalte im Rahmen des seinsautonomen Gegenstandes zu erwägen.

Beachten wir vor allem die Verwandtschaft und die Verschiedenheit eines negativen Sachverhalts und eines ihm "äquivalenten" positiven Sachverhalts, der ein negatives Eigenschaftsmoment in sich enthält. Ihnen beiden stellen wir dann positive Sachverhalte mit positiven Eigenschaftsmomenten zur Seite. Erwägen wir z. B. folgende Sachverhalte:
"Diese Feder da ist nicht aus Stahl" (1),
"Diese Feder da ist aus Nichtstahl" (2), und
"Diese Feder da ist aus Gold" (3). (***)
In dem Sachverhalt (3) tritt in der dem Gegenstand zukommenden Eigenschaft eine ganz bestimmte Materie, ein Bestand von Qualitäten, auf, die ihn bestimmt, indem sie ihm zukommt, indem sie ihn aufbaut, sich in ihm verkörpert findet, in ihm **immanent** enthalten ist. Diese verschiedenen Ausdrücke wollen alle dasselbe treffen: diese merkwürdige Weise der Selbstgegenwart

(***) [CL: Es ist sprachlich und logisch einfach nicht korrekt, die Aussagen (1) und (2) als äquivalent zu behandeln, wie RI das offenbar hier vorhat: Mit den Abkürzungen F für „Feder“, g für „Gold“ und g(F) für die Aussage „F ist aus Gold gefertigt“ besagt (3), dass g(F). Bevor man (1) aussagt, muss man sich erst mal über die Menge M aller Materialien einigen aus der eine Feder F gefertigt sein könnte; dann sollte u.a.. g∈ M und auch s∈ M (s für „Stahl“) vorausgesetzt sein. (1) besagt dann nur dass die Feder F aus einem (der aussagenden Person eventuel unbekannten) Material sei, das von Stahl s verschieden ist: „u(F) ∧ u∈ M-{s}“. (2) ist dagegen eigentlich ein „Unsatz“, denn „Nicht-Stahl“ als „Objekt“ (hier als mögliches Merkmal für F) genommen ist gar kein Element aus M, sondern es ist die **Menge** T:=M-{s}. (2) hätte die Form „T(F)“; das ist in unserem Kontext aber überhaupt nicht definiert, d.h. „Nicht-Stahl“ T ist überhaupt kein Material-.Merkmal für F: (2) ist daher ein unsinniger Satz. Und über diese Art von Unsätzen zu phantasieren, verbrät RI mehrere Seiten Papier. Das ist einfach lächerlich!!
Dies zeigt wieder mal: Das ganze Problem, das sich RI hier (wie auch an unzähligen anderen Stellen seines ganzen Werkes „Der Streit...“) macht, ist überhaupt keines, sondern es entsteht einzig durch RI’s fortwährende und unerträgliche „Sprachontologisierung“, welche nicht

einmal die trivialsten sprachlichen und logischen Syntaxregeln beachtet.]

295

dieser Materie in dem Gegenstande, welche das Charakteristische der Seinsautonomie ist. Nehmen wir den Sachverhalt (2), und insbesondere die Materie der dem Gegenstande zukommenden Eigenschaft "Aus-Nicht-Stahl" in Betracht, so lässt sich über dieselbe nicht dasselbe aussagen wie früher aber die Materie "aus Gold". Dieses "Aus- Nicht-Stahl", rein in sich genommen, ist überhaupt kein solches Etwas, das selbst einen Gegenstand "aufbaut", ihn durch Selbstgegenwart in ihm aufbauen könnte. Dieses "Aus-Nicht-Stahl" bzw. das Nicht-Stahl-Sein selbst ist ein Nichts, insbesondere keine bestimmte Qualität. Es könnte auch von sich selbst keinem Gegenstande zukommen, noch, wenn es ihm irgendwie gelänge, einem Gegenstand, z. B. vermöge einer Zuerkennung, zuzukommen, ihn von sich aus bestimmen. Das "Aus-Nicht-Stahl" (bzw. das "Nicht-Stahl-Sein") ist – wie alle Korrelate der sogenannten "negativen" Begriffe – ein intentionales Gebilde, das auf die subjektive Operation des Leugnens, des Absprechens seinsrelativ ist. Es ist nur scheinbar etwas an sich Bestimmtes, und zwar dadurch, dass es auf etwas hin bezogen wird, was in sich positiv (voll) ist, aber auf die Weise, dass es von ihm ausgeschlossen, ihm gegenübergestellt wird. Es soll von dem, was "aus Stahl" ist, kontradiktorisch verschieden sein, aber man weiß nicht, wodurch; ob dadurch, dass es "aus Gold", oder dadurch, dass es "aus Holz" oder etwa "aus Wasser" und dgl. mehr ist. Es ist im Grunde eine Unendlichkeit von möglichen Qualitäten, die da herangezogen werden können und die – in sich selbst positiv – alle die Bedingung des "Nicht-Stahl-Seins" erfüllen[17]. Mit anderen Worten: Wenn wir irgendeinem Gegenstande so etwas wie jenes "Aus-Nicht-Stahl" wahrheitsgemäß zuschreiben, so ist es nur deswegen möglich, weil sich in jenem Gegenstande gewisse andere Eigenschaften vorfinden, die wir aber aus irgendeinem Grunde nicht in ihrer Spezifität erfassen und sie lediglich unter dem Aspekte ihrer Verschiedenheit (Andersheit) von einer von uns von vornherein ins Auge gefaßten Qualität hinnehmen. Im Grunde ist also jenes "Aus-Nicht-Stahl-Sein" ein relatives Merkmal beliebiger anderer Qualitäten im Verhältnis zu dem "Aus-Stahl-Sein". Wie sich noch später klären wird, haben die "**relativen Merkmale**" ihr **Seinsfundament** mindestens **in zwei miteinander zusammengestellten Gegenständlichkeiten** (in unserem Falle Qualitäten, Materien irgendwelcher Eigenschaften) und in einer subjektiven Operation des Vergleichens. Sie sind also nicht rein intentional, wie z. B. die Gebilde der dichterischen Phantasie,

17 Bekanntlich hat ***Kant*** solche Sätze "unendliche Urteile" genannt.

296

sie sind aber auch nicht in dem vollen Sinne seinsautonom wie die absoluten Eigenschaften eines seins autonomen Gegenstandes. Hinsichtlich des Sachverhalts (2) muss man aber zugeben, dass – sofern der entsprechende Satz wahr ist – er zwar in dem betreffenden Gegenstande besteht, aber nicht im vollen Sinne seinsautonom ist, da einer von seinen Bestandteilen ("Aus-Nicht-Stahl") zwar sein **Seinsfundament** in dem betreffenden Gegenstande und in dem "Aus Stahl" besitzt, aber zugleich in bezug auf die subjektive Operation des Vergleichens seinsrelativ und von diesen drei **Seinsfundament**en seinsabgeleitet ist. Dabei liegen zwei von diesen Fundamenten außerhalb des Gegenstandes (der Feder), in welchem der Sachverhalt (2) besteht. Er besteht auch nur, sofern andere Sachverhalte in demselben Gegenstande seinsautonom bestehen, vermöge welcher diese Feder eben aus Nicht-Stahl ist, die also das **Seinsfundament** des "Aus-Nicht-Stahl" bilden. Diese anderen, eben nicht genannten und infolgedessen in sich nicht bestimmten Sachverhalte können noch verschiedenartig sein, aber nur einer von ihnen ist im Gegenstande realisiert, z. B. derjenige, vermöge welcher die Feder eben aus Gold ist. Es musste endlich irgendein Umstand existieren, warum eigentlich das Problem entstanden ist, dass diese Feder aus Stahl sei. Dies könnte z. B. mit Rücksicht darauf erwogen werden, ob diese Feder genügend hart und zugleich genügend elastisch sei. Es war dagegen nicht die Frage, ob sie gerade aus Gold sei. Sofern also das "Aus-Nicht-Stahl" überhaupt irgendwie den Gegenstand bestimmt, dem es zukommt, so geschieht es nur vermöge anderer Qualitäten, die in diesem Gegenstande effektiv auftreten. Es fügt auch von sich aus nichts Neues zu dem Gegenstande hinzu und ist lediglich ein äußerer Ausdruck anderer Eigenschaften und ihres Verhältnisses zu dem "Aus-Stahl-Sein". Mit anderen Worten: "Die Feder ist aus Nicht-Stahl" bedeutet soviel wie: sie besitzt die Eigenschaft, aus irgendeinem anderen, vom Stahl verschiedenen, Material verfertigt zu sein, – ohne dass man wüßte, was für ein Material es ist.

Im Anschluss an den von ihm eingeführten Begriff der "unendlichen" Urteile sagt *Kant*: "Nun habe ich durch den Satz: die Seele ist unsterblich, zwar der logischen Form nach dies wirklich bejaht, indem ich die Seele in den unbeschränkten Umfang der nichtsterbenden Wesen setze. Weil nun von dem ganzen Umfange möglicher Wesen das Sterbliche einen Teil enthält, das Nichtsterbende aber den anderen, so ist durch meinen Satz nichts anderes gesagt, als dass die Seele eines von der unendlichen Menge Dinge sei, die übrigbleiben, wenn ich das Sterbliche davon wegnehme. Dadurch aber wird nur die unendliche Sphäre alles Möglichen

297

insoweit beschränkt, dass das Sterbliche davon abgetrennt und in den übrigen Umfang ihres Raumes die Seele gesetzt wird. Dieser Raum bleibt aber bei dieser Ausnahme noch immer unendlich, und es können noch mehrere

Teile desselben weggenommen werden, ohne dass darum der Begriff von der Seele im mindesten wächst und bejahend bestimmt wird[18]." Abgesehen vor allem von den Unterschieden, die zwischen dem Standpunkt und der Betrachtungsweise *Kants* und meiner Auffassung des Problems bestehen, interessant scheint mir die Behauptung *Kants*, dass durch eine Reihe "unendlicher" Urteile über einen Gegenstand dessen "Begriff" – wie Kant sagt – "nicht im mindesten wächst und bejahend bestimmt wird". Was kann dies anderes heißen, als – bei Verlegung des ganzen Problems auf das Gebiet der Sachverhalte und der Bestimmung des Gegenstandes durch seine Eigenschaften – dass derartige "negative" Eigenschaften den Gegenstand von sich aus mit nichts Derartigem ausstatten, was in ihm selbst verkörpert wäre, und dass sie ihn nur so oder anders zu anderen Gegenständen oder bloß gegenständlichen Bestimmungen in Beziehung setzen? Keine neue Qualität tritt aus diesem Grunde in dem Gegenstande auf. Es tritt nur etwas in sich gleichsam Leeres auf, das sich lediglich gewissermaßen durch seinen radikalen Gegensatz zu einem bestimmten materialen Moment sättigt. Dabei wird dieses Moment selbst in Schwebe gelassen, ohne irgendeiner Gegenständlichkeit zuzukommen. Da es zugleich unentschieden bleibt, welche positiven Qualitäten sich hinter jener "negativen" verbergen, da es vielmehr von denselben noch viele verschiedene Arten geben kann (von welchen aber beim positiven Bestimmen des Gegenstandes alle, mit Ausnahme einer einzigen Qualität oder eines Qualitätszusammenhanges, ausgeschlossen sein müssen), so ist jenes "Aus-Nicht-Stahl-Sein" solange etwas "Unkonkretes", "Nicht-Erfülltes", als diese negative Eigenschaft sich nicht zu präzisieren anfängt, so dass durch sie gewissermaßen eine bestimmte Qualität oder eine Mehrheit von zusammenhängenden Qualitäten durchzuschimmern beginnt. Dies letztere findet statt, wenn wir z. B. sagen, dass jemand einer anderen Person gegenüber "nicht gut" sei (d. h. dass er ihr lästig wird, ihr Unrecht tut und dgl. mehr), wenn wir vom "Unwetter", das in der letzten Zeit herrscht, von einer "Unruhe", die uns quält, usw. sprechen. Dies sind dann aber fast positive Bestimmungen, und lediglich die rein sprachliche Fassung weist auf die ursprünglich relative, "leere" Beschaffenheit des betreffenden Gegenstandes hin. Gerade aber diese Fälle der scheinbar negativen sprachlichen Fassungen,

18 Vgl. 1. ***Kant***, Kritik der reinen Vernunft, B. S. 97-98.

298

die ein Mittelgebilde zwischen der streng positiven und den rein negativen Eigenschaften bilden, weisen am besten auf den Gegensatz hin, der zwischen den den positiv bejahenden Sätzen entsprechenden Sachverhalten und denjenigen, die den sogenannten "unendlichen" Sätzen entsprechen, besteht. Sie zeigen uns den Übergang von dem echten Bestimmen des Gegenstandes durch Qualitäten, die in ihm "wirklich" verkörpert sind, zu jenem lediglich leeren Gegenüberstellen eines Gegenstandes einer Materie, das dadurch erzielt wird, dass dem Gegenstande die seinsabgeleitete Bestimmtheit des "Verschiedenseins- Von" zuerkannt wird. Trotzdem kommt ihm dieses "Verschiedenseins-Von" in der Konfrontierung mit bestimmten anderen Gegenständen effektiv zu. **Diese Konfrontierung ist aber nicht etwas, was im Seienden selbst vorkommt, sondern sie wird erst durch den Vollzug einer besonderen Operation eines Bewusstseinssubjekts hervorgebracht**. So zeichnen sich derartige abgeleitete Eigenschaften des Gegenstandes durch eine eigentümliche Relativität in bezug auf eine subjektive Operation aus, obwohl sie eines *fundamentum in re* nicht beraubt sind.

Wie steht es aber mit echten negativen Sachverhalten, welche Korrelate der verneinenden, dem Gegenstande S eine Eigenschaft p absprechenden Sätze sind? [CL: meint er damit eine Aussage der Form (1) auf S.295 ?] Wir beschränken uns dabei auf die Erwägung der Fälle, in welchen p selbst positiv ist.

In der Geschichte des Problems der Negation war A. Reinach[19] – soweit mir bekannt – der erste, der dabei von negativen Sachverhalten sprach. Im allgemeinen lassen sich zwei Standpunkte unterscheiden. Der eine, der die "Negation" (den negativen Sachverhalt) für ein ens rationis (ens secundum rationem) hält, und der andere, nach welchem der negative Sachverhalt gleich "objektiv" wie der positive besteht. Im Sinne der ersten Auffassung ist der negative Sachverhalt etwas, was in der "Wirklichkeit" (im seinsautonomen Sein) selbst gar nicht besteht. Er wird lediglich durch die subjektive Operation des Urteilens, des Meinens, des Vorstellens, entworfen, er würde jedenfalls nicht existieren, falls es keinen "Intellekt" gäbe. Als Vertreter dieses Standpunktes kann man z. B. Duns Scotus nennen. Er schreibt: *"Concedendum, quod contrarietas et relativa oppositio essent, intellectu non existente, non autem privativa oppositio nec contradictio; quia alterum extrem um in illis oppositionibus, pura negatio et privatio secundum*

19 Vgl. A. Reinach, Zur Theorie des negativen Urteils. Münchener Philosophische Abhandlungen, 1911.

299

quod est extremum relationis, est tantum ens secundum relationem . quod de negatione patet, quia, licet illa dicatur de aliquo ente, u~ nonhomo dicitur de asino, tamen secundum rationem, qua contradicit homini non est nisi rationis. Per hoc patet, quod licet contraria maneant, non existente intellectu, non oportet contraria manere, secundurn quod sunt contradictoria; quia negatio albi prout contradicit albo non est in nigro, quia ut contra-

dicit, est dicibilis de ente et non ente. Si dicatur, quod ad nigrum saltum sequatur negatio albi et ita contradictoria sunt, si contraria sunt, dico, quod non existente intellectu non est consequentia[20]."

Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt A. Reinach. Er schreibt:

"Die negativen Sachverhalte bestehen in demselben Sinne und genau mit derselben Objektivität, wie die positiven Sachverhalte" (l.c. S. 231). "Besteht ein Sachverhalt, so ist sein Bestand unabhängig von allem Bewusstsein; es fehlt jede, aber auch *jede* Berechtigung, gerade die negativen Sachverhalte für bewusstseinsabhängig zu erklären ... Teilt man diesen Skeptizismus aber nicht, so darf man auch den negativen Sachverhalten den Bestand nicht absprechen wollen. Der objektive Bestand beider ist ja gesetzmäßig miteinander verknüpft, wie es mit aller Wucht die logischen Grundsätze aussprechen ... " (l.c. S. 251). Nach Reinach sind die negativen Sachverhalte auf eine notwendige Weise mit den positiven verbunden; sie müssen bestehen, wenn entsprechende positive Sachverhalte bestehen. "Jetzt steht ... der geurteilte negative Sachverhalt des Nicht-kleiner-Seins der 3 (seil. von 2) mit dem erkannten Sachverhalte – dem Größer-Sein der 3 – in einem Verhältnis notwendiger Verknüpfung derart, dass mit dem Bestehen des einen unmittelbar auch das Bestehen des anderen verbunden ist" (l.c. S. 234). Er scheint somit, dass nach Reinach gar kein existentialer Unterschied zwischen den positiven und den negativen Sachverhalten besteht. Trotzdem finden wir bei Reinach zwei sehr bemerkenswerte, übrigens miteinander verknüpfte Vorbehalte: "Positive Sachverhalte können. .. , abgelesene werden... In dieser Weise kann niemals ein negativer Sachverhalt abgelesen werden" (S. 232 l. c.). Und analog:

"Würden wir uns darauf beschränken, die Sachverhalte abzulesen, welche die Welt der realen und idealen Gegenstände uns gibt, so würde uns niemals ein negativer Sachverhalt vorstellig werden" (l.c. S. 233). Ausdrücklich stellt auch Reinach in seinen weiteren Ausführungen fest, dass man, um einen negativen Sachverhalt zu erkennen, einen anderen,

[20] Vgl. Duns Scotus, Quaestiones in lib. Praed., Quaest. XXXVIII, 523 asp.

diesmal positiven Sachverhalt zuvor erkennen muss; man muss nachher einsehen, dass mit demselben jener negative Sachverhalt mit Notwendigkeit verbunden ist, und eben damit jenen Sachverhalt erkennen.

Indem wir die notwendige Verknüpfung des negativen Sachverhalts mit dem erkannten positiven Sachverhalt erfassen, wird auch dieser negative Sachverhalt, auf den sich die (positive) Überzeugung bezieht, positiv evident, da er ja in notwendiger Verknüpfung steht zu dem anderen positiv evidenten Sachverhalte" (1.c. S. 234). "Wie die negative Überzeugung vom positiven Sachverhalt, so setzt auch die positive vom negativen Sachverhalt das Erkennen eines anderen Sachverhalts voraus." "Die positive Evidenz eines negativen Sachverhalts setzt voraus die positive Evidenz eines notwendig mit ihm verknüpften Sachverhalts" (1.c. S. 235).

Diese letzteren Feststellungen Reinachs sagen uns freilich selbst nichts über die Verschiedenheit der Seinsweise der negativen Sachverhalte im Gegensatz zu den positiven Sachverhalten. Sie behaupten nur, dass die Weise, in welcher sie erkannt werden, von dem Erkennen der positiven Sachverhalte verschieden ist. Diese Verschiedenheit aber ist kein bloßer psychologischer Zufall (der etwa mit unserer psychophysischen Organisation verbunden wäre), sondern sie fließt – wie wir noch sehen werden – aus gewissen besonderen Momenten der negativen Sachverhalte sowie aus ihren Zusammenhängen mit den positiven Sachverhalten. Es liegt somit die Frage nahe, ob sich dahinter nicht doch ihre existentiale Verschiedenheit von den positiven Sachverhalten verbirgt. Bemerkenswert ist dabei, dass Reinach selbst auf eine ziemlich unerwartete Weise auf gewisse subjektive, für die Konstituierung eines negativen Sachverhalts unentbehrliche Bedingungen hinweist. Er leitet sie aus der Funktion des Wörtchens "nicht" ab, das in der Verneinung mit dem prädikativen "ist" verbunden ist. "Dieses ‚ist' wird negiert und zu einem ‚ist nicht' gestempelt. So ersteht vermittels der Negierungsfunktion der negative Sachverhalt. Er ist uns im Vollzug des Denkens selbst keineswegs gegenwärtig; der Fortgang des Meinens lässt ihn gleichsam hinter sich. Aber es steht uns jederzeit frei, ihn vorstellig zu machen und als das zu erkennen, was in der Negation sich uns **konstitu**iert hat" (1.c. S. 241). Reinach bringt sich freilich sofort Zum Bewusstsein, dass damit seine eigene Stellung ins Wanken gerät. Er sucht auch den möglichen Vorwurf abzuschwächen, indem er entsprechende Vorbehalte macht. Es fehlt ihnen aber jene eindeutige Klarheit , die sonst seine Ausführungen auszeichnet. Wir lesen nämlich: "Der Ausdruck Konstitution darf nicht missverstanden werden; er soll natürlich

nicht besagen, dass durch die Negierungsfunktion negative Sachverhalte ‚erzeugt', sozusagen hergestellt würden[21]. Wir wissen ja, negative Sachverhalte bestehen, genauso wie positive, ganz gleichgültig, ob sie von jemandem vorgestellt, erkannt, geglaubt, gemeint und behauptet werden oder nicht. Dass 2 x 2 nicht gleich 5 ist, dieser Sachverhalt besteht ganz unabhängig von jedem ihn erfassenden Bewusstsein, ebensogut wie das positive Gleichsein von 2 x 2 = 4. Werden dann die so geurteilten Sachverhalte dann noch einmal in Akten des Behaup-

tens ‚hingestellt', so bauen sich dabei die positiven Sachverhalte in Akten gegenständlichen Meinens auf. Die negativen Sachverhalte dagegen bedürfen zu ihrem Aufbau in dieser Sphäre einer Funktion, welche gewisse gemeinte Elemente negiert. Das ist also der Sinn des Ausdrucks Konstitution: nicht dass Sachverhalte an sich durch die Funktion erzeugt würden, sondern dass sie sich vermittels der Negation im Meinen und für das Meinen aufbauen" (1. c. S. 242).

Leider versagt diese Erklärung in dem entscheidenden Punkte. Ob wir nämlich von der "Konstitution" und dem "Konstituieren", vom "Erzeugen" sprechen oder ob wir das Wort "aufbauen" verwenden, dies ändert nicht viel an der Sachlage[22], noch werden wir näher aufgeklärt, wie wir diese beiden Worte zu verstehen haben. Das Wort "aufbauen" – dabei noch in Verbindung mit dem "im Meinen" – legt uns nicht im minderen Grade den Gedanken an die Seinsabhängigkeit des negativen Sachverhalts von dem Bewusstsein nahe wie das Wort "**konstitu**ieren", und ebensowenig schließt es ihn aus. Was die Erklärung Reinachs bringt, ist lediglich dies:
1. den Vorbehalt, dass man bei dem Worte "**konstitu**ieren" nicht an die Seinsabhängigkeit vom Bewusstsein denken soll,
2. dass das Wort "aufbauen" auch in Beziehung auf die positiven Sachverhalte verwendet wurde und
3. dass jenes "aufbauen" – wie wir ergänzen möchten – die Sachverhalte "für das Meinen" zugänglich machen soll.
Die beiden ersten Vorbehalte sind im Grunde rein negativer **Natur**. Sie sollen lediglich erklären, wie das Wort "aufbauen" nach Reinach nicht verstanden werden soll. Denn in Anbetracht dessen, dass es auch in bezug auf positive Sachverhalte verwendet wurde, welche ja nach Reinach ganz zweifellos "objektiv" bestehen (d.h. also "unabhängig vom Bewusstsein"), muss man aus der Bedeutung des Wortes "aufbauen"

21 Was bedeutet dann aber, dass der negative Sachverhalt "ersteht vermittels der Negierungsfunktion" ?

22 Im Grunde sagen diese beiden Worte genau dasselbe. Es ist aber natürlich möglich, sie terminologisch zu differenzieren; dann muss aber die Sinnverschiedenheit angegeben werden, was Reinach nicht tut.

302

all das ausschließen, was darauf hinweisen würde, dass das, was durch die Funktion des Wörtchens "nicht" im Satze "aufgebaut" wird, dadurch seine Seins**un**abhängigkeit vom Bewusstsein verliert. Man muss aber auch wissen, in welchem positiven Sinne hier vom "Aufbauen", "Konstituieren" des Sachverhalts durch die Funktion des Wörtchens "nicht" die Rede ist. Was bedeuten dann solche Sätze wie diejenigen, die wir S. 2411.c. lesen: "Auch hier freilich müssen wir einen Unterschied machen zwischen der Funktion, dem, woran sie sich betätigt, und dem, was in dieser Betätigung erwächst. Indem das ‚ist' im Sachverhalt negiert wird, erwächst der kontradiktorisch-negative Sachverhalt."? Die Verwendung von Reinach in dem früher zitierten Vorbehalte der Wendung "für das Meinen" soll wohl im Sinne seiner Intuition zur Betonung dienen, dass die Sachverhalte (die positiven und die negativen) selbst für sich existieren, und dass sie so oder anders aufgebaut sind, ganz unabhängig davon, ob wir sie erkennen, denken, annehmen usw. Um sie aber für das Denken zugänglich zu machen, muss bei den negativen Sachverhalten jene Funktion des Wörtchens "nicht" angewendet werden. Dann aber müsste man eigentlich sagen, dass diese Funktion, genau gesprochen, weder etwas für sich selbst, noch "für das Meinen" "aufbaut" oder "**konstitu**iert", sondern dass sie dem Bewusstseinssubjekt einfach das enthüllt, was in dem Gegenstande, über den wir urteilen, selbst besteht.

Warum soll aber eine derartige Enthüllung beim negativen Sachverhalt unentbehrlich sein, während sie bei einem positiven Sachverhalt nicht nötig ist, da wir ihn, nach Reinach, einfach an der Wirklichkeit "ablesen" können? Ist es vielleicht nicht einfach deswegen der Fall, weil so etwas wie ein negativer Sachverhalt – wenn er überhaupt im seinsautonomen Sein vorhanden sein soll – in ihm mindestens nicht dieselbe Rolle wie die positiven Sachverhalte spielt, weil er das Seiende mit sich selbst nicht "aufbaut", weil er eben negativ ist und in sich nichts Derartiges verkörpern kann wie der positive Sachverhalt mit dem positiven Moment der Eigenschaftsmaterie? Warum soll nur bei dem negativen Sachverhalt eine zusammengesetzte Operation notwendig sein, in welcher man sich zunächst auf einen positiven, und zwar einen besonders gewählten, Sachverhalt bezieht, dann jene eigentümliche Funktion des Verneinens vollzieht, um erst auf diesem Wege endlich einen negativen Sachverhalt "für uns" "erstehen" zu lassen? Wenn der negative Sachverhalt in jeder Hinsicht auf dieselbe Weise im seinsautonomen Sein bestände wie die positiven Sachverhalte, so ist unverständlich, warum er dann nicht auf dieselbe Weise im Seienden vorzufinden ("ablesbar") ist.

303

Und wie soll sich da eigentlich durch die Funktion des Verneinens jene Funktion des "Aufbauens" vollziehen? Hier finden wir bei Reinach wiederum eine gewisse Unklarheit. Trotz seiner entschiedenen Aussprache für die scholastische Behauptung *"in propositione negativa negatio afficere debet copulam"*, für die Auffassung also, dass – wie Reinach sagt – die Verneinungsfunktion sich auf ein positives Element des positiven Sachverhalts "S

ist p" beziehen soll, soll sie sich zugleich auf den ganzen Sachverhalt beziehen, der verneint werden soll [23]. Dieses Verneinen scheint im Zusammenhang damit doppeldeutig zu sein. Einmal kann es die Verwerfung des ganzen Sachverhalts "A ist b" ausdrücken – was man in dem Satze: "Nein: A ist b"

aussprechen könnte; das andere Mal dagegen handelt es sich lediglich um eine Umbildung des positiven Sachverhalts "A ist b" in den Sachverhalt "A ist nicht b". Im ersteren Fall wäre der positive Sachverhalt durch die Funktion des Negierens aus einer Seinssphäre eliminiert, wobei es unbestimmt bleibt, was diese Sphäre eigentlich sei: der Gegenstand A allein oder ein ganzes Seinsgebiet, in welchem A nur als ein Bestandteil vorhanden wäre. Im zweiten Falle dagegen würde nur etwas im Bereiche dieses Sachverhalts radikal verändert werden, wodurch jener negative Sachverhalt sich aufbauen würde. Wir sehen: es muss da bei Reinach etwas Wesentliches geändert werden, damit wir zu einer eindeutigen Entscheidung kommen können.

Reinach hat natürlich recht, wenn er behauptet, dass die Sachlage beim Feststellen eines positiven Sachverhalts eine ganz andere ist als beim Erfassen eines negativen[24]. Beim Herantreten an das unmittelbare Erkennen einer seinsautonomen Seinssphäre müssen wir vor allem nicht sosehr – wie Reinach behauptet - auf den Sachverhalt "A ist b"

[23] Vgl. 1. e. S. 241: »Weder das A noch das b kann negiert werden, sondern allein das b-Sein des A; in unserem Beispiel bezieht sich also die Negierungsfunktion speziell auf das ‚ist' und dadurch zugleich auf den ganzen, in dem Urteil sich aufbauenden, gegliederten und geformten Sachverhalt ‚A ist b'." Außerdem: »Sicher zu erfassen ist die Negierungsfunktion, welche dem ‚nicht' entspricht, sicher zu erfassen ist es auch, dass sie sich an dem Elemente(!) des Sachverhaltes, welches in dem ‚ist' seinen Ausdruck findet, betätigt. Dieses ‚ist' wird negiert und zu einem ‚ist nicht' gestempelt." Und endlich: "Und es gibt Behauptungen, in denen die Kopula des Sachverhaltes und damit der ganze Sachverhalt negiert wird" (I. e. S. 243). Man muss betonen, dass Reinach die Wendung "das b-Sein des A" sofort als einen Ausdruck einführt, der den ganzen Sachverhalt bedeuten soll, und dass er erst jetzt in diesen Betrachtungen die Sachlage so darstellt, als ob jenes „-Sein", das dem Wörtchen »ist" im Satze entspricht, ein besonderes Element des Sachverhaltes neben A und b bildete.

[24] Vgl. I.e. S. 232: »Sie (seil. die negative Überzeugung) hat ... zur psychologischen Voraussetzung eine intellektuelle Stellungnahme zu dem Sachverhalte, auf den sie sich bezieht, mag diese Stellungnahme nun in einer positiven Überzeugung, einer Vermutung, einer Frage oder dergleichen bestehen." Außerdem 1. c. S. 233: »Ich muss dem negativen Sachverhalt als solchem mein Interesse zuwenden, ihn bezweifeln, in Frage stellen oder dergleichen, um ein Urteil zu gewinnen."

304

eingestellt sein, sondern auf das eventuele "b-Sein“ des A. Jene "intellektuelle Einstellung", von welcher Reinach spricht, also die Bereitschaft des Annehmens, des Vermutens (Absetzens), des Verwerfens, des "In-Zweifel-Setzens" usw. – hat als psychologische Grundlage das intentionale Meinen jenes Sachverhalts "A ist (ist nicht) b". Es ist klar, dass dieser Sachverhalt uns in dieser Phase nicht unmittelbar gegeben ist. Wir "lesen" ihn in einer Seinssphäre als etwas dort Bestehendes nicht einfach ab, obwohl er zugleich vermöge jener intellektuellen Einstellung gewissermaßen zum Bestehen in einer gedanklich gewählten Seinssphäre – in jenem A – prätendiert. Infolgedessen wenden wir uns jenem Gegenstand A gedanklich zu und versuchen, unter seinen unmittelbar gegebenen Eigenschaften oder unter denjenigen, die sich erschließen lassen, jenes "b" zu finden. Wir tun es am häufigsten auf diese Weise, dass wir entweder diejenige Seite des A, an welcher jenes b auftreten kann, oder eine allgemeine Hinsicht (eine Art von Eigenschaften) in Betracht ziehen, deren Einzelfall jenes b bilden kann. Nachdem wir uns aber einmal dem A zugewendet haben, finden wir an ihm (unmittelbar oder durch Erschliessung) irgendeine andere Eigenschaft (oder eine Handlung oder einen Zustand usw.) vor, so dass wir zu der Feststellung des Sachverhalts "A ist c" gelangen – , wobei dieses c gerade dort auftritt, wo wir jenes b erwartet haben. Gerade deswegen behaupten wir einfach nicht "A ist c", sondern "A ist nicht b", indem wir freilich den Sachverhalt "A ist c" wie im Vorbeigehen bemerkt haben und über ihn sozusagen zur Tagesordnung übergegangen sind. Jenes c interessiert uns oft so wenig, dass wir es sogar deutlich nicht erfassen. Indessen, wenn wir nicht nach jenem b gesucht hätten, würden wir doch einfach feststellen, "A ist c", und das würde uns genügen. Unter den angegebenen Bedingungen können dabei zwei Fälle eintreten: entweder stellen wir einfach fest: "A ist nicht b", oder wir bringen uns das c-Sein des A nicht nur zum Bewusstsein, sondern wir erfassen zugleich, dass das Zukommen der Eigenschaft c das gleichzeitige Zukommen des b ausschließt, und infolgedessen stellen wir fest, dass A nicht b ist, weil es eben c ist.

305

Der Sachverhalt "A ist nicht b" unterscheidet sich in verschiedener Hinsicht von dem Sachverhalt "A ist c". Reinach stellt ganz richtig fest, dass man ihn an keiner Wirklichkeit einfach "ablesen" kann, also weder im Rahmen der realen, noch der idealen Welt. Man kann ihn nicht "ablesen" – dies kann nichts anderes bedeuten als nur, dass sogar dann, wenn der Sachverhalt "A ist b" solche Elemente der Materie (A und b) enthält, dass sie sich im Prinzip bei einer unmittelbaren Erfahrung des Gegenstandes A, der in seiner Eigenschaft b auftritt, feststellen ließen, der Sachverhalt "A ist nicht b" in seinen materialen Momenten nicht unmittelbar zu erfassen ist, und zwar deswegen, weil der Gegenstand A das b unter seinen Eigenschaften gerade nicht besitzt[25]. Reinach fragt aber nicht, warum es eigentlich so ist, und warum es notwendig ist, sich auf einen anderen positiven Sachverhalt "A

ist c" zu beziehen. Dies klärt sich aber ohne weiteres, wenn man die ganze Sachlage berücksichtigt. Im Falle eines seinsautonom bestehenden positiven Sachverhalts existiert seinsautonom sowohl A als das c und ist beides eventuell gegeben[26]. Im Falle des bestehenden Sachverhalts "A ist nicht b" dagegen existiert zwar seins autonom das A und ist eventuell unmittelbar gegeben, während das eigenschaftliche oder handlungsmäßige Moment b nur *gedacht* wird. Dieses Moment b ist dabei in der gegebenen Sachlage nur das rein intentionale Korrelat dieses Gedachtwerdens, auch wenn das b an sich der Art wäre, dass es im Prinzip seinsautonom existieren könnte[27]. Und umgekehrt: Gerade deswegen, weil das b ein rein intentionales Korrelat eines Denkaktes ist,

25 Ein Sachverhalt kann im strengen Sinne des Wortes nicht „wahrgenommen" werden. Er gelangt erst im Aussagen von etwas über etwas zur Enthüllung. Dieses Aussagen kann aber im Anblick des Gegenstandes A, der in einer Eigenschaft b auftritt, geschehen und kann dem Gehalte des Wahrgenommenen genau angepasst werden. In diesem Falle darf von einer .unmittelbaren" Feststellung eines Sachverhaltes gesprochen werden. Diese Weise der Feststellung ist aber nur bei manchen positiven Sachverhalten möglich. Die übrigen Sachverhalte müssen auf Grund der Feststellung anderer Sachverhalte erschlossen werden, und letzten Endes auf Grund der Sachverhalte, die sich .unmittelbar" feststellen lassen.

26 Ich vergesse natürlich nicht, dass es unter den positiven Sachverhalten eines seinsautonomen Gegenstandes A Sachverhalte geben kann, die in sich nur seinsheteronome eigenschaftliche Momente enthalten. Sie brauchen aber hier nicht berücksichtigt zu werden.

27 Man könnte einwenden, dass dieses b nicht notwendig für etwas rein Intentionales gehalten werden muss, da es ebensogut die betreffende ideale Qualität sein könnte. Indessen, wenn man sagt: .Die Rose da ist nicht blau", so handelt es Sich. Im normalen Falle nicht darum, dass eine bestimmte ideale Qualität dieser Rose da nicht zukommt (was natürlich wahr ist), sondern es kommt darauf an, dass eine Konkretisation dieser Qualität dieser Rose da nicht zukommt, eben weil sie .nicht blau ist.

306

ist es nicht so, dass das seinsautonome A seinsautonom b ist. Deshalb eben kann der Sachverhalt "A ist nicht b" nicht einfach "abgelesen", sondern muss – auch wenn das A gegeben ist – nur gedacht werden, und zwar auf Grund des Abgelesenseins eines anderen Sachverhalts:

"A ist c".

Was bedeutet das eigentlich, dass A nicht b ist? Dies lässt sich nur durch die Berufung auf den Sinn des "ist b" in dem seinsautonomen Sachverhalt "A ist b" begreifen. Ich bemühte mich, dies auseinander zu setzen – wenigstens in einer Annäherung – , indem ich die gegenständliche Grundform analysierte, und zwar im Falle, wo eine Eigenschaft einem Gegenstande zukommt. Jener besondere enge Zusammenhang, jene asymmetrische Einheit zwischen dem Subjekte der Eigenschaften und den ihm zukommenden Eigenschaften, welche in sich selbst in bezug auf dasselbe seinsunselbständig sind und es infolge der Struktur des Zukommens mit ihrem materialen Moment bestimmen, dieser Zusammenhang besteht eben nicht, ist zwischen A und b sozusagen aufgehoben, wenn es Tatsache ist, dass A nicht b ist. Weil das b seinsunselbständig ist, kann es bei der "Aufhebung" dieser Einheit seinsautonom nicht existieren. Wenn von ihm in der Beziehung zum A die Rede ist, so ist es nur Korrelat dieser Rede, also seinsheteronom. Mittels der Funktion des Ausdrucks "ist nicht" wird die zwischen A und b bestehende Trennung zur Konstitution des Sachverhalts "A ist nicht b" verwendet. Diese Trennung ist aber dadurch bewirkt, dass die Stelle, welche im Gegenstande A durch das b eingenommen werden könnte, bereits durch ein anderes Moment c besetzt ist. Auf diese Weise hat der Sachverhalt "A ist nicht b" einerseits in dem Sachverhalte "A ist c", andererseits in dem In-Betracht-genommen-Sein des b sein **Seinsfundament**. Zugleich wird es verständlich, warum – wie *Reinach* richtig feststellt – die Erfassung des Sachverhalts "A ist nicht b"
a) die intellektuelle Einstellung des Urteilenden auf das eventuelle Zukommen des b dem Gegenstande A,
b) die Erfassung des Sachverhalts "A ist c" voraussetzt.
Das erste ist für die intentionale Bestimmung des Momentes b und den naheliegenden Vorschlag, dieses b als eine Eigenschaft des A anzuerkennen, das zweite dagegen für die Erfassung der Seinsgrundlage des ganzen Sachverhalts "A ist nicht b" notwendig.

Wie steht es aber letzten Endes mit dem Bestehen des Sachverhalts "A ist nicht b"? Wer hat eigentlich recht: *Duns Scotus* oder *Reinach*? Das Ergebnis unserer Erwägungen weist darauf hin, dass die negativen Sachverhalte existential nicht auf gleicher Stufe mit den positiven Sachverhalten,

307

die in der seinsautonomen Sphäre bestehen, gestellt werden dürfen. Andererseits dürfen sie nicht für reine *entis rationis* gehalten werden. Dass ein Etwas nicht eine bestimmte Eigenschaft besitzt, ist – wenn der entsprechende Satz wahr ist – auch eine Tatsache, nur dass sie als Tatsache von den positiven Tatsachen in verschiedener Hinsicht verschieden ist. Die negativen Sachverhalte weisen einen eigentümlich doppelartigen Charakter ihres Seins auf. Es zeigt sich aufs neue, dass die einfache Gegenüberstellung von Sein und Nichtsein nicht ausreicht. Von den positiven Sachverhalten unterscheiden sich die negativen dadurch, dass sie eine Seinsabgeleitetheit, eventuell eines höheren Grades, als es bei den positiven Sachverhalten der Fall ist, kennzeichnet. Sofern die positiven Sachverhalte in einem seinsautonomen Gegenstande seinsursprünglich sind, sind die in ihm auftreten-

den negativen Sachverhalte von denselben seinsabgeleitet. Sofern aber jene schon ihrerseits seinsabgeleitet sind, sind diese von jenen seinsabgeleitet, also in einem höheren Grade als jene. Sie sind wie ein Schatten, der sozusagen hinter dem Gegenstande liegt, so bald es neben ihm eine Lichtquelle gibt. Seine Richtung, seine Größe und seine Gestalt wird durch diese Lichtquelle mitbestimmt, wobei natürlich auch die Gestalt des Gegenstandes selbst mitbestimmend ist. Ebenso werden die negativen Sachverhalte dadurch hervorgerufen und bestimmt, dass einerseits entsprechende positive Sachverhalte in dem betreffenden Gegenstande bestehen, andererseits aber ein Erkenntnissubjekt für einen bestimmten Bereich gegenständlicher Bestimmtheiten interessiert ist. Die positiven Sachverhalte eliminieren – je nach ihrem Gehalt – bestimmte Materien aus dem Bestande des betreffenden Gegenstandes, der infolgedessen durch die entsprechenden Qualitäten (Materien) nicht bestimmt ist. Das Erkenntnissubjekt ergänzt aber – je nach seinem Interesse – den Gegenstand intentional durch negative Sachverhalte, in welchen die Trennung gewisser materialer Bestimmtheiten von dem Gegenstande zur Ausprägung gelangt. Dadurch wird in den Seinsbereich des betreffenden negativen Sachverhalts eine Verschiedenheit der existentialen Momente eingeführt. Der Bestand der den Gegenstand bildenden positiven Sachverhalte und jene Trennung zwischen ihm und den aus seinem Bereich eliminierten materialen Momenten (durch das "nicht b", "nicht d" usw.) bildet die seinsautonome Seite des seinsautonomen Gegenstandes. Dagegen bilden jene aus seinem Seinsbereich eliminierten materialen Momente, die durch das Erkenntnissubjekt als eigenschaftliche und handlungsmäßige Ergänzung des Gegenstandes in Vorschlag genommen und zugleich abgewiesen werden, die seinsheteronome Seite des Gegenstandes

308

bzw. der entsprechenden negativen Sachverhalte. Diese [CL: auf was bezieht sich das?] hat ihr **Seinsfundament**
a) in der Gesamtheit der positiven Sachverhalte, die in dem betreffenden Gegenstande bestehen und das b ausschließen,
b) in dem Erkenntnisakt des den Gegenstand erfassenden und die betreffenden materialen Momente abweisenden Subjekts.
Die seinsautonome Seite des negativen Sachverhalts bildet zugleich seinen positiven Faktor, obwohl in ihm gerade das negative "ist nicht" auftritt (d. h. die Trennung zwischen dem Gegenstande A und allem andern). Positiv ist natürlich auch das A selbst als das Eigenschaftssubjekt, das in dem negativen Sachverhalt als ein wesentliches Element auftritt. Aber seinsautonom ist auch jene Trennung, denn sie ist nichts anderes als die Grenze des Seinsbereiches des Gegenstandes A. Sie ist zugleich ein Ausdruck der Positivität (der Selbstgegenwart) seiner materialen Ausstattung. Die Folge dieser Selbstgegenwart ist die Eliminierung aller anderen materialen Momente aus dem Seinsbereiche des Gegenstandes[28]. Diese Trennung ist also der bloße Ausdruck dessen, dass der Gegenstand so und so ist, dass er begrenzt oder (wenn man will) endlich ist und dass dasjenige, was ihn aufbaut, eben undurchdringlich ist: es füllt die betreffende Stelle seines Seinsbereiches so aus, dass keine andere Materie seine Stelle zugleich einnehmen kann[29]. Dieses "andere" ist dabei nie beliebig, sondern es ist durch die im Gegenstande auftretenden positiven Sachverhalte streng bestimmt. Es sind also zwei Gründe oder Quellen der "Begrenztheit" (oder wenn man will der Endlichkeit [30] des Gegenstandes:
a) die effektive "**Immanenz**" seiner materialen Bestimmung in ihm selbst, also seine Seinsautonomie,
b) die soeben erwähnte "Undurchdringlichkeit" aller seiner positiven materialen Bestimmungen.
In beiden liegt auch die letzte Quelle des ontologisch

28 Vorzugsweise sind es materiale Momente, es können aber sowohl die formalen als auch die existentialen Momente sein, wenn man z. B. behauptet, ein Mensch sei kein Ereignis.

29 Die "Undurchdringlichkeit", um die es sich hier handelt, ist in einem seinsautonomen Gegenstande etwas Positives. Nur die sprachliche Erfassungsweise ruft hier den Schein von etwas Negativem hervor. Eine solche nur scheinbare, rein intentionale Negativität ist auch möglich.

30 Wenn ich hier den Ausdruck der "Endlichkeit" des Gegenstandes verwende, so lasse ich damit noch nicht die Möglichkeit der "unendlichen" Gegenstände (also der Gegenstände, die überhaupt all e möglichen Materien in sich als eigene Bestimmung enthalten würden) zu. Dies hat mit der mathematischen "Unendlichkeit" (z. B. der Mengen) nichts zu tun. Dagegen steht es mit dem üb I ich e n Gottesbegriff im Zusammenhang. Der Zweifel soll sich aber nicht gegen die Möglichkeit Gottes überhaupt, sondern nur gegen einen von der Theologie gewöhnlich vertretenen Gottesbegriff wenden.

309

verstandenen Widerspruchsprinzips und eben damit ein **Seinsfundament** der negativen Sachverhalte. Es würde indessen die negativen Sachverhalte nicht geben, wenn es nicht einen so großen Reichtum der möglichen Materien (der idealen Qualitäten) gäbe, der ihnen unmöglich macht, dass sie alle in einem und demselben Gegenstande konkretisiert werden können. Dieser Reichtum – also wiederum etwas durchaus Positives – ruft einerseits die Begrenzung der einzelnen Gegenstände – das also, dass jeder von ihnen nur eine besondere Auswahl der in ihm konkretisierten Materien enthält – hervor, andererseits aber ermöglicht er das Vorhandensein einer Mannigfaltigkeit voneinander abgegrenzter, individueller Gegenstände[31]. Diese Gegenstände müssen aber nicht nur gegenseitig abgegrenzt, sondern sie müssen auch außer einander sein, weil ein jeder von ihnen vermöge seiner

eigenen Bestimmtheiten eine Mannigfaltigkeit anderer Bestimmtheiten ausschließt, die somit nur in anderen Gegenständen auftreten können. Indem die qualitativen Abwandlungen sich gegenseitig ausschließen und in einer ganzen Mannigfaltigkeit existieren, liefern sie sozusagen das ausreichende Material für die Ausstattung vieler individueller Gegenstände. Und umgekehrt: erst die ganze Mannigfaltigkeit individueller Gegenstände könnte, wenigstens im Prinzip, alle reinen Möglichkeiten erschöpfen, die in jedem Gebiet der idealen Qualitäten durch die Existenz bestimmter Mannigfaltigkeiten ihrer niedersten Abwandlungen (der eidetischen Singularitäten, wie Husserl sagt) bestimmt sind.

31 Es scheint gar nicht notwendig zu sein, dass es z. B. verschiedene "Qualitäten" der Farben, viele verschiedene Helligkeiten derselben, viele verschiedene Tonfarben, Intensitäten usw. gibt, statt dass es nur eine Farbenqualität, eine Helligkeit usw. gäbe. Aus der Farbigkeit der Farbe scheint sich dies gar nicht zu ergeben. Wenn es viele ideale Farbenqualitäten gibt, welche viele Abwandlungen einer und derselben gattungsmäßigen Qualität bilden, so ist dies vielleicht eine letzte metaphysische Tatsache, deren Merkwürdigkeit sich nur auf einem Wege der metaphysischen Erwägung erklären ließe. Eine rein ontologische Tatsache ist höchstens dies, dass zwischen der Farbigkeit und der "Qualität" der Farbe (der Röte oder der Gelbheit) eine ein-/vieldeutige Wesenseinheit besteht, d. h. dass die Farbigkeit nicht darauf empfindlich ist, durch welche Farbenqualität sie ergänzt werden soll, sondern lediglich darauf, dass sie überhaupt durch irgendeine Farbenqualität ergänzt werden muss. Dass es aber gerade so viele und gerade solche Farbenqualitäten gibt (was nicht sagen soll, dass es nur diejenigen sind, welche uns Menschen erkenntnismäßig zugänglich sind) und nicht eine einzige, das scheint schon eine Tatsache, die einer metaphysischen Klärung bedarf. Und analog: Wenn unsere reale Welt, falls sie überhaupt existiert, tatsächlich der Art ist, dass sie in sich Konkretisationen vieler verschiedener Abwandlungen derselben gattungsmäßigen Qualitäten verkörpert, welche auf verschiedene Gegenstände verteilt sind, so lässt sich dies nicht rein ontologisch erklären. Nur die Metaphysik der idealen Qualitäten einerseits und der realen Welt andererseits kann hier Fragen stellen und sie zu beantworten suchen.

310

Die negativen Sachverhalte der individuellen Gegenstände ergeben sich letzten Endes aus dem Kontrast zwischen dem Reichtum der Mannigfaltigkeiten idealer Qualitäten und ihrer gegenseitigen Undurchdringlichkeit, d.h. dem Sich-nicht- Vertragen ihrer Konkretisationen im Seinsbereiche eines und desselben individuellen (seinsautonomen) Gegenstandes. Dieser Reichtum ermöglicht es zugleich, beim Erkennen eines individuellen Gegenstandes verschiedene, in ihm nicht realisierte materiale Momente in Betracht zu ziehen (bzw. ziehen zu können). Wir schlagen sie gewissermaßen für seine eigenschaftliche Ausstattung vor, und indem wir in ihm andere Eigenschaften vorfinden, ergänzen wir den Gegenstand durch Entfaltung entsprechender negativer Sachverhalte. Gäbe es das entsprechende Erkenntnisinteresse des Subjekts sowie seine Aussagefunktionen nicht, dann würde es auch die entsprechenden negativen Sachverhalte nicht geben. Insofern, aber auch nur insofern sind sie "entia rationis". Diese entia rationis würden aber nicht möglich sein, wenn die oben besprochenen positiven Tatsachen nicht bestünden. Die negativen Sachverhalte sind also keine reinen entia rationis, sie haben eine Seite des seinsautonomen Seins in sich, andererseits aber ergeben sie sich – unter der Mithilfe des Erkenntnissubjekts – aus der Reihe aufgewiesener Tatsachen. Die rein intentionalen Korrelate der Aussage-Sätze bilden dagegen reine entia rationis sine fundamento in re und nur eum fundamento in intellectu und seinem Gebilde, dem Satze[32] .

[CL 23.2.2011: Diese ganze 20-seitige Abhandlung des §53 (ab S. 291 bis hier hin) verdeutlicht klar, wie **unangemessen** RI's ontologische Vorgehensweise ist, nämlich „Eigenschaften" irgendwelchen sog. „seinsautonomen Gegenständen" „anzuhängen". Darüber hinaus wird eine Eigentümlichkeit unserer **Sprache** – nämlich die Subjekt-Prädikat-Struktur – ausgerechnet in dem Augenblick mit hineingezogen und mit dem sog. Sachverhalt identifiziert, wo man nach etwas fragt, was, wie die Ontologen glauben oder zumindet „für möglich halten", unabhängig vom menschlichen Bewusstsein „existiere", nämlich hier die sog. „**seinsautonomen Gegenstände**".]

Zur Bestätigung der Richtigkeit unserer Auffassung von den negativen Sachverhalten werfen wir die Frage auf, ob und inwiefern ein negativer Sachverhalt, sobald er eintritt, also in diesem Sinne zu einem Ereignis wird, die Ursache eines anderen Ereignisses sein kann.

Auf den ersten Blick scheint da kein wesentlicher Unterschied zwischen den negativen und den positiven Sachverhalten vorzuliegen, besonders, da wir trotz der angedeuteten Vorbehalte das Bestehen der negativen Sachverhalte in seinsautonomen Gegenständen zugegeben haben. Wird dies aber auch nicht durch verschiedene Beispiele bezeugt? Man behauptet z. B., dass der Mangel einer genügenden Motorisierung der polnischen Armee im Jahre 1939 die Ursache ihrer Niederlage im Kriege gegen die Deutschen war. Kann ein negativer Sachverhalt nicht

32. Als ich über die negativen Sachverhalte zum erstenmal in der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau im Jahre 1947 sprach, hat sich gezeigt, dass an diesem Problem u. a. die Juristen sehr interessiert sind, und zwar im Zusammenhang mit dem Problem der Verantwortlichkeit für die sogenannten "Unterlassungen", in also, wo Jemand eine ihn pflichtmäßig belastende Handlung nicht erfüllt hat.

311

auch die Wirkung eines anderen negativen oder positiven Sachverhalts sein? Wurde also z. B. jener Mangel der Motorisierung nicht durch den Mangel der entsprechenden finanziellen Mittel des polnischen Staates oder durch den Mangel an Einsicht der entsprechenden militärischen Stellen in die wirkliche Rolle der Panzerwagen im modernen Kriege hervorgerufen?

Es handelt sich natürlich nicht um die Frage, wie es "in Wahrheit" war und ob es nicht eine Mannigfaltigkeit anderer positiver Tatbestände gab, welche Ursache des Ausgangs des Krieges im Jahre 1939 waren. Interessant ist für uns nur die Tatsache, dass man eine solche Problemstellung bezüglich der Ursachen gewisser Tatsachen (historischer oder naturwissenschaftlicher Natur) sowohl im täglichen Leben als auch in der Wissenschaft nicht für absurd hält und öfters solche Erwägungen anstellt. Andererseits erheben sich da doch gewisse Bedenken, die gegen die Richtigkeit dieser Problemstellung zu sprechen scheinen. Wie kann etwas "wirken", was nicht da ist? Denn es gibt eben jene Eigenschaften oder jene Tatbestände nicht, deren Nichtbestehen man beschuldigt, der Grund oder die Ursache für andere Tatbestände zu sein. Statt sich auf einen Mangel zu berufen, wäre es nicht richtiger, sich z. B. auf eine schlechtere oder schwächere Ausrüstung der polnischen Armee zu berufen, oder darauf, dass umgekehrt die Geschwindigkeit der Bewegung der einzelnen Einheiten der deutschen Armee viel größer war als die der polnischen Armee usw., oder dass eine große zahlenmäßige Überlegenheit der deutschen Armee die Ursache dessen war, dass sie den Feldzug im Jahre 1939 gewonnen hat. In diesem Falle würde man die Ursache anderer Tatsachen immer in gewissen positiven Ereignissen bzw. Sachverhalten sehen. Nur die Einstellung, die Verantwortlichen dafür zu finden, dass etwas nicht getan oder nicht vermieden wurde, richtet unsere Aufmerksamkeit auf diese oder jene Mängel der Ausrüstung oder des Kommandos als auf die Ursache der Niederlage und damit Ursache in negativen Sachverhalten. Ist dies aber richtig?

Zu beachten ist noch folgendes: Wenigstens zu manchen positiven Sachverhalten lässt sich eine Reihe negativer Sachverhalte wählen, in welchen ein immer höherer Grad einer Eigenschaft auftritt. Der Stahlpanzer eines Schiffes besitzt z. B. bei "normaler" Temperatur eine solche Härte, dass er Geschosse von bestimmtem Kaliber und bestimmter Geschwindigkeit aufhält. Wenn man aber denselben Panzer stark erhitzt, dann verliert er von einer bestimmten Temperatur an, z.B. ab 1500° C, seine Härte, so dass er dieselben Geschosse (bei sonst gleichen Umständen) hindurch lässt. Man kann sagen, dass dieser Panzer eine Reihe

312

negativer Eigenschaften besitzt, bzw. dass in ihm eine Reihe der negativen Sachverhalte besteht. Und zwar: Setzen wir voraus, dass der Panzer die Temperatur 20° C besitzt, dann lässt sich auch sagen, dass er die Temperatur von 1500° C nicht besitzt, aber auch nicht die Temperatur 1600° C und nicht die von 2000° C usw. Wenn wir sagen, dass die Ursache des Aufhaltens der Geschosse die Tatsache war, dass er nicht die Temperatur 1500° C oder nicht die Temperatur von 1600° C besaß, so ist das ganz einerlei, obwohl sich diese Sachverhalte voneinander deutlich unterscheiden. Würde man dann sagen, dass dieselbe Wirkung des Aufhaltens eines bestimmten Geschosses so viele verschiedene Ursachen hatte? Oder ist vielmehr gerade das Entgegengesetzte der Fall, dass nämlich keiner von diesen vielen Sachverhalten die Ursache dieser Wirkung war, und dass er sogar darauf überhaupt gar keinen Einfluss ausübte? Das Eintreten dieser Wirkung hängt nur von einem positiven Sachverhalt, von der Härte des Panzers bei der Temperatur 20° C, ab. Man könnte da aber einwenden: Verhält es sich nicht ganz ebenso mit den positiven Sachverhalten? Denn man könnte hinzufügen, dass die Ursache des Aufhaltens des Geschosses durch den Panzer der Sachverhalt ist, dass derselbe die Temperatur 25 °C oder auch, dass er die Temperatur 5 °C besitzt. In beiden Fällen ist die Härte des Panzers so groß, dass er dasselbe Geschoß aufhält. Wesentlich ist dabei nur dies, dass der Panzer sich in einer Temperatur befindet, die niedriger als – sagen wir – 1500°C ist. Nun gewiss, in all diesen Temperaturen kann der Panzer das betreffende Geschoß aufhalten, es ist aber jeweils nur eine von diesen Temperaturen und somit nur eine bestimmte Härte des Panzers realisiert, und dieser eine Sachverhalt (bzw. sein Eintreten) ist dann die Ursache der einen Wirkung, die in dem Aufhalten eines ganz bestimmten Geschosses besteht. Im Gegensatz dazu bestehen aber viele verschiedene negative Sachverhalte gleichzeitig in demselben Panzer bei einem und demselben positiven Sachverhalt. Und nur dieser letztere zählt sozusagen bei dem Ursachesein eines Ereignisses, während die vielen gleichzeitig bestehenden negativen Sachverhalte alle ohne Bedeutung sind. Zudem ist noch eines zu beachten: Wenn wir die verschiedenen obenerwähnten positiven Sachverhalte der verschiedenen Temperaturen, in welchen sich der betreffende Panzer befindet, miteinander vergleichen und sie als mögliche Ursachen des "Aufhaltens" der Geschosse betrachten, so dürfen wir nicht übersehen, dass der ganze Tatbestand in jedem Falle ein bis zu einem gewissen Grade anderer ist. Die Härte des Panzers ist in den einzelnen Temperaturen ein wenig verschieden. Und so ist auch die Weise, in welcher

313

die Geschosse in den einzelnen Fällen aufgehalten werden, nicht völlig gleich, sondern in verschiedenen, vielleicht auch nicht sehr bedeutenden, Momenten doch etwas verschieden (bei der Voraussetzung völlig gleicher Geschosse und der Art ihres Einschießens, was natürlich in Wirklichkeit nur cum grano salis zu nehmen ist). überall entspricht hier also in jedem einzelnen Fall ein positiver Sachverhalt als Ursache und ein positiver Sachverhalt als dessen Wirkung (wobei dieser Sachverhalt auch sehr komplex sein kann). Dies ist bei den negativen Sachverhalten gerade nicht der Fall: hier entspricht in jedem einzelnen Falle einer ganzen Menge

gewisser negativer Sachverhalte, als vermeintlicher Ursachen, nur ein einziger positiver Sachverhalt als vermeintliche Wirkung. Darin zeigt sich am besten, dass wir es hier überhaupt nicht mit einem kausalen Seinszusammenhang zu tun haben. Hierin zeigt sich eben der radikale Unterschied zwischen der Positivität des Seins und dem uneinheitlichen Seinscharakter der negativen Sachverhalte, auf den wir früher hingewiesen haben.

Die zuletzt durchgeführte Betrachtung erlaubt uns, noch einen Zug der positiven Bestimmung der seinsautonomen Gegenstände aufzuweisen. Es ist nämlich der Gegensatz zwischen der Beschränktheit des seinsautonomen positiven Seinsbereichs des individuellen Gegenstandes und der undurchschaubaren Mannigfaltigkeit der negativen Sachverhalte, die einem jeden positiven Sachverhalt zugeordnet werden können und die trotz ihrer Verschiedenheit sich gegenseitig nicht ausschließen, aber dabei, bei allem Reichtum ihrer diversen Eigenschaftsmomente, doch nichts Neues zu der Bestimmung des Gegenstandes beitragen. Trotzdem ist interessant, dass es so etwas wie die negativen Sachverhalte überhaupt gibt, deren Rolle in den verschiedenen Erkenntnisweisen des Gegenstandes und in den mannigfachen Weisen, in welchen die Menschen mit den realen, oder allgemeiner: mit den seinsautonomen, Gegenständlichkeiten verkehren, nicht ohne Bedeutung ist. In den negativen Sachverhalten eines seinsautonomen Gegenstandes enthüllt sich uns zum zweiten Male ein eigentümlicher Überbau desselben, der von allem, was in ihm seinsautonom ist, seinsabgeleitet und zugleich von bestimmten Bewusstseinsoperationen mitbedingt ist. Das erste Mal waren es die empirischen Möglichkeiten, die in sich selbst von der Erkenntnisweise unabhängig sind, aber doch in der konkreten Weise, in welcher sie von uns entdeckt werden und von uns in bestimmten Situationen in Rechnung genommen werden, doch von den von uns vollzogenen Bewusstseinsoperationen mitbedingt sind. Im zweiten Male sind es die negativen Sachverhalte, insbesondere in ihren Eigenschaftsmomenten. In beiden Fällen haben wir es mit etwas zu tun,

314

was in dem seinsautonomen Seinsbereich des Gegenstandes sein **Seinsfundament** (mindestens zum Teil) besitzt und was zugleich über diesen Bereich als etwas Seinsheteronomes hinausreicht. Zwischen diesen beiden Fällen gibt es verschiedene Unterschiede, mit denen wir uns hier schon nicht mehr beschäftigen werden. In den folgenden Untersuchungen werden wir noch andere ähnliche Fälle analoger Erscheinungen finden, wo sich auf dem Untergrunde seinsautonomer Gegenständlichkeiten eine neue, höhere Schicht aufbaut, die zu dem Gegenstande gehört, obwohl sie nicht mehr in demselben Sinne seinsautonom ist. Alle diese Fälle zeigen auf überzeugende Weise, dass die Einführung des Begriffes der Seinsheteronomie voll begründet war. Er ist kein "leerer" Begriff, dem im Bereich des Seins nichts entsprechen würde, sondern findet in verschiedenen Sachlagen eine wesentliche Anwendung und ist in ihnen auch ein unentbehrliches Mittel der Analyse.

5.3 § 54. Der Sachverhalt und die zeitlich bestimmten Gegenstände

Zum Abschluss der Betrachtung über die Sachverhalte sind noch einige Bemerkungen bezüglich der Beziehungen derselben zu den zeitlich bestimmten Gegenständen hinzuzufügen.

Es wurden früher drei Typen der zeitlich bestimmten Gegenstände unterschieden: die Ereignisse, die Vorgänge und die in der Zeit verharrenden Gegenstände. Ein Ereignis das ist, wie gesagt, das Eintreten eines Sachverhalts oder einer Mannigfaltigkeit von ihnen. Im ersten Falle ist es ein einfaches, im zweiten ein zusammengesetztes Ereignis, wobei die einzelnen eintretenden Sachverhalte auf verschiedene in der Zeit verharrende Gegenstände verteilt werden können. So ist es z. B. dort, wo der Satz gilt: actio = reactio, der Fall.

Was für eine Beziehung besteht aber zwischen einem Sachverhalt und einem Vorgang? Die Antwort auf diese Frage hängt vor allem von dem Typus des Sachverhalts ab. Es wurde früher zwischen den "handlungsmäßigen" Sachverhalten ("der Hund bellt", "Hans läuft") und den eigenschaftlichen Sachverhalten ("Der Mensch ist ein Säugetier", "Diese Rose da ist rot") unterschieden. Im ersten Falle geht in den Gehalt des Sachverhalts ein Vorgang bzw. eine Vorgangsphase ein. Zugleich tritt aber in seinem Gehalt noch etwas auf, was in sich selbst kein Vorgang ist, sondern nur an einem Vorgang "teilnimmt", und zwar auf solche Weise, dass es ihn vollzieht oder ihm unterliegt.

315

Es erheben sich da mehrere Fragen:
1. Wie kann ein Vorgang (insbesondere eine Handlung) ein Bestandteil eines Sachverhalts sein?
2. Kann es einen rein "vorgangsmäßigen" Sachverhalt geben, d. h. einen solchen, in welchem nur ein Vorgang ohne jedes Handlungssubjekt oder sonst einen nicht-vorgangsmäßigen Gegenstand, der zu seinem Vollzug unentbehrlich wäre, aufträte?
3. In welcher Beziehung steht ein Vorgang zu einem "eigenschaftlichen" oder "zustandmäßigen" Sachverhalt, welcher in einem Gegenstande besteht, der jenem Vorgang unterliegt oder ihn vollzieht?

4. Was für ein Verhältnis besteht zwischen den einzelnen potentiellen Phasen eines Vorgangs und den Sachverhalten? Sind die Phasen mit den rein vorgangsmäßigen Sachverhalten identisch?

Besprechen wir diese Fragen der Reihe nach.

Indem ich sage: "Hans läuft", "Jock bellt", "Ein Stein fällt zur Erde" - bestimme ich "vorgangsmäßige" (aber nicht rein vorgangsmäßige) Sachverhalte. Einen Sachverhalt dieser Art bildet - sofern es erlaubt ist, ihn nominal zu fassen - das Vollziehen eines Vorgangs (einer Handlung) durch jemanden (Hans, Jock) oder durch etwas (einen Stein) oder wenigstens unter der Teilnahme desselben an einem sich abspielenden Vorgang. Solche Sachverhalte unterscheiden sich deutlich von Sachverhalten, in denen ein Vorgang Subjekt von seinen Eigenschaften ist. Zum Beispiel: "Das 400-m-Rennen war sehr ermüdend" oder "Der Prozeß der Verwandlung einer Raupe in einen Schmetterling ist sehr kompliziert"[33]. Diese letzteren Sachverhalte unterscheiden sich strukturell nicht von den Sachverhalten, in denen das einem Gegenstande Zukommen einer Eigenschaft enthalten ist. In den vorgangsmäßigen Sachverhalten dagegen erscheint der Vorgang in seinem ihm eigenen Verlauf, im Vollzug seiner Phasen, wobei es im Prinzip ohne Bedeutung ist, ob die entsprechenden Formen des Zeitworts, welche den Vorgang in noch unvollendeter Gestalt entfalten, ihn im gegenwärtigen Verlauf oder in dieser oder jener Vergangenheits- oder in einer

33 Dieses letzte Beispiel bereitet besondere Schwierigkeiten, wenn man versucht zu sagen, was das Korrelat dieses Satzes bildet. Mancher Logiker wird geneigt sein, zu sagen, dass dieser Satz unkorrekt formuliert sei, weil man eigentlich sagen sollte:

"Jeder Vorgang der Verwandlung ... " Es ist indessen zweifelhaft, ob wir mit dem im Texte angegebenen Satze wirklich so etwas aussagen wollen. Man möchte vielleicht sagen, dass, weil dieser Vorgang kompliziert ist, auch ein jeder Vorgang dieser Art kompliziert ist. Jedenfalls besagen diese beiden Sätze etwas ganz anderes. Wie man dieses Problem aber auch lösen wird, so ist die formale Struktur der in Betracht kommenden Sachverhalte eben eine solche, wie dies in unserem Texte angedeutet wird.

316

Zukunfts-Perspektive zeigen. Immer tritt er da im Sich-Vollziehen auf [34]. Dagegen entfalten die perfekten Formen des Zeitworts den Vorgang als etwas, was bereits vollendet ist. Dabei handelt es sich nicht sosehr um die "Zeit", sondern lediglich um den Modus des Entfaltens des Vorgangs als etwas bereits Vollendeten, nach dem Vollzug aller seiner Phasen. Die "perfekten" Formen des Zeitworts zeigen den Vorgang oft nur in einem mittelbaren Aspekt, und zwar unter dem Aspekte einer Eigenschaft, die dem Gegenstande zukommt, wenn er einen Vorgang vollzogen hat [35]:;. In allen anderen Fällen wird die Handlung, welche durch das Subjekt ausgeübt wird, nicht nur im Verlaufe der Phasen, sondern auch als eine Verhaltungsweise des Subjekts gezeigt, in welcher es mehr oder weniger aufgeht und sich in ihr auswirkt und welche zugleich in ihm ihre Seinsgrundlage findet: sie ist immer seine Handlung. Dies bedeutet noch nicht, dass sie durch das Subjekt selbst hervorgerufen und von ihm geleitet sein muss. Davon kann natürlich keine Rede sein, wo es sich um unbelebte Vorgangssubjekte, z. B. um einen Stein handelt, oder wo das Vorgangssubjekt einem Vorgang unterworfen wird [36]. Wesentlich dagegen ist, dass jeder Vorgang in seinem ursprünglichen Phasenverlauf - auch dann, wenn er in einer Vergangenheits-Rückwärtsperspektive entworfen wird - mit dem Gegenstande, der ihn vollzieht, eng verbunden und als solcher eben sei n Vorgang ist. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht scheinen die Sachverhalte zu bilden, welche den sogenannten "subjektlosen" Sätzen entsprechen: "Es regnet", "Es donnert" usw. Es erfordert aber noch eine besondere Analyse, um da zur Klarheit zu kommen[s7]. Wohingegen der Vorgang selbst das Eigenschaftssubjekt im Sachverhalt bildet, da ist auch sein Zusammenhang mit dem in der Zeit verharrenden Gegenstande, an dem er sich

34 Bekanntlich gibt es nicht in allen Sprachen Vergangenheitsformen des Zeitworts, welche den Vorgang in unvollendeter Gestalt entfalten, so z. B. in der deutschen Sprache. Aber dies ist nur eine Eigentümlichkeit der Sprache, deren Mittel manchen Typen der Sachverhalte unzugänglich sind, und bildet keinen Beweis gegen die Möglichkeit derartiger Sachverhalte selbst.

35 Vgl. die zusammengesetzten Vergangenheitsformen des Zeitworts in der deutschen Sprache.

36 Manche Sprachen verwenden vorwiegend die sogenannte "passive" Form des Zeitwortes. Wir wissen aber, dass in vielen Fällen, in welchen diese Form verwendet wird, dasselbe mit gleichem Rechte in "aktiver" Form ausgesprochen werden kann. Es ergibt sich daraus, dass die sogenannte "aktive" Form des Zeitworts noch nicht die besondere Aktivität des Subjekts, von welchem die Handlung ausgeht und geleitet wird, bestimmt. Dies letztere hängt von dem "materialen Inhalt" des Zeitworts, d.h. korrelativ von er Art und den Eigenschaften der Handlung selbst, ab.

37 Es gab bekanntlich am Anfang des Jahrhunderts eine umfangreiche Literatur er die "subjektlosen" Sätze, was mit Brentanos Auffassung des Urteils zusammenhing. Die Struktur des Sachverhalts wurde dabei nicht geklärt. Brentano selbst hat dann bekanntlich die Sachverhalte überhaupt verworfen, weil dies weder mit seiner Auffassung des Urteils noch mit seiner Klassifikation der "psychischen Phänomene" zusammenstimmte.

317

abspielt, nicht von selbst sichtbar[38]. Der Vorgang als ein Eigenschaftssubjekt, als ein Zeitgegenstand besonderer Art, der sich im Verlauf der Phasen **konstitu**iert, scheint seinem "Vollzieher" gegenüber mehr selbständig zu

sein als der Vorgang als das wachsende Phasenganze genommen. Denn sogar dort, wo - wie in dem angegebenen Beispiele - seine Seinsabhängigkeit von einem in der Zeit verharrenden Gegenstande, sowie seine Zugehörigkeit zu demselben, sich anzeigt, bildet er dennoch ein abgesondertes Eigenschaftssubjekt. Die Eigenschaften kommen ihm und nur ihm zu, sie stillen in ihm ihre Ergänzungsbedürftigkeit und üben ihm gegenüber die Funktion der Bestimmung aus, ohne auf das entsprechende Subjekt des Vorgangs überzugehen. Wenn dagegen ein Vorgang in einem spezifisch vorgangsmäßigen Sachverhalt - als ein immer wachsendes Phasenganzes - entworfen wird, dann geht er, ohne eine unselbständige Eigenschaft eines Gegenstandes oder eine Gegenständlichkeit für sich zu sein, doch irgendwie schlicht in den Seinsbereich des Gegenstandes ein. Dass er sich vollzieht bzw. durch diesen Gegenstand vollzogen wird oder dass dieser Gegenstand an ihm lediglich passiv teilnimmt, all dies geht in den Bestand des "Schicksals", der " Geschichte " dieses Gegenstandes ein. Oder, von einem anderen Gesichtspunkt aus gefaßt: Der Gegenstand umfaßt nicht nur alle Sachverhalte des Ihm-Zukommens dieser oder jener Eigenschaft, sondern - indem er Subjekt einer Handlung bzw. eines Vorgangs ist - auch alle Sachverhalte des Vollziehens einer als ein Phasenganzes entfalteten Handlung durch ihn bzw. des Unterliegens in einem Prozesse, der sich an ihm abspielt. Er ist es eben, der in allen ihm zugehörenden Sachverhalten als dasselbe Subjekt auftritt, und zwar entweder als Subjekt von Eigenschaften oder als Subjekt von Vorgängen oder Handlungen, oder endlich als Subjekt des Erleidens der Zustände und Prozesse[39]. Dieses Sich-Einfügen eines sich entwickelnden Vorgangs in den Seinsbereich eines in der Zeit verharrenden Gegenstandes zeigt sich um so nachdrücklicher

[38] Natürlich ist es anders, wenn dieser Gegenstand durch ein besonderes Element des Satzes bestimmt wird, wie z. B. "Der Wettlauf Nurmis dauerte vierzehn Minuten".

[39] Der Gegenstand wurde oben lediglich als ein Subjekt von Eigenschaften erfaßt.

Mit Recht, denn nur dies gehört zu der allgemeinen gegenständlichen Grundform des individuellen Gegenstandes, während nur manche Gegenstände darüber hinaus Vorgangs- oder Handlungssubjekte sein können, was eine vollkommen neue Angelegenheit ist.

318

an, als sein Vollzug nur unter dem gleichzeitigen Sich-Vollziehen ganz bestimmter Veränderungen der Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes möglich ist. Es ist infolgedessen oft sehr schwierig, die einzelnen Phasen des sich vollziehenden Vorgangs, der durch den betreffenden Gegenstand vollzogen wird, von den Phasen der Veränderungen zu unterscheiden, denen der Gegenstand dabei unterliegt. Nehmen wir z. B. den Lauf eines Menschen in Betracht, wobei es keine Rolle spielen soll, ob dieser frei ausgeführt wird. Der Mensch verschiebt sich beim Laufen mit seinem ganzen Leib im Raume über einen bestimmten Weg in einer bestimmten Geschwindigkeit. Dies geschieht aber nur deswegen, weil er zugleich verschiedene Bewegungen seiner Glieder ausführt, indem ihre gegenseitige Lage verändert wird. Gleichzeitig arbeiten seine Lungen, sein Herz usw. auf verschiedene Weise, und es vollziehen sich verschiedene physiologische Prozesse, ohne welche er eine derartige Anstrengung nicht aufbringen könnte. Ein Mensch, der in seinem Automobil "fährt" (eigentlich "gefahren" wird), macht vielleicht denselben Weg mit derselben Geschwindigkeit, er führt aber keine Bewegungen seiner Glieder aus wie der Läufer, weswegen auch die in seinem Leibe vonstatten gehenden physiologischen Vorgänge durchaus anders sind als in dem vorigen Fall. Dort setzt sich der Lauf – als das sich im Raume Verschieben des ganzen Leibes – teilweise aus den Bewegungen der einzelnen Glieder zusammen, teilweise aber ist er ein Ergebnis dieser Bewegungen. Die Veränderungen in seinem Verlaufe (z. B. eine vorübergehende Verminderung der Geschwindigkeit) sind von dem Verlaufe der physiologischen Prozesse und den Veränderungen in den Eigenschaften des Leibes abhängig. Dazu gehört z. B. die Gesamtheit der Veränderungen, welche alle zusammen zu einer Ermüdung und infolgedessen zu einer Herabminderung der Geschwindigkeit des Laufes führen. Die Bewegung eines "Fahrgastes" im Eisenbahnzug steht dagegen nur in einer sehr losen Beziehung zu den in seinem Leibe sich vollziehenden Veränderungen. Der Vorgang und der Mensch bilden hier zwei in einem viel höheren Maße voneinander unabhängige Einheiten, obwohl auch hier zwischen ihnen verschiedene gegenseitige Einflüsse bestehen. Die Fahrt übt dabei auf den Fahrgast einen bedeutenderen Einfluss als umgekehrt. In den beiden unterschiedenen Fällen indessen würde die Bewegung verschwinden, wenn man den in ihr begriffenen Leib wegschafft. Eine Bewegung kann sich ohne den bewegten Körper nicht vollziehen[40]. Je mehr aber ein Vorgang in die Veränderungen eines in der Zeit

[40] Dies scheint trivial zu sein. Es gab indessen eine Epoche der neuzeitlichen Physik, wo man diesen Satz für falsch erklären musste. Erst die Geschichte der Lichttheorie im 20. Jahrhundert zeigt, wie umstritten, aber auch wie wichtig, dieser Satz ist.

319

verharrenden Gegenstandes verwickelt ist, je enger sich der gegenseitige Zusammenhang zwischen ihm und dem, was ihm unterliegt, oder was ihn vollbringt, gestaltet, desto höher ist seine Seinsabhängigkeit von dem Gegenstande, an dem er sich vollzieht. Die Sachverhalte, welche durch die subjektlosen Sätze bestimmt werden, sind somit nur scheinbar ohne ein Vorgangssubjekt, an dem sie sich abspielen. Nur sprachlich wird es nicht

näher bestimmt oder überhaupt nicht erwähnt (wie es z. B. in der polnischen Sprache geschieht). Es entsteht somit die Frage, wie das rein intentionale Korrelat solcher Sätze gebaut ist. In den entsprechenden seinsautonomen, in der Wirklichkeit bestehenden Sachverhalten dagegen treten in ihren Gehalten nur Vorgänge auf, welche sich an bestimmten in der Zeit verharrenden Gegenständen vollziehen. Jenes "Es donnert", "Es blitzt" usw. vollzieht sich immer als ein Vorgang an gewissen materiellen Teilchen. Ohne die durch die elektrische Entladung bewegten Luftteilchen gäbe es keinen "Donner", ohne den überspringenden Funken und die Kondensatoren gäbe es keinen "Blitz". In all diesen Fällen dringen die Vorgänge in den Bereich der Veränderungen, die sich in den diesbezüglichen Gegenständen vollziehen, ein und sind enger und loser mit ihnen verbunden.

Es muss dabei noch ein Moment beachtet werden: Es ist nicht so, dass der vorgangsmäßige Sachverhalt eines Gegenstandes ein - wie man sagt - momentaner "Querschnitt" durch den sich gerade vollziehenden Vorgang wäre. Der Vorgang setzt sich nicht aus momentanen, in sich veränderungslosen Querschnittssachverhalten – aus Ereignissen – zusammen, wie z. B. von Whitehead behauptet wurde. Im Gegenteil. Der Vorgang tritt im Sachverhalt als etwas zweiseitig Unbegrenztes - in der Richtung auf die Vergangenheit und in der Richtung auf die Zukunft - auf, was also nicht fortwährend unterbrochen wird, sondern als etwas, was sich in dem steten Ablauf der Zeit kontinuierlich vollzieht, solange es nicht zum Abschluss kommt. Die verschiedenen imperfekten Zeitformen der Zeitwörter, mit deren Hilfe wir die vorgangsmäßigen Sachverhalte entfalten, sind gerade diesem spezifischen Unabgegrenztsein der Vorgänge, bzw. ihrer Phasen, dadurch angepasst, dass sie in ihrem Sinne gar keine Einschränkung oder einen Vorbehalt in dieser Hinsicht enthalten. Es sind erst besondere Bedeutungsmomente oder Formen nötig, um anzudeuten,

320

dass ein Vorgang in einem bestimmten Moment beginnt oder dass er unterbrochen wird oder einfach zum Abschluss kommt. Eine solche besondere Wortform, die sich übrigens nicht in allen Sprachen findet, ist das Iterativum. Es übt eine Funktion aus, die sich in der deutschen Sprache überhaupt nicht direkt ausdrücken lässt. Im Polnischen sagt man z. B. "chadzalem na spacer", d. h. ich ging öfters (oder sogar: gewöhnlich) spazieren. Ich tat es "mehrmals", und jeder Spaziergang war ein Ganzes für sich, zeitlich doppelseitig begrenzt, aber zugleich mit einer gewissen, auch zeitlichen Dauer, nicht momentan. Mit anderen Worten: wenn man von den Eigentümlichkeiten der rein intentionalen Sachverhalte abstrahiert, die in ihnen durch besondere intentionale Gebilde hervorgerufen werden, so muss zugegeben werden, dass die vorgangsmäßigen Sachverhalte (im engeren Sinne des Wortes) in sich zeitlich dauernd sind. Sie sind nur insofern zeitlich begrenzt, als eine Diskontinuität in den sich vollziehenden Vorgängen selbst enthalten ist. Wenn man die Eigentümlichkeiten des sich entwickelnden Phasenganzen des Vorgangs und dessen Verschiedenheit von dem Vorgang als einem besonderen Eigenschaftssubjekt, das sich im Vollzug des Phasenganzen erst **konstitu**iert, beachtet, und wenn man zugleich zugibt, dass ein vorgangsmäßiger Sachverhalt nichts anderes ist als das Sich-Abspielen eines Vorgangs oder das Vollzogenwerden einer Handlung durch ein Handlungssubjekt, so wird man auch zugeben, dass das wachsende Phasenganze des Vorgangs nichts anderes als das rein vorgangsmäßige Element des vorgangsmäßigen Sachverhalts ist. In seinem Bestehen, Sich-Vollziehen wird eben dieses Ganze erfaßt, indem man sagt, ein Gegenstand tue etwas oder es geschehe etwas mit ihm, er unterliege einer Wirkung und dgl. mehr. Wenn man dagegen zu den eigenschaftlichen Sachverhalten eines Vorgangs übergeht, so behandelt man diesen Vorgang als einen spezifischen Zeitgegenstand und entfaltet die sich hinter seinen Eigenschaften bergenden Sachverhalte. Es sind dies ganz andere Sachverhalte als die rein vorgangsmäßigen, obwohl sie mit ihnen in einem engen Zusammenhange stehen und von ihnen streng abhängig sind. Aber nicht nur die streng vorgangsmäßigen, sondern auch die rein eigenschaftsmäßigen Sachverhalte - sofern sie in den in der Zeit verharrenden Gegenständen bestehen - sind zeitlich dauernd; ihre Dauer besitzt eine gewisse zeitliche Begrenzung. Dass die Blätter dieser Rose da weich sind, dass die Schrifttypen meiner Maschine hart sind, dass sie diese oder jene Gestalt haben, all dies ist zeitlich dauernd, erstreckt sich über eine Zeitphase, tritt in einem Streifen Immer neuer Gegenwarten auf und erscheint dann später in der Vergangenheit

321

in der charakteristischen Vergangenheitsmodifikation als etwas, was eine Phase der Vergangenheit erfüllt. Eigenschaftsmäßige Sachverhalte, die solcherweise zeitlich dauernd sind, treten aber nicht überall, d. h. nicht in allen möglichen Gegenständen, auf. Ob sie zeitlich dauernd sind oder nicht, dies ist mit der Form der eigenschaftlichen Sachverhalte nicht verbunden, während die spezifisch vorgangsmäßigen Sachverhalte infolge ihrer wesenmäßigen Form immer zeitlich dauernd sind, auch dann, wenn sich der betreffende Vorgang nur sehr kurz abspielt. Mit anderen Worten: Jeder Vorgang vollzieht sich in einer Zeitphase. Dagegen gilt dies nicht für einen jeden eigenschaftsmäßigen Sachverhalt. Dies findet vor allem bei allen jenen Sachverhalten nicht statt, die in außerzeitlichen, idealen Gegenständen bestehen. Ich werde mich damit hier nicht näher beschäftigen, man darf es aber nicht vergessen. In unserem Zusammenhange ist aber hervorzuheben, dass es auch unter den Sach-

verhalten, die in den in der Zeit verharrenden Gegenständen bestehen, solche Sachverhalte gibt, die in sich keine Dauer aufweisen. Dies sind vor allem jene Sachverhalte, deren Eintritt ins Sein ein Ereignis bildet. Andererseits sind es wenigstens manche Sachverhalte, die in einem Vorgang als einem zeitlichen Gegenstande vorkommen. Ein Vorgang erwirbt in einem Moment seines Vollzuges eine Eigenschaft, die er alsbald allein deswegen verliert, weil er sich weiterentfaltet. Ebenso bilden gewisse plötzlich eintretende Veränderungen in dem sich weiterentwickelnden Prozeß momentane, also zeitlich nicht ausgedehnte Sachverhalte. Die in der Zeit ausgedehnten Sachverhalte - das sind ausschließlich entweder die vorgangsmäßigen Sachverhalte im engeren Sinne oder aber eigenschaftsmäßige Sachverhalte, die in den in der Zeit verharrenden Gegenständen vorkommen und in sich "dauerhafte" Eigenschaften derselben enthalten[41]. Der in der Zeit verharrende Gegenstand dauert nur deswegen – und kann nur deswegen dauern – , weil

41 Es darf hier überall nicht vergessen werden, dass die Sachverhalte keine Gegenstände sind und infolgedessen auch keine Eigenschaften besitzen. Wenn wir über sie dies oder jenes aussagen, so machen wir sie zwar rein intentional zu Gegenständen und kleiden sie in eine ihnen im Grunde fremde Form. Dies muss alles sozusagen rückgängig gemacht werden, wenn man die Sam verhalte rein in ihrer originären Form erfassen will. Dies ist eben möglich, wenn wir sie nur satzmäßig entwickeln und uns nur deutlich zum Bewusstsein bringen, wie sie in ihrer ursprünglichen Form in sich sind, ohne sie zu nominalisieren. Dies macht an sich keine größere Schwierigkeit aus, sobald wir im intuitiven Erfassen der Sachverhalte sind. Die Schwierigkeiten beginnen erst dann zu entstehen, wenn wir das Erfaßte in nominale, sprach1im geformte Begriffe zu fassen suchen. Aber aum da ist nur zu beamten, was diese nominale sprachliche Fassung an Neuem mit sich bringt, damit wir es als etwas den Sachverhalten selbst Fremdes uns zum Bewusstsein bringen können und die den Sachverhalten aufgeworfene fremde Form von ihnen sozusagen abschütteln. Dies lässt Sich mit Hilfe entsprechender sprachlich formulierbarer Restriktionen erzielen.

322

er in seinem Seinsbereich einerseits zeitlich dauernde eigenschaftliche Sachverhalte, andererseits auch eventuell gewisse Vorgänge als sich entwickelnde Phasenganze enthält. Er kann auch nur deswegen als eine innig kompakte Einheit, als ein Gegenstand, existieren, wenn zwischen den Sachverhalten, die in seinem Seinsbereiche bestehen, die Gesetze des Zusammenseins und des Zusammenhängens eingehalten werden. In diesen Seinszusammenhängen zwischen den Sachverhalten muss der letzte Grund der Identität eines in der Zeit verharrenden Gegenstandes gesucht werden. Ich werde darauf noch zurückkommen. Für die Identität und die Existenz des in der Zeit verharrenden Gegenstandes ist es wesentlich, dass gleichsam an der letzten Wurzel seines Seins die bei den hier unterschiedenen Typen der zeitlich dauernden Sachverhalte vorhanden sind, von denen die einen die anderen zu überdauern vermögen. Die ersten hören auf, während die anderen veränderungslos verharren, während noch andere erst auftauchen und sich zu entfalten beginnen. Welche von ihnen die anderen überdauern müssen und welche dagegen aufhören können, wenn der betreffende Gegenstand in der Zeit "derselbe" bleiben soll, das ist der Kern des Problems der Identität als auch des Wesens eines jeden in der Zeit verharrenden Gegenstandes.

Die Schwierigkeiten, die bei der Behandlung der beiden Probleme vielfach auftauchten, ergaben sich hauptsächlich daraus, dass man im allgemeinen bei ihrer Behandlung die Sachverhalte gar nicht berücksichtigt hat. Und selbst, wenn man es tat, so übersah man gewöhnlich die ursprüngliche Ausgedehntheit der Sachverhalte in der Zeit. Denn man hat sowohl über das Wesen als auch über die Identität des Gegenstandes zuviel mit Hilfe von Namen gedacht, statt sich der Aussagesätze zu bedienen. Man hielt das Problem erst dann für gelöst, wenn es gelang, diesen oder jenen in der Gestalt eines Namens formulierten Begriff des Wesens bzw. der Identität zu konstruieren. Indessen enthüllt uns erst der Aussagesatz die Zeitlichkeit mindestens mancher Sachverhalte in der ganzen Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, und zwar vermöge der Funktion, die im Satze das bestimmte Zeitwort bzw. das nominalverbale Prädikat ausübt. Diese Funktion ist so ursprünglich und erfordert keinerlei besondere nominale Ergänzungen, welche das Moment der Zeitlichkeit der Sachverhalte erst bestimmen würde, dass sie die Sachverhalte sogar dann zeitlich gestaltet, wenn es sich tatsächlich um außerzeitliche Gegenstände handelt, woraus sich dann eine eigentümliche

323

Verfälschung derselben ergibt[42]. Man müsste eigentlich eine ganz besondere Sprache bilden, um über die außerzeitlichen, z. B. mathematischen, Gegenstände ganz korrekt aussagen zu können, eine Sprache, in welcher die sogenannten "Zeitwörter" die Sachverhalte nicht in unmittelbaren Zeitformen entwerfen würden. Da wir eine solche Sprache nicht besitzen, ist es natürlich, dass wir uns in der Mathematik mit verschiedenen Ersatzmitteln bedienen, wie z. B. mit künstlich gebildeten Symbolen der Beziehungen, der Funktionen (im mathematischen Sinne), der verschiedenen Grundoperationen zwischen den Elementargebilden des betreffenden Gebiets, u. a. auch mit statisch gefaßten Zeichen der Gleichheit und Ungleichheit und endlich mit einer übermäßigen Rolle der Namen (Begriffe). All dies dient dazu, um wenigstens auf diesem Wege und bis zu einem gewissen Grade die außerzeitlichen Beziehungen und Zusammenhänge zwischen den mathematischen Gegenständlichkeiten zu rekonstruieren. Man tut es übrigens im Rahmen der Mathematik eher aus einem richtigen wissenschaftlichen

Instinkt als aus der klaren Einsicht, dass man es in diesem Gebiete mit echt außerzeitlichen Gegenständen zu tun hat. Erst die ontologischen Untersuchungen können den echten Seinsmodus der idealen außerzeitlichen Gegenstände aufweisen. Dies wird freilich von den Mathematikern der Gegenwart - die noch immer glauben, sehr "wissenschaftlich" zu sein, wenn sie gewisse positivistische Vorurteile hegen - nicht anerkannt, und zwar in dem Maße, dass sie sich mit den ontologischen Untersuchungen nicht bekannt machen wollen.

Wie wir sehen, eröffnen die Sachverhalte in verschiedenen Richtungen Ausblicke auf weitere Probleme des formalen Aufbaus individueller Gegenstände, mit denen wir uns später noch beschäftigen werden. Sie werden uns auch erlauben, das vielleicht schwierigste Problem der formalen Ontologie anzugreifen, an dem wir hier nicht vorbeigehen können: das Problem der **Form des Verhältnisses**.

Auf die S. 316 aufgeworfenen Fragen ist somit zu antworten:

ad 1. Ein Vorgang kann auf zweifache Weise ein Element des Sachverhalts sein: entweder ist er in ihm das Subjektglied, und dann wird er als ein zeitlicher Gegenstand spezifischer Art aufgefaßt, oder er bildet den Gehalt des vorgangsmäßigen Sachverhalts, wobei er dann dem Prädikat des Satzes entspricht, und dann wird er als das wachsende Phasenganze des Vorgangs erfaßt.

4! VgI. R. Ingarden, Das literarische Kunstwerk, § 15.

324

ad 2. Rein vorgangsmäßige Sachverhalte, in welchen gar kein Vorgangs- oder Handlungssubjekt erscheint, sind nur als rein intentionale Korrelate der sogenannten "subjektlosen" Sätze möglich, und zwar in einer Sprache, wo das Subjekt sogar nicht in der Gestalt des unbestimmten "es" auftritt (wie dies im Sinne der deutschen Grammatik sein muss), sondern – wie es z. B. in polnischer Sprache der Fall ist – wo der Satz streng subjektlos ist. Z. B.: grzmi (es donnert).

ad 3. Das Verhältnis der eigenschaftsmäßigen Sachverhalte zu dem Vorgang kann zweierlei sein: Entweder enthält der Vorgang in sich seine eigenen eigenschaftsmäßigen Sachverhalte, soweit er ein zeitlicher Gegenstand ist, oder die eigenschaftsmäßigen Sachverhalte bestehen in einem Gegenstande, der ein Handlungssubjekt ist. Rein formal genommen, treten dann in dem Seinsbereich eines in der Zeit verharrenden Gegenstandes eigenschaftsmäßige und vorgangsmäßige Sachverhalte nebeneinander auf. Je nach dem Fall bestehen dann zwischen ihnen verschiedene, oft sehr komplizierte Seinsabhängigkeiten. In der Verschiedenartigkeit dieser Beziehungen und Abhängigkeiten **konstitu**ieren sich verschiedene Typen sowohl der Vorgänge als auch der in der Zeit verharrenden Gegenstände, welche Vorgangsträger sind. Diese Beziehungen können sich - wie es scheint - so eng gestalten, dass wenigstens manche Vorgänge zum Wesen gewisser Gegenstände gehören, die in der Zeit verharren und nicht existieren können, ohne sich zu verändern. Dies kommt insbesondere bei den Organismen und auch bei den Personen in Betracht und wird bei der Behandlung des Problems des Wesens eines individuellen Gegenstandes eigens besprochen werden müssen (vgl. unten § 58). Es ist indessen klar, dass diese besonderen Fälle, um die es sich hier handelt, durch die Materie des betreffenden individuellen Gegenstandes bestimmt sind. Die Form des Gegenstandes ist hier in einigen ihrer Besonderheiten deutlich von der Materie desselben abhängig und vielleicht von ihr auch abgeleitet.

ad 4. Die Phasen des Vorgangs bilden rein vorgangsmäßige Elemente der vorgangsmäßigen Sachverhalte. In dem Maße also, wie die Phasen des Vorgangs sich voneinander in dem Phasenganzen mehr oder weniger deutlich abzeichnen, grenzen sich auch die vorgangsmäßigen Sachverhalte voneinander mehr oder weniger deutlich im Ganzen desjenigen Gegenstandes ab, welcher der Träger (und Vollzieher) des betreffenden Vorgangs ist. Es ist dabei auf den Unterschied zwischen seinsautonomen Sachverhalten, die in individuellen Gegenständen bestehen, und den rein intentionalen Sachverhalten, welche die Korrelate der Aussagesätze bilden, streng zu achten. Im letzteren Falle kann das Verhältnis

325

des vorgangsmäßigen Sachverhaltes zu einer Phase des Vorgangs sich auf sehr verschiedene Weise gestalten, je nach der sprachlichen Fassung des betreffenden Sachverhalts.

6 KAPITEL XII – Verhältnis

DIE FORM DES VERHÄLTNISSES. DIE RELATIVEN UND DIE NICHTRELATIVEN (ABSOLUTEN) MERKMALE DES INDIVIDUELLEN GEGENSTANDES

6.1 § 55. Das formale Wesen des Verhältnisses. Die nichtrelationalen Gegenstände

[CL: Dieser ganze §55 ist eine merkwürdige Mischung aus Sprachverwirrung und Metaphysik. Da man aber „Metaphysik" auch schlicht als Kampf mit der Umgangssprache auffassen kann, ist §55 NUR Sprachverwirrung. Mathematiker brechen darüber in schallendes Gelächter aus.]

Ich habe mich bis jetzt fast ausschließlich mit den inneren Sachverhalten eines Gegenstandes beschäftigt, mit Sachverhalten also, die "im Innern" eines individuellen Gegenstandes bestehen. Genauer gesprochen können diese Sachverhalte auch "Ein-Subjekt-Sachverhalte" genannt werden; als Subjekt der zukommenden Eigenschaft oder des vollzogenen Vorgangs tritt nur ein individueller Gegenstand oder höchstens ein Gegenstand mehr oder weniger höherer Ordnung auf. Es gibt aber auch Sachverhalte, an denen mehr als ein Gegenstand teilnimmt; und zwar nimmt er daran als der Grund des Zukommens einer Eigenschaft mindestens einem von den in Betracht kommenden Gegenständen oder als Grund des sich im Vollzug befindenden Vorgangs teil. Als Beispiele können hier Sachverhalte genommen werden, die durch die folgenden Sätze bestimmt sind:

1. "A ist größer als B." (im besondern Falle: "Die Sankt-Peter-Basilika in Rom ist größer als die Jesu-Kirche").
2. "Der Esel ist dem Pferde ähnlich."
3. "Der Bruder ist ein Verwandter seiner Schwester."
4. "Peter schlägt Paul."
5. "Peter wird von Hans geliebt" (geschlagen usw.).

Die hier aufgezählten Sachverhalte unterscheiden sich deutlich von den Sachverhalten, an denen ebenfalls mehr als ein individueller Gegenstand teilnimmt, in denen aber die in ihnen auftretenden Gegenstände eine andere Rolle als bei den soeben angegebenen ausüben, und zwar eine Rolle, die denjenigen ähnlich ist,

326

welche die Gegenstände in den im vorigen Kapitel besprochenen Sachverhalten ausüben, z. B. also:

6. "Peter und Paul sind spazieren gegangen." oder
7. "Die Blumen zeichnen sich auf der Wiese mit bunten Farbenflecken ab."

In den beiden letzten Beispielen sind es entweder nur rein gedanklich gebildete Mannigfaltigkeiten der Sachverhalte, an denen nur "ein Subjekt" teilnimmt, oder aber es sind zusammengesetzte Sachverhalte desselben Typus. In ihrem Grundaufbau unterscheiden sie sich nicht von den Sachverhalten, die in dem vorigen Kapitel besprochen wurden. Die unter 1 bis 5 angegebenen Beispiele unterscheiden sich dagegen prinzipiell von den Sachverhalten, welche nur ein Subjekt aufweisen. In den Beispielen 1 bis 3 ist die dem einen von den im Sachverhalt auftretenden Gegenständen zukommende Eigenschaft der Art, dass ihre Materie mindestens zwei Gegenstände bestimmt; indem sie dem einen von ihnen zukommt, "bezieht" sie sich zugleich auf einen anderen Gegenstand. [CL: Nein! *Beide* Gegenstände sind aufeinander bezogen; die Art, wie das erfolgt, heißt halt eine (binäre) Relation; sie sollte eben *nicht* als „Eigenschaft" *eines* der beiden Gegenstände aufgefasst werden; das gäbe Verwirrung und unnötige Komplizierung.] In den Beispielen 4 und 5 handelt es sich um eine Handlung, welche von einem Subjekt vollzogen wird, sich aber auf einen anderen Gegenstand richtet und auf ihn übergeht. Dadurch geht sie gewissermaßen über den betreffenden Gegenstand hinaus, wodurch sie ihn auf eine besondere Weise mit einem anderen Gegenstand "verbindet". Die Materie der Eigenschaft enthält in den Fällen 1- 3 einen eigentümlichen Hinweis auf einen anderen Gegenstand. Sie wird noch genauer zu klären sein. [CL: Zu klären ist nur, dass das eben nicht als „Eigenschaft" eines der beiden Gegenstände aufgefasst werden sollte, die in Relation stehen, sondern eine Eigenschaft der **Relation** selbst! Alles andere führt zu jenen „magischen Beschwörungsformeln" wie sie in diesem § in Folgenden verbrochen werden.] Vorläufig werden die materialen Momente solcher Art "relationale" Momente genannt[1]. Sie spielen im Aufbau der Sachverhalte, die in sich mehrere Subjekte bergen, eine besonders wichtige Rolle. Sie sind es nämlich, die über die Einheitlichkeit derartiger Sachverhalte entscheiden. Sie sind für sie in dem Sinne **konstitu**ierend, dass sie zwei voneinander abgesonderte Gegenstände als zueinandergehörige Elemente eines und desselben Sachverhalts verbinden. Wir sagen: "A ist

größer als B". Jenes "größer als" – oder in den anderen Sachverhalten: "ähnlich dem", "jemandem verwandt" usw. – ist ein Merkmal, das einen Gegenstand nicht dadurch bestimmt, dass es eine in sich geschlossene, eigentümliche, besondere Qualität in sich birgt, sondern, dass es ein Ergebnis, gleichsam eine Quintessenz – ein Exponent dessen ist, dass zwei verschiedene Gegenstände bestimmte Eigenschaften für sich besitzen. Einerseits ist es die Eigenschaft des Gegenstandes A, andererseits die Eigenschaft des Gegenstandes B, die berücksichtigt werden müssen, damit das A "größer als" B sein könnte. [CL: eben **nicht**!!]

1 Der Ausdruck „relational“ stammt von Nicolai Hartmann, er soll dem Ausdruck „relativ“ gegenübergestellt werden.

327

Dieses "größer als" hat zugleich in dem anderen Gegenstande B sein besonderes Korrelat, das zwar in dem betreffenden Sachverhalt ("A ist größer als B") nicht auftritt, das aber einen analogen **konstitu**ierenden Faktor eines anderen Sachverhalts bildet, welcher gewissermaßen ein Spiegelbild, eine "Umkehrung" des ersten Sachverhalts ist [CL: inverse Relation.]. Dem Moment "größer als" entspricht das Moment "kleiner als", dem Moment "linksseitig" das Moment "rechtsseitig", indessen dem Moment "ähnlich" dem einen Gegenstand ebenfalls das Moment "ähnlich" dem anderen Gegenstand usw. Diese beiden Sachverhalte "A ist größer als B" und "B ist kleiner als A" gehören so eng zueinander, dass sie einfach nur als der Ausdruck oder die Folgeerscheinung des Zugleichseins der Gegenstände A und B mit bestimmten Eigenschaften zu sein scheinen. Das relationale qualitative Moment "verbindet" zwar diese Gegenstände miteinander und bildet eben damit das innere Band des Sachverhalts mit mehreren Subjekten, es tut dies aber nur deswegen, weil es sich auf den Eigenschaften der Gegenstände A und B aufbaut oder – wenn man will – in ihnen "gründet". Da es aber in der Form der Eigenschaft steht, kommt es nur einem von ihnen zu [CL: Unsinn! Das kommt nur durch die Struktur der Umgangssprache rein! – Verwechslung von „Eigenschaft“ eines (zusammen mit einem anderen in einer Relation stehenden) Gegenstandes mit der Eigenschaft der **Relation selbst**!!]. Dies ändert aber nichts an der Funktion des "Verbindens" der Gegenstände A und B zu einem Paar der Relationsglieder. Dieses Band zwischen den Gliedern modifiziert aber die Selbständigkeit und die Abgesondertheit dieser Gegenstände nicht im mindesten. Jeder von ihnen bildet weiterhin eine in sich abgeschlossene Einheit, die von derjenigen des anderen Gegenstandes streng geschieden ist, sofern natürlich diese Gegenstände ihre Selbständigkeit und Abgeschlossenheit nicht in sich selbst aus völlig anderen Gründen verloren haben[2]. Nicht mehr auf dieselbe Weise verhält es sich mit den viele Subjekte in sich bergenden Sachverhalten, die eine "transitive" Handlung **konstitu**ieren. ("Paul schlägt Peter") – sofern diese Handlung auf den anderen Gegenstand, auf den es "übergeht", einen Einfluss ausübt; dann hören die in Frage kommenden Gegenstände zwar noch nicht auf, zwei Gegenstände zu sein, trotzdem aber kommt es zu einem "Sich-gegeneinander-Öffnen": es gibt da eine Berührungsfläche, eine Fläche des gegenseitigen Beeinflussens [3]. Der vorgangsmäßige, zwei Subjekte in sich bergende Sachverhalt bildet auch einen Faktor, der zwei gegenseitig seinsselbständige

2 Wenn das letztere tatsächlich der Fall wäre, könnte man mit Recht bezweifeln, ob dann da noch ein seinsautonomer Sachverhalt mit mehreren Subjekten vorliegen würde.

3 Es eröffnen sich da besondere formal-ontologische Probleme, die, soviel ich weiß, vielleicht nur von *H. Lotze* geahnt wurden. V gl. seine Metaphysik. [CL: Dies ist ein typischer Fall für das immer wieder zu beobachtende Phänomen, das mit der Sprachontologisierung Probleme erst „gemacht“ werden, die ohne so einen Sprachmissbrauch gar nicht vorhanden sind.]

328

Gegenstände verhältnismäßig am stärksten miteinander "verbinden" kann. Sie sind dann nicht mehr so seinsunabhängig voneinander, obwohl die Soseinsabhängigkeit noch beschränkt sein kann. Es eröffnen sich da verschiedene komplizierte Sachlagen, die in einer umfassenden Theorie der kausalen Seinszusammenhänge zu untersuchen sind. Und zwar um so mehr, als diese Sachverhalte – wie wir noch sehen werden – die Seinseinheit der Welt ermöglichen.

Die mehrere Subjekte in sich bergenden Sachverhalte können natürlich nicht nur zwischen zwei Gegenständen, sondern auch zwischen einer größeren Anzahl derselben bestehen. Sie bilden dann ganze Gruppen zueinander gehörender Gegenstände, wobei der zwischen ihnen bestehende Zusammenhang enger oder loser sein kann. Dies letztere hängt davon ab, ob die betreffenden Gegenstände nur durch einen einfachen, mehrere Subjekte in sich bergenden Sachverhalt oder durch mehrere derartige Sachverhalte – die dabei eventuell noch verschiedener Art sein können – "verbunden" werden. Die Enge des Verbundenseins der Glieder hängt natürlich von der materialen Bestimmung des Sachverhalts ab. Es sind dies alles Fragen, auf die noch zurückzukommen ist.

Die mehrere Subjekte in sich bergenden Sachverhalte können zur Aufklärung des formalen Wesens des **Verhältnisses** verwendet werden. Man hat ja oft betont, dass der Begriff des Verhältnisses (*relatio*) ein Elementarbegriff sei, der undefinierbar ist. Ohne dazu Stellung nehmen zu wollen, suche ich hier lediglich gewisse Züge der Form des Verhältnisses zu klären.

Es fällt uns vor allem auf, dass man den Verhältnissen fast allgemein verschiedene Eigenschaften zuerkennt. Man spricht z. B. von der Symmetrie eines Verhältnisses, man sagt, dass ein Verhältnis zwei- oder mehrgliedrig sei, dass es transitiv oder intransitiv sei und dgl. mehr. Es scheint dabei, dass den Verhältnissen tatsächlich derartige Eigenschaften zukommen. Eben damit scheint auch jedes Verhältnis, als Subjekt seiner Eigenschaften, ein Gegenstand zu sein. Indessen scheint so etwas, wie ein Verhältnis, sich von den Gegenständen radikal zu unterscheiden, sofern wir unter Gegenstand das verstehen, dessen Grundform hier untersucht wurde, also z. B. so etwas wie ein individuelles Quadrat oder ein Ding, z. B. diese Eiche da. Die letzteren können freilich Glieder der Verhältnisse sein oder in verschiedenen Verhältnissen zu anderen Gegenständen stehen, sie selbst aber sind keine Verhältnisse, und zwar auch dann nicht, wenn sie gewisse Verhältnisse, z. B. ihrer Teile zueinander, in sich bergen. Der Unterschied, um den es sich da handelt, scheint grundlegend zu sein. Es ist für individuelle (nichtrelationale) Gegenstände etwas durchaus Sekundäres,

329

in Verhältnissen zu anderen (nicht relationalen) Gegenständen zu stehen [CL: „nichtrelationale Gegenstände“?? Was soll das denn sein? Das wären Gegenstände, die in keiner Relation stehen. Jedenfalls steht jeder individuelle Gegenstand in beliebig vielen, ständig wechsenden Relationen. Oder meint RI damit vielleicht „Gegenstände“, die selbst keine Gegenstände sind?]. Andererseits ist es für Verhältnisse etwas durchaus Sekundäres, dass sie Gegenstände, also Subjekte der ihnen zukommenden Eigenschaften sind [CL: wieso??], obwohl es für sie nicht zufällig ist, derartige Eigenschaften zu haben. Sie scheinen – in ihrer Form – etwas durchaus anderes als die nichtrelationalen Gegenstände zu sein. Aus ihrer radikalen formalen Verschiedenheit von den Gegenständen fließen erst jene für sie spezifischen Eigenschaften, deren Besitz sie erst formal zu Gegenständen prägt. Das Gegenstandsein bildet in ihnen gewissermaßen einen formalen Überbau, ein Analogon zu dem formalen Überbau bei den Vorgängen. Dasjenige, was diesem Überbau zugrunde liegt, eben ein Verhältnis, ist aber von dem Vorgang ebenso radikal verschieden, wie es von dem Gegenstande ist.

In seinem eigentümlichen Verschiedensein von den nichtrelationalen Gegenständen scheint das Verhältnis zunächst nichts anderes zu sein als ein mehrere Subjekte in sich bergender Sachverhalt mit einem "relationalen" Eigenschaftsmoment oder mit einer transitiven Handlung als dem ihn **konstitu**ierenden Moment. Darauf weisen verschiedene, in der Theorie öfters gegebene Beispiele der Verhältnisse hin. Trotzdem ist dies eine falsche oder mindestens eine oberflächliche Auffassung. Denn das Verhältnis ist freilich ein mehrere Subjekte in sich bergender Sachverhalt, aber ein solcher von völlig anderem Typus als die bereits erwähnten Sachverhalte mit einem "relationalen" **konstitu**ierenden Eigenschaftsmoment. Der Sachverhalt, den ein Verhältnis zwischen zwei Gegenständen bildet, lässt sich nur in manchen Fällen in seiner spezifischen **Natur** verhältnismäßig leicht erfassen, und zwar dort, wo die Relationstheoretiker von einem "symmetrischen" Verhältnis sprechen. Bei einem unsymmetrischen Verhältnis dagegen, wo also – wie man es gewöhnlich, obwohl m. E. nicht ganz richtig, sagt – das "Verhältnis" zwischen A und B ein anderes ist als das" Verhältnis" zwischen B und A, ist es besonders schwierig, das Verhältnis in seinem formalen Wesen zu erfassen, aber da erst können wir sein eigentümliches formales Wesen in seiner echten Gestalt entdecken, während es bei symmetrischen Verhältnissen gewissermaßen verdeckt zu sein scheint. Bestehen die Sachverhalte: "A größer als B" "B kleiner als A", so ist das zwischen A und B bestehende Verhältnis mit keinem von diesen Sachverhalten identisch. Es ist dagegen ein Sachverhalt, der jenen zugrunde liegt. Erst durch eine – wenn man so sagen darf – "Auswertung" oder "Ausdeutung" in bezug auf den Gegenstand A und dann in bezug auf den Gegenstand B gelangt man von dem originären Verhältnis

330

zwischen diesen beiden Gegenständen zur Konstituierung der Sachverhalte:

A größer als B und B kleiner als A. Mit anderen Worten: das objektiv bestehende, echte Verhältnis zwischen A und B lässt sich das eine Mal sozusagen vom Standpunkte des Gegenstandes A erfassen, und dann stellt es sich unter dem Aspekte des Größerseins des A im Vergleich zu B, das andere Mal aber vom Standpunkt des Gegenstandes B, und dann tritt es unter dem Aspekte des Kleinerseins des B im Vergleich zu A auf. Diese beiden Aspekte sind aber von dem zwischen diesen Gegenständen bestehenden einen Verhältnisse streng verschieden. Um es selbst zu erfassen, darf man keine von diesen Auswertungen vornehmen. Man könnte sagen, dass die Ergebnisse dieser Auswertungen bereits gewisse "subjektive" – auf die Operation des Vergleichens relative – Aspekte des einen objektiv bestehenden Verhältnisses sind. Indessen ist die Rede von der "Subjektivität" dieser Aspekte nicht korrekt, wenn das Wort "subjektiv" soviel besagen soll wie "nur scheinbar infolge einer Bewusstseinsoperation bestehend". Korrekter wäre es zu sagen, dass die beiden Aspekte des Verhältnisses eine auf die einzelnen Glieder des Verhältnisses "relativierte" Gestalt sind, unter welcher es sich zeigt, wenn das eine Glied des Verhältnisses den Grundbeziehungspunkt der Konstitution des Verhältnisses bildet, während das andere Glied nur ein Ergänzungsmoment im Aufbau des Verhältnisses ist. In dem Verhältnisse selbst dagegen hat kein Glied einen Vorrang in der Konstitution des Verhältnisses, es herrscht da gewissermaßen ein völliges Gleich-

gewicht der beiden Glieder. Das Verhältnis (in seiner eigenen Urgestalt – vor jeder Relativierung oder Auswertung) ist eben dasjenige, was zwischen den beiden Gliedern gleichmäßig besteht. Dies betrifft natürlich sowohl die sogenannten symmetrischen als auch die asymmetrischen oder unsymmetrischen Verhältnisse. Bei den unsymmetrischen Verhältnissen scheint es nur leichter zu sein, das Verhältnis selbst in seiner ursprünglichen Gestalt den auf die einzelnen Glieder ausgewerteten und eben damit relativierten Aspekten gegenüberzustellen[4], obwohl es schwieriger ist, es in seiner **Natur** zu erfassen. Bei den symmetrischen Verhältnissen dagegen verdecken die relativierten Aspekte gewissermaßen das Verhältnis selbst. Auch hier ist zu sagen, dass die Gleichheit des A mit dem B mit der Gleichheit des B mit dem A nicht identisch dasselbe ist, obwohl in beiden Fällen von

4 Dies hat wahrscheinlich H. Driesch im Auge, wenn er in seiner "Ordnungslehre" (vgl. S. 51) über das Verhältnis sagt, die Relation sei "etwas zwischen" zwei Dingen, und zwar ist sie "dieses Zwischen als dieses".

331

"Gleichheit" die Rede ist, und ferner, dass diese beiden Aspekte von dem in diesem Falle bestehenden Verhältnisse verschieden sind.

Diese Auffassung des Verhältnisses wird vielleicht dem Leser merkwürdig und vielleicht auch unhaltbar erscheinen, und auch mir selbst erschien sie, als ich mir diesen Tatbestand zum ersten Male während der Verfassung dieses Buches im Kriege zum Bewusstsein gebracht habe, als eine Neuerung, die schwerlich wird anerkannt werden können. Indessen, nach dem Kriege, als ich wiederum Zugang zu der entsprechenden Literatur gewann, fand ich während des akademischen Lehrjahres 1946/47 in dem Buche "Das Kontinuum" von Hermann Weyl (1932) die folgenden Sätze, die genau dasselbe behaupten, was ich mir erst viele Jahre später zum Bewusstsein gebracht habe: "Entgegen mathematischen Ausdrucksgewohnheiten muss noch betont werden, dass die Sätze ‚5 folgt auf 4' und ‚4 geht 5 voran' einer und derselben Beziehung zwischen 4 und 5 Ausdruck geben, und dass da nicht von zwei verschiedenen Relationen die Rede sein kann, deren eine die ‚inverse' der anderen ist. Das zugehörige Urteilsschema enthält zwei (natürlich nicht "gleichberechtigte") Leerstellen, wenn ich für sie die eine oder die andere bestimmte Reihenfolge festsetze – und ich werde durch sprachliche Formulierungen dazu gezwungen, eine solche festzusetzen – , erhalte ich jene zwei Formulierungen; in den Relationssachverhalten liegt aber evidentermaßen von einer solchen Reihenfolge nichts" (vgl. l.c. S. 3). Aber, wie es sich später gezeigt hat, war auch Hermann Weyl nicht der erste, der auf diese Tatbestände hingewiesen hat. Denn in seiner "Axiomatik der Euklidischen Geometrie"5 S. 12 sagt Moritz Geiger: "Aber das "von A aus gesehen" und "das von B aus gesehen" ist nur das künstliche Hineintragen einer Richtung in die an sich richtungslose Relation zwischen A und B. Um die Anerkennung dieser richtungslosen Relation kommt man auf gar keine Weise herum ... eine richtungslose Relation R (AB) ist stillschweigend vorausgesetzt. Damit sich aus A > B als Folgerung B < A ergibt, braucht man das Wissen, dass > und < inverse Relationen sind, d. h. dass sie nichts sind als ‚Blickrelationen' derselben ungerichteten Relation."

Wie soll aber jenes objektiv bestehende, "richtungslose" Verhältnis sowohl bei den symmetrischen als auch bei den unsymmetrischen Verhältnissen genannt werden? Denn solange diese Nennung nicht geschehen ist, scheint das Eigentümliche des Verhältnisses noch nicht erfaßt und damit auch nicht erkannt zu sein.

5 In Augsburg im Jahre 1924 erschienen. Fr!. D. Gierulanka, Dozent an der Krakauer Universität, hat mich auf diese Stelle aufmerksam gemacht.

332

– Nun, dies scheint eben ein Mißverständnis zu sein. Denn solange wir das Verhältnis in seiner ursprünglichen, ihm eigenen Form eines mehrere Subjekte in sich bergenden Sachverhalts genau betrachten, lässt es sich im individuellen Falle mit einem der gewöhnlichen Umgangssprache entnommenen Namen nicht nennen. Denn diese Namen enthalten in ihrem formalen Inhalt gewöhnlich Intentionsmomente, welche eine gegenständliche Form dem von dem Namen Genannten zuweisen, eine Form also, welche dem Verhältnis eben fremd ist. In der Einstellung, einen Namen zu finden, suchen wir auch das Verhältnis in dem spezifischen Moment seiner **konstitutiven Natur** (als wenn es ein Gegenstand wäre) zu erfassen. Eben damit gehen wir aber von ihm selbst, in seiner ursprünglichen Form, zu ihm als einem Gegenstand, also zu seinem gegenständlichen Überbau über. Wollen wir es aber in seiner ursprünglichen reinen Form erfassen, so könnten wir es vielleicht erreichen, wenn wir es in einem Satze täten. In der gewöhnlichen Umgangssprache verfügen wir aber nur über die "Ein-Subjekt-Sätze", deren Verwendung uns nichts mehr geben kann, als die Auswertung des Verhältnisses in bezug auf das eine oder auf das andere Glied des Verhältnisses. Wir sagen dann etwa entweder: "A ist größer als B" oder "B ist kleiner als A"; wir vermögen somit weder nominal noch prädikativ das eine Verhältnis zu bestimmen, das diesen beiden Sachverhalten zugrunde liegt. Wir vermögen es gerade in dem Moment nicht zu fassen, worin es eben als ein und dasselbe im gleichmäßigen Bestehen für die beiden Glieder ist [6]. Es ist also bis zu einem gewissen Grade natürlich, dass die Relationstheoretiker im allgemeinen schon bei jenen Aspekten des Verhältnisses stehen

bleiben und zu dem rein objektiven Verhältnis überhaupt nicht vordringen. Denn es liegt ihnen nicht sosehr an der Enthüllung der letzten Form des Verhältnisses wie an dem Aufbau einer Theorie der Verhältnisse bei stillschweigender Voraussetzung seiner nicht näher geklärten Form. [CL: Wie wär's denn mit folgender einfachen (extensionalen) Charakterisierung von (binärem) „Verhältnis": Es ist eine **Menge** von **Paaren** über einer Individuenmenge M, also schlicht: eine **Teilmenge von MxM.** Was muss man dann noch seitenweise herumschwafeln????] In dieser Theorie handelt es sich um die Feststellung der wichtigsten (hauptsächlich formalen) Eigenschaften der

6 Vielleicht würde man vorschlagen, dieses unsymmetrische Verhältnis eben "Ungleichheit" zu nennen. Abgesehen aber schon davon, dass "Ungleichheit" nur eine bloße Verneinung der "Gleichheit" ist, die zur Klärung der Sachlage positiv nicht viel bringt, ist sie eine viel allgemeinere Beziehung, als es diejenige ist, die in "A größer als B" und "B kleiner als A" besteht. Denn es kann ebensowohl eine "Ungleichheit" der Gestalt oder des Gewichts usw. sein. Man müsste somit sagen: "Ungleichheit hinsichtlich der Größe". Aber dies trifft auch nicht die Sachlage, die in unserem Falle statt hat. Denn Ungleichheit besteht auch dort, wo A größer als B, wie dort, wo B größer als A ist, was in unserem Falle eben ausgeschlossen ist.

333

einzelnen Verhältnisse und um die Entdeckung, welche der sich aus diesen Eigenschaften ergebenden **Verhältnisse zwischen Verhältnissen** möglich sind. Auf diesem Wege gelangt man zu einer deduktiven Theorie der Verhältnisse. Dass man aber dabei nicht zu der Sphäre der eigentlichen Verhältnisse vordringt, sieht man am besten an der von fast allen Theoretikern angenommenen Behauptung, dass zu einer jeden Relation x R y eine Umkehrrelation ("invers") y R'x vorhanden ist, als ob zwischen x und y zwei verschiedene Relationen beständen, während in Wahrheit nur ein Verhältnis zwischen ihnen objektiv besteht [CL: Quatsch! Das ist doch nur sprachlich bedingt]. Dieses Verhältnis kann – wie schon gesagt – nur ein Sachverhalt in seiner ursprünglichen Form sein. Die beiden Aspekte dieses Verhältnisses x R y und y R' x sind so gefaßt (z. B.: x größer als y und y kleiner als x), dass da nicht ein Verhältnis direkt bestimmt wird, sondern dass nur eine besondere "relationale" Eigenschaft einem Gliede des Verhältnisses als einem Subjekt zuerkannt wird. Anstelle einer Theorie der Verhältnisse erhalten wir infolgedessen eine Theorie relationaler Eigenschaften gewisser, in ihrer eigenen **Natur** unbestimmt gelassener Gegenstände. Man gelangt aber dazu infolge der Anwendung an die Verhältnisse der prädikativen Form der Einsubjektsätze, was in bezug auf eine besondere Sprache und ihre Logik seinsrelativ ist.

[CL: Aha, da sitzt der Hase im Pfeffer: In einer Relation, wie man sie heute versteht, z.B. einer 2-stelligen, xRy, ist **keine** der beiden Gegenständlichkeiten, x, y, „Träger der Relation R". Die Vorstellung von der „Trägerschaft" bestand, als man noch nicht verstanden hatte, was eine „Relation" sei; als man eben nur „Gegenstände" (Backsteine) sah und Relationen im menschl. Geist noch garnicht „erfunden" waren. Und so kamen Verwirrungen rein, welche die Mathematik (des 20. Jh.) mit ihren modernen (extensionalen) Relationsbegriff längs ausgeräumt hat. Scherzhaftes Gleichnis: Wer in einer Zeit, in der das Streichholz oder das Feuerzeug längst erfunden ist, immer noch den Holzquirl zum Feueranmachen benutzt, ist leider zum Aussterben bestimmt.]
[CL: Mit großem Vergnügen kann man nun im folgenden Abschnitt beobachten, wie die Ausdrucksweise RI's fast „magische" Züge eines Jungsteinzeitschamanen annimmt beim Versuch zu „erklären", was ein „Verhältnis" sei.]

Indem wir aber hier auf die eigentümliche Struktur der zweigliedrigen Verhältnisse hinweisen, bringen wir uns zum Bewusstsein, dass neben dem bereits besprochenen Typus des mehrere Subjekte in sich enthaltenden Sachverhalts (wie er in dem Falle des Verhältnisaspektes "x ist größer als y" statt hat), in welchem das zweite Subjekt nur als ein Beziehungspunkt, als ein Vergleichsgegenstand, auf den das relationale Moment der Eigenschaft hinweist, vorhanden ist (und nicht als "Subjekt" im strengen Sinne) – noch Sachverhalte bestehen, die in einem viel tieferen Sinne mehrere Subjekte in sich bergen: Es sind eben diejenigen Sachverhalte, welche ein Verhältnis in dem hier festgelegten Sinne zwischen zwei (oder eventuell zwischen mehreren) Gegenständen bilden. In ihnen treten (mindestens) zwei Subjekt-Gegenstände effektiv auf, und zwar nicht als Subjekte von Eigenschaften mit einer relationalen Materie, die in den Aspekten eines Verhältnisses expliziert werden, sondern als echte Seinsgrundlagen ("**Träger**") des zwischen ihnen sowie zwischen ihren Eigenschaften bestehenden Verhältnisses im eigentlichen, ursprünglichen Sinne, Träger jenes "Zwischen" (Driesch), das sich über diesen Subjektgegenständen gleichmäßig[7]

7 Und zwar, ohne dass das eine Glied als das »erste", irgendwie »grundlegende" von dem zweiten Gliede als dem "zweiten", nur mit dem ersten zusammengestellten und für dessen relationale Eigenschaft unentbehrlichen Gliede unterschieden wäre.

334

aufbaut, und das sich sprachlich nicht näher bestimmen lässt. Dieses "Zwischen" schafft ein ganz neuartiges Band zwischen den Gegenständen, die dadurch zu "Gliedern" eines Verhältnisses werden und als derartige Glieder nicht mehr voneinander loszulösen sind. Mit jenem sie "verbindenden" Zwischen gehören sie einem und demselben **Ganzen höherer Ordnung** an[8]. Jenes Zwischen bildet weder eine Eigenschaft von x noch eine Eigenschaft von y und überhaupt keine Eigenschaft bzw. kein Merkmal von etwas. Formal genommen ist es etwas völlig Eigentümliches, was in seiner Form das Zugehören zu jenen bei den Gegenständen x und y birgt, eine Art formaler Zwei-Bezüglichkeit in sich enthält und gerade deswegen keine Eigenschaft von etwas sein kann. So sind auch diese Gegenstände für das Zwischen nicht einfach Eigenschaftssubjekte, sondern gemein-

same Träger des Zwischen. Umgekehrt übt das Zwischen ihnen gegenüber nicht die Funktion des qualitativen Bestimmens, das für die Eigenschaften charakteristisch ist, sondern macht sie zu "Gliedern" des Verhältnisses. Die zu Gliedern gewordenen Gegenstände bestimmen vermöge ihrer Eigenschaften materialiter das Zwischen und eben damit auch das ganze Verhältnis. Es ist immer ein gemeinsames Mitbestimmen: das materiale Moment des Zwischen des Verhältnisses ist eine eigentümliche synthetische Resultante der **Natur**en aller Glieder des Verhältnisses bzw. ihrer entsprechenden Eigenschaften. Dieses Mitbestimmen geschieht also nicht auf diese Weise, dass jedes Glied seinerseits seine sozusagen "drei Groschen" zur Bestimmung der Materie des Zwischen, ohne jede Rücksicht auf die übrigen Glieder des Verhältnisses und ihre materiale Bestimmung, beibringe. Es ist im Gegenteil ein im wahren Sinne gern einsames Bestimmen. Die Materie des Zwischen des Verhältnisses ist infolgedessen ein synthetisches Ergebnis dieses gemeinsamen Bestimmens, an welchem sowohl die **Natur** als auch der Gesamtbestand der Eigenschaften aller Glieder beteiligt ist. Wenn es den Anschein hat, als

[8] Das Wort "Verhältnis" könnte man entweder ausschließlich für dieses Zwischen verwenden oder aber für das Ganze, in dessen Bestand außerdem alle Glieder des Verhältnisses eingehen. Meinem Standpunkte gemäß, dass das Verhältnis ein ganz besonderer Sachverhalt ist, werde ich das Wort" Verhältnis" ausschließlich zur Nennung dieses Ganzen verwenden, dagegen werde ich jenes Zwischen in einem Verhältnis mit einem anderen Namen belegen. Das Glied eines Verhältnisses hört zwar nicht auf, ein Gegenstand für sich zu sein, es weist aber über dieses Für-sich-Sein einen formalen Bezug des "Für-das-andere-Seins" als einen besonderen Überbau auf, wobei dieser "Überbau" sich als das **konstitu**tiv Stärkere erweist, während die ursprüngliche Form des "Gegenstandes für sich" in den Hintergrund tritt.

335

ob immer nur besonders gewählte Paare von Eigenschaften der Glieder für die Bestimmung des Zwischen konstitutiv wären, so liegt es nur daran, dass man nur für besonders gewählte Verhältnisse interessiert ist und das volle, konkrete Zwischen nicht berücksichtigt. Das konkrete, volle Zwischen ist also auf doppelte Weise "synthetisch" :
1. als synthetisches Ergebnis der gemeinsamen Bestimmung durch die Glieder des Verhältnisses,
2. als synthetisches Zusammensein aller "einfachen" Momente des konkreten Zwischen, die sich aus entsprechenden, zueinander gehörenden qualitativen Momenten der Träger des Zwischen ergeben.
Infolgedessen kann die gesamte Materie des Zwischen entweder eine Gestalt sein, aus welcher sehr schwer zu erraten ist, aus welchen ursprünglicheren qualitativen Momenten sie sich ergibt, oder ein synthetisch verschwommenes Gebilde, das ebenfalls für die einzelnen zugrunde liegenden Momente des Zwischen nicht instruktiv ist. Infolgedessen braucht es eines Prinzips (einer Anleitung), um aus diesem verschwommenen Ganzen das gerade in Frage kommende Moment des Zwischen herauszuschauen, welches für ein bestimmtes einfaches Zwischen - anders gesagt: für ein einfaches Verhältnis - **konstitu**tiv ist; dies ist eben das Prinzip des Vergleichs, das wir sozusagen im vorhinein diktieren, um ein solches einfaches Verhältnis zu finden. Wir sagen z. B.: es sind die bei den Gegenstände x und y hinsichtlich ihrer räumlichen Größe zu vergleichen, und dann finden wir z. B.: x ist größer als y. Wenn es uns aber gelingt, aus dem Gesamtbestande eines konkreten Zwischen ein besonderes Moment abstraktiv hervorzuheben, so enthält es entsprechende materiale Hinweise auf die es bestimmenden Momente der Glieder. Dies erfordert noch weitere Untersuchungen. Es erlaubt uns aber zu verstehen, warum sich die Theorie des Verhältnisses im Prinzip nicht mit dem konkreten voll bestimmten Zwischen des Verhältnisses beschäftigt, sondern immer nur mit abstrakt hervorgehobenen einfachen Verhältnissen, obwohl es ihr auch da nicht gelingt, das abstrakt gewählte Zwischen direkt zu erfassen, sondern immer nur auf dem Umwege über die "Aspekte" des Verhältnisses. Das Zwischen des Verhältnisses in seiner materialen Bestimmung nenne ich das "Band" oder den "Kern" des Verhältnisses.

Die Rolle der Gegenstände, welche die Glieder des Verhältnisses bilden, erschöpft sich aber nicht darin, dass sie den Kern des Verhältnisses material bestimmen. Sie bilden zugleich die ontische Grundlage des Bestehens des Verhältnisses und eben damit auch des Verhältnisses selbst. Das Bestehen des Verhältniskernes in der Fülle seiner synthetischen materialen Bestimmung hat zur Folge, dass an den Gliedern des

336

Verhältnisses jene in ihrer Form eigenschaftsmäßigen relationalen Momente zur Konstitution gelangen, wie z. B. "kleiner als", "größer als" usw. Mit Rücksicht auf ihre Beziehung zu dem betreffenden Verhältnisse werden sie "Exponente" des Verhältnisses genannt. Sie haften an dem entsprechenden Gliede des Verhältnisses und bilden an seinem Aufbau einen besonderen Typus von "Eigenschaften" oder besser "Merkmale", da sie genau gesprochen keine "Eigenschaften" sind. Denn sie sind materialiter und existential durch den Kern des Verhältnisses und mittelbar durch die übrigen Glieder desselben mitbestimmt. Sie sind etwas, was dem Gegenstande nur durch die Umstände, unter welchen er als Glied des Verhältnisses existiert, aufgezwungen wird. Wenn man sie aber als besondere Bestimmtheiten derjenigen Gegenstände, denen sie zukommen, nimmt, so heißen sie **"relative Merkmale"** im eigentlichen Sinne des Wortes. Ihre Form sowie ihre Verschiedenheit von den "relativen Merkmalen" in oft verwendeten anderen Bedeutungen wird bald untersucht werden. In dem soeben eingeführten Sinne können sie - wenigstens in manchen Fällen – den Gegenständen gegenüber, welchen sie ausschließlich als

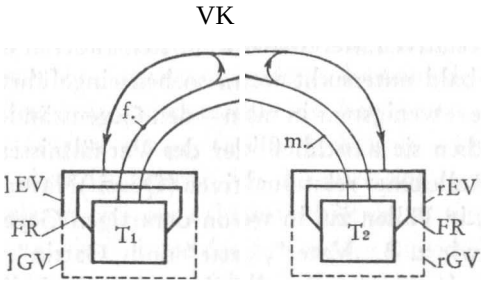
Glieder des Verhältnisses zukommen, die Rolle einer relationalen **konstitu**tiven (Quasi-)**Natur** ausüben. Dies trifft in Fällen zu, in welchen wir von derartigen Gegenständen sprechen, wie z. B. "Vater", "Sohn", "Gatte" und "Gattin", "Reiter" und "Reitpferd" usw. In allen diesen Fällen wird ein individueller Gegenstand nicht in seiner eigenen autonomen individuellen **Natur** genommen, wie sie sich in ihm selbst, im engsten Zusammenhang mit seinen (wesentlichen) Eigenschaften ausprägt, sondern die **Natur** wird dem Gegenstande als einem Glied eines bestimmten Verhältnisses und mit Bezug auf das andere Glied desselben Verhältnisses auferlegt. In ihrer Materie ist sie nichts anderes als ein Exponent des Verhältniskernes. Dieser Exponent tritt aber in diesem Falle nicht in der Form einer Eigenschaft, sondern in der der **konstitu**tiven **Natur** auf. So unterscheidet sich das Glied eines Verhältnisses sowohl material (vermöge der relationalen **Natur**) als auch formal – als Träger des Verhältnis-kernes[9] - von dem individuellen Gegenstande in seiner absoluten **Natur** und Form. [. Dies erlaubt uns auch, das Glied des Verhältnisses Von dem *fundamentum relationis* zu unterscheiden. Dieses *fundamentum* bilden entweder die individuellen absoluten, **konstitu**tiven

.9 Als Täger des Verhältniskernes ist es durch die relationale **Natur** nicht **konstitu**iert, es ist also im Vergleich mit dem material bestimmten Gliede des Verhältnisses mehr ursprünglich.

337

Naturen der Gegenstände, die sich im Rahmen des Verhältnisses als seine Glieder **konstitu**ieren, oder diejenigen und nur diejenigen Eigenschaften der als Träger des Verhältniskernes fungierenden Gegenstände, welche diesen Kern materialiter bestimmen. [CL: So ein hirnverbrannter Unsinn!!! **Alle** „Gegenstände“ – auch die Verhältnisse selbst (wenn man sie als „Gegenstände“ ansieht, wie das RI ja auch tun will – vgl. Band I, §12) haben **NUR** „Merkmale“; einige davon werden zu relativen Merkmalen, wenn man die Gegenstände in Verhältnisse setzt. Das kann man je nach dem Kontext, in dem man Gegenstände betrachtet auf die verschiedenste Weise tun. Denn „Gegenstände“ werden – bei jeder ihrer „Explikationen“ – im Bewusstsein konstituiert, und dieser Akt hängt ab vom temporären „**Kontext**“, in dem sich das Bewusstsein des Betrachters befindet (sowohl dem „subjektiven“ als auch dem kulturell-/gesellschaftlichen Kontext). Und dieser „Kontext“ bringt die verschiedensten Verhältnisse mit sich. Deswegen ist auch das Gerede vom „Wesen“ der Gegenstände eine historisch bedingte, auf Unkenntnis beruhende Spekulation, bar jeder Grundlage.]. Das den Kern material bestimmende Moment [CL: nichts „hat“ einen „Kern“ an sich, sondern der „Kern“ ergibt sich aus der jeweiligen Betrachtungsweise und in einem gewissen Kontext durch Menschen!!!] ist zugleich das materiale Moment der **konstitu**tiven **Natur** des Verhältnisses selbst als eines Gegenstandes eigener formaler Art. Auf Grund unserer Betrachtung lässt sich also das folgende Schema der Form eines zweigliedrigen Verhältnisses in seiner ursprünglichen Gestalt eines Sachverhalts mit mehreren Subjekten darstellen:

Das Verhältnis als Gegenstand



Das Verhältnis als Sachverhalt

T1 = Träger I	lEV = linksseitiger Exponent des Verhältnisses
T2 = Träger II	rEV = rechtsseitiger Exponent des Verhältnisses
VK = Verhältniskern	FR = Fundamentum Relationis
m. = Materie	lGV = linkes Glied des Verhältnisses
f. = Form	rGV = rechtes Glied des Verhältnisses

Es kann aber Verhältnisse zwischen Verhältnissen und Verhältnisse zwischen Verhältnissen der Verhältnisse usw. geben. Wir erhalten dann einerseits Verhältnisse immer höherer Stufe, andererseits, herabsteigend, erreichen wir endlich Verhältnisse zwischen Gliedern, die nicht mehr Verhältnisse sind [CL: das ist bereits eine metaphysische Glaubensposition!]. Die Verhältnisse höherer Stufe unterscheiden sich aber in ihrer prinzipiellen Form nicht von den Verhältnissen mit nicht-relationalen Gliedern, abgesehen natürlich davon, dass ihre Glieder, bzw. die Träger des Verhältniskernes, in sich selbst die komplizierte Form des Verhältnisses aufweisen. Bei den – wenn man so sagen darf – Verhältnissen der untersten Stufe erhalten wir – wie Husserl sagt –

338

"letzte Substrate" [CL: metaphysische Glaubenssposition!], die keine Verhältnisform in sich aufweisen. Es entsteht aber die Frage, wie sich ein schlichter nicht-relationaler Gegenstand von einem relationalen unterscheidet. Zur Vereinfachung des Problems beschränken wir diese Frage lediglich auf solche seinsautonome nicht-relationale Gegenstände, die zugleich ursprünglich individuell (ein "concretum"), also z. B. keine Ideen sind. Aus gewissen Gründen, die erst später sich klären werden, berücksichtige ich dabei weder die Ereignisse noch die Vorgänge. Die Lösung des Problems wird also nicht ganz allgemein sein.

1. Ein ursprüngliches Verhältnis ("unterster Stufe") [CL: Metaphysik!], und insbesondere sein Kern [CL: Metaphysik!], hat seine Seinsgrundlage [CL: Metaphysik!] mindestens in zwei individuellen nicht-relationalen Gegenständen [CL: Metaphysik!], die in seinen Bestand als seine Glieder eingehen. Ein abgeleitetes Verhältnis hat seine Seinsgrundlage mindestens in zwei Verhältnissen, die seinen Kern bestimmen und seine Glieder bilden. Ein individueller, nicht-relationaler Gegenstand besitzt keine derartige Seinsgrundlage [CL: Warum muss er überhaupt eine haben? –Metaphysik!].

2. Das Verhältnis bildet in seiner ursprünglichen Form, also vor seiner Vergegenständlichung, einen, mehrere echte Subjekte in sich bergenden Sachverhalt von der bereits gekennzeichneten Form, über welchen sich erst das Verhältnis als Gegenstand besonderer Art mit seinen Eigenschaften aufbaut, die von verschiedenen Einzelheiten bzw. Elementen dieses Sachverhalts abhängig sind. Dagegen enthält ein individueller, nicht-relationaler Gegenstand eine unendliche Mannigfaltigkeit von Sachverhalten in sich, die alle ein, und zwar das für sie alle gemeinsame Subjekt in sich bergen und durch dasselbe alle miteinander zusammengewachsen sind, worin übrigens zwischen diesem Gegenstande und dem Verhältnis als einem Gegenstand eine formale Ähnlichkeit besteht.

3. Die Verhältnisse unterscheiden sich material von den nicht-relationalen Gegenständen durch die spezifischen Momente ihrer **konstitu**tiven **Natur** sowie durch eine Reihe von Eigenschaften (sobald sie als Gegenstände behandelt werden, wie z. B. Symmetrie, Transitivität, Mehrgliedrigkeit und dgl. mehr, welche in ihrer Materie der Art sind, dass sie von nicht-relationalen Gegenständen nicht besessen werden können. Es hat z. B. keinen vernünftigen Sinn, von einem Dinge zu sagen, es sei "transitiv" oder " asymmetrisch". Und umgekehrt, die nicht-relationalen Gegenstände besitzen Eigenschaften, welche vermöge ihrer Materie den Verhältnissen nicht zukommen können. Was sollte z. B. die Rede bedeuten von der Gleichheit oder von der Ähnlichkeit, dass sie kugelig oder hart oder flüssig sei? Diese Tatsache ist nur ein

339

äußerer Ausdruck des von uns hier überall eingenommenen Standpunktes, dass zwischen Form und Materie nicht bloß das existentiale Gesetz des gegenseitigen Angewiesenseins besteht, sondern auch, dass da besondere Gesetz der notwendigen, streng apriorischen Zuordnung gelten: nicht jede beliebige Form kann mit jeder beliebigen Materie eins sein, sondern es gibt da sozusagen eigentümliche Vorzugsgesetze: bestimmte Formen schreiben gewisse typische Materien als eigene Erfüllung vor. Und es ist eben die Aufgabe der ontologischen Betrachtung höherer Ordnung, solche Einheits- und Zuordnungs-Zusammenhänge zwischen Form und Materie zu erforschen und da besondere Gesetze aufzuweisen. Vorläufig sind wir aber noch nicht soweit, um mit Sicherheit entscheiden zu können, ob sich solche ganz allgemeine, streng geltende Zuordnungsgesetze für die Materien und Formen nicht-relationaler Gegenstände einerseits und für die Formen und die möglichen materialen Bestimmtheiten der Verhältnisse andererseits aufweisen lassen. Hätte man solche Gesetze aufgewiesen, dann könnte man sozusagen an dem Kontrast solcher Gesetze die nicht mehr bezweifelbare prinzipielle Verschiedenheit zwischen den nicht-relationalen Gegenständen und den Verhältnissen aufzeigen. Momentan – da wir über die Betrachtungen der materialen Ontologie hier noch nicht verfügen – kann man nur sozusagen stichprobenweise auf gewisse Kontrasterscheinungen zwischen den gegenübergestellten Gegenständlichkeiten hinweisen, um an diesen Tatsachen die wahrscheinliche Verschiedenheit derselben andeuten zu können. Die endgültige Lösung des uns hier interessierenden Problems wird noch durch das Vorhandensein der relativen Merkmale und der relationalen konstitutiven Materien (insbesondere: **Natur**en) erschwert. So muss man sich hier mit dem bloßen Hinweis auf einige frappante Beispiele zufrieden geben.

Die soeben durchgeführte Betrachtung der Form des Verhältnisses überhaupt wird uns die Erwägung einiger Probleme erleichtern, die für uns später von Bedeutung sein werden. Und zwar:

1. Darf man die seinsautonome Existenz der eingliedrigen Verhältnisse annehmen? Oder schärfer ausgedrückt: sind eingliedrige Verhältnisse möglich? [CL: So eine hirnverbrannte Frage! Es kommt doch nur darauf an, ob es in einem Kontext aus sprachökonomischen Gründen nützlich ist zu definieren, was ein „eingliedriges Verhältnis“ sei!] Die Relationstheoretiker nehmen verschiedene derartige Verhältnisse an, ohne dabei irgendwelche. Bedenken zu haben [CL: NEIN! Sie nehmen nicht an, sondern sie gehen eine Wortwahl ein, sie „definieren“!]. Sie sagen z. B.: jede Zahl sei sich selbst gleich, so als ob das Verhältnis der Gleichheit an einem Gegenstande bestehen könnte. Man spricht dabei von der sogenannten "**Reflexivität**" als einer Eigenschaft des Verhältnisses. Auch die Identität wird

von vielen Forschern für ein Verhältnis eines jeden Gegenstandes zu demselben Gegenstande gehalten.

340

Demgegenüber scheint unsere Betrachtung zu dem Ergebnis geführt zu haben, dass jedes Verhältnis mindestens zwei-gliedrig sei. [CL: Na ja, als mathematisch nicht versierter Zeitgenosse hat man bei mathematischen Wortwahlen wohl so seine Schwierigkeiten; aber das liegt an den Leuten!]

2. Können nur individuelle Gegenstände Glieder eines Verhältnisses bzw. Träger des Verhältniskernes sein, oder ist dies auch für nichtindividuelle Gegenständlichkeiten - wie es z. B. die Ideen, die idealen Qualitäten und dgl. mehr sind - gleich möglich? Kann es neben den Verhältnissen zwischen individuellen seins selbständigen Gegenständen auch Verhältnisse geben, die zwischen unselbständigen Gegenständen und auch zwischen Nicht-Gegenständen [CL: was ist denn das auf einmal??] bestünden? Also z. B. Verhältnisse zwischen den Eigenschaften eines Gegenstandes, Verhältnisse zwischen den Momenten der Form eines Gegenstandes oder auch zwischen den existentialen Momenten - und endlich zwischen den Verhältnissen selbst?

3. Auf welche Weise existieren die Verhältnisse?

4. Ist die Seinsweise aller Verhältnisse überall gleich, oder soll man noch verschiedene Weisen der Existenz der Verhältnisse, je nach ihrer Art, unterscheiden? Wenn sich aber zeigen ließe, dass das letztere der Fall ist, so fragt sich, wovon diese ihre Seinsweise abhängt. Entscheidet darüber die **Natur** des betreffenden Verhältnisses oder irgendwelche Eigenschaften desselben, und gegebenenfalls welche? Oder etwa die Form? Oder endlich die Seinsweise der Substrate?

5. Ist die Existenz des Verhältnisses von der Existenz der Substrate abhängig? Besteht ein Verhältnis zwischen x und y dann und nur dann, wenn x und y existieren?

5.Sind Verhältnisse, als Gegenstände genommen, individuelle Gegenstände, oder hängt ihre Individualität oder Nicht-Individualität davon ab, ob ihre Glieder bzw. ihre Substrate individuell oder nichtindividuell sind? Oder sind sie überhaupt immer nicht-individuell?

[CL: Diese Fragen RI's offenbaren lediglich, dass sich sein gesammtes Konzept seiner sog. „Seinsweisen" ziemlich schnell in Sackgassen verliert.]

6.2 § 56. Verschiedene das Verhältnis betreffende Probleme

1. Gibt es eingliedrige Verhältnisse?

[CL: Schon diese Frage – „gibt es ..." zeigt deutlich, dass RI sich mit seinen Fragen nach „Existenz" und seinem gesamten „ontologischen" Konzept im Handumdrehen in eine Sackgasse manövriert. Das gesamte begriffliche Instrumentarium des Ontologen RI erweist sich schnell als schlicht unangemessen. Bei operationalem und prozessuralem Denken kommen solche Probleme gar nicht erst auf. Statt der Frage „Gibt es eingliedrige Verhältnisse?" kann man sich die Frage stellen, ob „es (für einen bestimmten Zweck / innerhalb eines bestimmten Untersuchungskontextes) sprachökonomisch vorteilhaft sei, den Begriff „Verhältnis" so zu definieren, dass er auch „eingliedrige Verhältnisse" umfasst. Es ist eben eine Sache der Definition bzw. der geschickten Begriffsbildung und keine der „Existenz"! In der Mathematik z.B. ist es vorteilhaft, den Begriff „Relation" so zu definieren, dass damit 1-, 2-, ..., n-stellige Beziehungen ($n \in \mathbf{N}$ beliebig) erfasst werden; manchmal ist es sogar vorteilhaft zu definieren, was „0-stellige Relationen" sein sollen. RI will es, wie er im Folgenden ausführt, halt anders haben, weil er einen gewissen (ontologischen? / philosophischen? / historischen?) Kontext im Hinterkopf hat, innerhalb dem ihm das angebracht erscheint. Mit „Existenz" hat das alles herzlich wenig zu tun!]

Diese Frage muss verneint werden. Unsere Analyse hat gezeigt, dass Verhältnisse in ihrer ursprünglichen Form nichts anderes als gewisse, **zwei echte Subjekte in sich bergende Sachverhalt**e sind. Das Vorhandensein der zwei Träger ermöglicht erst die Konstituierung des Verhältniskernes [10]. Wie soll aber dann das

10 Thomas von Aquin steht, wie mir scheint, auf demselben Standpunkt, wobei er freilich die sogenannten reinen Denk-Verhältnisse annimmt, wo dies nicht gelten soll. Vgl. Summa Theologiae, 1. q. 13,7 c: "Relatio realis requirit distinctionem suppositorum, non autem relatio rationis." Eine "relatio rationis" wäre also - wie es scheint - die "Gleichheit einer Zahl mit sich selbst".

341

Problem der Reflexivität des "Verhältnisses" der Gleichheit mit sich selbst oder der Identität eines Gegenstandes gelöst werden?

Die Anwendung des Begriffes der "Gleichheit" hinsichtlich der Größe oder hinsichtlich irgendeiner anderen Qualität auf einen und denselben Gegenstand ist m. A. n. ganz unzulässig, sofern man nur den Sinn der Gleichheit streng einhält. "Gleich" – unter einer Hinsicht kann ein Gegenstand nur einem anderen Gegenstande sein.

Wenn man in der Arithmetik 5 = 5 schreibt, so glaubt man dadurch zwar nicht, einen Widersinn zu begehen, aber nur dann, wenn man dabei zwei verschiedene Mengen von gleichnamigen Gegenständen im Auge hat, welche hinsichtlich ihrer Mächtigkeit "gleich" sind. Vielleicht bringt man sich dies nicht zum Bewusstsein, weil das Problem der Individualität einer Zahl nicht genug geklärt ist. Wenn man z. B. schreibt: 5 + 5 = 10, so hat dies nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn man dabei die erste Fünf von der zweiten Fünf unterscheidet und nicht dieselbe Zahl 5 zu sich selbst addiert. Dies hätte gar keinen Sinn und würde auch keine Zehn ergeben. Der Sinn des Addierens erfordert es, dass nur ein Etwas zu einem anderen Etwas – sofern es überhaupt addierbar ist, was nicht für alle Gegenstände möglich ist – addiert werden kann. Etwas streng zu sich selbst "addieren" ist ein Widersinn, was auch die Mathematiker darüber sagen mögen (*). Im Falle individueller Gegenstände, etwa der Menge von fünf Sesseln, unterliegt dies keinem Zweifel, dass weder das Gleichsein noch das Addieren an diese individuelle Menge Sessel angewendet werden kann. Warum sollte dies aber bei den sogenannten "abstrakten" Zahlen anders sein? Es lässt sich kein gültiger Grund dafür angeben. Natürlich muss die Zahl Fünf als Idee – welche eventuell als das entsprechende Glied der "natürlichen" Zahlenreihe betrachtet werden kann – von den einzelnen, individuellen Exemplaren dieser Idee, die alle untereinander gleich, aber nicht identisch dieselben sind, unterschieden werden[11]. Ganz analog verhält es sich mit dem Falle der einen Idee "Quadrat mit einer bestimmten Seite a", von welcher die einzelnen individuellen Quadrate (im geometrischen Sinne) unterschieden werden müssen, die unter diese Idee fallen und einander kongruent sind. Die Anwendung des Begriffes der Kongruenz auf die besondere Idee selbst ist im gleichen Maße sinnlos, wie die Anwendung des Begriffes der Gleichheit auf die Idee der Zahl 5.

11 Soviel mir bekannt ist, hat Adolf Reinach als erster auf diese Verschiedenheit hingewiesen. In seinem letzten Seminar im Jahre 1913/14 hat Reinach darüber gesprochen.

(*) [CL: Der „Widersinn“, den RI empfindet, kommt doch nur von seiner archaishen Vorstellung von dem, was er alles unter den Begriff „Gegenstand“ subsummieren will. – Und er kommt daher, dass RI mit Worten der Umgangssprache hantiert, ohne darauf zu achten, dass diese in unterschiedlichen Kontexten (die im Hintergrund in RIs Hirn gerade eine Rolle spielen), eine jeweils ganz andere Funktion haben. – Und schließlich und endlich lässt RI sich durch die (graphische) **Darstellung** von Formeln (wie etwa „5+5 =10“), die man nun mal gewöhnt ist, **linear** aufzuschreiben (weil wir uns nun mal für eine lineare Darstellung in unserer **alphabet-basierten Zeichenschrift** entschieden haben) an der Nase herumführen: Betrachtet man jedoch den **Vorgang**, wie man gedanklich 2 aus 1, 4 aus 2, 10 aus 5, 18 aus 9 usw. ... herstellt, und bezeichnet ihn als „Verdopplung(x)“ (x irgendeine natürliche Zahl; im Beispiel: Verdopplung(5) ergibt 10), so kommt diese Zahl x im Ausdruck „Verdopplung(x)“ eben nur einmal und nicht zweimal vor, und man hat keinen Anlass, „vom ersten x und von zweiten x“ zu reden. ImVordergrung einer Gleichung wie z.B. „5+5 =10“ steht also gar nicht der „Gegenstand 5“, sondern der **Vorgang** „Verdopplung(...)“, dessen Ergebnis, falls der „Gegenstand 5“ daran beteiligt ist, 10 ergibt. Man kann „Verdopplung(x) = y“ schließlich auch als eine **Relation** R(x,y) auffassen, in der x und y stehen, und die zutrifft für die Paare (1, 2), (2, 4), (3, 6) usw...; nicht jedoch für die Paare (1, 3), (1, 4), (3, 7) usw...]

342

Man möchte hier von der Seite der Mathematiker vielleicht sagen, man müsse den Begriff der "Gleichheit" so erweitern, dass wir berechtigt seien, auch von der "**Gleichheit mit sich selbst**" zu sprechen. Es soll besonders bequem sein, wenn man auch diesen letzten Fall unter den Begriff der "Gleichheit" unterbringt.

Nun, gewiss, wenn man uns nur diesen neuen erweiterten Sinn des Gleichseins angibt. Und zwar, wenn man es nicht in der Weise einer Alternative tut, also etwa sagt: "gleich" ist die Beziehung entweder zwischen zwei Gegenständen unter einer bestimmten Hinsicht (z. B. gleichgroße, gleichweiße Dinge) oder, wenn es sich um einen Gegenstand unter einem und demselben Aspekt handelt. Damit ist natürlich nichts geleistet, denn es handelt sich eben darum, ob es so etwas wie eine Beziehung in zwei grundverschiedenen Situationen noch geben kann, und dabei, wenn es sich um eine in ihrem Wesen eine identische und dieselbe Beziehung handeln soll. Dass man sich ein Wort bilden kann, dem man – je nach Verwendung – eine völlig andere Bedeutung verleihen kann – ist zwar unzweifelhaft, obwohl auch nicht sehr zweckvoll. Dies hilft uns aber in unserem Problem gar nicht und ist auch gar kein Gegenargument gegen die hier vertretene ontologische Auffassung.

Nicht anders verhält es sich mit der sogenannten "Reflexivität" des sogenannten "Verhältnisses" der Identität. Mit dem Problem der Identität werde ich mich noch unten genauer beschäftigen; vorerst ist aber festzustellen, dass die Identität überhaupt gar keine "Beziehung" bzw. gar kein Verhältnis ist[12] (*). Wenn man aber in gewissen Zusammenhängen mit einem Anschein der Richtigkeit sagt, ein Gegenstand sei derselbe wie ein anderer Gegenstand – wobei man angeblich die Identität im strengen Sinne des Wortes im Auge hat – , so ist dies entweder falsch, und wir haben es dann in Wirklichkeit nicht mit einem und demselben,

12 Thomas von Aquin nimmt hier eine »re1atio rationis tantum" an (v gl. Summa philosophiae, 1. c. 1. q. 13, 7 cl. »Quandoque enim ex utraque parte est res rationis tantum, quando scilicet ordo vel habitudo non potest esse inter aliqua, nisi secundum apprehensionem rationis tantum, utpote cum dicimus idem, eidern, idem. Nam secundum quod ratio apprehendit bis aliquod unum, statuit illud ut duo; et sie apprehendit quandam habitudinem ipsius ad seipsum." Außerdem vgl. 1. c. I c. I q. 28 I ad 2.: »ut eius quod est idem ad id quod est idem." "Sed huius modi relatio est rationis tantum; quia omnis re1atio realis exigit duo extrema realiter." » ... dicendurn, quod relatio quae importatur per hoc nomen, idem, est re1atio rationis tanturn, si accipiatur simpliciter idem; quia huius modi relatio non potest consistere nisi quodam ordine, quem ratio adinvenit alienius ad seipsum, secundum aliquas eius duas consideraciones."

(*) [CL: Hier kommt wieder nur der ontologische Missbrauch des Wörtchens „**ist**“ zum Vorschein: Die Worte „Identität“, „Beziehung“ oder „Verhältnis“ will RI halt in einem ganz anderen Sinn (einem ganz anderen Kontext) benutzt wissen, als das ein Mathematiker tut. In RIs Behauptung „*dass die Identität überhaupt gar keine "Beziehung" bzw. gar kein Verhältnis **ist**“*, steckt gar keine ontologische Aussage, sondern eine für seine Zwecke genehme **Festlegung** für den Umgang mit den Worten „Identität“, „Beziehung“, „Verhältnis“. Kurz und schlicht: Das Deutsch, das RI benutzt, ist ein miserables Deutsch, das andauernd zu Missverständnissen führt. Zum Glück bezieht sich RI hier auf ein lateinisches Zitat von Thomas (Anmerkung 12).; und dies ist nichts anderes als eine Definition von Thomas für den Gebrauch gewisser Terme.]

343

sondern mit zwei verschiedenen Gegenständen zu tun, die nur in einer Hinsicht "dieselben", d. h. gleich sind, oder wir haben es mit einem Gegenstande zu tun, und dann hat der Schein des Bestehens eines "Verhältnisses" der "Dieselbigkeit" seine Quelle darin, dass wir zwei verschiedene Zustände desselben Gegenstandes, die in zwei verschiedenen Augenblicken bestehen, rein gedanklich verselbständigen und vergegenständlichen. Indem wir sie dann miteinander vergleichen, berufen wir uns darauf, dass es gleiche Zustände desselben Gegenstandes sind und dass infolgedessen die sogenannte "Dieselbigkeit" da besteht[13]. Unsere späteren Betrachtungen über die Identität des individuellen Gegenstandes werden diese unsere Auffassung bestätigen. Jedenfalls kann die Angelegenheit der Identität des Gegenstandes nicht als ein Argument für die Möglichkeit eingliedriger Verhältnisse dienen.

2. Was kann ein Substrat oder ein Glied des Verhältnisses sein?

Sind es – wie oben behauptet wurde – nur individuelle seinsselbständige Gegenstände, oder können es auch Gegenständlichkeiten eines wesentlich anderen Typus sein? Um darauf zu antworten, möchte ich zunächst zwei andere Fragen erwägen: 1. Warum liegt ein solches Problem vor? 2. Wie lässt es sich lösen?

Dürfen wir behaupten, es gebe überhaupt gar keine Beschränkung bezüglich dessen, was ein Substrat des Verhältnisses sein kann? Kann in der Tat alles – ohne Unterschied, welcher Form, Seinsweise und welcher Materie – Substrat eines Verhältnisses sein? Der Zweifel darüber gründet darin, dass – unseren früheren Betrachtungen gemäß – den Gliedern des Verhältnisses relative Merkmale in dem oben bestimmten Sinne zukommen, und zwar als eine notwendige Folge des Bestehens des Verhältnisses. Wenn man also zugäbe, dass auch zwischen Nicht-Gegenständen – z. B. zwischen den Form-Momenten oder zwischen den existentialen Momenten – Verhältnisse möglich sind, so müsste man auch diesen Nicht-Gegenständen, infolge des Bestehens bestimmter Verhältnisse, gewisse relative Merkmale zuerkennen. In weiterer Folge müsste man diesen Nichtgegenständen die Form des individuellen Gegenstandes zuschreiben. So käme man zu einem Widerspruch. Man könnte ihn beseitigen entweder dadurch, dass man die Ungegenständlichkeit der Form bzw. der Seinsweise oder der Eigenschaft verwirft, oder dass man den Nichtgegenständen verbietet, Glieder der Verhältnisse zu sein. Läßt sich indessen dies letztere tun?

13 Dies hat Thomas wahrscheinlich im Auge, wenn er behauptet, dass die Identität eine »relatio rationis tanturn" sei.

344

Nehmen wir denn im täglichen Leben und auch in der Wissenschaft nicht immerfort verschiedenartige Verhältnisse z. B. zwischen den Eigenschaften eines oder mehrerer Gegenstände an? Haben wir denn nicht selbst zahlreiche Beziehungen zwischen unselbständigen Momenten der Form, z. B. zwischen der Form des Eigenschaftssubjekts und der Form der Eigenschaft, angenommen? Und haben wir denn nicht zwischen existentialen Momenten verschiedene Beziehungen, z. B. des Sich-Ausschließens oder des Zusammenbestehens festgestellt? Und suchen wir nicht notwendige Beziehungen zwischen der Form und der Seinsweise des Gegenstandes bzw. zwischen seiner Form und seiner Materie zu entdecken? Würde man aber andererseits den Momenten der Form, der Seinsweise sowie den Eigenschaften den Charakter des Gegenstandes zuerkennen, so würde man nicht nur die Gefahr eines Regressus in infinitum und der Antinomien heraufbeschwören, sondern sogar gegen die ursprünglichen Intuitionen verstoßen. Auf beiden Wegen entstehen also prinzipielle Schwierigkeiten, die zu überwinden unmöglich zu sein scheint. Liegt ihnen nicht eine gemeinsame Quelle zugrunde? Und liegt diese nicht in dem Begriffe des Verhältnisses selbst bzw. in der Erweiterung dieses Begriffes auf Fälle, welche die Form des Verhältnisses ausschließen[14]?

Wie ist also diese Schwierigkeit zu beseitigen? Soll man sich da auf diese oder jene Beispiele berufen? Darauf also, dass in den einzelnen Fällen diese oder jene Verhältnisse – z. B. der Ähnlichkeit zwischen seinsunselbständigen Qualitäten – tatsächlich bestehen? Kann dies eine prinzipielle Entscheidung unserer Schwierigkeit herbeiführen? Die Angabe eines Beispiels, das die Grenzen überschreitet, in die wir den Begriff des Verhältnisses einzuschließen suchen, würde freilich das beschränkende Postulat als für den betreffenden Fall ungültig erweisen. Es würde aber von selbst nicht dafür sprechen, dass ein Verhältnis zwischen allen beliebigen a und b überhaupt möglich ist. Diese Frage ließe sich nur dann entscheiden, wenn es gelänge, in der formalen

Struktur des Verhältnisses ein solches Moment aufzuweisen, das von sich aus das Fungieren der Gegenständlichkeit eines bestimmten formalen Typus als Substrat eines Verhältnisses

14 Thomas von Aquin bringt sich diese Schwierigkeit zum Bewusstsein. Er sucht sie aber nicht durch entsprechende Einengung des Begriffes des Verhältnisses (relatio), sondern durch die Gegenüberstellung der "realen" und der reinen Denkverhältnisse (relatio realis und relatio rationis tantum) zu beseitigen. In Ansehung dessen, was nicht Gegenstand (non ens) ist, bestehen nach ihm reine Denkverhältnisse. Vgl. S. Thomae Aquinatis, Summa Theologiae, Pars I. Quaest. XIII. art. VII c. Ferner I. q. 28 art. I. Er gibt aber keine Begründung seiner Entscheidung an.

345

ausschließen bzw. zulassen oder sogar fordern würde. Worin soll aber dieses Moment gesucht werden? Ob darin, dass das Verhältnis ein Sachverhalt mit mehreren echten Subjekten ist, oder etwa in dem Verhältniskern, und zwar entweder in dessen Form oder in dessen Materie?

Die Substrate sind, wie gesagt, Subjekte des Verhältniskernes, dessen also, was für das Verhältnis das am meisten Charakteristische ist. Dieses Subjektsein ist aber mit dem Subjektsein für eine Eigenschaft nicht identisch. Denn der Verhältniskern ist formal von der Eigenschaft verschieden. Um Substrat eines Verhältnisses zu sein, muss ein Etwas Gegenstand, d. h. Subjekt von Eigenschaften sein. Denn erst von der Beschaffenheit des Gegenstandes, von seiner Form oder seiner Seinsweise hängt es ab, ob er Glied eines Verhältnisses sein kann und in was für ein Verhältnis er mit einem anderen Gegenstande eingehen kann. Wo z. B. die Materie oder ein anderes im Gegenstande unterscheidbares Moment fehlt, ist das Bestehen eines Verhältnisses in dieser Hinsicht unmöglich. Weder die Materie eines Gegenstandes noch seine formalen oder existentialen Momente können `in concreto` für sich allein existieren (von der Existenz der existentialen Momente kann überhaupt keine Rede sein). überall dort also, wo derartige materiale, formale oder existentiale Momente das `fundamentum relationis` bilden, muss der volle Gegenstand vorhanden sein, denn dies ist die conditio sine qua non der Existenz jener Momente. Wie kann man es aber erklären, dass wir z. B. zwei Seinsweisen miteinander vergleichen und von einem Verhältnis sprechen, das zwischen ihnen besteht? Ist es gänzlich ungerechtfertigt, wenn wir dies tun? – Behaupten wir, dass ein Verhältnis dieser Art nur zwischen zwei Seinsweisen besteht und dass die vollen Gegenstände, die auf jene Weisen existieren, überhaupt an jenem Verhältnis nicht teilnehmen, dann begehen wir offenbar einen Fehler. Man muss hier zweierlei streng auseinanderhalten: was ein rein intentionales Gebilde der Abstraktion ist, und was seinsautonom existiert. Wenn wir einen Vergleich zwischen zwei Gegenständen durchführen und dabei ein Verhältnis zwischen entsprechenden Momenten dieser Gegenstände entdecken, so heben wir sie mittels eines Abstraktionsaktes von den Ganzen dieser Gegenstände ab, wir müssen aber durchaus diese Gegenstände für vorhanden halten. Tun wir es aber nicht, dann erst gehen wir von dem seinsautonomen Sachverhalt zu einem bloß vermeinten über. Und wenn wir diesen letzteren für seinsautonom und allein existierend halten, dann begehen wir einen theoretischen Fehler. Wenn wir z. B. zwei physische Raumdinge hinsichtlich ihrer Gestalt vergleichen, so bilden diese Dinge die Substrate

346

des individuellen Verhältnisses, der Kern desselben dagegen wird bloß durch die Eigentümlichkeiten ihrer Raumgestalten (z. B. Kugel und Würfel) bestimmt. An diesem Beispiel wird der Unterschied zwischen dem Substrat eines Verhältnisses und dem fundamentum relationis sichtbar. Das fundamentum relationis ist ein Moment (oder ein ganzer Bestand an Momenten welcher Art auch immer), welches den Kern des Verhältnisses in seiner Materie bestimmt. "Substrat" dagegen ist aber immer mindestens ein Paar von Gegenständen, an welchen die fundamenta relationis haften und die das Bestehen des Verhältnisses ermöglichen.

Es entsteht jetzt die Frage, ob dasjenige, was Substrat eines Verhältnisses ist, immer ein **individueller Gegenstand** sein muss. Dies scheint nicht notwendig zu sein. Es kann ebensogut eine Idee sein, und zwar sowohl in ihrer Struktur qua Idee als auch in ihrem Gehalte. Dann bilden das fundamentum relationis gewisse Konstanten oder Veränderlichen des betreffenden Ideengehaltes oder der in Frage kommenden Ideengehalte. Die übrigen Elemente derselben Gehalte werden dagegen nur als Veränderliche auftreten, weil die einzelnen Werte dieser Veränderlichen keinen Einfluss auf die Konstituierung des Verhältniskernes ausüben. Zu diesem Zwecke wählen wir also Ideen von entsprechender Allgemeinheit bzw. formale oder sogar existentiale Ideen. Zu betonen ist aber, dass auch zwischen Veränderlichen der Ideengehalte Verhältnisse bestehen können; ihr fundamentum relationis wird da von den konstanten Faktoren der Veränderlichen gebildet. Ist in diesem Falle das Verhältnis selbst etwas Individuelles, oder ist es der Gehalt einer eigentümlichen Relationsidee, welcher die in individuellen Gegenständen bestehenden Verhältnisse als einzelne Exemplare entsprechen? Nun, wenn es sich um ein Verhältnis zwischen den Elementen der Ideengehalte handelt, dann gibt es einerseits den Gehalt einer bestimmten formalen allgemeinen Idee, andererseits aber die einzelnen Verhältnisse zwischen den unter die betreffende Idee fallenden Gegenständlichkeiten. Wenn es sich dagegen um ein Verhältnis zwischen gewissen Ideen als Gegenständlichkeiten einer besonderen Art handelt, so hat auch das Verhältnis dieselbe Seinsweise wie diese Ideen. Ob

man die Ideen qua Ideen selbst für besondere Individuen halten darf, möchte ich hier nicht entscheiden. Es liegen da verschiedene Schwierigkeiten vor, die hier nicht besprochen werden können. Das Problem selbst ist auch von keiner größeren Bedeutung für unsere weiteren Betrachtungen.

347

3. Verschiedene Grundtypen von Verhältnissen?

Das Problem, was das Substrat eines Verhältnisses bilden kann, kann uns behilflich sein, um zu entscheiden, ob man zwei verschiedene Grundtypen von Verhältnissen unterscheiden oder dem Verhältnisse in dem oben bestimmten Sinne etwas anderes gegenüberstellen soll, was mit ihm oft vermengt wurde, und zwar den Seinszusammenhang zwischen gegenständlichen Elementen oder Momenten. Im letzteren Falle würde der Begriff des Verhältnisses wesentlich eingeschränkt werden. Man muss sich, wie mir scheint, für die zweite Eventualität entscheiden. Und zwar aus folgenden Gründen:

Aus dem Bestehen eines jeden Verhältnisses ergibt sich wesensmäßig, dass an seinen Gliedern sich korrelative "relative Merkmale" ansetzen, deren Materie "relational" ist. Es fragt sich, ob wir es in allen Fällen des "Verhältnisses" im üblichen weiten Sinne des Wortes mit derartigen relativen Merkmalen zu tun haben. Dies ist gerade nicht der Fall. Nehmen wir z. B. die bekannte Beziehung zwischen der Farbigkeit einer Farbe und der Farbenqualität, der Helligkeit derselben und auch einer gewissen Ausdehnung der betreffenden Farbe (alles in einem individuellen Falle genommen) in Betracht. Ergeben sich aus der bloßen Tatsache ihrer Verschmelzung in einer konkreten Farbe einer Sache solche korrelativen relativen Merkmale der aufgezählten Momente, wie es diejenigen sind, deren Beispiel in dem Paar "größer als" und "kleiner als" vorliegt?

Um darauf zu antworten, muss man die genannten Momente genauso nehmen, wie sie im individuellen Falle in sich selbst existieren, und nicht als Korrelate unseres eventuellen Vergleichens. Die bloße Tatsache ihres Zusammenhanges in einer Wesenseinheit oder in einer funktionellen Einheit hat ihre gewissen neuen Merkmale zur Folge, sie sind aber nicht der Art wie die relativen Merkmale in dem bestimmten Sinne. Jedes dieser Momente in einer konkreten Farbe ist mit den übrigen Momenten – und zwar noch auf verschiedene Weise – "verbunden", mit den einen von ihnen auf wesensmäßige Weise, wie z. B. die Farbigkeit und die Ausdehnung, mit den anderen auf funktionelle Weise, wie z. B. die Helligkeit und die Sättigung. Dieses bestimmt geartete Verbundensein des einen Moments mit den übrigen, das sich an einer konkreten Farbe zur Gegebenheit bringen lässt, ist aber kein Merkmal dieser Art, wie es diejenigen sind, die sich an den Gliedern eines Verhältnisses als Exponenten desselben ansetzen. Dies wird aber erst dann klar gezeigt werden können, wenn man das jetzt erwogene Problem mit dem Problem des Wesens der relativen Merkmale und der verschiedenen anderen, oft für relative Merkmale gehaltenen gegenständlichen

348

Bestimmtheiten in Beziehung setzt. Momentan beachten wir aber noch folgendes: Die "Verbindung", oder besser der Seinszusammenhang, der gegenseitig unselbständigen Momente eines konkreten Ganzen ist von dem Verhältniskern völlig verschieden. Dieser Kern ist zwar für das Verhältnis als den vollen Sachverhalt einer besonderen Art, innerhalb dessen es selbst auftritt, **konstitu**tiv. Trotzdem ist es aber sowohl existential als material von den Substraten und den fundamentis relationis ab geleitet. Der Verhältniskern tangiert nicht die Abgesondertheit der Substrate, die ihnen eigen ist. Trotz des Bestehens des Verhältnisses bilden sie zwei in sich völlig abgeschlossene Ganze, auf deren Schicksal der Verhältniskern keinen Einfluss hat[15]. Wenn das eine oder die bei den Substrate zu existieren aufhören, oder sich so verändern, dass sie das fundamentum relationis ändern, dann hört auch das betreffende Verhältnis auf zu bestehen. An seine Stelle tritt dann eventuell ein anderes Verhältnis. Das Bestehen des Verhältnisses zieht aber – außer der einzigen Tatsache, dass den Gliedern des Verhältnisses korrelative relative Merkmale zuwachsen, einer Tatsache, deren **Natur** noch zu untersuchen sein wird, – keine reelle Veränderung in dem Seinsbereiche der Substrate nach sich. Alle übrigen Eigenschaften derselben und alle in ihnen eventuell vonstatten gehenden Veränderungen sind von dem Bestehen des Verhältnisses und seinem Kern vollkommen unabhängig. Der Seinszusammenhang zwischen den gegenseitig unselbständigen Momenten lässt denselben dagegen keine gegenständliche Absonderung zu. Er ist übrigens kein neues, für sich bestehendes Seinselement, wie der Verhältniskern, der seine eigene Form und seine Materie aufweist. Es ist lediglich die Art des Zusammenseins mehrerer verschiedener, aber doch kein Ganzes für sich bildender Momente. Während ein Verhältnis R zwischen zwei Gegenständen x und y infolge der Änderung des fundamentum relationis zu bestehen aufhören kann, trotz der eventuellen weiteren Existenz der beiden Glieder (Substrate) x und y, so ist gerade dies bei dem Seinszusammenhang zweier unselbständiger Momente ausgeschlossen. Hier kann nur das Ganze, das aus diesen Momenten aufgebaut ist, zu existieren aufhören; dann verschwindet natürlich auch der Seinszusammenhang zwischen ihnen. Der Seinszusammenhang besteht auch sozusagen direkt zwischen den

seinsunselbständigen und miteinander verbundenen Momenten, während ein Verhältnis zwischen zwei seinsselbständigen Gegenständen erst vermittels ihrer besonderen qualitativen Momente (oder Form-Momente) besteht,

15 Ich habe hier stets nur die seins autonomen Verhältnisse im Auge.

349

die das fundamentum relationis bilden. Diese Verschiedenheiten zwischen dem Seinszusammenhang und dem Verhältnis lassen uns den Begriff des Verhältnisses auf diejenigen Fälle einschränken, in welchen die Substrate seinsselbständig sind und wo das Verhältnis – abgesehen von dem Auftreten der relativen Merkmale – gar keine Veränderungen in seinen Substraten hervorruft.

Neben den gerade erwähnten Seinszusammenhängen zwischen seinsunselbständigen Momenten muss man noch eine besondere Gruppe der Seinszusammenhänge in Betracht ziehen, die sozusagen an der Grenze zwischen den Verhältnissen und den besprochenen Seinszusammenhängen stehen. Es sind dies die Zusammenhänge, die zwischen den seinsselbständigen Gegenständen bestehen und trotzdem das Auftreten gewisser Veränderungen in ihnen nach sich ziehen. Sie treten dort auf, wo mindestens ein Glied eines derartigen Zusammenhangs Subjekt einer Handlung ist, welche auf das andere Glied des Zusammenhangs übergeht. Es sind dies vor allem die kausalen Seinszusammenhänge, mit denen auch gewisse Verhältnisse in Verbindung stehen. Ob es neben ihnen noch andere derartige Zusammenhänge gibt, muss hier dahingestellt werden. Sie sind sehr verschiedenartig und werden im einzelnen durch die Tatsachenwissenschaften, und zwar sowohl durch die **Natur**wissenschaften als auch die Geisteswissenschaften, untersucht. In ihrer allgemeinen Struktur wurden sie bereits im ersten Zugriff hier behandelt[16], sie werden aber noch später das Thema einer umfangreichen Untersuchung sein müssen. Momentan unterscheiden wir also:
a) Seinszusammenhänge zwischen seinsunselbständigen Momenten,
b) Zusammenhänge zwischen seinsselbständigen Gegenständlichkeiten und
c) Verhältnisse.

4. Seinsweise der Verhältnisse?

4. Mit der Einschränkung des populären Begriffes des Verhältnisses steht das Problem der Seinsweise des Verhältnisses im Zusammenhang. Man hat es oft behandelt, im allgemeinen aber mit der Tendenz, die Existenz des Verhältnisses von den Bewusstseinsakten des Vergleichens abhängig zu machen, was sich gewiss nicht ganz allgemein durchführen lässt, obwohl es unleugbar auch Verhältnisse gibt, die bloß intentionale Korrelate gewisser Bewusstseinsoperationen sind.

Während in den Seinszusammenhängen zwischen seinsunselbständigen Momenten das Zusammensein dieser Momente denselben Seinscharakter hat wie das Ganze der miteinander verbundenen Momente, scheint sich dies bei den

16 Vgl. Band I, S. 90-110

350

Verhältnissen anders zu verhalten. Vor allem ist der Verhältniskern von den Substraten des Verhältnisses bzw. von dem fundamentum relationis seinsabgeleitet. Infolgedessen scheint es, dass auch das ganze Verhältnis, also der gesamte Sachverhalt, der mehrere echte Subjekte in sich birgt, einen anderen existentialen Charakter in sich aufweist, als es derjenige der Substrate ist. Freilich nicht in allen Fällen. Denn anders verhält es sich damit auf dem Gebiet der idealen Gegenstände (z. B. der mathematischen Gegenständlichkeiten) als in dem der realen Gegenstände. Bei den mathematischen Gegenständlichkeiten scheinen die Verhältnisse zwischen ihnen in derselben Seinsweise zu sein, wie sie für diese Gegenstände selbst charakteristisch ist. Bei den realen Gegenständen dagegen erhält man den Eindruck, dass sich die Seinsweise der Verhältnisse von der Seinsweise der Substrate unterscheidet. Man möchte fast sagen, dass die Verhältnisse nicht real sind, obwohl sie zwischen realen Gegenständen bestehen. Dasselbe möchte man auch über die relativen Merkmale sagen, welche sich an den Gliedern des Verhältnisses ansetzen.

Woraus entspringt aber dieser Eindruck? Es gibt zwei Quellen desselben, die übrigens miteinander eng zusammenhängen:
1. Wenn zwischen zwei Gegenständen gl und g2 ein Verhältnis R entsteht, und zwar deswegen, weil der Gegenstand g2 in einem Moment entstanden ist und ein bestimmtes fundamenturn relationis in sich birgt, dann unterliegt der Gegenstand gl – wie bereits gesagt – gar keiner Veränderung, abgesehen natürlich davon, dass ihm ein bestimmtes relatives Merkmal zuwächst. Das Ereignis, das in dem Eintreten des Verhältnisses R besteht, hat also – abgesehen von dem Auftreten eines Paares der relativen Merkmale – gar keine Wirkung. Man möchte aber

vielleicht einwenden, dass es doch eine Wirkung nach sich zieht, nämlich das Auftreten der relativen Merkmale. Es entsteht aber dann die Frage
2. was für einen Seinscharakter eben das relative Merkmal hat, und welche Rolle es im Gegenstande, dem es zukommt, spielt. Sein Erscheinen im Gegenstande ist ja – unserer Begriffsbildung gemäß – ein Ereignis. Warum ist es also keine Wirkung? Fragen wir aber weiter, welche Wirkung eben dieses Ereignis des Auftretens eines relativen Merkmals seinerseits nach sich zieht, dann sind wir in Verlegenheit, wenn wir von menschlichen bewusstseinsmäßigen Verhaltensweisen absehen. Denn in denselben spielt das Bewusstsein des Bestehens gewisser Verhältnisse – auch wenn sie nur rein intentional sein sollten – oft eine schwerwiegende Rolle und greift deswegen in das Schicksal des Menschen ein. Wenn wir uns aber rein auf die seinsautonom bestehenden Verhältnisse beschränken und ausschließlich darauf achten,

351

was in den physischen Gegenständen vonstatten geht, wenn gewisse Verhältnisse zwischen ihnen bestehen, so lassen sich in ihnen keine Folgen dieses Bestehens finden. Auch das Auftreten eines relativen Merkmals M an einem Gegenstand G lässt sich nicht erfassen, sofern wir das zweite Glied eines bestimmten Verhältnisses und das fundamentum relationis nicht kennen. Wenn wir z. B. als Physiker oder Physiologen den Leib eines Menschen untersuchen und dann auf einmal erfahren, dass gerade in einer entfernten Stadt sein Bruder eben geboren wurde, so wird dadurch allein, dass der betreffende Mensch "älterer Bruder" geworden ist, sich in seinem Leibe gar keine neue physische Eigenschaft noch ein physiologischer oder physischer Vorgang finden lassen. Man wird uns sagen, dass dies ganz selbstverständlich ist, da so ein Merkmal wie "älterer Bruder zu sein", eben keine physische oder physiologische Eigenschaft des menschlichen Leibes ist und sein kann. Gewiss, es handelt sich aber gerade um die beiden Fragen:
1. was für einer Eigenschaftsart jenes relative Merkmal eigentlich sei,
2. warum sein Auftreten gar keine Veränderung in den physischen oder physiologischen Eigenschaften des menschlichen Leibes hervorruft, obwohl die Geburt eines zweiten Sohnes derselben Mutter doch eine physische Tatsache ist.
Das Wesentliche dabei ist aber das Folgende: Wenn sich die Geburt eines Menschen z. B. unter der Emission einer besonderen Strahlung vollzöge, die sich in allen Richtungen mit der Lichtgeschwindigkeit fortpflanzte und die Durchdringlichkeit der Röntgenstrahlen besäße, dann würde durch den Leib des älteren Bruders eine Wellenschar hindurchgehen und in ihm gewisse Wirkungen hervorrufen. Aber weder an diesem physischen Vorgang noch an diesen Wirkungen liegt das, was die "ältere Bruderschaft" des betreffenden Menschen bildet. Das Verhältnis der Bruderschaft, das im Moment der Geburt des zweiten Kindes durch dieselbe Mutter eintritt, ruft von sich aus gar keinen realen Seinszusammenhang zwischen den Brüdern hervor. Durch sein Bestehen allein vollzieht sich zwischen diesen Menschen gar kein realer Vorgang, der sozusagen eine Brücke zwischen ihren Leibern schlagen würde[17] . Sofern die Leiber dieser Menschen nicht von vornherein in einem Seinszusammenhang stehen, der durch einen sich zwischen ihnen vollziehenden

17 Dass zwischen zwei Menschen, die miteinander in dem Verhältnis der Bruderschaft stehen, sich die Sachlage ganz anders gestalten mag, dem möchte ich nicht widersprechen. In diesem Falle spielt aber nicht das bloße Bestehen dieses Verhältnisses eine Rolle, sondern das bewusste Erfassen dieses Verhältnisses durch die Brüder bzw. durch den einen von ihnen. Wir verhalten uns einem Bruder gegenüber auf eine ganz andere Weise als einem fremden Menschen gegenüber. Und das Bestehen dieses Verhältnisses ruft, wie es scheint, gewisse re c h tl ich e Folgen für die beiden Brüder hervor, immer aber nur, wenn es ihnen oder anderen Menschen zum Bewusstsein gebracht wird. Es eröffnen sich da ganz besondere Probleme, die hier nicht besprochen werden können. Bei ihrer Erwägung muss aber immer zwischen der realen Tatsache der Existenz der beiden Brüder und dem Verhältnis hinsichtlich des Alters zwischen ihnen unterschieden werden.

352

Vorgang hergestellt ist, dann ist das Verhältnis der Bruderschaft von sich aus nicht imstande, ihre gegenseitige Trennung, ihre reale Isolierung zu überwinden. Der Verhältniskern für sich selbst ist diesen beiden Gegenständen gegenüber ganz kraftlos, obwohl er sich auf einem ziemlich komplizierten fundamentum relationis aufbaut. Nicht nur die bloße Tatsache der Geburt durch dieselbe Mutter und durch die Zeugung durch denselben Vater, sondern auch eine Reihe der Eigenschaften der bei den Brüder kann hier in Betracht kommen, wenn es sich um die Konstituierung der Familienverwandtschaft handelt. Diese Verwandtschaft aber ist schon etwas anderes als das reine Verhältnis des "Bruderseins" und des "Älterseins". Anders ist es schon mit der Beziehung zwischen der Mutter und ihrem Kind. In diesem Falle vollziehen sich im Leibe der Mutter zahlreiche Vorgänge von dem Zeugungsmoment an, die zur Erhaltung am Leben und zur Entwicklung der Frucht dienen, sowie auch Vorgänge, welche die Geburt selbst vorbereiten. Auch die Vorgänge im Leibe der Frucht stehen mit den Vorgängen im Leibe der Mutter im engen Zusammenhang. Und auch nach der Geburt vollziehen sich zahlreiche Vorgänge, welche das Kind sozusagen an die Mutter binden. Und man weiß nicht, wann diese Vorgänge ganz aufhören. So ist das "Kindsein" und das "Muttersein" ein "relatives Merkmal" einer völlig anderen Art als das "Größersein", "Ähnlichsein" oder "Ältersein " .

Wir sehen: das Problem kompliziert sich. Es bestehen "Verhältnisse", und es gibt "relative Merkmale", die aus dem Vollzug realer Vorgänge zwischen zwei Gegenständen entspringen und die ganz anders zu sein scheinen, als die früher besprochenen Verhältnisse, welche keine zwischen gegenständlichen Vorgänge zum Grunde haben. Ist in diesem neuen Falle ein Verhältniskern vorhanden, der die eventuell vorhandene Isolierung zwischen den Gegenständen nicht zu überwinden vermag? Unterscheidet sich da die Seinsweise des "Verhältnisses" von der Seinsweise der Substrate, wie dies im Falle der früher besprochenen "reinen" Verhältnisse der Fall ist? Und wie steht es mit der Seinsweise der "relativen" Merkmale

353

in diesem Falle, sind sie wirklich nur "Exponenten", wie bei den "reinen" Verhältnissen?

Wir müssen die ganze Angelegenheit der sogenannten "relativen Merkmale" einer neuen Untersuchung unterwerfen, um der sich da eröffnenden Sachlage Herr zu werden. Es ist übrigens das korrelative Problem zu dem Problem der "absoluten Merkmale" und zugleich auch zum Problem des Wesens eines individuellen Gegenstandes. Ich werde mich bei der Behandlung dieser Probleme auf das Gebiet der individuellen realen Gegenstände beschränken, obwohl sie sich auf diesem Gebiete viel komplizierter gestalten als bei den idealen Gegenständlichkeiten. Das Problem des Wesens ist bei den realen Gegenständen viel wichtiger für das Problem Idealismus-Realismus als in den übrigen möglichen Fällen. Die Schwierigkeiten, die da bestehen, sind so groß und mannigfach, dass mein Versuch hier vor allem auf das genauere Erfassen der Probleme selbst ausgeht.

6.3 § 57. Relative und nicht-relative (absolute) Merkmale (Eigenschaften).

Von dem Moment an, in welchem wir uns mit dem Problem der Form des Verhältnisses und mit dem Problem der relativen Merkmale zu beschäftigen begonnen haben, haben wir es nicht mehr mit einem einzigen, sondern mit mehreren individuellen Gegenständen zu tun, die in sich abgeschlossene Ganze bilden. Aus dem Zugleichsein vieler indvidueller Gegenstände – welcher **Natur** und Seinsweise auch immer – ergibt sich die Tatsache des Bestehens der Verhältnisse zwischen den Gegenständen sowie die Tatsache der Existenz der relativen Merkmale. Wie es sich aber auch mit der Möglichkeit des Bestehens der Verhältnisse innerhalb des Seinsbereiches eines individuellen Gegenstandes und im Zusammenhang damit mit dem Problem der Verschiedenheit zwischen einem Verhältnis und einem (unmittelbaren oder mittelbaren) Seinszusammenhang verhalten mag, so unterliegt es jedenfalls keinem Zweifel, dass Verhältnisse zwischen seinsselbständigen Gegenständen möglich sind. Diese Wesenstatsache muss beachtet werden, wenn man das Problem der relativen Merkmale und ihrer prinzipiellen Verschiedenheit von den absoluten Eigenschaften behandeln will. Denn sie weist sofort darauf hin, dass alle Theorien der relativen Merkmale falsch sein müssen, die zu der oft ausgesprochenen Behauptung führen, dass alles relativ sei. Oder genauer gesagt: dass es in einem individuellen

354

Gegenstand, der in einer Mannigfaltigkeit **individueller Gegenstände** existiert, kein solches Merkmal gibt, das "absolut" (nicht-relativ) wäre. Die Existenz mehrerer seinsselbständiger Gegenstände bildet die hinreichende Bedingung des Bestehens bestimmter Verhältnisse. Andererseits hat sie selbst zur Voraussetzung, dass jeder zu der betreffenden Vielheit von Gegenständen gehörende Gegenstand irgendwelche eigenen Merkmale, also Eigenschaften haben muss, die ihm unabhängig von der Existenz anderer Gegenstände zukommen. Nur diese Eigenschaften können ja das Gerüst des Gegenstandes bilden, ohne welches er überhaupt nicht existieren würde. In der Folge würde es auch keine Verhältnisse zwischen diesen Gegenständen geben. In weiterer Folge gäbe es auch keine relativen Merkmale in dem oben bestimmten engen Sinne. Die Theorie der relativen Merkmale muss also so gestaltet werden, dass den einzelnen Gegenständen auch die nicht-relativen ("absoluten") Merkmale (Eigenschaften) zukommen könnten. Es muss möglich sein, in den einzelnen Fällen deutlich darauf hinzuweisen, welche Merkmale eben Eigenschaften, also absolute Merkmale, welche dagegen nur relativ sind, und zwar noch in verschiedenem Sinne. Das Problem der Verschiedenheit dieser beiden Typen der Merkmale verschärft sich dort, wo die individuellen Gegenstände untereinander nicht völlig isoliert sind und wo sie sich verändern, wie dies bei den realen Gegenständen der Fall ist, und wo sie endlich in verschiedene Seinszusammenhänge eingehen, welche in den in ihnen sich vollziehenden Vorgängen ihre Seinsgrundlage haben. In diesem Falle ist es viel schwieriger, auf Beispiele hinzuweisen, in welchen "absolute" Merkmale zweifellos vorliegen, und um so schwieriger ist es, diese Merkmale streng zu bestimmen. Andererseits lässt sich unser Problem nur auf diesem Gebiete radikal lösen.

Im täglichen Leben und auch in der üblichen wissenschaftlichen Praxis spricht man über die sogenannten "relativen Merkmale" in sehr verschiedenen, nicht scharf bestimmten Bedeutungen. Fangen wir also mit einer Zu-

sammenstellung der Fälle an, in welchen gewöhnlich von den " relativen Merkmalen" die Rede ist.

Verschiede Arten der „Relativität“

1. Die erste Gruppe der sogenannten "relativen Merkmale" bilden die bereits besprochenen "Exponenten" des Verhältnisses. In ihrer Materie sind sie mit einem "relationalen" Moment ausgestattet und treten an den Gliedern des betreffenden Verhältnisses auf, vorwiegend als deren nähere Bestimmungen, manchmal aber auch als konstitutive Momente. Als Beispiele können hier folgende Bestimmungen gelten:

- "ähnlich" (einer Sache),
- "verschieden von ... ", "zusammenstimmend mit ... ",
- "größer als ... ", "kleiner als ... ",
- "linksseitig", "rechtsseitig",
- "äußerlich", "innerlich",
- "der vordere", "der hintere",
- "der frühere", "der spätere"

355

usw. Von jedem solchen Merkmal gibt es ein anderes als Korrelat zu ihm. Um derartige Merkmale in ihrer Relativität zu erfassen, muss gezeigt werden, dass sie einem Gegenstande deswegen zukommen, weil
a) zwischen demselben und einem anderen entsprechend gewählten Gegenstande ein bestimmtes Verhältnis R besteht, und
b) weil jeder von diesen Gegenständen ein bestimmtes *fundamentum relationis* besitzt. Dieses fundamentum wird von Merkmalen eines völlig anderen Typus als die soeben aufgezählten "relativen Merkmale" gebildet, und zwar von Merkmalen, die dem betreffenden Gegenstande nicht deswegen zukommen, weil er in einem bestimmten Verhältnis (in dem oben bestimmten Sinne) zu einem anderen Gegenstande steht, sondern, weil er in sich selbst und allein von sich aus in der betreffenden Hinsicht so und so ist. Mit anderen Worten: Die "relativen" Merkmale in diesem Sinne kommen nur deswegen den Gegenständen, die sie auszeichnen, zu, weil dieselben gewisse, besonders gewählte nichtrelative (in dem bis jetzt besprochenen Sinne) Merkmale besitzen, deren Form noch aufzuklären ist.

2. Das Wasser (oder irgendeine andere Flüssigkeit) nimmt eine andere bestimmte Gestalt an je nach dem Gefäß, in welches man es gießt, und je nach dem Gravitationsfeld, in welchem es sich befindet. Diese angenommene Gestalt nennt man oft ein "relatives Merkmal" der betreffenden Portion Wasser. Man sagt auch ganz allgemein, dass die Flüssigkeiten gar keine "eigene" Gestalt haben, sondern immer nur eine bestimmte Gestalt "annehmen", je nach den Umständen, unter denen sie sich gerade befinden.

In einem – wie es scheint – verwandten Sinne spricht man von der Farbe der materiellen Dinge als einem "relativen Merkmal" derselben. Man hat dabei im Sinne, dass die Farbe des Dinges von der Beleuchtung desselben durch eine Lichtquelle abhängig ist. Gibt es gar keine Beleuchtung, so kann überhaupt nicht gesagt werden, dass dem betreffenden Ding irgendeine Farbe zukommt. Wechselt aber die Art der Beleuchtung, ist sie z. B. "weiß" oder "rot", so wechseln in Abhängigkeit davon auch die Farben des betreffenden Dinges. Der Relativität der Farbe eines Dinges tut es keinen Abbruch, dass es eine konstante Zuordnung zwischen der Art der Beleuchtung und der Qualität der Farbe gibt, die sich "an" den Dingen bei der entsprechenden Beleuchtung zeigt.

3. Für "relativ" hält man weiter alle "sinnlichen Qualitäten", die in der unmittelbaren, sinnlichen Erfahrung von Dingen an denselben als

356

ihre "Merkmale" gegeben sind. De facto aber – behauptet man – scheint es nur, dass sie ihnen zukommen, weil – wie man glaubt – eine gewisse Beziehung **zwischen diesen Dingen und dem Menschen** als einem psychophysischen wahrnehmenden Wesen besteht[18]. Die Dinge – sagt man – zeigen sich uns nicht so (in solchen Merkmalen), wie sie in sich selbst sind, sondern nur, wie sie auf den Wahrnehmenden einwirken, wie sie sich ihm gegenüber verhalten. Infolgedessen sind Farben, Düfte, Wärmen, Glätten, Rauhigkeiten, Geschmäcke usw. lauter "relative Merkmale" [19].

4. Im Gegensatz zu den sub 2 und 3 genannten "relativen Merkmalen" müssten solche "Merkmale", wie z. B. die geringe Zusammendrückbarkeit des Wassers, die gute Leitfähigkeit der Metalle für die Wärme oder für die Elek-

trizität, die "eigene" Gestalt der festen Körper usw. für "absolut" gehalten werden. Indessen hält man von einem anderen Gesichtspunkt aus auch diese Merkmale für "relativ". Man sagt nämlich, dass die Gestalt des festen Körpers von dem Drucke abhängt, den man auf ihn ausübt, und zwar von der Größe und der Richtung des auf den Körper ausgeübten Druckes. Die Gestalt des festen Körpers kann verändert werden, wenn der äußere Druck größer ist als die Widerstandskraft des Körpers. Und analog ändert sich z. B. die Wärmeleitfähigkeit des Körpers je nach der Temperatur desselben. Der Widerstand, den ein Metall dem elektrischen Strom entgegensetzt, ist größer oder kleiner je nach der Größe des Querschnitts des Leiters und auch je nach der absoluten Temperatur, in welcher sich das betreffende Metall befindet. Verschiedene andere Eigenschaften der Metalle verändern sich ebenfalls bei sehr hohen Drucken, denen man sie aussetzt. überall haben wir es hier mit zweifellosen Eigenschaften dieser Körper zu tun, jedoch nur mit solchen, die sich - wie man sagt - unter dem Einfluss der äußeren Bedingungen verändern oder verändern können und die deswegen für "relativ" gelten.

5. Drei weitere verschiedene und doch verwandte Fälle der "Relativität" der Merkmale (bzw. von irgend etwas, was dem Gegenstande zugeschrieben wird) liegen da vor, wo jenes "relative" Moment dem Gegenstande

18 Genauer gesagt, handelt es sich da um einen Seinszusammenhang zwischen zwei realen selbständigen Gegenständen.

19 Es handelt sich in diesem Falle nicht darum – was der sogenannte kritische Realismus behauptet – , dass die Farbe dem Dinge selbst nicht zukommt, sondern nur als eine „Erscheinung" auftritt, welche infolge gewisser in dem Wahrnehmenden sich vollziehender psycho-physiologischer Vorgänge dem betreffenden Dinge zugeschrieben wird. Dieser Fall der „Relativität" wird sogleich sub 5 besprochen.

357

– genau gesprochen – gar nicht zukommt und wo lediglich ein durch subjektive Bedingungen geschaffener Schein des Zukommens dieses Moments vorhanden ist. Dabei müssen diese "subjektiven" Bedingungen nicht notwendig Erkenntnisbedingungen sein. Es können ebensowohl z. B. rein emotionale Zustände sein, die in dem Wahrnehmenden beim Verkehr mit den Gegenständen wachgerufen werden. Den einen dieser Fälle bildet z. B. die sogenannte "Relativität" der sinnlichen Qualitäten, die sich in der "Erscheinung" zeigen, aber den Dingen in Wirklichkeit gar nicht zukommen sollen, wenigstens nach den heutzutage vorherrschenden Ansichten, welche eben den Sinn dieser "Relativität" bestimmen[20]. Ein anderer Fall – im Sinne der weitverbreiteten Auffassung – liegt in den **Werten** der Dinge oder irgendwelcher anderer Gegenstände. Die Werte treten auf oder verschwinden je nach den verschiedenen subjektiven Faktoren, die in den mit den Dingen verkehrenden Menschen vorhanden sind. Die Werte verändern sich je nachdem, wie sich diese Faktoren ändern. Sie kommen – wie man oft behauptet hat – den betreffenden Gegenständen in Wirklichkeit gar nicht zu. So ist es auch mit den verschiedenen "emotionalen" Charakteren, wie z. B. "angenehm", "lieb", "abscheulich", "häßlich" usw., die wiederum – den herrschenden Theorien gemäß – den Dingen gar nicht zukommen und nur dann zur Erscheinung gelangen, wenn das mit den betreffenden Dingen verkehrende Subjekt bestimmte Bedingungen erfüllt. Sie alle bilden einen neuen Fall der "relativen" Merkmale der Gegenstände.

Ich will da natürlich weder über die Richtigkeit der erkenntnistheoretischen Auffassungen, welche die "Relativität" derartiger "Merkmale" behaupten, noch über die relativistische Auffassung der Werte und der emotionalen Charaktere ein Urteil fällen. Es kommt da lediglich darauf an, zu verstehen, in welchem Sinne und warum da von der "Relativität" der sinnlichen Qualitäten oder der Werte oder der emotionalen Charaktere gesprochen wird. In dieser Hinsicht ist nicht ohne Bedeutung, dass ein Motiv für die Relativität der Werte darin liegt, dass ein und derselbe Gegenstand, z. B. eine menschliche Tat oder ein Kunstwerk, das eine Mal "wertvoll" (insbesondere "gut", "schön", "edel" usw.), das andere Mal dagegen "wertlos" und sogar "schlecht" (negativ-wertig) zu sein scheint, ohne dass der betreffende

20 Es ist zu beachten, dass sowohl der Sinn als auch der Grund der »Relativität" der sinnlichen Qualitäten hier anders gedeutet wird, als in dem unter 3 angedeuteten Fall.

358

Gegenstand in sich irgendeiner Veränderung unterläge, sondern nur infolge der Änderungen, die in den subjektiven Faktoren vonstatten gehen. Es besteht da eine merkwürdige Zuordnung der Gegensätze zueinander – der sogenannten positiven und negativen Werte – sowie die Möglichkeit des Überspringens des Gegenstandes von dem einen Extrem in das entgegengesetzte. Dies letzte ist gewissermaßen der äußerste Ausdruck jener "Relativität" der Werte, welche so oft behauptet wird.

Den Gegensatz zu dieser "Relativität" soll die "Absolutheit" der Werte bilden, welche die Gegner der Relativität der Werte gewöhnlich im Auge haben und deren Vorhanden sein sie zu zeigen suchen. Es kommt dabei darauf an, dass die Werte
1. gewissen Gegenständen "in Wahrheit" zukommen,
2. dass der Wert gar keinen Veränderungen unterliegt, sofern der Gegenstand selbst, der den Wert hat, sich in

den den Wert **konstitu**ierenden Eigenschaften nicht verändert.

Die Veränderungen, welche in dem psychischen Subjekt, das mit dem betreffenden Gegenstand verkehrt, sich vollzogen haben, haben auf den Wert dieses Gegenstandes gar keinen Einfluss: er bleibt wertvoll bzw. wertlos oder negativ-wertig unabhängig davon, ob man ihn schätzt, liebt, verabscheut, hasst oder sich ihm gegenüber ganz neutral verhält. Nur die Erscheinung des Wertes kann darunter leiden.

6. Eine noch andere Relativität der Werte haben diejenigen im Auge, welche sagen, ein Wert sei immer "relativ", ganz unabhängig davon, ob es sich um ethische, ästhetische, Nutz-Werte oder noch andere Werte handelt – denn er ist immer ein Wert **nur für jemanden oder für etwas**. Im Sinne dieser Auffassung besitzt ein Ding oder eine Person rein in sich selbst und nur für sich selbst, ohne jede Rücksicht auf sonst etwas anderes, gar keinen Wert. Und nur dadurch, dass es in eine bestimmte Beziehung zu etwas anderem gesetzt wird, dass es einem bestimmten Zweck dient, erhält es mit Rücksicht auf diese seine Funktion und in bezug auf etwas einen Wertcharakter, der in sich selbst eben auch jene Bezüglichkeit zeigt. Ein Wert wäre also in diesem Sinne "relativ" auch dann, wenn keine Veränderung in der Schätzung oder im Erleben des Wertes bzw. des wertvollen Gegenstandes sich vollzöge, denn er ist immer, seiner eigenen Struktur nach, "relativ". Und zu dieser sozusagen wesenhaften Relativität der Werte tritt nur jene andere Relativität hinzu, welche aus der Veränderlichkeit des Wertes in der Abhängigkeit
a) von dem subjektiven Faktor – desjenigen, für welchen die betreffende Sache eben wertvoll ist – und
b) des objektiven, in bezug auf welchen diese Sache als ein Mittel zu einem Zweck sich als wertvoll erweist, folgt.

359

Um sich klarzumachen, worum es in den von uns zusammengestellten Fällen eigentlich geht und worin sie sich voneinander unterscheiden, muss man verschiedene Gesichtspunkte oder, besser gesagt, verschiedene Hinsichten, die bei den sogenannten "relativen" und den "absoluten" Merkmalen in Betracht kommen, auseinanderhalten. Ihre verschiedenen Kombinationen können zu den verschiedenen Begriffen der "Relativität" des Merkmals bzw. des Wertes führen.

Kommen „relative“ Merkmale einem Gegenstand zu?

1. Es kommt hier vor allem das Zukommen des Merkmals selbst, und insbesondere des "relativen" Merkmals, in Frage. Bei der Behandlung dieses Punktes tritt entweder die Tendenz zutage zu behaupten, dass die relativen Merkmale in Wahrheit dem Gegenstande nicht zukommen, sondern nur aus diesen oder jenen Gründen einen Schein des Zukommens mit sich führen; oder aber zu behaupten, dass dieses Zukommen in diesem Falle ganz eigentümlich ist. Und zwar entweder ein Zukommen, das an sich selbst noch etwas anderes als denjenigen Gegenstand, dem das betreffende relative Merkmal zukommt, berücksichtigt, oder aber ein solches, das an sich selbst durch etwas anderes - und zwar durch die Existenz und die Beschaffenheit des anderen - bedingt ist. Dieses Bedingtsein würde sich in der Weise des Zukommens selbst bemerkbar machen. Es soll in diesem Falle - wie man oft sagt - nicht so "bedingungslos", "radikal", "eng", sondern in seiner Effektivität gleichsam beschränkt und durch das Bedingtsein gewissermaßen geschwächt sein. Ein "relatives" Merkmal würde sich also im Sinne dieser Auffassung - die übrigens nirgends ausdrücklich formuliert wird - durch seine Form von den nicht-relativen, "absoluten" Merkmalen unterscheiden.

2. Ein anderer Gesichtspunkt, von dem aus ein Merkmal als "relativ" betrachtet wird, ist der Umstand, dass das betreffende Merkmal in seiner Entstehung durch einen Faktor, der außerhalb des betreffenden Gegenstandes liegt, bedingt wird. Dieser bedingende Faktor wird dabei in seiner Existenz und seiner Beschaffenheit als von diesem Gegenstande unabhängig angesehen.

3. Ein weiterer Aspekt, unter welchem man das Spezifische der Relativität des Merkmals sieht, ist das Bedingtsein des Weiterbestehens des Merkmals im Seinsbereich des Gegenstandes, dem es zukommt, durch einen außerhalb dieses Gegenstandes liegenden und von demselben unabhängigen Faktor.

4. über die Relativität eines Merkmals kann auch der Umstand entscheiden, dass es sowohl in seiner Materie als auch in seinem Zukommen eine Resultante des Zugleichseins zweier verschiedener Gegenstände sowie des zwischen ihnen bestehenden Verhältnisses ist.

360

5. Bei der Betrachtung der Relativität eines Merkmals kann auch der Typus seiner Materie in Frage kommen. Sie enthält an sich selbst einen Bezug, einen Hinweis auf einen anderen Gegenstand oder eine andere Qualität. Darin liegt ihre "Relationalität", wonach auch die Merkmale relation al genannt werden.

6. Endlich kann hier auch die Seinsweise des relativen Merkmals von Bedeutung sein. Sie kann dieselbe sein wie die Seinsweise anderer Merkmale, oder sie ist von derselben verschieden. Es ist auch möglich, dass sie bei den von mir zusammengestellten Abwandlungen der "relativen" Merkmale selbst verschieden ist.

Wenden wir jetzt diese verschiedenen Gesichtspunkte der Behandlung der "relativen" Merkmale auf die von uns oben unterschiedenen Fälle an, so gelangen wir zu folgenden Feststellungen:

I. Ausschluss gewisser „Merkmale“

1. Alle Fälle der angeblichen "Merkmale" (Eigenschaften), in denen lediglich ein Schein des (einem Gegenstande) Zukommens eines Moments vorliegt, während die in Betracht kommenden – wertvollen oder neutralen – Momente "in Wirklichkeit" dem betreffenden Gegenstande gar nicht zukommen, müssen aus den Betrachtungen über die "relativen" oder auch nicht-relativen Merkmale überhaupt ausgeschieden werden, da sie überhaupt gar keine Merkmale sind. Wenn also z. B. die erkenntnistheoretischen Relativisten recht haben sollten, dass die sogenannten sinnlichen Qualitäten den materiellen Gegenständen überhaupt nicht zukommen, und dass sie nichts anderes als eine Art Phantome sind, die durch diese oder jene Tatsachen hervorgerufen werden, so hätten wir es bei derlei Qualitäten mit gar keinen Merkmalen zu tun. Sie würden dann überhaupt außerhalb des Seinsbereichs der physischen Dinge verbleiben und sogar in gar keinem Seinszusammenhang mit ihnen stehen. Die täuschenden Scheinphänomene könnten für den Erkenntnistheoretiker interessant sein, sie hätten aber gar keine Bedeutung für das Problem, was ein relatives Merkmal ist. Ob man sie dann mit Recht für etwas "Subjektives" - und in welchem Sinne! - erklärt, mag hier dahingestellt werden. Dasselbe müsste man bezüglich der Werte (bzw. Wertphänomene) sagen, wenn die Relativisten unter den Werttheoretikern recht hätten, dass sie den Gegenständen, die wir für wertvoll halten, in gar keiner Weise zukommen[21].

21 Es ist übrigens recht fraglich, ob die Werte von etwas sich hinsichtlich ihrer Form einfach auf Merkmale bzw. Eigenschaften zurückführen lassen und nur in ihrer Materie von den übrigen Merkmalen spezifisch verschieden sind. Es ist im Gegenteil wahrscheinlich, dass sie sowohl in ihrer Materie als auch in ihrer Form etwas ganz Spezifisches im Aufbau des wertvollen Gegenstandes bilden, und dass wir lediglich nicht über entsprechende syntaktisch-grammatische Formen verfügen, um über sie adäquate Aussagen bilden zu können.

361

Der Unterschied zwischen den "relativen" und nicht-relativen Merkmalen (den Eigenschaften im engeren Sinne des Wortes) muss - wenn man ihn überhaupt anerkennen soll - in dem Bereiche dessen liegen, was dem individuellen Gegenstande effektiv zukommt, was also in der rein formalen Analyse im Aufbau des individuellen Gegenstandes als "Eigenschaft" zu gelten hat. Ich werde freilich in der Folge den Begriff der "Eigenschaft" so eng fassen, dass er die "relativen Merkmale" im prägnanten Sinne nicht umfaßt. Aber dies ist mehr eine terminologische Angelegenheit, welche die bisher gewonnenen Ergebnisse nicht antasten, sondern nur eine Abgrenzung innerhalb dessen, was dem Gegenstande zukommt, zum Ausdruck bringen soll.

II. „Relative“ / „absolute“ Merkmale?

II. Man muss die traditionelle dichotomische Einteilung der Merkmale in "relative" und "absolute" Merkmale verwerfen und eine neue Einteilung in mehrere Gruppen der Merkmale durchführen. Nur eine Gruppe von ihnen wird dem entsprechen, was wir letzten Endes als das "relative Merkmal" bestimmten werden. Es müssen dabei die verschiedenen Momente oder Hinsichten in Betracht gezogen werden, auf welche wir oben hingewiesen haben. Nur ihre Nichtbeachtung bildet den Grund, warum man sich mit der dichotomischen Einteilung der Merkmale zufrieden stellte.

[CL: Sind nicht „relative Merkmale“ einfach Merkmale einer **Relation** R? – Wenn man sie aber in „xRy“ den **Gegenständen** x, y (die in der Relation R stehen) anhängen will, entstehen all diese konfusen Erläuterungsversuche , wie man sie im folgenden Absatz III liest!]

Es sind hier die folgenden Typen der gegenständlichen Bestimmtheiten zu unterscheiden:

1. relative Merkmale,
2. äußerlich bedingte Eigenschaften,
3. erworbene Eigenschaften,
4. **unbedingt eigene Eigenschaften** des individuellen Gegenstandes.

In weiterer Folge wird es notwendig sein, noch eine andere Einteilung der Eigenschaften des individuellen Gegenstandes durchzuführen, und zwar in die "wesentlichen" (zum Wesen gehörenden) Eigenschaften und die "unwesentlichen" (nicht zum Wesen des Gegenstandes gehörenden) Eigenschaften des Gegenstandes. Diese

neue Unterscheidung ist mit der jetzt durchzuführenden nicht zu vermengen.

362

III. Die relativen Merkmale

Sie bilden diejenige Gruppe von Merkmalen, auf welche wir bei der Betrachtung der Form des Verhältnisses zwischen individuellen Gegenständen gestoßen sind und die von uns "Exponenten" des Verhältnisses genannt wurden. Es lassen sich in ihnen folgende charakteristische Momente unterscheiden:

Ein relatives Merkmal (M_r) kommt dem Gegenstande G zu, dieses Zukommen unterscheidet sich aber dadurch von dem Zukommen der Merkmale anderer Typen, dass es abgeleitet ist, und zwar unmittelbar von einem **Verhältnis** R zwischen dem Gegenstande G und einem anderen Gegenstande G' [22] und mittelbar von gewissen Eigenschaften von G und von gewissen Eigenschaften von G', die alle zusammen das fundamentum relationis von R bilden. Ferner: in dem "Einem-Etwas-Zukommen" eines Moments sind zwei Momente zu unterscheiden: a) das Bestimmen des Gegenstandes durch die Materie dessen, was da zukommt, b) dasjenige, was in der philosophischen Tradition "Inhärenz" genannt wurde, das "Haften in" oder "an" einem Gegenstande (genauer: an dem Subjekte der Eigenschaften) oder umgekehrt: das Hervorfließen aus demselben. Bei einem relativen Merkmal sind die beiden Momente a) und b) auf charakteristische Weise von den entsprechenden Momenten des Zukommens anderer Merkmale des Gegenstandes verschieden. Das relative Merkmal MI' bestimmt zwar den Gegenstand, dem es zukommt, das tut es aber – wenn man so sagen darf – nicht schlechthin. Es bestimmt das G nicht rein für sich, sondern "mit Beziehung", "mit Rücksicht" auf das G' und R, d. h. unter Berücksichtigung des Bestehens von R und der Existenz von G' mit einem bestimmten partiellen fundamentum relationis. Ferner: das M_r "haftet" am, "gründet" zwar letzten Endes in G, aber gerade, weil es mit Rücksicht auf Rund G' abgeleitet ist, liegt sein **Seinsfundament** zum Teil außerhalb von G. Sobald also das R aufhört zu bestehen (z. B. weil G' nicht mehr existiert oder wenigstens die Eigenschaft nicht mehr besitzt, welche das partielle fundamentum relationis des R bildet), dann verschwindet das relative Merkmal M_r einfach *ipso facto*, ohne dass im G sonst etwas verändert wird. Die eigene Ausstattung des G (seine individuelle **Natur** sowie die übrigen Eigenschaften und Merkmale, das gesamte *poion einai* im weiten Sinne) ist keine hinreichende Grundlage für das Zustandekommen des M_r zu dem Gegenstand G.

[22] Wenn das Verhältnis R ein-viel-deutig ist, dann kommt nicht ein einziges G', sondern mehrere G', G", *Gm* usw. in Betracht.

363

Die Materie des relativen Merkmals bildet ein "relationales" Moment, ein Moment also, das einen Hinweis auf G' in sich enthält und zugleich - wenn man so sagen darf - das Verhalten des Gegenstandes G dem Gegenstande G' gegenüber (dass nämlich G gerade "kleiner als", und insbesondere "kleiner als G' " ist) in sich andeutet. Eben damit drückt das M_r gewissermaßen das Verhältnis R zwischen G und G' aus, ist sein Exponent. Diese relationale Materie des relativen Merkmals ist also keine schlichte Qualität der Art, wie die "sinnlichen" Qualitäten rot, glatt, duftig usw. es sind, obwohl auch sie spezifisch und - wenn man so sagen darf - "inhaltlich", eben "material" ist. [CL: und was ist mit „...röter als...“, „...glatter als...“, „...duftiger als...“ ?]. Man möchte sagen, dass sie, indem sie sich in dem Gegenstand G verkörpert, nichts Neues, kein neues, positives Material, nichts "Reales" in das Sein des Gegenstandes hineinbringt. Es ist sehr schwierig und vielleicht unmöglich, diesen spezifischen Charakter der Materie eines relativen Merkmals wiederzugeben. Dies hat aber gerade zur Folge, dass es nicht angeht, den relativen Merkmalen genau dieselbe Seinsweise zuzuschreiben wie allen übrigen Eigenschaften des individuellen Gegenstandes.

Es liegt hier der Gedanke nahe zu sagen, dass die relativen Merkmale rein intentionale Gebilde seien. Ihre Materie würde dann in dem Gegenstande, dem sie zukommen, nicht streng verkörpert sein[23]. Indessen ist dies nicht richtig, wenigstens in bezug auf relative Merkmale seinsautonomer, und insbesondere realer, Gegenstände. Nur der eigentümliche Typus ihrer Materie ist dieser Art, dass er ihre volle Realisierung (Verkörperung) im Gegenstande, wie sie bei den "realen" Eigenschaften desselben möglich ist, nicht zulässt. Jenes "ähnlich dem", "verschieden von", "gleich mit", "größer als" usw. baut sich zwar auf der Grundlage der "realen" Eigenschaften des Gegenstandes auf, es besitzt aber nicht dieselbe Fülle des Realseins. Überall, wo aus irgendwelchen Gründen die "relationale" Materie eines Merkmals den Charakter einer realen Materie der Eigenschaft zu erlangen scheint, wenn sie in reale Vorgänge zwischen dem Gegenstande und dessen Umgebung eingeflochten ist, da verwandelt sich das relative Merkmal gleichsam in eine reale Eigenschaft des Gegenstandes, und ihr Auftreten wird eventuell zu einer Ursache der daraus sich entwickelnden Veränderungen in dem Gegenstande selbst oder in dessen Umgebung. Stellen wir uns z. B. zwei raumfüllende Gegenstände nebeneinander im Raume vor, so dass der erste "links" von dem anderen,

[23] So schien sich mir die Sache zu verhalten, als ich mich zum ersten Male in meinen .Essentialen Fragen" mit den relativen Merkmalen

beschäftigt habe. Ich nannte sie damals deswegen "relative Quasi-Merkmale".

364

der zweite dagegen "rechts" von dem ersten liegt. Wenn dieser Raum homogen und somit absolut leer wäre, so dass sich in ihm gar kein Feld der Kräfte – also z. B. kein magnetisches, elektrisches, Gravitationsfeld – erstrecken würde, dann wäre jenes "linksseitig" oder "rechtsseitig" ein relatives Merkmal in unserem Sinne, also ein Merkmal derselben Art wie jenes "ähnlich dem", "verschieden von" usw. Denken wir uns aber, dass jene beiden Gegenstände physische Dinge sind und sich in einem Gravitationsfelde befinden, über welches sich das von ihnen selbst bestimmte Feld legt, dann erhält jenes "linksseitig" oder "rechtsseitig" den Charakter einer realen Eigenschaft, welche sich an anderen Eigenschaften dieser Körper fühlbar macht. Es hört auf, irrelevant zu sein, ob der betreffende Körper links oder rechts von dem anderen liegt. Denn die Veränderung der Lage hat oder mindestens kann reale Wirkungen in den beiden Körpern zur Folge haben. Eine andere räumliche Anordnung der Atome in einem Zuckermolekül führt z. B. in dem sogenannten "linksseitigen" und "rechtsseitigen" Zucker ganz andere optische Eigenschaften des Zuckers (bei der Polarisierung des Lichtes) herbei, und die gegenseitige Lage der einzelnen Atome ist schon eo ipso kein bloßes relatives Merkmal der Atome in dem hier vertretenen Sinne mehr, sondern sie bildet eine Grundeigenschaft des betreffenden chemischen Systems.

Der eigentümliche Charakter der Materie des relativen Merkmals führt auch mit sich, dass es auf eine besondere Weise zur Erkenntnis gebracht werden kann. Ein relatives Merkmal kann bei alleiniger Einstellung des erkennenden Subjekts auf den betreffenden Gegenstand nicht einfach sinnlich wahrgenommen werden. Es muss auf Grund der Erfassung des Gegenstandes G unter Berücksichtigung von Rund G' verstanden werden. Dies schließt übrigens nicht aus, dass sich da gewisse sekundäre anschauliche Phänomene bilden, die den ein relatives Merkmal besitzenden Gegenstand charakterisieren (z. B. das Phänomen "riesig", das bei einer anschaulichen Zusammenstellung eines großen Gegenstandes mit einem winzig kleinen auftreten kann). Sie können dann für sich erfaßt werden, nicht aber ohne dass uns dabei das Gegenteil in der Phantasie vorschwebt. Diese Phänomene sind aber weder relative Merkmale im geraden Sinne des Wortes, noch können sie - wie diese Merkmale - verstanden werden. Die Entdeckung und Erfassung eines relativen Merkmals ist jedenfalls eine zusammengesetzte Erkenntnisoperation, welche von dem einfachen sinnlichen Wahrnehmen der Dinge in ihren Eigenschaften deutlich verschieden ist.

365

Sowohl die eigentümliche Form als auch die relation ale Materie des relativen Merkmals Mr ist ein Ausdruck dessen, dass es ein Ergebnis der Existenz von G und G' sowie des sich daraus ergebenden Verhältnisses R ist. Infolgedessen ist auch die Existenzweise eines relativen Merkmals von der Seinsweise der Eigenschaften des Gegenstandes G verschieden, obwohl sich das relative Merkmal durch seine Anteilnahme am Sein des Gegenstandes, dem es zukommt, der Seinsweise desselben bis zu einem gewissen Grade angleicht. Seine Existenzweise scheint aber nichtsdestoweniger "schwächer" als die des Gegenstandes G selbst zu sein. Dies drückt sich u. a. in der schon festgestellten "Nichtaktivität" des relativen Merkmals aus, das für sich allein Ursache einer Wirkung nicht sein kann. Die Funktion der Ursache übernimmt gleichsam das Eintreten alles dessen, was das fundamentum relationis von R und eben damit auch des betreffenden relativen Merkmals bildet.

Das relative Merkmal ist in seinem Entstehen und Bestehen im Rahmen des Gegenstandes G nicht nur durch den Bestand von dessen Eigenschaften, sondern auch durch etwas bedingt, was außerhalb von G liegt. Man meinte infolgedessen oft, dass auch überall dort, wo wir es mit einem solchen Bedingtsein zu tun haben, wir ipso facto mit einem relativen Merkmal zu tun haben. Dies würde aber nur dann richtig sein, wenn dieses Bedingtsein überall das gleiche wäre. Dies ist aber gerade nicht der Fall. Es gibt verschiedene Typen eines solchen Bedingtseins und infolgedessen auch verschiedene Typen der so bedingten Eigenschaften des Gegenstandes. Dies wird jetzt der Reihe nach gezeigt werden.

IV. Die äußerlich bedingten Eigenschaften von etwas.

Es handelt sich hier um solche Eigenschaften, wie z. B. die "Gestalt" des Wassers in einem Glase. Das flüssige Wasser besitzt diese Gestalt nur solange, wie es sich im Glase befindet und wie es zugleich durch die ausgeübte Erdanziehung nach dem Boden des Glases senkrecht gerichtet ist. Andernfalls müsste das Wasser aus dem Glase herausfließen und sich z. B. auf den Tisch, auf dem das Glas steht, ergießen. Es müsste da eine andere Gestalt annehmen, als es im Glase hat, und zwar wiederum eine Gestalt, die durch die neuen Umstände seines Seins mitbestimmt ist. Dasselbe betrifft z. B. die Gestalt des Gases, das ein künstliches, geschlossenes Gefäß "erfüllt" [24]. Ein scheinbar etwas komplizierteres Beispiel liefert uns die Gestalt eines Ballons aus leichter, dünner Seide, welcher, mit Gas unter hohem Druck voll ausgefüllt, diese Gestalt an nimmt. Er besitzt dann einen eigenen Zuschnitt und einen eigenen

24 Dies ist natürlich nur makroskopisch, approximativ gesagt. Die »Gestalt", von der hier die Rede ist, betrifft nur den Raum, innerhalb dessen sich die einzelnen Moleküle oder Atome des Gases bewegen bzw. bewegen können.

366

Umfang, also auch eine eigene Gestalt, er verliert diese aber sofort und kann verschiedene Gestalten annehmen, sobald die Füllung mit Gas unter einem niedrigeren Druck steht. Die Gravitationskraft und der Mangel an eigener Steifheit erlaubt dem Ballon nicht, die ihm "eigene" Gestalt anzunehmen. Eine jede Gestalt, welche der Ballon annimmt bzw. annehmen kann, ist eine Resultante der Zusammenwirkung seiner Eigenschaften, der Eigenschaften des Gases, das ihn ausfüllt, sowie der Eigenschaften des Gravitationsfeldes, in dem er sich befindet. Jene "ihm eigene" Gestalt ist aber durch den "Zuschnitt" der seidenen Oberfläche bestimmt, und lediglich das effektive Annehmen dieser Gestalt ist, zum Teil durch seine eigenen nichträumlichen Eigenschaften, wie z. B. eine gewisse Weichheit, Biegsamkeit und Dehnungsfähigkeit der Seide (bzw. des Gummis), zum Teil aber durch die Eigenschaften der von ihm verschiedenen Gegenstände (durch die Spannung des Gases, durch das Gravitationsfeld, den äußeren Druck der Luft usw.) bedingt.

Ein anderes Beispiel endlich, das hier zu erwähnen ist, sich aber nicht auf die Eigenschaften eines Dinges, sondern auf dieselben eines Vorgangs bezieht, liefert die Bewegung eines Eisenbahnzuges auf dem Geleise. Die Gestalt der Bahn dieser Bewegung ist nicht ein ausschließliches Eigentum der Bewegung des Zuges, sondern ist der Gestalt des Geleises angepasst, auf dem sich der Zug bewegt. Die Bewegung des Zuges nimmt – ganz auf dieselbe Weise wie das Wasser im Gefäß – die entsprechende Gestalt an. In beiden Fällen erlauben gewisse Eigenschaften des Wassers bzw. des sich bewegenden Zuges, diese Anpassung anzunehmen. Nicht nur aber eine räumliche Gestalt kann eine derartige "äußerlich bedingte" Eigenschaft sein. Ein aus der Chemie bekanntes Beispiel weist darauf hin. Es kommt nämlich vor, dass eine chemische Substanz a sich mit einer anderen Substanz b dann und nur dann verbindet, wenn sie beide zugleich mit einer dritten Substanz c – dem Katalysator – vermischt werden, der oft gar keinen unmittelbaren Anteil an der chemischen Verbindung des a mit dem b hat. Hier ist die Eigenschaft des Sich- Verbindens der beiden Substanzen a und b durch die Gegenwart des Katalysators bedingt.

Wodurch charakterisieren sich also derartige Eigenschaften des Gegenstandes? Vor allem kommen sie dem Gegenstande effektiv zu. Dieses Zukommen ist aber von dem Bestehen eines Seinszusammenhangs zwischen dem Gegenstand G und einem anderen Gegenstand G' (oder mehreren Gegenständen, in unserem Falle: dem Glase, in dem sich das Wasser befindet, der Erde und den übrigen Körpern) abgeleitet. Dieses Abgeleitetsein betrifft sowohl die Entstehung

367

einer bestimmten Gestalt des Wassers als auch ihr weiteres Bestehen, ihre Erhaltung in dem Seinsbereich des betreffenden Dinges. Dieses Abgeleitetsein ist dabei ursächlicher **Natur**: die Erwerbung der Eigenschaft durch den Gegenstand ist eine Wirkung dessen, dass ein besonderer Seinszusammenhang zwischen dem betreffenden Gegenstand und den anderen Gegenständen eingetreten ist. In unserem Falle: die Ursache dessen, dass das Wasser eine bestimmte Gestalt angenommen hat, ist das Ereignis, dass man soundso viel Wasser in ein im Raum soundso gestelltes sowie soundso geformtes Glas eingegossen hat. Das Wasser hat sich in seiner Gestalt an die Form des Glases angepasst. Das Bedingtsein des Zukommens dieser Eigenschaft geht so weit, dass das Wasser eine solche Gestalt, die es in der angegebenen Sachlage besitzt, von sich aus weder annehmen noch besitzen könnte, ohne dass zugleich die beschriebene Sachlage stattfände. Die freie Verschiebbarkeit der Moleküle des flüssigen Wassers (d. h. des Wassers bei einem bestimmten Spielraum der Temperaturen und der Höhe des Luftdrucks) hat zur Folge, dass das Wasser keine "eigene" Gestalt beibehalten, und dass es zugleich eine beliebige, ihm durch die Umstände, in denen es sich befindet, verliehene Gestalt annehmen kann[25]. So ist seine aktuelle Gestalt das Ergebnis des Zusammenwirkens gewisser Eigenschaften des Wassers und aller anderen in Frage kommenden Gegenstände, mit denen es in Berührung kommt. Dieses In-Berührung-Kommen bzw. -Stehen ist eine Art des Seinszusammenhanges, der u. a. zwischen dem Wasser und dem Gefäß (der Luft usw.) besteht. Es muss zu dieser Berührung kommen, wenn dem Wasser die betreffende Gestalt zukommen soll. Das bloße Sein der betreffenden Menge Wasser, des Glases und der verschiedenen anziehenden Körper reicht dazu nicht aus, wie es für das Zukommen eines relativen Merkmals völlig ausreichend ist. Es muss dazu kommen, dass das Wasser in das Glas eingegossen wird und dass zugleich die sonstigen Bedingungen herrschen. In dem Moment, in welchem diese "Berührung" nicht mehr besteht, verliert das Wasser jene Gestalt und nimmt eine andere an, die wiederum den neuen Bedingungen angepasst ist. So lose ist die Gestalt des Wassers mit den übrigen Eigenschaften desselben verbunden. Sie lassen diese Gestalt nur zu, sie reichen aber für ihr dem Wasser Zukommen nicht aus.

15 Nicht zu vergessen ist dabei, dass zu dieser Gestalt auch der sogenannte Wasserspiegel (d. h. die obere Fläche des Wassers) gehört, welcher auch durch die Umstände: Luftdruck, Gravitation, Eigenheiten des Glases, welche bei den Erscheinungen der Kapilarität eine Rolle

spielen usw., mitbestimmt ist.

368

Darin liegt eben ein wesentliches Moment des Unterschiedes zwischen den relativen Merkmalen und den äußerlich bedingten Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes: Bei jenen reicht die bloße Existenz der Substrate eines Verhältnisses zwischen ihnen, ohne jede Einwirkung des einen von ihnen auf das andere, für ihr Bestehen völlig aus. Hier dagegen ist erst die Einwirkung des einen der Gegenstände auf den anderen unentbehrlich. Dort bilden die Merkmale eine gewissermaßen logische Folge der materialen Ausstattung des fundamentum relationis, hier dagegen müssen die äußerlich bedingten Eigenschaften durch eine Wirkung oder Gegenwirkung der äußeren Faktoren auf den betreffenden Gegenstand hervorgebracht werden. Seine Gegenwirkung beruht eben darauf, dass er die entsprechende Eigenschaft effektiv annimmt. Dafür aber ist diese Eigenschaft seinsmäßig stärker als ein relatives Merkmal. Sie ist eine re ale (oder besser: reelle) Eigenschaft des Gegenstandes. Und nur bei realen Gegenständen kann von den äußerlich bedingten Eigenschaften die Rede sein, bei idealen Gegenständen sind sie ausgeschlossen. Das Erwerben und das Zukommen einer äußerlich bedingten Eigenschaft hat nicht nur eine Ursache, sie kann auch selbst eine Ursache (oder eine mitauftretende Bedingung gewisser realer Wirkungen) sein. Die Gestalt der Wasseroberfläche bildet z. B. die Ursache einer partiellen Reflexion bzw. Absorption des Lichtes. Wenn wir das Wasser (z. B. mittels eines Zerstäubers) in Nebel verwandeln, dringen die Lichtstrahlen nur mit Mühe in dieses in eine Wolke kleiner Tropfen verwandelte Wasser ein. Die Materie einer äußerlich bedingten Eigenschaft ist kein relationales Moment. Infolgedessen lässt sie sich nicht in dem Sinne verstehen wie ein relatives Merkmal. Ihre Materie ist aber den Eigenschaften der sie bedingenden Gegenstände angepasst. Der konvexen Oberfläche des Wassers im Glase entspricht die konkave Oberfläche des Glases. Man kann also, wenn man die Art dieser Anpassung kennt, aus der einen Gestalt auf die andere schließen. Dies ist aber nicht in dem Maße verständlich wie die Zuordnung der korrelativ zueinander gehörenden relativen Merkmale: das "größer als" entspricht sinngemäß dem "kleiner als", eben weil sie relationale Materien enthalten, was bei den äußerlich bedingten Eigenschaften nicht statt hat. Bei ihnen liegt nur eine reale Anpassung an die äußeren realen Bedingungen vor. Es ist höchstens ein Problem, ob sich nicht auch hier eine verstehbare Zuordnung entdecken ließe[26].

26 Es ist im Grunde das alte Hurne'sche Problem, das er bekanntlich negativ beantwortet hat, indem er die ursächliche Beziehung allen anderen relations of ideas gegenübergestellt hat. Sein Standpunkt muss aber aufs neue kontrolliert werden, da das konkrete Material der Beispiele, das er heranzieht, durch die Fortschritte der Naturwissenschaft, und insbesondere der experimentellen und der theoretischen Physik, sehr überholt worden ist.

369

V. Die erworbenen Eigenschaften.

Den äußerlich bedingten Eigenschaften des individuellen Gegenstandes sind die "erworbenen" Eigenschaften realer Gegenstände nahe verwandt und doch von ihnen verschieden. Auch die letzteren müssen durch einen äußeren Faktor ursächlich hervorgebracht werden; nachdem sie aber einmal hervorgerufen worden sind, kommen sie dem Gegenstande zu, obwohl der äußere, sie hervorbringende Faktor nicht mehr zu bestehen braucht. Infolgedessen können sie den Gegenständen nicht zukommen, zwischen welchen die entsprechende ursächliche Beziehung nicht stattgefunden hat. Wenn z. B. ein Bildhauer einem Stück Marmor eine bestimmte Gestalt verleiht, so muss er es entsprechend bearbeiten. D. h. er muss eine Reihe von Handlungen ausführen, um eine Reihe von Sachverhalten hervorzubringen, deren Eintreten die Ursache dessen sein wird, dass der Marmor letztlich eine bestimmte reale Gestalt annimmt und sie fortan behält, bis eventuell eine neue Reihe von Einwirkungen sie vernichtet. Das Haben dieser Gestalt (bzw. die gehabte Gestalt) ist eine erworbene Eigenschaft des Marmorstückes.

Andere Beispiele der erworbenen Eigenschaften lassen sich leicht anführen. Es ist z. B. der Geschmack einer Rindsuppe, der sie von den Substanzen unterscheidet, welche auf eine bestimmte Weise durch das Kochen miteinander verbunden werden musste, um aus Wasser, Rindfleisch und verschiedenen Zusätzen (Gemüse) dasjenige zu bekommen, was man "Rindfleischsuppe" nennt.

Die erworbenen Eigenschaften unterscheiden sich von den äußerlich bedingten dadurch, dass ihr äußeres Bedingtsein nur ihr Entstehen betrifft, aber zu ihrem Weiterbestehen nicht notwendig ist. Die dem Marmor einmal verliehene Gestalt verbleibt, obwohl die sie hervorbringenden Vorgänge sich bereits vollzogen haben. Ja, sie mussten vollzogen sein und somit sich zu vollziehen aufhören, damit die erworbene Gestalt dem Marmor verliehen werden konnte. Eventuelle weitere Handlungen des Bildhauers würden sie nur verstümmeln. Das Sich-Erhalten der erworbenen Eigenschaft eines Gegenstandes ergibt sich daraus, dass zwischen dieser Eigenschaft und den übrigen Eigenschaften desselben Gegenstandes ein viel strengerer Zusammenhang herrscht, als es bei den äußerlich bedingten Eigenschaften statt hat. Sobald sie einmal zustande gekommen ist, wird sie durch die

übrigen Eigenschaften

370

des betreffenden Gegenstandes hinreichend bedingt, wobei natürlich in der Umgebung des Gegenstandes nichts Derartiges stattfinden kann, was das Weiterbestehen der erworbenen Eigenschaft bedrohen würde. Aber das ist eine andere Angelegenheit, auf die wir werden zurückkommen müssen. Momentan handelt es sich um die Tatsache, dass der Aufbau und die gegenseitige Anordnung der Moleküle sowie der Bestand der zwischen ihnen wirkenden Kräfte dem "festen" Körper das Bewahren der "eigenen" Gestalt ermöglicht. Als weitere Folge ergibt sich, dass der feste Körper den anderen auf ihn einwirkenden Körpern, die seine Gestalt zu ändern suchen, einen erfolgreichen Widerstand leisten kann, natürlich immer nur bis zu einem gewissen Grade und in gewissen Grenzen. Infolgedessen ist jene eigene Gestalt in einem bestimmten Zeitabschnitt nur in groben Umrissen "dieselbe". Sie oszilliert in gewissen Grenzen, je nach dem Wandel der äußeren Drucke und nach der Temperatur des Körpers selbst und seiner Umgebung. Trotzdem braucht sie aber nicht, wie die Gestalt des Wassers im Glase, von den anderen Körpern unterhalten zu werden und ist selbst ein wichtiger Faktor in den Reaktionen, welche der betreffende Körper auf die anderen Körper ausübt.

Es gibt dabei erworbene Eigenschaften von sehr verschiedener Dauerhaftigkeit. Die einen widerstehen schwächer, die anderen stärker den Einflüssen der äußeren Einwirkung. Manche von ihnen sind strenger an die übrigen Eigenschaften desselben Gegenstandes gebunden, die anderen dagegen stehen nur in einer mehr losen Beziehung zu den übrigen Eigenschaften. Die näheren Einzelheiten dieser verschiedenen möglichen Fälle haben die Naturwissenschaften zu untersuchen und in entsprechende "Gesetze" zu fassen, deren Gültigkeit aber ebenfalls mehr oder weniger streng ist. An den erworbenen Eigenschaften sieht man auch besonders deutlich, dass ihre Materien keine relationalen Momente sind, die sich verstehen lassen, sondern gewisse Qualitäten, deren Erscheinen im Gegenstande erst empirisch, oft nur experimentell entdeckt werden muss. Man muss erproben, was geschehen wird, wenn man auf einen Gegenstand auf diese oder jene Weise einwirken will. Wird man dadurch überhaupt irgendwelche neue Eigenschaften in ihm hervorbringen und, wenn ja, welche? Wesentlich ist dabei, dass es überhaupt zu einer Reaktion des Gegenstandes auf die äußeren Einwirkungen kommt. Denn es bedeutet
1., dass der Gegenstand bereits gewisse relativ dauerhafte Eigenschaften besaß, wenn es ihm überhaupt gelungen ist, auf die äußeren Einwirkungen auf eine bestimmte Weise zu antworten,
2. dass er die soeben erworbenen Eigenschaften behält, auch nachdem die auf ihn einwirkenden Faktoren aufgehört haben,

371

ihn zu beeinflussen. Die letzteren sind durch andere Faktoren ersetzt worden, die schon auf die bereits erworbenen Eigenschaften keinen sie vernichtenden Einfluss haben. Die erworbenen Eigenschaften werden nicht nur durch die übrigen Eigenschaften des Gegenstandes im Sein erhalten, sie erweisen sich auch als relativ unabhängig von manchen äußeren Faktoren. "Relativ" unabhängig, d. h. unabhängig in Beziehung auf besondere Einwirkungen und Eigenschaften der äußeren Gegenstände, nicht aber auf alle diese Eigenschaften. Die Grenzen der Unabhängigkeit einer erworbenen Eigenschaft zu bestimmen, sowie zu entdecken, welche äußeren Faktoren diese oder jene Veränderungen in dem betreffenden Gegenstande hinsichtlich einer erworbenen Eigenschaft hervorrufen, das ist die Aufgabe der empirischen Wissenschaften. In dieser Unabhängigkeit der erworbenen Eigenschaften von den besonders gewählten äußeren Faktoren zeigt sich vielleicht am deutlichsten, dass sie eben eigene Eigenschaften des Gegenstandes sind, die zu seinem Seinsbereich gehören, obwohl sie unter der Mitwirkung äußerer Faktoren entstanden sind. Dadurch unterscheiden sie sich von den äußerlich bedingten Eigenschaften, die von dem Gegenstand nur "angenommen" werden, analog, wie man je nach den Umständen ein Kleid nur "trägt", ohne mit ihm zu "verwachsen".

VI. Die unbedingt eigenen Eigenschaften

Es bleibt noch eine letzte Gruppe von Eigenschaften zu charakterisieren, die ich hier "unbedingt eigene" Eigenschaften nenne. Es sind Eigenschaften, welche weder in ihrem Entstehen noch in weiterem dem Gegenstande Zukommen durch äußere Faktoren bedingt sind. Man kann dies aber noch in doppeltem Sinne verstehen: entweder im radikalen oder im gemäßigten Sinne. Im ersteren Falle kann man von unbedingt eigenen Eigenschaften nur bei einem seinsursprünglichen Gegenstande sprechen, bei einem Gegenstand also, der nicht nur ewig ist, sondern dessen unbedingt eigene Eigenschaften (die mindestens einige unter seinen Eigenschaften sind) durch keinen ihm gegenüber äußeren Faktor hervorgebracht wurden. Bei den nicht-seinsursprünglichen Gegenständen, die in einem bestimmten Augenblick entstanden sind, muss hingegen zugegeben werden, dass beim Entstehen des Gegenstandes auch die unbedingt eigenen Eigenschaften ihren Ursprung in einem äußeren Faktor haben. Sobald aber der Gegenstand mit einem Bestand an Eigenschaften entstanden ist, bilden die unbedingt eigenen

Eigenschaften des Gegenstandes seine seinsmäßige Grundlage, die während der weiteren Existenz des Gegenstandes nicht mehr aus äußeren Quellen entsteht und die bei

372

dem Erwerben neuer, eben der erworbenen und der äußerlich bedingten Eigenschaften die innere Bedingung dieser Erwerbung und der materialen Ausgestaltung dieser Eigenschaften bilden. Diese zu dem Grundsein des Dinges gehörenden Eigenschaften sind dann die unbedingt eigenen Eigenschaften des Gegenstandes im gemäßigten Sinne zu nennen.

Oder dasselbe, von einem anderen Ausgangspunkt gefaßt: Wenn ein Gegenstand unbedingt eigene Eigenschaften im radikalen Sinne besitzt, so ist er selbst seinsursprünglich. Falls aber ein Gegenstand unbedingt eigene Eigenschaften im gemäßigten Sinne besitzt, muss er seinsabgeleitet sein. Es gibt aber noch einen möglichen Fall, der zu erwägen ist. Es handelt sich nämlich um Gegenstände, die zwar seinsabgeleitet, aber zugleich in dem Sinne "ewig" sind, dass sie nicht erst in einem bestimmten Augenblick entstanden sind bzw. gebildet oder geschaffen wurden. Als seinsabgeleitet mussten sie aber nicht in dem Sinne "ewig" existieren, dass sie unvernichtbar wären. Die Möglichkeit solcher Gegenstände eröffnet sich im Zusammenhang mit der metaphysischen Idee, die reale Welt könne als von Gott seinsabgeleitet betrachtet werden, d. h. dass sie ihrer **Natur** nach nicht notwendig existieren muss, aber zugleich nicht erst in einem Moment von Gott geschaffen wurde, sondern "von Ewigkeit" her sich aus der schöpferischen **Natur** Gottes ergab. Ihre Vernichtbarkeit wäre dann aber nur realisierbar, wenn Gott einmal den Entschluss faßte, sie zu vernichten. Dies setzt aber die Veränderungsmöglichkeit Gottes voraus, und zwar in einer Richtung, die sich seiner ursprünglichen **Natur** widersetzte, was wiederum gegen seine Seinsursprünglichkeit sprechen würde. Mit anderen Worten: Wenn man diese Gegensätze und die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten vermeiden will, so muss man zugeben, dass die Idee einer von Ewigkeit her existierenden, sich aus der **Natur** Gottes notwendig ergebenden Welt nur dann haltbar ist, wenn man sie in ihrem Sein zwar als seinsabgeleitet, aber zugleich als seinsnotwendig, also unvernichtbar, anerkennen müsste. Unvernichtbar indessen nicht, weil ihre **Natur** sie zu ihrem Sein zwingt, sondern weil der äußere Grund ihrer Existenz nicht zu beseitigen ist.

Ich möchte mich natürlich nicht in diese metaphysischen Gedankengänge verwickeln, um da zu einer Entscheidung zu kommen. Es geht mir lediglich darum, wie man den Begriff der "unbedingt eigenen" Eigenschaften zu fassen hätte, wenn es sich um derartige "von Ewigkeit her" existierende, aber seinsabgeleitete Gegenstände, über deren Möglichkeit oder gar Existenz hier nichts entschieden werden soll, handelte. Nun, da diese Gegenstände seins abgeleitet

373

sein sollen, können sie unbedingt eigene Eigenschaften im radikalen Sinne nicht besitzen. Der Begriff der unbedingt eigenen Eigenschaft im gemäßigten Sinne müsste aber in der Anwendung auf derartige Gegenstände so abgewandelt werden, dass man da von dem ersten Augenblick ihrer Existenz nicht sprechen dürfte. Man muss also sagen, dass diese Eigenschaften zwar in ihrem Bestande von einem äußeren Faktor abhängig sind, dass aber dies von Ewigkeit her bezüglich ihrer Existenz gilt. Freilich müsste man ihnen dann das Bedingtsein durch den äußeren Faktor auch während ihrer seinsnotwendigen Existenz zuerkennen, was ihnen im Grunde den Charakter der "unbedingt eigenen ce Eigenschaften im gemäßigten Sinne rauben würde. So sind wir, wie es scheint, gezwungen, zwar die bei den Begriffe solcher Eigenschaften im radikalen und im gemäßigten Sinne beizubehalten, sie aber einerseits auf die seinsursprünglichen Gegenstände in ihrer radikalen Abwandlung, andererseits jedoch auf die seinsabgeleiteten und in der Zeit entstandenen Gegenstände anzuwenden. Eine ewig aus der **Natur** Gottes seinsabgeleitete Welt hätte dagegen weder die radikal noch die gemäßigt unbedingt eigenen Eigenschaften, alles wäre "erworben“ . Damit müssten wir also zugeben, dass die unbedingt eigenen Eigenschaften nicht zum Aufbau eines Gegenstandes überhaupt gehören müssen. Ihre Möglichkeit im gemäßigten Sinne würde nur für die einmal entstandenen seinsabgeleiteten Gegenstände gelten.

Es ist aber noch die Frage, ob der Bestand derartiger (im gemäßigten Sinne) unbedingt eigenen Eigenschaften bei den seinsabgeleiteten und einmal entstandenen Gegenständen notwendig ist. Und darauf lässt sich nur mit einer Betrachtung der Rolle solcher Eigenschaften im Aufbau des Gegenstandes antworten.

Es scheint, dass derartige Eigenschaften mindestens eine Teilgrundlage des Seins aller übrigen Eigenschaften des Gegenstandes, dem sie zukommen, bilden. Ihrem Begriff gemäß können sie erst von dem Moment ab behandelt werden, in welchem sie bereits existieren. Muß aber ein seinsabgeleiteter, in einem Zeitmoment entstandener Gegenstand sowohl die durch äußere Gegenstände unbedingten als auch die von den letzteren so oder anders mitbedingten Eigenschaften besitzen? Ein Gegenstand kann nicht anders existieren, als nur indem er durch eine **konstitu**tive **Natur** bereits konstituiert ist. Wenn er irgendwelche unbedingt eigenen Eigenschaften im gemäßigten Sinne überhaupt besitzen soll, so ist dies nur dann möglich, wenn sie in ihrer Materie durch die

Natur des Gegenstandes hinreichend bestimmt (gefordert) wären,

374

und zwar entweder als solche, die sich von vornherein in vollentwickeltem Zustande befinden, oder als solche, die sich aus einem Keim erst entwickeln sollen. Welcher Fall gegebenenfalls eintritt, hängt davon ab, ob die **Natur** des Gegenstandes von Anfang an voll entwickelt ist oder ob sie erst allmählich zur vollen Entfaltung gelangt. Mit anderen Worten:

Die Materie dieser Eigenschaften – im Keim oder in vollentwickeltem Zustand – müsste eine notwendige qualitative Ergänzung der **konstitu**tiven **Natur** sein, und zwar eine solche, die ihrerseits kein anderes materiales, im Rahmen desselben Gegenstandes zusammenseiendes Moment, als nur dasjenige fordern würde, das entweder selbst die konstitutive **Natur** des Gegenstandes oder die Materie einer anderen unbedingt eigenen Eigenschaft des Gegenstandes im gemäßigten Sinne bildet. Die unbedingt eigenen Eigenschaften des Gegenstandes sind in diesem Falle seinsunselbständig auf die **Natur** des Gegenstandes, bzw. eventuell auf andere unbedingt eigenen Eigenschaften desselben Gegenstandes. Sie sind zugleich auch relativ seinsselbständig und unabhängig sowohl von den eventuellen weiteren Eigenschaften desselben Gegenstandes, als auch von allem, was noch eventuell außerhalb dieses Gegenstandes existiert. Und umgekehrt: Die **Natur** des Gegenstandes würde in diesem Falle in ihrer Materie auf die Materien der durch sie selbst bestimmten unbedingt eigenen Eigenschaften des durch sie **konstitu**ierten Gegenstandes seinsunselbständig sein. Momentan wollen wir nicht entscheiden, ob derartige **Natur**en der Gegenstände überhaupt möglich und für alle oder nur für besondere Gegenstände unentbehrlich sind und welche Bedingungen sie selbst erfüllen müssten, damit ein so enger Zusammenhang zwischen ihnen und den durch sie bestimmten Eigenschaften desselben Gegenstandes realisiert werden könnte. Zunächst soll festgestellt werden: In solchen Gegenständen, welche durch eine derartige **Natur konstitu**iert sind, müssten die unbedingt eigenen Eigenschaften im gemäßigten Sinne auftreten. Ob sich dies aber ganz generell von allen Gegenständen (auch nur von allen seinsabgeleiteten, einmal entstandenen Gegenständen) behaupten lässt, muss vorderhand als Problem dahingestellt werden. Seine Lösung hängt von der näheren Betrachtung der möglichen Abwandlungen der Materie und der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes ab. Der mit dieser Art der **Natur** zusammenhängende innere Aufbau des Gegenstandes muss einer sorgfältigen Analyse unterworfen werden. **Denn es liegt auf der Hand, dass die unbedingt eigenen Eigenschaften im gemäßigten Sinne, in ihrer Gesamtheit, in welcher sie in einem bestimmten individuellen Gegenstande auftreten, und mit der konstitutiven Natur zusammengenommen, eben**

375

dasjenige bilden, was man traditionell im Auge hat, wenn man von dem "<u>Wesen</u>" eines Gegenstandes spricht, ohne ganz im klaren darüber zu sein, worum es sich eigentlich handelt[27]. Bei der gleichzeitigen Existenz anderer individueller Gegenstände, die mit dem betreffenden Gegenstand, dessen Wesen erwogen wird, in gewissen Verhältnissen und Seinszusammenhängen stehen, bildet das Wesen dieses Gegenstandes in Verbindung mit den Wesen der übrigen soeben erwähnten Gegenstände die letzte Seinsgrundlage davon, dass dem betreffenden Gegenstande auch alle übrigen Eigenschaften und Merkmale zukommen: die erworbenen, die äußerlich bedingten Eigenschaften und die relativen Merkmale. Das Wesen bildet den letzten Kern des Gegenstandes, auf dem sich der ganze Rest desselben aufbaut, einen Kern, der darüber entscheidet, dass der Gegenstand nicht nur ist, sondern auch ein in einer Mannigfaltigkeit gleichzeitig seiender individueller Gegenstände abgesonderter Faktor ist, der in die Gesamtheit der zu einem Seinsgebiet gehörenden Gegenstände einen eigenen, spezifischen Ton einführt. Läßt sich aber noch mehr behaupten? Nämlich, dass dieser Kern die nicht bloß letzte, sondern auch die unentbehrliche Grundlage aller übrigen (der erworbenen, der äußerlich bedingten) Eigenschaften des Gegenstandes ist? D. h. dass diese übrigen Eigenschaften dem Gegenstande nicht zukommen könnten, wenn er jenen Kern nicht hätte? Auf den ersten Blick scheint es, dass man diese Frage bejahen muss; denn in den Bestimmungen aller drei unterschiedenen Typen der Eigenschaften tritt das Moment ihrer Mitbedingtheit durch die Bestimmtheiten desjenigen Gegenstandes, dem die sogenannten Eigenschaften zukommen, auf. Müssen sich darunter nicht die unbedingt eigenen Eigenschaften des Gegenstandes befinden? Dies muss bestätigt werden, denn es liegt da eine deutliche Reihenfolge einer immer tiefergehenden Bedingtheit der Eigenschaften der einzelnen Typen durch die bereits zugrunde liegenden Bestimmtheiten des Gegenstandes vor.

Wir wollen momentan noch nicht entscheiden, ob die angedeutete Auffassung des Wesens eines individuellen Gegenstandes richtig ist und ob ein jeder individueller Gegenstand ein Wesen in diesem Sinne besitzen kann und muss. Darüber wird erst dann entschieden werden können, wenn wir in das Problem des Wesens des Gegenstandes tiefer eindringen werden. Augenblicklich müssen die unbedingt **eigenen Eigenschaften** in den beiden unterschiedenen Bedeutungen charakterisiert werden,

[27] Ober die Differenzierung des Begriffs vom Wesen eines Gegenstandes vgl. unten § 58.

376

damit ihre Verschiedenheit von den Eigenschaften der übrigen Typen deutlicher hervortritt.

Vor allem: Das einem Gegenstande Zukommen einer solchen Eigenschaft ist "unbedingt", d. h. es besitzt sein **Seinsfundament** in keinem anderen Etwas als lediglich in dem durch die entsprechende **Natur** qualifizierten Subjekt, dessen Eigenschaft sie ist. Dieses Zukommen ist zugleich unaufhebbar, da die Materie eine qualitative notwendige Ergänzung der **Natur** des Gegenstandes ist. Die Vernichtung der Eigenschaft müsste unvermeidlich mit der Vernichtung des Gegenstandes selbst zusammengehen. Dies bedeutet aber noch nicht, dass eine unbedingt eigene Eigenschaft des Gegenstandes in ihrer Materie schlechthin unveränderlich sein müsste. Es ist nämlich möglich, dass eine Qualität sich in der Entwicklung des Gegenstandes immer vollkommener und voller ausgestaltet, dass sie sich immer vollkommener in dem Gegenstande verkörpert, bis sie ein gewisses Optimum erreicht, welches sie entweder bewahrt oder allmählich – beim Altern des Gegenstandes (des lebenden Organismus, der Person) – verliert, indem sie langsam verkümmert und endlich zum Tode des Gegenstandes führt. Dies kann natürlich nur bei analoger, bereits analysierter Wandlung der **Natur** des Gegenstandes vor sich gehen. Denn beides: die **Natur** und die Gesamtheit der unbedingt eigenen Eigenschaften des Gegenstandes, bilden eine ursprüngliche, innerlich verbundene Einheit, so dass auch die eventuell sich vollziehenden Wandlungen des angedeuteten Typus in gegenseitiger Abhängigkeit sich vollziehen müssen, dabei aber auch eine gewisse Autonomie des gesetzlich geregelten Verlaufs den äußerlich vorhandenen Gegenständen gegenüber bewahren, sosehr sie auch gewissen Störungen von außen her ausgesetzt werden mögen, die eventuell zu der Zertrümmerung des Gegenstandes führen können. Trotz aller Wandlungen, welche der Gegenstand durchmacht, deutet sich in seiner Geschichte eine deutliche Entwicklungslinie an, die von einer Selbständigkeit des ganzen Bestandes der **unbedingt eigenen Eigenschaften** zeugt.

Die von uns verwendeten Ausdrücke der "Untrennbarkeit" und "Unabhängigkeit" der unbedingt eigenen Eigenschaften sind zwar negativ, sie sollen aber auf den positiven Charakter der Weise, in welcher diese Eigenschaften dem Gegenstande zukommen, hinweisen. Er ist jedoch in seiner Positivität sehr schwer zu erfassen und sprachlich wiederzugeben. Erst in dieser Positivität entscheidet er über die Ausnahmestellung der erwogenen Eigenschaften in dem Gegenstande, dem sie zukommen. Er liegt in jener ganz besonders innigen Verbundenheit der unbedingt eigenen Eigenschaften und der **Natur** des Gegenstandes

377

und vielleicht auch dieser Eigenschaften untereinander. Die Quelle dieser Verbundenheit liegt in den Materien der in Frage kommenden Momente des Gegenstandes und somit letzten Endes in den entsprechenden idealen Qualitäten, welche eine besonders innige Einheit in der Konkretion derselben vorschreiben. Diese Einheit hatten wir am Eingang unserer formalen Betrachtung im Auge, als wir von der" wesensmäßigen" und von der "funktionellen" Einheit sprachen. Diese innige Verbundenheit der in Betracht gezogenen Momente des Gegenstandes ist der Grund, dass sie sich lediglich unter der gleichzeitigen Vernichtung des Gegenstandes selbst beseitigen ließe. Der Gegenstand ist also vernichtbar, also in diesem Sinne den äußeren Einflüssen ausgesetzt und nicht vollkommen unabhängig. Er besitzt nur eine relative Unabhängigkeit von seiner Umgebung, nämlich nur im Rahmen seiner Existenz und nur in bezug auf seinen wesenhaften Kern, falls er diesen natürlich überhaupt besitzt. All dies gilt bezüglich der seins abgeleiteten und in einem Zeitpunkt entstandenen Gegenstände der angedeuteten Art.

Wie verhält es sich aber bei den seinsursprünglichen Gegenständen, welchen unbedingt eigene Eigenschaften im radikalen Sinne zukommen? Da wir nicht wissen, ob es solche Gegenstände überhaupt gibt, weil wir ihre konstitutive **Natur**, die ihr Sein erzwingen würde, nicht kennen, so können wir da nur Vermutungen aussprechen, ohne etwas entschieden behaupten zu dürfen. Es scheint somit, dass die unbedingt eigenen Eigenschaften im radikalen Sinne nicht nur voneinander unabtrennbar, sondern auch keinen äußeren Einflüssen, die sie verändern oder vernichten würden, ausgesetzt werden können, dass sie also von allen anderen Gegenständen im absoluten Sinne seinsunabhängig sind. Dies würde nichts anderes bedeuten als nur dieses, dass die unbedingt eigenen Eigenschaften im radikalen Sinne ihre vollkommen hinreichende Bedingung in der **Natur** des betreffenden Gegenstandes haben müssten. Ob ein solcher seinsursprünglicher Gegenstand nur unbedingt eigene Eigenschaften besitzen würde, also gar keine erworbenen und äußerlich bedingten Eigenschaften haben könnte, oder ob sich dies gerade auf eine entgegengesetzte Weise verhält, so dass er infolgedessen hinsichtlich dieser letzten Eigenschaften veränderlich sein könnte – dies ist ein Problem, das sich so lange nicht lösen lässt, als die **Natur** eines seinsursprünglichen Gegenstandes unbekannt ist und wir eben damit nicht wissen, was sie von sich aus betreffs des formalen Aufbaus eines solchen Gegenstandes notwendig vorschreibt. Aus der bloßen Seinsursprünglichkeit des Gegenstandes folgt weder die eine noch die andere Lösung des Problems. Sie kann erst von der materialen Ontologie erwartet werden, wenn überhaupt.

378

Wenn ich aber hier diese Probleme aufwerfe, so allein deshalb, um auf einen optimalen Grenzfall der unbedingt eigenen Eigenschaften im radikalen Sinne hinzuweisen und um damit zugleich anzudeuten, dass vom rein formal-ontologischen Standpunkt aus, sich die Möglichkeit einer so innigen Verbundenheit zwischen der **Natur** des Gegenstandes und den ihm zukommenden unbedingt eigenen Eigenschaften im radikalen Sinne anzudeuten scheint. Dies wird für die Betrachtung des Wesens eines Gegenstandes von Bedeutung sein. Ich gehe jetzt dazu über.

7 KAPITEL XIII – Wesen

DAS WESEN DES SEINSSELBSTKNDIGEN GEGENSTANDES

7.1 § 58. Verschiedene Begriffe des Wesens des individuellen Gegenstandes

Das Problem des Wesens des individuellen Gegenstandes bildet seit je einen der am meisten umstrittenen Punkte in den Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen philosophischen Richtungen. **Im 20. Jahrhundert ist man fast ausnahmslos nicht geneigt, das Wesen des Gegenstandes anzunehmen**. Nur Edmund *Husserl* hat gewagt, dieses Problem aufs neue aufzuwerfen und sich für die Annahme bzw. für die Berechtigung der Annahme von so etwas wie dem Wesen eines Gegenstandes auszusprechen. Ihm sind dann die Phänomenologen gefolgt und haben auch später die Lehre von dem Wesen weiter auszubauen versucht[1].

1 Bereits in der ersten Generation der Phänomenologen findet man bei Max Scheler gewisse Betrachtungen zu diesem Thema. Von den Schülern Husserls hat vor allem Jean Hering versucht, die Problematik weiter auszubauen und neue Einsichten zu gewinnen. Ihm folgte dann R. Ingarden in den "Essentialen Fragen", wobei der erste Schritt auf einer Ausarbeitung der Struktur der Ideen beruhte, wohingegen das Problem des Wesens des individuellen Gegenstandes nicht wesentlich vorwärts gebracht wurde. In derselben Richtung ging auch die Arbeit von Herben Spiegelberg "über das Wesen der Ideen". Nach Spiegelberg kann bloß auf die Arbeit von Willhelm Schapp "In Geschichten verstrickt" hingewiesen werden, der sich wiederum mit diesem Problem des Wesens befaßt hat, dabei aber auf Umwegen zu dem Ergebnis kommt, das seiner Meinung nach ge gen die Annahme des Wesens des individuellen Gegenstandes spricht. Bei alldem kann nicht gesagt werden, dass dieses Problem in der phänomenologischen Forschung zu einer befriedigenden Lösung gebracht worden wäre. Außerhalb der Phänomenologie herrscht noch immer eine ausgesprochen feindliche Atmosphäre, die auf einer schlichten Leugnung des Problems beruht und in keiner Weise zur Klärung der Sachlage verholfen hat. So tut es not, neue Untersuchungen in dieser Hinsicht zu veranstalten. Statt kritisch vorzugehen und etwa die Unklarheiten und Unkorrektheiten in den Husserlschen Formulierungen aufzuweisen, ist es viel wichtiger zu versuchen, positiv vorzugehen und neue Tatbestände auf Grund unserer bisherigen Betrachtungen darzulegen. Es würde uns auch zu weit von unserer Hauptlinie wegführen, wenn wir hier auf die Untersuchungen W. Schapps kritisch eingehen wollten. Die in unserem Text gegebenen Betrachtungen wurden viele Jahre vor dem Erscheinen des Buches W. Schapps durchgeführt und auch veröffentlicht. So interessant und beachtenswert die Ausführungen Schapps sind, so sind sie doch nicht der Art, dass sie die hier gegebenen Ergebnisse in Frage stellen könnten.

379

In dem Streit um das "Wesen" – was eben noch vieldeutig ist! – spielen merkwürdigerweise nicht so sehr die Divergenzen in metaphysischen Fragen die entscheidende Rolle als vielmehr die verschiedenen erkenntnistheoretischen Standpunkte. Roh gesagt, sind die Rationalisten im allgemeinen geneigt, das Wesen als etwas Spezifisches im Aufbau des Gegenstandes anzunehmen, während die Empiristen verschiedener Provenienz (Empiristen im engeren Sinne, besonders die Engländer, Nominalisten, Positivisten, besonders die Neupositivisten, zuletzt. der sogenannte "Logical Positivism" in den USA) auf entschiedene Weise leugnen, dass es im Gegenstande irgend etwas als sein "Wesen" gäbe, was bei ihnen mit der Tendenz zusammengeht, den individuellen Gegenstand (und nur solche Gegenstände lassen sie zu) für ein "Bündel" gleichartiger und gleichgeordneter Elemente zu begreifen; ob dies eine "zusammengesetzte Idee" bei John Locke oder ein "Komplex von Elementen" bei Ernst Mach ist, spielt keine Rolle. Diese Verbindung eines im Grunde **formal-ontologischen** Problems mit erkenntnistheoretischen Auffassungen ist eine uralte Erscheinung, besonders aber für die Philosophie der Neuzeit sehr maßgebend. Sie entbehrt auch nicht einer gewissen sachlichen Begründung. Das Problem des Wesens des Gegenstandes verbindet sich – seit Platons Zeiten – mit dem Problem der Ideen und idealen Qualitäten. In diesem letzteren liegt nämlich die letzte Bedingung der Möglichkeit des Auftretens jenes eigentümlichen Kernes im individuellen Gegenstand, auf den wir im vorigen Kapitel bei der Betrachtung der unbedingt eigenen Eigenschaften gestoßen sind. Wer also – wie der Empirist – die Existenz der Ideen leugnet, weil er die Möglichkeit ihrer Erkenntnis (bzw. der apriorischen Erkenntnis im echten Sinne) verwirft, der ist zugleich geneigt, den individuellen Gegenstand

380

so aufzufassen, dass sich in seinem Aufbau nichts findet, was auf seine Beziehung zu den Ideen hinweist. Skeptische Motive ziehen aber auf eine noch andere Weise die Leugnung des Wesens im Gegenstande, dessen Begriff dabei einer bemerkenswerten Umwandlung unterliegt, nach sich. Man sagt nämlich, dass wir Menschen nur Erscheinungen zu erkennen vermögen, dasjenige also, was in unserer Erfahrung zu sein scheint. Das Wesen des Gegenstandes dagegen sei unserer Erkenntnis unzugänglich. Das Wesen soll dabei das sein, was an sich schon keine Erscheinung, keine Weise des Sich-Zeigens in der Erfahrung und auch keine Weise der Einwirkung des Gegenstandes auf unsere Erkenntnisorgane ist, sondern das eigene originelle oder authentische Beschaffensein des Gegenstandes, so wie er an sich ist und eben deswegen das Verborgene in ihm bildet. Ist aber das Wesen in diesem Sinne der Erkenntnis vollständig unzugänglich, dann – sagt man – liegt kein Grund vor, jenes "hinter" der Erscheinung verborgene, geheimnisvolle Wesen des Gegenstandes anzunehmen. Mann solle sich – wie man sich auf eine bemerkenswerte Weise ausdrückt – auf das Erfassen der in der Erfahrung auftretenden "relativen" Merkmale beschränken. Kant und die ihm sich widersetzenden Positivisten stimmen darin überein.

Wie man sieht, verwandelt sich da sowohl der Begriff des "Wesens" als auch der Begriff der uns angeblich allein zugänglichen Erkenntnis. Im ersten Falle verwirft man das "Wesen", weil man es für etwas Nichtindividuelles oder mindestens für etwas, was mit diesem Nichtindividuellen irgendwie notwendig zusammenhängt, hält, und weil man zugleich ausschließlich das Individuelle für erkennbar erklärt. Im letzteren Falle dagegen faßt man das "Wesen" als das "hinter den Erscheinungen" Verborgene auf und schränkt dabei die Erkenntnis auf die menschliche sinnliche Erfahrung ein und lässt sie ausschließlich "Erscheinungen" zeigen, so dass das Wesen wiederum aus dem Bereich des Erkennbaren wegfällt. Wenn aber das Wesen weder etwas Nichtindividuelles noch etwas Verborgenes wäre, so würde man auch vom empiristischen Standpunkt aus darauf verzichten, es für unerkennbar zu erklären.

In dieser Sachlage ist es also klar: bevor man sich darüber ausspricht, ob das Wesen erkennbar oder nicht erkennbar sei, muss man zweierlei wissen:
1. was das Wesen eines individuellen Gegenstandes ist,
2. welche Erkenntnisarten überhaupt möglich sind.
Und zwar muss man beides ganz unabhängig voneinander wissen, damit nichts von vornherein, im dunkeln gewissermaßen, präjudiziert wird. Wie soll man aber wissen, was das Wesen des individuellen Gegenstandes ist, ohne zu wissen, ob es überhaupt erkennbar sei?

381

Man muss zweierlei unterscheiden:
1. das allgemeine und im Grunde **formal-ontologische** Problem, was das **Wesen** eines individuellen Gegenstandes ist und welche Rolle es in seinem Aufbau spielt, und
2. das besondere Problem, welchen Wesens ein bestimmter individueller Gegenstand ist.
Und korrelativ dazu sind es auch zwei verschiedene Probleme der Erkenntnisweise und der Erkennbarkeit, erstens der allgemeinen Struktur des Wesens und zweitens der qualitativen Bestimmung eines bestimmten individuellen Gegenstandes. Wir brauchen augenblicklich nicht zu entscheiden, wie es mit der Erkennbarkeit des Wesens in einem besonderen Falle steht. Denn eine eventuelle negative Beantwortung dieses Problems braucht noch nicht eine negative Lösung des ersten, ontologischen Problems nach sich zu ziehen. Dagegen erfordert die Lösung des ersten ontologischen Problems nur eine positive Lösung des ersten erkenntnistheoretischen Problems. Endlich ist die tatsächliche Durchführung einer formal-ontologischen Erkenntnis der allgemeinen Struktur des Wesens des individuellen Gegenstandes überhaupt zwar nur dann möglich, wenn diese Erkenntnis überhaupt möglich ist, sie erfordert aber nicht die positive Kenntnis, also die effektive Beantwortung des Problems der Möglichkeit dieser Erkenntnis. So können wir wagen, an das erste angedeutete formal-ontologische Problem heranzutreten, ohne gegenwärtig über die Beantwortung des korrelativen erkenntnistheoretischen Problems zu verfügen. Diese Beantwortung würde uns zur kritischen Erwägung der verschiedenen skeptischen Auffassungen bezüglich der angeblichen Unerkennbarkeit des Wesens von etwas zwingen, was den allgemeinen Gang unserer Betrachtung nur störend beeinflussen würde. Diese Kritik muss also bis zu dem erkenntnistheoretischen Teil unserer ganzen Problematik verschoben werden.

Bevor wir an die Darlegung der eigenen Auffassung des Wesens des individuellen Gegenstandes herantreten, wollen wir uns zunächst mit den verschiedenen vorhandenen Theorien des Wesens ein wenig beschäftigen.

1. Absolutistische Auffassungen

1. Es müssen vor allem die absolutistischen Auffassungen den relativistischen gegenübergestellt werden. Die ersteren suchen das Wesen des Gegenstandes in ihm selbst zu finden und halten es für etwas von dem erkennen-

den Subjekt völlig Unabhängiges. Es spielt dabei keine größere Rolle, ob man dieses Subjekt für das sogenannte "reine Subjekt" oder den in den Strom der Angelegenheiten der realen Welt verwickelten Menschen hält. Die absolutistischen Auffassungen sind verhältnismäßig zahlreich und unterscheiden sich auch erheblich voneinander. Wir werden sie noch genauer besprechen. Die relativistischen Auffassungen

382

leugnen die Existenz eines solchen Wesens, suchen es aber trotzdem irgendwie zu bestimmen, und zwar mit der Betonung seiner Abhängigkeit von dem erkennenden und insbesondere auch von dem handelnden Subjekte. So meint z.B. William James[2],dass das Wesen eines Gegenstandes zwar eine Eigenschaft von ihm ist, die aber die Funktion, das Wesen von etwas zu sein, nur in Beziehung auf das handelnde Subjekt und nicht rein an sich und für sich erfüllt und deren Wahl zudem von unserem Interesse und ihrer Wichtigkeit für dasselbe abhängt. Diese ihre Wichtigkeit für das handelnde Subjekt bewirkt eben, dass sie gleichsam die Rolle einer Personifizierung des betreffenden Gegenstandes selbst zu spielen beginnt und gewissermaßen die übrigen Eigenschaften des Gegenstandes verdeckt.

Viel weiter in der Tendenz, dem Wesen den Charakter einer gewissen Illusion zu verleihen, geht H. Bergson. Er hält das Wesen des Gegenstandes (essence) überhaupt für eine Fiktion des Intellekts. Sie ist in bezug auf die Erfordernisse der Handlung relativ und verfälscht die eigene Gestalt der Wirklichkeit, indem sie ihr gewisse ihr fremde formale Züge verleiht wie z. B. die Unveränderlichkeit im Gegensatz zu der unaufhörlichen Veränderlichkeit der Wirklichkeit. Andere relativistische Auffassungen führen das Wesen eines Gegenstandes auf diese oder jene Erkenntnisfunktion zurück, z. B. auf die des Nennens (Hobbes[3]; die Nominalisten sind im allgemeinen geneigt, im Wesen des Gegenstandes eine Fiktion der Sprache, die insbesondere durch Namen hervorgerufen wird[4], zu sehen.

2. Gegensatz: Qualitatives Moment / Verhaltensweise

2. Ein anderer Gegensatz besteht zwischen den Auffassungen, die im Wesen des Gegenstandes ein qualitatives Moment oder mehrere miteinander verflochtene qualitative Momente sehen, welche sich aus diesen oder jenen Gründen im Gegenstande hervorheben, und den Auffassungen, die das Wesen des Gegenstandes auf gewisse Verhältnisse (Ostwald)

2 Vgl. W.James, Psychology, vol. H. S. 333f.: »The essence of a thing is that one of its properties which is so important for my interests that in comparison with it I may neglect the rest."

3 Die »Essentia", das ist »accidens, propter quod corpori alieni certum nomen imponimus, quod subjectum suum denominaretur" (De eorpore, T. I. S. 23). Man kann übrigens bezweifeln, ob Hobbes wirklich das Wesen zu -relativieren sucht. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass er das Wesen in einem "'accidens" sieht, gemäß welchem wir einen Gegenstand nennen. Er scheint, dass Hobbes hier eher die konstitutive **Natur** des Gegenstandes und nicht dessen Wesen im Sinne hat. Wir werden uns damit noch beschäftigen.

4 Diese Auffassung wird in Polen von vielen Schülern K. T war d 0 w ski s vertreten, obwohl er selbst einer anderen Meinung war. Vgl. Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen, S. 60.

383

oder auf gewisse Gesetzmäßigkeiten in der Verhaltensweise des Gegenstandes oder in den Vorgängen, die sich in ihm abspielen (Lotze), zurückzuführen suchen. Im allgemeinen überwiegen aber in der neuzeitlichen Philosophie die zuerst genannten Auffassungen.

3. Gegensatz: Gattungsmomente / Gegenstandsspezifisch

3. Bemerkenswert ist auch ein anderer Gegensatz. Einerseits versteht man unter dem Wesen des Gegenstandes einen Inbegriff seiner art- und gattungsmäßigen Momente, so dass es viele Individuen desselben Wesens geben kann. Diese Auffassung ist für die aristotelisch-thomistische Tradition charakteristisch. Ihr ist die skotistische Auffassung entgegengesetzt, welche das Wesen des Gegenstandes in einem spezifischen und in seiner Spezifität so einzigen Moment sieht, dass es die Möglichkeit der Existenz mehr als eines individuellen Gegenstandes eines bestimmten Wesens ausschließt.

4. Gegensatz: Materiale Beschaffenheit / Existenz

4. Am häufigsten hat man das Wesen des Gegenstandes darin gesucht, was man das materiale Beschaffensein des Gegenstandes im Gegensatz zu seiner Existenz nennen könnte. Dem stellt sich die Auffassung gegenüber, nach welcher auch die Existenz zum Wesen des Gegenstandes gehört (O. Spann[5]). Auch die sogenannten Existentialisten der letzten Jahrzehnte lassen bei der Betrachtung des Wesens die Existenz – in unserem, nicht im

existentialistischen Sinne! – berücksichtigt und schreiben ihr sogar eine "Priorität" dem Wesen gegenüber zu; es ist aber nicht klar, wie man das verstehen soll. Angeblich soll diese Auffassung bereits bei Thomas von Aquin vorhanden sein (E. Gilson).

Es gibt noch andere Gegensätze in den Auffassungen über das Wesen des Gegenstandes. Sie werden aber erst dann deutlicher hervortreten, wenn wir sie auf dem Hintergrunde der gemeinsamen Momente darstellen werden. Denn wenn wir von den skeptisch-relativistischen Auffassungen abstrahieren, dann haben die übrigen Auffassungen, trotz ihrer Verschiedenheit, viele gemeinsame Momente. Sie alle sehen z. B. in dem Wesen des Gegenstandes nicht die Gesamtheit seiner Bestimmungen oder seines Seins, sondern immer eine gewisse Auswahl von Momenten, die in dem Gegenstande eine besonders wichtige Rolle spielen. Sie unterscheiden sich dagegen voneinander sowohl in der Weise der Bestimmung jener besonderen Rolle, als auch – im Zusammenhang damit – in der Bestimmung des Bereiches dessen, was im Gegenstande zu seinem Wesen gerechnet wird. So sehen z. B. die einen

5 »Sein ist die Quelle der Wesenheit, es kann daher nicht erst zur Wesenheit kommen. Wesenheiten, die nicht als wirkliche gedacht werden, sind keine. Also muss die Verwirklichung zu ihrem Begriff gehören." (Vgl. Schöpfungsgang des Geistes, S. 105 f.)

384

in dem Wesen entweder direkt das, was ich hier die **konstitu**tive **Natur** des Gegenstandes nannte[6], oder aber auch etwas, was mit ihr irgendwie verbunden ist und ohne das – wie man oft genug sagte – der betreffende Gegenstand nicht er selbst, nicht derjenige sein würde, der er ist[7]. Die anderen dagegen lassen sich da durch einen anderen Gesichtspunkt leiten und halten das Wesen des Gegenstandes für die Gesamtheit seiner unveränderlichen, beständigen Eigenschaften im Gegensatz zu dem, was im Gegenstand veränderlich ist. Diese Auffassung hat natürlich nur bezüglich der Gegenstände einen Sinn, die weltlich bestimmt und insbesondere real sind, sie kann also auf ideale Gegenständlichkeiten nicht angewendet werden. Gerade aber diese Einschränkung des Problems auf reale Gegenstände ist der Grund seiner falschen Formulierung. Infolgedessen hat man es sub specie der platonischen Gegenüberstellung der Ideen und der individuellen Gegenstände gestellt und verwechselte es oft mit dem Problem der Ideen. Die Begriffsverschiebungen, die sich beim Übergang von Platon zu Aristoteles vollzogen, haben in demselben Sinne gewirkt. Erst die Phänomenologie hat das Problem in seinem vollem Umfange – für alle individuellen Gegenstände – gestellt und es deutlich dem Problem der Ideen gegenübergestellt [8].

Das Verhältnis zwischen den zum Wesen gehörigen (als konstanten) und den nicht zum Wesen gehörenden (als veränderlichen) Eigenschaften wird viel tiefer in der Auffassung erfaßt, die in den ersteren die notwendigen, in den letzteren dagegen die zufälligen Eigenschaften sieht (accidens, *symbebekos*). Einen Schritt weiter geht die

6 So sagt Husserl (der übrigens diesen Ausdruck – Wesen – in sichtbar verschiedenen Bedeutungen verwendet) in den "Ideen" Bd. 1.: "Zunächst bezeichnete ‚Wesen' das im selbsteigenen Sein eines Individuums als sein Was Vorfindliche." Husserl selbst verwendet den Begriff der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes **nicht**, so kann man nur vermuten, dass er sie im Sinne hat, wenn er von dem Was des Gegenstandes spricht. Es gibt aber auch Stellen, wo er dieses Wort für das volle Wesen des Gegenstandes verwendet. Der Begriff des Wesens spielt in der Phänomenologie eine sehr bedeutende Rolle, leider hat ihn Husserl nicht näher bearbeitet. Erst Jean Hering hat wesentliche Impulse zur weiteren Forschung gegeben.

7 Bei verschiedenen Autoren hat man dies anders formuliert. Spinoza sagt z. B.: "Ad essentiam alicuius rei id pertinere dico, quo dato necessario res ponitur et quo sublato res necessario tollitur; vel id, sine quo res, et vi ce versa, quod sine re nec esse nec concipi potest." (Vgl. Ethica, Ir. Def. 2.). Holbach dagegen sagt:

"L'essence est la somme de ces proprietes ou des qualites d'apres lesquelles i1 existe et agit comme i1 fait. Ce qui constitue un etre, c'est qu'i1 est ... ". Ro binet sagt aber: "L'essence d'une chose est ce par quoi la chose est ce qu'elle est."

8 Notabene hat Husserl selbst diese bei den Probleme in den "Logischen Untersuchungen" oft vermengt. Im Grunde hat erst Hering diese Probleme ausdrücklich gegenübergestellt.

385

Auffassung, die in dem Wesen eines Gegenstandes das Prinzip (principium, Grund) aller anderen Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes sieht. So ist es z.B. bei Suarez, Malebranche, ehr. Wolff. Auch Husserl sieht im Wesen des Gegenstandes die notwendige Bedingung dessen, dass dem Gegenstande zufällige Eigenschaften zukämen. Eine Abwandlung dieses Gedankens finden wir bei Kant vor. Statt von zufälligen Eigenschaften spricht er davon, was zu der Möglichkeit des Dinges gehört. Er bestimmt zugleich jenes Prinzip als den "inneren" Grund der möglichen Eigenschaften des Gegenstandes, so als ob auch irgendwelche äußeren Gründe dieser Eigenschaften in Frage kämen[9].

Auf diese Innerlichkeit und zugleich auf eine gewisse Ursprünglichkeit des Wesens legt die Bestimmung von Bouterwek Nachdruck, wenn er sagt, dass das "Wesen" dasjenige im Dasein ist, "kraft dessen etwas, das wahrhaft ist, auf irgendeine Art in sich selbst und durch sich selbst ist" (Lehrbuch der philos. Wissenschaften, Bd. 1. S. 98 f.).

In dieser Zusammenstellung können wir endlich einen aristotelischen Ausdruck nicht unberücksichtigt lassen, der zu vielen Diskussionen und sprachlichen Interpretationen Anlaß gegeben hat. Es handelt sich um den Ausdruck *tò tí aen einai* den man im Mittelalter bekanntlich durch Quod quid erat esse übersetzte. Aristoteles hat mit diesem Ausdruck wahrscheinlich eher die **konstitu**tive **Natur** als das volle Wesen im Auge, die Verwendung des Aorists scheint aber auf die Betonung der Beharrlichkeit der **Natur** bzw. des Wesens des Gegenstandes in seinen in der Zeit sich vollziehenden Verwandlungen hinzuweisen. Man durfte also diesen Ausdruck im Sinne der Wendung "Dasselbe zu sein (bzw. zu bleiben), was der betreffende Gegenstand schon früher war" verstehen. Auf diese Weise käme das Problem der Beharrlichkeit bzw. der Dieselbigkeit des Gegenstandes in der Zeit und deren innigen Zusammenhanges mit dem Wesen in Sicht. Man übersetzt freilich den fraglichen Ausdruck auch durch die Wendung

[g] Vgl. Siarez: »Essentia rei est id, quod est primum et radicale ac intimum principium omnium actionum et proprietatum, quae rei conveniunt ... ". Malebranche: »Essence - ce que I'on cons;oit de premier dans cette chose, auquel dependent toutes les modifications que I'on y remarque." (Recherche de la verite, vol. 1. p. 214). Wolff: "Dasjenige, darinnen der Grund von dem übrigen zu finden, was einem Dinge zukommt." Husserl: "Ein individueller Gegenstand ist nicht bloß ein individueller, ein Dies-Da, ein einmaliger, er hat als ‚in sich selbst' soundso beschaffener, seine Ei gen art, seinen Bestand an wesentlichen Prädikabilien, die ihm zukommen müssen (‚als Seiendem, wie er in sich selbst ist'), damit ihm andere, sekundäre, relative Bestimmungen zukommen können" (Ideen, Bd. 1. S. 8). Kant: "Wesen ist das erste innere Prinzip alles dessen, was zur Möglichkeit eines Dinges gehört" (Metaphysische Anfechtungen der Naturwissenschaft, S. 111).

386

"das wesentliche Sein" (Rolphes), aber auf diese Weise scheint sowohl die Verwandtschaft der Bedeutung mit dem griechischen Ausdruck als auch die Aussicht auf grundlegende Probleme des Wesens der zeitlich bestimmten Gegenstände zu verschwinden. Wir werden noch Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen.

Nach diesem Überblick über die wichtigsten traditionellen Auffassungen des Wesens des individuellen Gegenstandes gehe ich jetzt zu dem Versuch über, rein sachlich die mit dem Problem des Wesens verbundenen Sachlagen zu klären. Doch zuerst einige einführende Bemerkungen.

1. Das Wesen eines individuellen (seinsautonomen) Gegenstandes ist etwas im gleichen Sinne Individuelles wie der betreffende Gegenstand selbst. Wenn wir es also mit zwei individuellen Gegenständen zu tun haben, so sind deren Wesen – ganz unabhängig davon, ob sie hinsichtlich ihrer materialen Bestimmung einander mehr oder weniger verwandt oder sogar völlig gleich sind[10] – ebenfalls zwei Wesen und nie identisch. Bei der Untersuchung des Wesens eines bestimmten Gegenstandes gehen wir also über seinen Seinsbereich auf keine Weise hinaus; das Wesen bildet eben einen besonderen und eigentümlich wichtigen Bestandteil dieses Bereiches. Eine davon verschiedene Frage ist, ob wir die sozusagen Wesenhaftigkeit des Wesens eines individuellen Gegenstandes, und insbesondere die Notwendigkeit des Seinszusammenhanges der in ihm auftretenden Momente begreifen können, ohne uns auf etwas anderes berufen zu müssen. Diese letztere Frage muss man eben bestreiten. Um zu entdecken, welche von den Eigenschaften oder, allgemeiner gesagt, von den Momenten des Gegenstandes zu seinem Wesen gehören, muss man sich auf die Zusammenhänge berufen, die zwischen den Elementen des Gehaltes der Idee, unter welche der betreffende Gegenstand fällt, bestehen, bzw. auf Zusammenhänge zwischen den entsprechenden idealen Qualitäten. Dies erst erlaubt uns, die Notwendigkeit der Zusammenhänge der zum Wesen gehörenden Momente einzusehen. Sobald dies aber einmal geschehen ist, verbleiben wir schon ganz bei dem Gegenstande, dessen Wesen untersucht wird.

Es ist auch nicht wahr, dass ein und dasselbe Wesen vielen Gegenständen gleichen Wesens sensu stricto gemeinsam wäre, so als ob sie in diesem Wesen miteinander verwachsen wären, wie dies durch die verschiedenen missverständlichen Ausdrücke nahegelegt wird. Jeder

[10] Ohne hier zu entscheiden, inwiefern dieser letzte Fall möglich sei.

387

individuelle Gegenstand bildet für sich eine in sich abgeschlossene Ganzheit. Und mehrere individuelle Gegenstände existieren nur insofern, als sie auf eine charakteristische Weise völlig außer einander sind, während ihr Wesen streng innerhalb der Grenzen des Seinsbereiches des betreffenden Gegenstandes liegt. Jeder Gegenstand hat sein Wesen, sagte Jean Hering mit Recht[11]. Diese Feststellung sagt uns aber noch nicht, warum das Wesen eines individuellen Gegenstandes selbst individuell ist. Verdankt es dies den materialen Momenten, die in den Bestand dieses Wesens eingehen, so dass es keine zwei Gegenstände des gleichen Wesens geben würde (Duns Scotus), oder verdankt es dies der Seinsweise, eben der für individuelle Gegenstände charakteristischen, oder endlich dem Auftreten im Ganzen des Gegenstandes weiterer, abgeleiteter Eigenschaften (der erworbenen, der äußerlich bedingten Eigenschaften, sowie der relativen Merkmale), welche die Abgesondertheit und Einzigkeit des Wesens des betreffenden Gegenstandes hervorrufen würden, ohne die in dieses Wesen eingehenden Momente weiter qualitativ zu differenzieren. Oder endlich verdankt es dies noch irgendeinem anderen Faktor? Vielleicht sind alle diese Fälle möglich, so dass infolgedessen die Individualität sich in verschiedenen Fällen auf

etwas anderes stützt, also gewissermaßen auch eine andere Individualität ist; dies lässt sich aber augenblicklich nicht behaupten. Denn die Entscheidung darüber hängt letzten Endes von der Existenz oder Nichtexistenz spezifischer, in vielen verschiedenen Fällen nicht konkretisierbarer idealer Qualitäten, sowie von den Ergebnissen der Analyse der Weise des individuellen Seins ab. Die rein formale Betrachtung des Wesens von etwas und seiner Rolle im Gegenstande erlaubt nicht, dies zu entscheiden. Wir müssen also gegenwärtig alle Möglichkeiten, die sich da ankündigen, zulassen, sei es als verschiedene Fälle, sei es nur als formale Möglichkeiten, von welchen sich in der material- und in der existential-ontologischen Betrachtung vielleicht nur eine als wirklich bestehend erweisen wird.

2. Noch ein anderes Problem muss augenblicklich ungelöst gelassen werden. Es erhebt sich nämlich die Frage, was in den Bestand des Wesens eines individuellen (seinsautonomen) Gegenstandes eingeht. Sind es nur die materialen Momente (die natürlich in einer Form auftreten, die aber nicht durch diese Form den einen Gegenstand von einem anderen unterscheiden), oder gehört dazu auch eine für das betreffende

11 Vgl. Jean Her i n g, Bemerkungen über das Wesen, die Wesenheit und die Idee, Jahrbuch f. Philos. u. phänomenolog. Forschg., Bd. IV, 1921.

388

Wesen charakteristische formale Struktur, oder endlich auch eine Seinsweise, oder im Gegenteil nur eine Materie und eine Seinsweise und dgl. mehr? Eines muss ohne Zweifel ausgeschlossen werden: dass nämlich zu dem Wesen eines Gegenstandes nur die Form oder die Form und die Seinsweise, aber gar keine Materie gehöre. Die Materie entscheidet immer darüber, was und wie beschaffen der betreffende (individuelle) Gegenstand ist, sie differenziert immer die Gegenstände, und es kommt lediglich darauf an, ob sich zu dieser Materie auch die Form bzw. auch die Seinsweise gesellt, oder nur eine von diesen beiden "Seiten" des Gegenstandes – oder keine von ihnen. In den verschiedenartigen Auffassungen des Wesens eines individuellen Gegenstandes, die bisher aufgetreten sind, überwiegt die Tendenz, zum Wesen des Gegenstandes nur die Momente der materialen Ausstattung des Gegenstandes zu rechnen[12]. Wir lesen zwar z. B. bei Thomas von Aquin:

"Unde in rebus compositis ex materia et forma essentia significat non solum formam, nec solum materiam; sed compositum ex materia et forma communi, prout sunt principia speciei. Sed compositum ex hac materia et ex hac forma habet rationem hipostasis et personae" (Summa theol. I. q. 293 ad 3). Man soll aber diese Erklärung nicht für widersprechend mit unserer Feststellung halten, da die Begriffe der Form und der Materie, die Thomas verwendet, sich mit unseren Begriffen der Form I und der Materie I nicht decken. Wir können dieses Problem historisch nicht verfolgen. Von unserem rein formal-ontologischen Gesichtspunkt aus eröffnen sich da verschiedene Möglichkeiten. Aus ihnen wird dann die material-ontologische, die existential-ontologische und letzten Endes die metaphysische Untersuchung das definitiv Mögliche wählen können sowie die letzte metaphysische Tatsache feststellen. Augenblicklich lässt sich nur folgendes sagen:

a) Den Grenzfall, der sozusagen ein gewisses Optimum der inneren Geschlossenheit des Gegenstandes bildet und zugleich auch in dem strengen inneren Zusammenhang seiner Momente rational am meisten einsehbar ist, bildet der Fall, in welchem zum Wesen des Gegenstandes nicht nur eine auf besondere Weise ausgelesene Materie I, sondern auch eine durch die Gesamtheit der Materie geforderte Form I sowie endlich eine für die gegebene Materie und Form charakteristische und mit ihnen engverbundene Seinsweise des Gegenstandes gehören würde. Abgesehen also von den abgeleiteten Eigenschaften, sofern dieselben überhaupt in dem Gegenstand vorhanden sind, würde da alles in dem Seinsbereiche

12 Diesen Standpunkt habe auch ich in meinen „Essentialen Fragen“ eingenommen.

389

des Gegenstandes notwendig und rational verständlich sein. Es gäbe da gar keine Zufälligkeit, nichts was von dessen Auftreten im Gegenstande nicht die Folge oder Erscheinung des notwendigen Zusammenhanges zwischen den zu dem Wesen des Gegenstandes gehörenden materialen, formalen und existentialen Momenten begreiflich wäre. Ein derartiger Aufbau der Wirklichkeit hat, wie es scheint, den radikalen Rationalisten, z. B. Leibniz, immer vorgeschwebt. Es ist aber bis jetzt nicht bekannt, ob es eine derartige Materie, welche auf solche Weise die Form I sowie die Seinsweise von sich aus notwendig und eindeutig bestimmen würde, gibt und wie sie sich finden lässt. Sollte dies aber möglich sein, so entsteht noch die Frage, ob jeder reale Gegenstand (bzw. jeder seinsautonome Gegenstand) sich durch eine solche vollkommene innere Geschlossenheit seines Wesens auszeichnen kann bzw. muss. Es scheint recht wenig wahrscheinlich zu sein, dass dies der Fall wäre. Wahrscheinlicher ist, dass sich der Aufbau des Gegenstandes verschiedentlich gestaltet, je nachdem, was in dem betreffenden Gegenstande die Materie I bildet, und dass es im Zusammenhang damit verschiedene Stufen der inneren Geschlossenheit des Gegenstandes geben kann.

b) So liegt z. B. die Möglichkeit nahe, dass nicht das volle spezifische Wesen des Gegenstandes die für ihn eigene und charakteristische Form I und Seinsweise bestimmt, sondern lediglich ein in seiner **Natur** auftretendes Gattungsmoment einen Typus der Form I sowie eine für viele Gegenstände gleiche Seinsweise so bestimmt, dass zwar die eben genannten Momente innig zueinander gehören, aber die formalen und existentialen Momente in dem betreffenden Gegenstand von sich aus einen ebensolchen Bestand an materialen Momenten nicht fordern, der das volle materiale Wesen des Gegenstandes bildet. Ein Gegenstand mit einem so gebauten Wesen muss dann freilich eine in) ihrem allgemeinen Typus bestimmt geartete Form haben und – sofern er überhaupt existiert – auf eine ganz bestimmte Weise existieren. Die Gegenstände dagegen, in denen ein bestimmter Formtypus auftritt und denen eine besondere Seinsweise eigen ist, können im Rahmen dessen, was ihre **Natur** zulässt, noch sehr verschieden sein. Das also, was hier das Wesen des Gegenstandes vollenden würde, wäre zwar durch das bestimmte Gattungsmoment der **Natur** des Gegenstandes zugelassen, aber von ihm nicht eindeutig bestimmt. Infolgedessen würde da in der Gesamtheit seines Wesens eine gewisse Willkür und Zufälligkeit vorhanden sein, welche nach der äußeren Quelle oder nach dem äußeren Grunde der Existenz oder der Möglichkeit eines Gegenstandes mit

390

einem derartig "zufälligen" Wesen nachforschen ließe, da seine konkrete Beschaffenheit und Existenz sich aus keinem in dem Gegenstande selbst enthaltenen Prinzip herleiten ließe. Dies führt zu besonderen metaphysischen Problemen.

c) Der innere Aufbau eines Gegenstandes und insbesondere auch seines Wesens kann in einem noch niedrigeren Grade innig zusammenhängend sein als in dem soeben besprochenen Falle. Die das Wesen des Gegenstandes bildende Materie bestimmt dann nämlich von sich aus keine bestimmte Seinsweise und auch keine bestimmte Form, auch nach dem allgemeinen Typus nicht[13]. Wenn die betreffende Materie in einem so und nicht anders existierenden Gegenstand tatsächlich auftritt, so stellt sich dies als ein reiner Zufall dar. Denn diese Materie könnte ebensowohl in einer ganz anderen Form auftreten und so geformt auf eine ganz andere Weise existieren. Lediglich im Rahmen dieser Materie des Gegenstandes bestände eine" wesentliche" oder sogar eine funktionelle Einheit zwischen den an ihr teilnehmenden Momenten. Dagegen wären sowohl d.ie Form als auch die Seinsweise beliebig veränderlich. Wenn dies nicht nur in ganz speziellen Fällen, sondern für eine beliebige Materie des Wesens des individuellen Gegenstandes überhaupt gültig wäre, dann würde die Auffassung richtig sein, dass das Wesen des Gegenstandes lediglich in seinen gewissen materialen Momenten enthalten sei.

d) Es ist endlich auch möglich, dass im Rahmen der materialen Bestimmung selbst, die das Wesen des Gegenstandes bildet, gar keine besondere innere Geschlossenheit des Aufbaus vorhanden ist, also gar kein notwendiges Zusammen- und Verbunden sein der materialen Momente. Das "Wesen" des Gegenstandes ist dann nichts anderes als ein Konglomerat von beständig zusammen auftretenden Momenten. Auf Grund der Analyse des betreffenden Gegenstandes allein lässt sich absolut nicht verstehen, warum in dem Wesen des Gegenstandes gerade solche und nicht andere materiale Momente auftreten, obwohl sie ständig da sind. Das wäre ein Fall völliger Nicht-Rationalität des Aufbaus eines Gegenstandes. Lediglich die Erfahrung könnte da die bloße Existenz eines solchen Gegenstandes und das Auftreten solcher und nicht anderer Momente in seinem Wesen feststellen.

13 Es sind natürlich auch Fälle möglich, wo durch die Materie des Gegenstandes entweder nur die Form oder nur seine Seinsweise bestimmt wird. Ich werde sie aber nicht für sich behandeln, weil da die vollkommene Unabhängigkeit der Seinsweise und der Form voneinander vorausgesetzt wird, was generaliter nicht richtig zu sein

scheint. .

391

Darf man aber bei einem derartigen Falle noch vom "Wesen" eines Gegenstandes sprechen? Das hängt noch von der weiteren Präzisierung des Begriffes "Wesen" eines individuellen Gegenstandes ab. Vorläufig muss man mit der Eventualität rechnen, dass das "Wesen" des Gegenstandes sich so auffassen lässt, dass es mindestens in manchen Fällen keine innere Geschlossenheit, keinen inneren notwendigen Zusammenhang zwischen den materialen, den Gegenstand aufbauenden Momenten gibt.

Beim Herantreten an die Betrachtung des Wesens des Gegenstandes müssen wir mit beiden folgenden Möglichkeiten rechnen: Entweder gilt von den vier verschiedenen Fällen nur ein Fall, und zwar generaliter für alle individuellen (seinsautonomen) Gegenstände, während die übrigen sich bei näherer Betrachtung als tatsächlich unmöglich erweisen, oder es gilt ein jeder von ihnen, aber nur bei entsprechend gewählten Gegenständen; wir hätten es dann mit vier verschiedenen Grundtypen der individuellen Gegenstände zu tun, und die Struktur des Gegenstandes würde innerhalb eines jeden Typus von den materialen, das Wesen des Gegenstandes aufbauenden Momenten abhängen. Man kann diese Möglichkeiten entweder im ontologischen Sinne oder im metaphysischen

verstehen. Im ersteren Falle handelt es sich um den Gehalt der formalen Idee des individuellen Gegenstandes, in welchem grundlegende Zusammenhänge zwischen den Momenten desselben Auftretens bestimmte Abwandlungen des formalen Aufbaus desselben zulassen. Im zweiten Falle dagegen handelt es sich um das Problem, ob die Gegenstände, die zu dem durch die genannte Idee zugelassenen formalen Typus gehören, tatsächlich existieren und gerade ein solches Wesen hinsichtlich seiner inneren Struktur tatsächlich besitzen. Ich beschränke mich hier darauf, nur das erste Problem zu betrachten.

Ich werde hier die **ontologische Behauptung** zu begründen suchen, dass **alle** von mir unterschiedenen **Fälle möglich** sind. Man muss also mindestens **vier** prinzipiell verschiedene formale Grundtypen individueller Gegenstände unterscheiden[14]. Im Zusammenhang damit muss

14 Bereits in meinen "Essentialen Fragen" habe ich zwei von diesen Typen unterschieden, zugleich habe ich aber den Begriff des Wesens bloß auf ein e n dieser Fälle eingeschränkt. Dies geschah aus dem Grunde, weil dort weder die eventuellen Modifikationen der Form eines individuellen Gegenstandes noch aber der Zusammenhang zwischen der Materie I und der Seinsweise berücksichtigt wurde. Wenn wir dagegen noch die zwei hier in der Note auf Seite 391 erwähnten Fälle berücksichtigen, so erhalten wir insgesamt 6 mögliche Begriffe des "Wesens" eines individuellen Gegenstandes.

392

man auch **vier verschiedene Begriffe des "Wesens"** eines individuellen Gegenstandes gegenüberstellen. Bevor ich aber zu ihrer Besprechung übergehe, muss noch auf einen allgemeinen, alle diese Fälle betreffenden Gesichtspunkt hingewiesen werden.

Wie aus den hier unterschiedenen Fällen ersichtlich ist, differenziert sich der Bereich der notwendigen Zusammenhänge zwischen den in dem individuellen Gegenstande auftretenden Momenten, von dem weitesten an, in welchem zu ihm sowohl mindestens manche materialen Momente als auch die Form und die existientialen Momente gehören, bis zu dem engsten, in dem dieser Bereich sich eigentlich auf Null reduziert. Wie die einfachsten Beispiele es bezeugen, scheint kein solcher Gegenstand möglich zu sein, in welchem es überhaupt gar k ein e notwendigen Zusammenhänge zwischen seinen Momenten geben würde. Trotz aller Versuche des extremen Empirismus stoßen wir unablässig auf notwendige Zusammenhänge. Zahlreiche Fälle wurden in den bisherigen Erwägungen besprochen, es ist also nicht notwendig, neue Beispiele anzugeben. Wenn aber dann der vierte der hier unterschiedenen Fälle möglich sein soll, so handelt es sich bei dem" Wesen" eines Gegenstandes um gewisse besondere notwendige Zusammenhänge zwischen den gegenständlichen Momenten, und zwar um Zusammenhänge, die zwischen der **konstitutiven Natur** des Gegenstandes und seinen übrigen Momenten bestehen oder – in dem Grenzfall - nicht bestehen, ungeachtet dessen, ob es materiale Momente oder Momente der Form oder endlich der Seinsweise sind. An erste Stelle tritt hier natürlich die Frage nach den notwendigen Zusammenhängen zwischen der **Natur** des Gegenstandes und seinen Eigenschaften. Dabei kommen hier vor allem, oder vielleicht auch ausschließlich, die unbedingt eigenen Eigenschaften (im radikalen oder gemäßigten Sinne) in Betracht. Mit anderen Worten: Wenn die notwendigen Zusammenhänge zwischen der **Natur** und (manchen) Eigenschaften nicht bestehen, so steht dem nicht entgegen, dass es zwischen den Eigenschaften selbst (bzw. unter den Momenten, die ihre Materie bilden), trotzdem gewisse notwendige Zusammenhänge gibt (wie z. B. zwischen der Farbigkeit, der Ausdehnung, der Farbenqualität, der Farbenintensität und der Helligkeit usw.). Und umgekehrt: das Vorhandensein dieser letzten Zusammenhänge entscheidet von selbst noch gar nicht darüber, zu welchem der unterschiedenen vier Typen ein Gegenstand "gehört. Erst die Betrachtung der Zusammenhänge, die zwischen der **Natur** des Gegenstandes und seinen übrigen Momenten bestehen bzw. nicht bestehen, führt zu der Unterscheidung der verschiedenen" prinzipiell möglichen

393

formalen Typen des inneren Aufbaus des individuellen Gegenstandes. Infolgedessen muss in dem ganzen Problem die materialen Bestimmung der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes die wichtigste Rolle spielen. Dies stimmt übrigens mit der außerordentlichen, eben konstitutiven Rolle der **Natur** im Aufbau des Gegenstandes zusammen. Von ihr hängt es letzten Endes ab, durch welche Geschlossenheit des inneren Aufbaus sich der Gegenstand auszeichnet bzw. was für ein Wesen er besitzt. Zweckmäßigkeitshalber werde ich die Besprechung der einzelnen Fälle mit dem Fall beginnen, den ich oben sub b) angegeben habe.

ad b) Wenn wir nach einem Prinzip oder nach der letzten Quelle der eigentümlichen inneren Geschlossenheit des Aufbaus wenigstens mancher individuellen Gegenstände suchen, die auch die typischen Momente der Form und der Seinsweise umfassen würde, so bietet sich nichts anderes als die **konstitu**tive **Natur** des Gegenstandes an. In Anbetracht dessen, dass in einem jeden Gegenstande nicht nur (unendlich?) viele Eigenschaften, sondern auch viele verschiedene Typen (Arten und Gattungen) von Eigenschaften und insbesondere viele Typen ihrer Materien auftreten, scheint die innere Geschlossenheit des Aufbaus des Gegenstandes nur dann möglich zu sein, wenn das materiale Moment der **Natur** das Zusammenauftreten in dem durch sich selbst **konstitu**ierten Gegenstande eines Bestandes von entsprechend gewählten verschiedenartigen' Eigenschaften fordert. Erst die

Entdeckung der sogenannten Gestalten bzw. Gestaltqualitäten hat das Verständnis ermöglicht, worauf – wenigstens in einigen Fällen - die innere Geschlossenheit des Aufbaus des individuellen Gegenstandes beruht. Die Gestaltqualität ist freilich - wie man allgemein betont – etwas Eigentümliches und Einfaches. Trotzdem baut sie sich auf einer Mannigfaltigkeit anderer Qualitäten auf, die streng zueinander gehören und zugleich durch sie gewissermaßen durchscheinen, und bildet mit ihnen eine harmonische Einheit. Indem sie im Vergleich zu ihnen etwas durchaus Neues und Neuartiges ist, das sich nicht in Elemente auflösen lässt, zeichnet sie sich trotzdem nicht durch eine solche Einfachheit aus, die z. B. den letzten, nicht mehr differenzierbaren Momenten der sinnlichen Qualitäten eigen ist (z.B. der Röte eines ganz besonderen Tones, der reinen Bitterkeit und dgl. mehr). Sie ist gewissermaßen an sich selbst synthetischer **Natur**[15]. Dieser ihr besonderer Charakter hat zur Folge, dass, wenn so eine Gestalt die **Natur** eines Gegenstandes bildet, diese

15 In meinen "Essentialen Fragen" habe ich gerade im Hinblick auf den "synthetischen" Charakter mancher Qualitäten (und insbesondere der Gestaltqualitäten) von

394

nur dann in ihm voll verkörpert werden kann, wenn die sie unterbauenden Qualitäten zugleich als Eigenschaften des Gegenstandes auftreten. So ist z. B. die ein Quadrat **konstitu**ierende Quadratheit eine Gestalt, die von sich aus fordert, dass in demselben die Parallelogrammheit, die Gleichseitigkeit sowie endlich die Rechteckigkeit (und dabei gerade: Rechteckigkeit, nicht nur Gleicheckigkeit)16 auftreten. Keine dieser Qualitäten für sich allein erfordert das Zusammenauftreten der Quadratheit in demselben Gegenstand, aber umgekehrt vermag die Quadratheit einen Gegenstand nicht zu **konstitu**ieren, wenn nicht zugleich alle genannten Qualitäten in ihm als Materien der Eigenschaften auftreten. In meinen "Essentialen Fragen"[17] versuchte ich zu zeigen, dass man das Zusammenauftreten dieses Bestandes von Qualitäten nicht einfach als eine hinreichende und notwendige Bedingung des Auftretens einer entsprechenden "abgeleiteten" Qualität betrachten darf, und dass sich die letztere nicht mit diesem Bestande identifizieren lässt. Deswegen sprachlich da lediglich von einer Äquivalenz. Es ist nur eine andere Weise der sprachlichen Fassung, wenn ich sage, dass die Gestaltqualität einen synthetischen Charakter hat, dass sie sich auf entsprechend gewählten anderen Qualitäten aufbaut, welche durch sie "durchscheinen": sie lassen sich an ihr selbst "erschauen". So ist es z. B. mit der Quadratheit und der Rechteckigkeit. Es lässt sich dagegen an ihr nicht auf dieselbe Weise "erschauen", dass die Seite des Quadrats die Länge $R\sqrt{2}$ hat, oder dass die Diagonalen des Quadrats senkrecht zueinander stehen usw. Dazu ist schon ein Be w eis notwendig, obwohl das Quadrat und nur das Quadrat die Eigenschaft hat, dass jede seiner Seiten im Vergleich zum Radius des umschriebenen Kreises die Länge $R\sqrt{2}$ hat, obwohl diese Eigenschaft die hinreichende und notwendige Bedingung des Quadratseins eines jeden Quadrats ist. Und analog:

An der "Orangefarbigkeit" als solcher lässt sich die "Gelbheit" und die "Röte" erschauen, welche zusammen den äquivalenten Bestand an Qualitäten bilden. Wie es scheint, hat man in dem Bereich der organischen Individuen, z. B. der einzelnen Tierrassen (Arten), der einzelnen menschlichen Typen (z.B. in dem, was man das "Negergesicht", den

.abgeleiteten" Qualitäten gesprochen, die von sich aus das Zusammenauftreten in dem durch sie **konstitu**ierten Gegenstande, einen Bestand von "ursprünglichen" Qualitäten erfordert, welcher - wie ich mich ausdrückte - der **Natur** des Gegenstandes .äquivalent" ist.

16 Die .Rechteckigkeit" ist - wenn man so sagen darf - ~in qua I i tat i ver Begriff, dagegen die .Gleicheckigkeit" ein metrischer, relationaler Begriff, der dabei viel allgemeiner ist.

17 Vgl.l. c. § 26, S. 114.

395

"semitischen Typus" und dgl. mehr nennt), in den Kunststilen, z. B. in der Architektur, mit Gestaltqualitäten zu tun, die auf eine analoge Weise das Zusammenauftreten eines bestimmten Bestandes an Qualitäten in den betreffenden Gegenständen fordern, welche alle zusammengenommen das Äquivalent der betreffenden Gestaltqualität bilden. Vor allem kommen hier jene sonderbaren Gestaltqualitäten in Betracht, die bei einzelnen Menschen und besonders bei bedeutenden Menschen als der sogenannte "Gesichtsausdruck" vorkommen, eigentümliche, unwiederholbare Gestaltqualitäten, die über die Einzigartigkeit des betreffenden Gesichts entscheiden und die ebenfalls einen Bestand von einfachen oder wenigstens einfacheren Qualitäten zu ihrem Unterbau haben, welche durch jede Gestaltqualität durchscheinen. Jenes eigentümliche Moment suchen die Porträtmaler im Porträt "wiederzugeben", sofern dasselbe dem "Original", d. h. dem Modell, ähnlich sein soll. Es gelingt ihnen aber nicht, dieses Modell durch "Kopieren" aller möglichen Einzelheiten der Gesichtszüge wiederzugeben. Dagegen wird es oftmals durch Rekonstruktion einiger besonders charakteristischer Züge hervorgerufen. Denn es ist eben nichts anderes als eine Gestaltqualität, welche das Zusammen auftreten anderer besonders ausgewählter Qualitäten erfordert. Präzise Beispiele zu geben, ist hier freilich nicht leicht. Denn abgesehen von der Geometrie, wo wenigstens in einigen Fällen Gestaltqualitäten auftreten, ist im allgemeinen gar nicht untersucht worden,

welche einfachen Qualitäten denjenigen Bestand bilden, der einer bestimmten Gestaltqualität äquivalent ist und mit ihr in harmonischer Einheit auftritt[18]. Es ist auch - wenigstens bis jetzt – keine allgemeine Regel bekannt, wie man die Gestaltqualitäten selbst zu entdecken hat – oft bestehen auch begründete Zweifel, ob eine Qualität wirklich eine Gestaltqualität sei - und wie auch die ihren äquivalenten Bestand bildenden Qualitäten zu erforschen sind. Man muss mühsam einzelne Fälle untersuchen, indem man sich dabei auf unmittelbare Anschauung berufen und oft Gefahr laufen muss, Täuschungen zu unterliegen. übrigens bildet die Entdeckung der einzelnen zugrunde liegenden Qualitäten, wie auch die Erfassung der Gestaltqualitäten selbst, eine Aufgabe der materialontologischen Untersuchungen. Diese können die Existenz derartiger Gestaltqualitäten oder – wie ich mich früher ausdrückte – "abgeleiteter" Qualitäten erweisen. Hier dagegen handelt

18 In den "Essentialen Fragen" habe ich dieses Problem mit der Existenz der sogenannten "strengen Ideen" verbunden (vgl. 1. c. § 23 ff.), was aber nur eine Verschiebung des Problems ist.

396

es sich eher nur darum, an einigen Beispielen auf derartige Qualitäten hinzuweisen sowie zu betonen, dass eine jede von ihnen, sofern sie eine **konstitu**tive **Natur** in einem Gegenstande bildet, eine besondere formale Funktion in demselben auszuüben hat, und zwar diejenige, dass sie eine bestimmte endliche Anzahl von Eigenschaften in ihm erzwingt, deren Gesamtheit der betreffenden **Natur** "äquivalent" ist. Eben damit bildet sie mit jenen Eigenschaften einen besonders innig geschlossenen Kern des Gegenstandes, an dem erst weitere Eigenschaften haften, die für die Existenz des Gegenstandes eventuell ebenso unentbehrlich sein können, die aber lediglich "abgeleitet" sind, d. h. sich aus dem Gehalt des Gegenstandskernes mit Notwendigkeit ergeben[19]. Dieser "Kern" und vor allem das in ihm enthaltene Moment der **Natur** des Gegenstandes erfordert seinerseits einen bestimmten Typus der Form des betreffenden Gegenstandes. So etwas wie das "Quadrat" kann kein Vorgang, sondern lediglich eine "Figur" oder – wenn man will – eine Art "Ding" sein. Es muss also nicht nur in der allgemeinen gegenständlichen Grundform auftreten, sondern auch hinsichtlich seiner Form Gegenstand eines besonderen formalen Typus sein. Nicht alle Gestaltqualitäten stellen hinsichtlich der Form dieselben Erfordernisse auf, nicht alle **konstitu**ieren "Gegenstände" bzw. "Dinge". Während z. B. die Quadratheit das tut, "tut" es z. B. die Orangefarbigkeit als die Qualität einer Farbe nicht. Das, was sie in einem individuellen Gegenstande zu **konstitu**ieren vermag, das ist lediglich eine Eigenschaft eines Gegenstandes, sie erfordert also ihrerseits eine ganz andere Form als die Quadratheit oder die "Menschheit" – als das grundlegende Moment der **Natur** des Menschen überhaupt – oder endlich z. B. jener eigentümliche Gesichtszug eines bestimmten Menschen (z. B. Goethes), der die "Offenbarung" des letzten Wesens seiner Person bildet. Es gibt z. B. Gestalten des Fluges einzelner Vogelarten. Auf eine andere charakteristische Weise fliegt die Schwalbe als z. B. der Storch oder die Möwe. Das sie h t man. Aber erst eine kinematographische Analyse des Fluges einzelner Vogelarten hat uns darüber belehrt, welche einzelnen Bewegungen, welches Tempo und dgl. mehr in der betreffenden Art des Fluges auftreten bzw. auftreten müssen, damit sich im Flug eines Vogels jene eigentümliche Gestalt zeigen kann. Es genügt z. B., die Schnelligkeit

19 Treffliche Beispiele findet man bei J. Hering, über das Wesen, die Wesenheit und die Idee.

20 Diese Typen sind wenig untersucht. Ihre Analyse bildet erst eine zu lösende Aufgabe der formalen Ontologie. Ich habe hier in manchem nur einen Weg zu bahnen gesucht.

397

der Bewegung zu ändern - z. B. bei verlangsamter Darstellung im Kino -, damit jene eigentümliche Gestalt vollkommen verschwindet, obwohl die einzelnen Bewegungen, z. B. der Flügel, dieselben bleiben. Die Gestaltqualitäten dieser Art **konstitu**ieren keine "Sachen" oder "Dinge" (in unserem Falle, keine Tiere), sondern lediglich bestimmt geartete Vorgänge. Sie erfordern ihrerseits eine dem allgemeinen Typus nach bestimmte Form des Gegenstandes, den sie **konstitu**ieren. Aber noch mehr: Sie bestimmen eben damit auch die Seinsweise des betreffenden Gegenstandes. So etwas wie der Flug einer Schwalbe kann nicht auf dieselbe Weise existieren wie ein idealer Gegenstand (ein mathematisches Quadrat oder die Zahl Fünf), sondern es muss - sofern überhaupt - in der Zeit existieren, und zwar auf jene Weise, die ich im ersten Bande dieses Werkes analysiert habe. Auch so etwas wie z. B. ein lebender Organismus, wenn er überhaupt existieren soll, kann nur auf eine bestimmte Weise existieren, und zwar in diesem Falle als ein in der Zeit verharrender Gegenstand und nicht als ein Vorgang oder ein Ereignis oder endlich ein außerzeitlicher idealer Gegenstand. In allen diesen Fällen bestimmt nicht die konkrete, individuelle, konstitutive **Natur** des Gegenstandes, sondern ein in ihr enthaltenes und durch sie vorausgesetztes allgemeines Moment, wie z. B. der charakteristische Zug des Schwalbenfluges, das "Tiersein " und dgl. mehr, die Seinsweise des Gegenstandes, und zwar nicht das individuelle Sein, sondern - wenn man so sagen darf - den allgemeinen Typus des Seins, der für eine Mannigfaltigkeit gleichartiger Gegenstände derselbe ist. Die konkrete, vollbestimmte individuelle **Natur** des Gegenstandes "setzt" jenes allgemeine Moment, z. B. des Tierseins, des Schwalbenfluges, "voraus". D. h. sie kann in dem betreffenden individuellen Gegenstand nur dann

auftreten, wenn jenes allgemeine Moment in ihm als mit**konstitu**ierendes auftritt. Umgekehrt aber reicht jenes Moment nicht dazu aus, dass in dem Gegenstande gerade diese und nicht eine andere **konstitu**tive **Natur** auftritt. Es ist ihre notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung. Manchmal kann zweifelhaft sein, ob jenes allgemeine Moment, das für den materialen Typus des Gegenstandes charakteristisch ist, immer zu der **konstitu**tiven **Natur** selbst gehört oder ob es nur ein durch sie "durchscheinendes" Moment sei, während sie selbst eine Gestalt ist, oder endlich, ob es durch sie als ein unentbehrliches Moment gefordert wird, ohne zu dem für sie äquivalenten Bestande von Qualitäten zu gehören. Wie dem auch sei, die **Natur** des Gegenstandes - sofern sie eine Gestaltqualität ist - bestimmt notwendig nicht nur einen ihr äquivalenten Bestand an Qualitäten, sondern

398

vermittels gewisser allgemeiner den Gegenstand mit**konstitu**ierender Momente auch einen Typus der Form und der Seinsweise des durch sie **konstitu**ierten Gegenstandes, sofern derselbe überhaupt existieren soll. Andererseits sind sowohl die **konstitu**ierende **Natur** des Gegenstandes als auch der ihr äquivalente Bestand an Qualitäten, wie endlich die allgemeinen den Gegenstand mit**konstitu**ierenden Momente, die durch seine **Natur** gefordert werden, insgesamt "unbedingt eigene" Bestimmtheiten bzw. Eigenschaften des Gegenstandes[21]. Oder anders gesagt: Sie alle zusammen - mit den angedeuteten formalen und existentialen Momenten - bilden das Wesen des durch eine solche **Natur konstitu**ierten Gegenstandes.

Wenn wir diese Bestimmung mit den bedeutendsten historisch bekannten Definitionen des "Wesens" des individuellen Gegenstandes vergleichen, so bemerken wir vor allem, dass sie viel präziser ist als jene. Dabei aber stimmt sie in vielen Momenten mit denjenigen überein, die in den umlaufenden Definitionen angegeben wurden. Unzweifelhaft vor allem ist das Wesen in der obigen Bestimmung so aufgefaßt wie die "absolutistischen" Theorien, als etwas also, was in dem Gegenstande selbst, dessen Wesen. es ist, auftritt, und was folglich ebenso konkret wie der Gegenstand selbst ist, obwohl es die Fülle seines Seins nicht erschöpft, sondern seinen Kern bildet, der in ihm gleichsam eingeschmolzen ist [22]. Es ist zugleich ein Bestand von qualitativen Momenten, die den Gegenstand positiv und absolut bestimmen. Ob in den Bereich des Wesens eines Gegenstandes nicht auch gewisse Regelmäßigkeiten und Verhältnisse fallen, das wird noch untersucht werden. In der von mir angegebenen Bestimmung wurde ein Punkt offengelassen:

Ist Materie der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes, welche das Hauptmoment des Wesens des Gegenstandes bildet und über den Rest des Wesens des Gegenstandes entscheidet, so spezifisch und radikal individuell, dass sie den Besitz genau derselben **Natur** durch einen anderen Gegenstand ausschließt, oder ist sie individuell nicht in dem

[21] Der Kürze halber sehe im davon ab, dass die **Natur** des Gegenstandes keine Eigenschaft des Gegenstandes ist, Sie ist aber etwas im gleimen Sinne unbedingt Eigenes wie die unbedingt eigenen Eigenschaften des Gegenstandes, den sie konstituiert,

Ich will hier nicht entscheiden, ob die aufgezählten Momente bereits die Gesamtheit der unbedingt eigenen Eigenschaften des Gegenstandes bilden oder ob es außerdem noch irgend welche unbedingt eigenen Eigenschaften des Gegenstandes gibt, die aber zu seinem Wesen nicht gehören .

[22] Wie dieses Wesen sich zu den übrigen Eigenschaften und Merkmalen des Gegenstandes verhält, soll noch später untersucht werden,

399

Maße differenziert, dass es viele verschiedene Gegenstände derselben **Natur** geben kann? Wenn aber der letzte Fall stattfände, dann würde die Frage entstehen, wodurch letzten Endes ein individueller Gegenstand etwas Einziges, Unwiederholbares ist, wenn darüber sein Wesen nicht entscheidet. Dass dieses Problem der schlechthinnigen Individualität bzw. der Artmäßigkeit der **Natur** des Gegenstandes, offengelassen wurde, das stimmt mit dem früher von uns eingenommenen Standpunkte überein; dies kann erst die materiale Ontologie aufklären, die formale Ontologie dagegen muss beide Möglichkeiten zulassen. Vielleicht besitzen die "toten « materiellen Dinge und die idealen Gegenstände eine durch ein Art-Moment bestimmte **konstitu**tive **Natur**, die lebenden Wesen dagegen, insbesondere die Personen, werden durch **Natur**en **konstitu**iert, die in sich absolut spezifisch, individuell differenziert sind. - Was endlich das Problem betrifft, ob zum Wesen eines Gegenstandes auch dessen Existenz gehört, so würde hier diese Frage auf diese Weise entschieden, dass zum Wesen des Gegenstandes, wie es hier vorläufig festgelegt wurde, sowohl die Seinsweise als auch gewisse besondere Momente seiner Form gehören. Dabei existiert, wenn der Gegenstand nicht existiert, auch dessen Wesen nicht[23]. Dies folgt einfach daraus, dass das Wesen des Gegenstandes etwas in ihm selbst Enthaltenes und mit ihm auch dessen Sein Teilendes ist. Trotzdem differenziert tatsächliche Existenz des Gegenstandes sein Wesen nicht mehr, es führt in dasselbe nichts Neues ein, im Einklang damit, was oben bei der Besprechung des kantischen Satzes, Sein sei kein reales Prädikat, gesagt wurde.

Die Bestimmung des Wesens des individuellen Gegenstandes[24], die ich oben sub b) gegeben habe, stimmt auch mit anderen gemeinsamen Momenten der traditionellen Bestimmungen überein. So bildet das

[13] Dies muss ausdrücklich betont werden, da oft behauptet wird, dass das Wesen des Gegenstandes von ihm selbst ablösbar sei und für sich als das sogenannte "wesenhafte Sein" existiere. Das ist natürlich ein Widersinn, sobald nur unter "Wesen" das Wesen eines bestimmten Gegenstandes verstanden wird. Der Schein der Richtigkeit dieser Annahme rührt nur daher, dass man einerseits die Idee bzw" eine ideale Qualität mit dem Wesen von etwas vermengt, andererseits aber mit Recht darauf besteht, dass man bei der Betrachtung eines individuellen Gegenstandes sich rein auf sein Wesen einstellen und dabei von seiner faktischen Existenz abstrahieren kann. Aber dieser letzten gedanklichen Operation entspricht in Wirklichkeit nur dies, dass das Wesen durch die Existenz des Gegenstandes nicht mehr differenziert wird und somit ohne die Berücksichtigung der letzteren für sich faktisch betrachtet werden kann. Vgl. die u. a. falsche Ansicht bei E. Stein, Endliches und ewiges Sein, Irr. Wesenhaftes und wirkliches Sein, passim. (1963).

[24] Das letzte Ergebnis unserer Betrachtungen über das Wesen des individuellen Gegenstandes wird eine Differenzierung seines Begriffes bringen. Vorläufig müssen wir aber über das Wesen in einem etwas vagen Sinne sprechen. Ich beschränke mich hier nur auf diese Behauptungen, welche sich ohne Rücksicht auf die Differenzierung des Begriffes des Wesens annehmen lassen.

400

individuelle Wesen des Gegenstandes in diesem Sinne nicht die volle Bestimmtheit seines Seins bzw. seiner materialen Ausstattung, sondern nur eine besondere Auswahl seiner Momente, die in ihm diese wichtige Rolle spielen, indem sie die **Natur** des Gegenstandes und den ihr äquivalenten Bestand an Qualitäten bilden oder auch Momente sind, welche die unentbehrliche Bedingung der **Natur** ausmachen. Das Wesen des Gegenstandes bildet somit wirklich dasjenige, ohne das der Gegenstand nicht er selbst wäre oder nicht das wäre, was er wirklich ist. Es umfaßt aber nicht nur die bloße **Natur** des Gegenstandes – wie es sein müsste, wenn er das bloße Was des Gegenstandes wäre, wie dies oft behauptet wird. Und es lässt sich auf die bloße **Natur** nicht reduzieren, eben weil diese eine Gestaltqualität ist, die mit den ihr äquivalenten Momenten in harmonischer Einheit zusammen sein muss. Jede Veränderung in diesem Bestande an Qualitäten (obwohl bei Berücksichtigung seiner Seinsweise, wenn auch dieselbe zum Wesen gehört) - außer lediglich der Weise oder dem Grade ihrer Verkörperung oder Entfaltung im Gegenstande - führt die Vernichtung der **Natur** des Gegenstandes und eben damit auch des Gegenstandes selbst herbei. Eine so enge Einheit, wie sie zwischen der **Natur** des Gegenstandes und dem ihr äquivalenten Bestand von Qualitäten sowie mit den von derselben vorausgesetzten Momenten besteht, gibt es zwischen der **Natur** und den übrigen Eigenschaften des Gegenstandes nicht. Infolgedessen nähert sich die hier gegebene Bestimmung des Wesens des individuellen Gegenstandes mehr der von Suarez oder von Wolff gegebenen Bestimmung als einer der verschiedenen Husserlschen Bestimmungen (z. B.: "das als Was im Gegenstande Vorfindliche"). Aus unserer Auffassung folgt auch, dass die Gesamtheit der zum Wesen des Gegenstandes gehörenden Bestimmtheiten den in ihm konstanten Faktor bildet, welchen die Überschreitung der durch die **Natur** eventuell zugelassenen Variabilitätsgrenzen der einzelnen Momente antasten würde. Andererseits ist nicht alles im Gegenstand Konstante für ihn eo ipso wesentlich. Ganz andere Gründe als die Rücksicht auf die Konstanz entscheiden darüber, dass etwas zum Wesen des Gegenstandes gehört. Die relative Unveränderlichkeit der wesentlichen Eigenschaften des Gegenstandes ist für sie etwas Abgeleitetes. Sogar eine erworbene Eigenschaft

401

oder eine äußerlich bedingte Eigenschaft kann unter Umständen durch die ganze Zeit der Existenz des Gegenstandes unveränderlich bzw. unverändert sein. Die Unveränderlichkeit einer Eigenschaft führt also nicht das Zugehören zum Wesen des Gegenstandes (in dem hier bestimmten Sinne) mit sich[25].

Das Wesen des Gegenstandes im erwogenen Sinne ist endlich etwas für den betreffenden Gegenstand Notwendiges. Dies folgt schon aus dem Enthaltensein der **Natur** des Gegenstandes in seinem Wesen, da ohne die **Natur** der betreffende Gegenstand überhaupt nicht existieren würde. Daneben treten in diesem Wesen Eigenschaften und Momente auf, welche für den Gegenstand wiederum mit Rücksicht auf seine **Natur** notwendig sind. Die außerhalb des Wesens des Gegenstandes liegenden Momente und Eigenschaften scheinen dagegen für denselben nicht immer notwendig zu sein. Wer aber das Wesen des Gegenstandes als die Gesamtheit des für ihn Notwendigen begreifen wollte, der würde sich mindestens nicht voll zum Bewusstsein bringen, was zum Wesen des Gegenstandes in dem hier erwogenen Sinne eigentlich gehört.

Es besteht zugleich die Frage, ob nicht außerhalb des Gegenstandes selbst (also weit außerhalb des Bereiches dessen, was überhaupt als zu seinem Wesen gehörig in Betracht kommen kann) etwas existiert oder existieren kann, was für ihn aus diesen oder jenen Gründen notwendig ist? Dies hängt u. a. davon ab, ob der betreffende Gegenstand seinsunabhängig und seinsselbständig ist, und ferner auch davon, ob er in manchen Fällen und unter mancher Hinsicht (z. B. hinsichtlich der äußerlich bedingten Eigenschaften) nicht so durch andere Gegenstände bedingt ist, dass er genau als solcher, wie er tatsächlich ist, nicht existieren könnte, wenn die letzteren nicht vorhanden wären. Mit derartig verschiedenen Möglichkeiten muss man in der allgemeinen Theorie des individuellen Gegenstandes rechnen. Aber dann darf man zwei verschiedene Gesichtspunkte nicht miteinander vermengen: den der Wesenhaftigkeit einer Bestimmung für einen Gegenstand und denjenigen der Notwendigkeit von etwas für ihn. Es ist hingegen wahr, dass alles, was Zum Wesen eines Gegenstandes nicht gehört, auch wenn es für die

25 Diese Bemerkung ist in der wissenschaftlichen Praxis sehr wichtig. Es kommt nämlich oft vor, dass man sowohl in einer rein theoretischen Betrachtung als auch in der Anwendung eines allgemeinen Begriffs an einen Einzelfall die konstanten Eigenschaften des Gegenstandes ohne weiteres für die zu seinem Wesen gehörenden Eigenschaften hält. In der Theorie des Wesens des individuellen Gegenstandes ist das eine der positivistischen Verflachungen und Banalisierungen des Wesensproblems, die diese Richtung auszeichnen.

402

Existenz desselben unentbehrlich wäre oder auch manche seiner Eigenschaften auf notwendige Weise bedingen würde, vom Standpunkte seines Wesens nur ein Etwas ist, was ihm nur "zufällt" *(smbebekos)*, was ihm nur "passiert" und also in diesem Sinne rein "zufällig" ist.

Es ist jetzt genauer zu sagen, wie sich das Wesen in dem hier bestimmten Sinne zu den untereinander verwandten Auffassungen von Suarez, Malebranche und Wolff verhält, nach denen das Wesen entweder: "primum et radicale ac intimum principium omnium actionum et proprietatum, quae rei conveniunt" oder "ce que l'on con~oit de premier dans cette chose, auquel dependent toutes les modifications que l'on y remarque", oder endlich "dasjenige, darinnen der Grund von den übrigen zu finden ist, was einem Dinge zukommt" ist. Nun, es ist vor allem nicht ganz klar, in welchem Sinne hier Suarez vom "principium" spricht, besonders da es "radicale et primum ac intimum" sein soll. Es ist aber gewiss, dass das Wesen in dem hier bestimmten Sinne solcher Gegenstände, die überhaupt irgendwelche "actiones" ausführen können, nicht das Prinzipium sein kann, ,,omnium actionum et proprietatum, quae rei conveniunt". Dasselbe bezieht sich auf die Bestimmung Wolffs. Denn überall dort, wo die "Handlungen" möglich sind, sind auch erworbene und äußerlich bedingte Eigenschaften möglich, die, obwohl durch das Wesen des betreffenden Gegenstandes bedingt, dennoch nicht nur durch es bedingt sind .. Man kann also nicht in ihm all ein das Prinzip solcher Eigenschaften oder Handlungen sehen. Anders verhält sich dies bei den idealen Gegenständen, die k ein e erworbenen und äußerlich bedingten Eigenschaften haben, obwohl sie relative Merkmale besitzen. Abgesehen von den relativen Merkmalen ist hier das Wesen des Gegenstandes das Prinzip aller seiner (übrigen) Eigenschaften: was ein idealer Gegenstand immer nur "besitzen" mag, das folgt aus seinem Wesen, sofern er es überhaupt in dem hier bestimmten Sinne besitzt (d. h. sofern seine **Natur** eine Gestaltqualität ist und seine Form sowie seine Seinsweise bestimmt). Darin deutet sich eine radikale Verschiedenheit zwischen den idealen Gegenständen und denjenigen, die an "actiones" teilnehmen (die "real" sind), an. Auch alle relativen Merkmale "folgen" hier aus etwas (lassen sich deduktiv ableiten), obwohl nicht aus dem Wesen eines Gegenstandes allein, sondern aus diesem Wesen und dem Wesen aller derjenigen Gegenstände, in bezug auf welche ein bestimmtes Verhältnis R die betreffenden relativen Merkmale bestimmt. In realen Gegenständen dagegen, die an Prozessen teilnehmen, welche· zwischen ihm und anderen Gegenständen desselben Gegenstandsgebietes

403

sich abspielen, sind erworbene und auch äußerlich bedingte Eigenschaften sogar dann möglich, wenn sie ein Wesen in dem hier bestimmten Sinne besitzen. Das Wesen des Gegenstandes lässt sie zu und trägt sogar zu ihrem Entstehen und zu ihrer Bestimmung bei, aber sie folgen aus ihm nicht, ja, sie folgen sogar nicht aus der Koexistenz des betreffenden und der anderen Gegenstände, die zu demselben Gegenstandsgebiet gehören, sondern sind nur Wikungen der Ereignisse, die zwischen dem betreffenden Gegenstand und manchen anderen Gegenständen desselben Gebietes stattfinden. Sogar bei einer so großen inneren Geschlossenheit des Aufbaus des Gegenstandes, wie sie bei den das Wesen in dem jetzt bestimmten Sinne besitzenden Gegenständen statt hat, existieren in manchen von ihnen Eigenschaften, deren Bestehen sich rational aus dem Wesen des Gegenstandes nicht ableiten lässt. Das Wesen dieses formalen Typus ist also – allgemein gesprochen – kein *"principium primum et radicale ac intimum omnium actionum et proprietatum, quae rei conveniunt"*.

Gehört aber das dem Gegenstande Zukommen irgendwelcher (und nicht eindeutig bestimmter) erworbener oder äußerlich bedingter Eigenschaften überhaupt zum Wesen des Gegenstandes in dem festgelegten Sinne? Man kann diese Frage in doppeltem Sinne verstehen:

1. Fordert das Wesen des Gegenstandes in diesem Sinne durch seine bloße Form, dass der Gegenstand überhaupt irgendwelche erworbenen oder äußerlich bedingten Eigenschaften besitzt? Oder:

2. Kann das Wesen des Gegenstandes in dem hier bestimmten Sinne eine solche Materie enthalten, dass sie das Auftreten erworbener und äußerlich bedingter Eigenschaften in dem Gegenstande überhaupt erfordern würde? In der ersten Bedeutung muss man die Frage verneinen. Es spricht dafür vor allem die Tatsache, dass ideale, z. B. mathematische, Gegenstände möglich sind, welche ein Wesen derselben Form, wie das jetzt erwogene sie hat, besitzen, die aber trotzdem erworbene oder äußerlich bedingte Eigenschaften weder besitzen noch besitzen können. Im zweiten Sinne dagegen muss man die Frage bejahen. Genauer gesagt: Es kann solche speziellen materialen Momente der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes geben, die seine Teilnahme an Handlungen oder an Prozessen, die zwischen dem betreffenden Gegenstand und anderen Gegenständen sich vollziehen und die

eben damit auch das dem Gegenstand Zukommen von erworbenen oder äußerlich bedingten Eigenschaften erfordern. Es scheint aber nicht, dass dies *die* vollen Gestaltqualitäten erfordert (sofern sie nicht Vorgänge **konstitu**ierende Gestaltqualitäten sind). Eher tun dies gewisse

404

in ihnen enthaltene oder durch dieselben vorausgesetzten "allgemeinen" Momente, wie z. B. das Moment des Lebenswesens, das Moment des "Organischen", oder vielleicht auch das Moment des "Physischen". Zum Wesen derartiger Gegenstände gehört es, wie es scheint[26], dass sie Subjekte oder Objekte einer Handlung sein können, ferner aber, dass es ihr Schicksal ist, zwischen und neben anderen Gegenständen zu existieren, mit denen sie in unmittelbarem Kontakt stehen, indem sie ihrem Einfluss unterliegen oder einen Einfluss auf sie ausüben. Zu den wesentlichen Momenten ihres formalen Aufbaus gehört somit, dass sie in ihrem Seinsbereich eine Stelle für erworbene und eventuell auch für äußerlich bedingte Eigenschaften haben. Was für Eigenschaften es sind, das hängt nur zum Teil vom Wesen des betreffenden Gegenstandes ab, der Rest der Bedingungen befindet sich schon in der Umgebung des Gegenstandes. Wesentlich ist, dass ein derartiger Gegenstand eine solche Umgebung haben darf, mit der er im Kontakt stehen kann, eine ganz andere Umgebung also, als es diejenige eines idealen Gegenstandes ist. Auf diese" Weise tritt in der Form des Gegenstandes selbst ein charakteristisches Moment auf, welches die idealen und die realen Gegenstände radikal gegenüberzustellen erlaubt: es ist das Besitzen oder das Nichtbesitzen erworbener und äußerlich bedingter Eigenschaften[27]. Dagegen können sowohl die einen als auch die anderen Gegenstände relative Merkmale besitzen.

ad a) In einem viel höheren Maße geschlossen ist der formale Aufbau des oben unter **a)** dargestellten Gegenstandes (vgl. S. 389). Hier sind es nicht nur gewisse gattungsmäßige "allgemeine", sei es zur **Natur** des Gegenstandes gehörige oder durch sie vorausgesetzte materiale Momente, die einen allgemeinen Typus der Form und der Seinsweise erfordern, sondern die volle **Natur** des Gegenstandes würde hier eine ganz spezielle Form des Gegenstandes und eine spezielle Seinsweise eindeutig bestimmen. Auch in diesem Falle müsste diese **Natur** eine Gestaltqualität sein, und zwar einer besonderen Art. Man kann darüber nichts Näheres aussagen, solange man eine solche eigentümliche Gestaltqualität nicht aufweist oder mindestens ihre Möglichkeit nicht erweist. Dies können wir hier nicht. Das Beispiel, das man hier zwecks Verdeutlichung dieses in jeder Hinsicht ganz außerordentlichen Falles

26 "Wie es scheint", denn erst die material-ontologischen Betrachtungen können

dies bestätigen. .

21 Man kann aber nicht sagen, dass nur die idealen Gegenstände keine erworbenen und äußerlich bedingten Eigenschaften besitzen. Denn es gibt noch den Fall, der unter a) untersucht wird.

405

angeben kann, ist das Wesen Gottes, das sich gemäß der in der europäischen Philosophie oft vertretenen Auffassung durch das Maximum der inneren Geschlossenheit und zugleich der inneren Rationalität und Notwendigkeit auszeichnen soll. Welcher Art seine **konstitu**tive **Natur** ist, das lässt sich – gemäß der von den Theologen oft vertretenen Meinung – nicht sagen, denn ihre Außerordentlichkeit soll alles übersteigen, was uns zu begreifen gelingt. Diese **Natur** soll der Art sein, dass sich aus ihr nicht nur die volle qualitative Bestimmung Gottes, sondern auch eine ganz spezifische Form und eine ganz außerordentliche Seinsweise ergibt[28]. Im Einklang damit, was man oft zu begründen suchte, müsste sie die Seinsursprünglichkeit des göttlichen Seins bestimmen[29] und eben damit das notwendige Sein dessen fordern, der durch eine solche **Natur konstitu**iert ist bzw. sein würde. Dies setzt natürlich voraus, dass zum Wesen Gottes auch die Dreieinigkeit der Materie, Form und Existenz gehört, und dass in derselben die Materie die entscheidende Rolle spielt, da sie die Form und die Seinsweise eindeutig und notwendig bestimmt. Dies würde also im ausdrücklichen Widerspruch mit jenen Auffassungen Gottes stehen, die in Gott das reine

18 Notabene: Das Spezifische dieser Form (und dasselbe bezieht sich auf die besondere Seinsweise) schließt gar nicht aus, dass ihre speziellen Momente sich auf solchen formalen Momenten aufbauen, die zu der allgemeinen gegenständlichen Struktur gehören. Es schließt also nicht aus, dass ein Etwas, das auf eine so ganz außerordentliche Weise **konstitu**iert ist, zugleich hinsichtlich seiner Form z. B. ein individueller Gegenstand (Subjekt von Eigenschaften) und insbesondere z. B. ein zeitbestimmter Gegenstand ist.

19 Man darf die hier ausgesprochene Behauptung nicht mit dem Gedanken Descartes' in den "Meditationes de prima Philosophia" identifizieren, als er aus der höchsten Vollkommenheit Gottes seine tatsächliche Existenz zu erweisen suchte. Es handelt sich hier nämlich nicht um die faktische Existenz, sondern lediglich um die Bestimmung seiner Seinsweise, wenn es gelänge, eine solche **konstitu**tive **Natur** Gottes zu entdecken, die dessen Sein als ein ursprüngliches Sein bestimmen würde. Es handelt sich also um eine rein ontologische Betrachtung, deren Entscheidung erst in den material-ontologischen Erwägungen erreicht werden könnte und die vorläufig nur gewisse Möglichkeiten in Betracht zieht, um den besonderen Aufbau des Wesens eines solchen ontologischen Grenzfalls zu verdeutlichen. Bei Descartes dagegen handelte es sich um eine metaphysische Entscheidung, die nur zum Teil auf einer ontologischen Betrachtung in meinem Sinne fußt (ohne dass sich Descartes dies zum Bewusstsein gebracht und den Unterschied zwischen Ontologie und Metaphysik erfaßt hätte). In dieser Hinsicht unterscheidet er sich von der scholastischen Betrachtungsweise dieser Probleme nicht, sosehr er der Scholastik abgeneigt ist. Denn z. B. auch

bei Thomas von Aquin finden wir stets Lösungsversuche metaphysischer Probleme, die sich auf ontologische Voraussetzungen stützen, ohne dass der prinzipielle Unterschied der beiden Betrachtungsarten beachtet worden wäre, Descartes behandelt dabei die Existenz Gottes als eine seiner Eigenschaften. Er bringt sich also auch die prinzipielle Verschiedenheit zwischen Form, Materie und Sein des Gegenstandes nicht zum Bewusstsein.

406

esse, den *actus purus* sehen, also ein Sein, das von aller Qualifikation, von aller Materie in dem von uns festgesetzten Sinne entblößt wäre. Ein solches reines esse ist aber wesensmäßig ausgeschlossen: Gar kein Seiendes und auch kein "reines" Sei n ist möglich, das nicht ein Sein eines "Etwas" wäre, also einer irgendwie geformten Materie. Das ist ein Gesetz, das sogar von der göttlichen **Natur** nicht durchbrochen werden könnte, bei aller ihrer Verschiedenheit von allem übrigen Sein und bei all seinem überragen über das sogenannte endliche Sein. Gerade in der Materie und insbesondere in dem Wesen Gottes muss die letzte Quelle seiner Verschiedenheit von jeglichem anderen Seienden gesucht werden, wenn diese radikale Verschiedenheit sich überhaupt rational begründen lässt. In diesem Grenzfall ist übrigens die Unterscheidung zwischen Gott und seinem Wesen unbegründet. Denn abgesehen von den relativen Merkmalen, die auch in diesem Falle nicht nur durch Gott, sondern auch durch alles übrige Sein bestimmt sind, ist alles, was in ihm enthalten ist, was ihm zukommt und sich als Moment in ihm unterscheiden lässt, zu seinem Wesen gehörig oder ergibt sich aus diesem Wesen. Es gibt in diesem Falle keinen Platz für erworbene und äußerlich bedingte Eigenschaften. Denn ein Gegenstand, in dem alles sich mit Notwendigkeit aus dessen **Natur** allein ergibt, kann derartige Eigenschaften überhaupt nicht haben. Er ist gleichsam dem Einfluss alles übrigen Seienden enthoben, er überragt jegliches endliche, abgeleitete Sein. In dieser Hinsicht ist ein solcher Gegenstand den idealen Gegenständen ähnlich. Man dürfte ihn aber deswegen nicht zu den idealen Gegenständen rechnen, weil hier die ganz außerordentliche **konstitu**tive **Natur** die völlig einzige Form und die ganz außerordentliche Seinsweise bestimmt[30], während die ideale Seinsweise der idealen Gegenstände lediglich in ihrem all gemeinen Typus durch die **Natur** des Gegenstandes bestimmt ist, und zwar nicht durch die volle **Natur** (die gegebenenfalls eine Gestaltqualität ist), sondern durch ein allgemeines, in ihr enthaltenes oder von ihr vorausgesetztes Moment. Der modus existentiae des Gegenstandes, dessen Wesen das Optimum der inneren Geschlossenheit des Aufbaus aufweist, lässt sich – wie es scheint – mit dem idealen Sein, z. B. der mathematischen Gegenständlichkeiten, nicht identifizieren.

30 Worin diese Einzigartigkeit der Form bzw. der Seinsweise besteht, das ließe sich erst auf Grund der Erfassung der **konstitu**tiven **Natur** Gottes sagen. Das ist eine ganz besondere Aufgabe, die zur materialen Ontologie oder zur Metaphysik gehört. Hier handelt es lediglich um ein rein formales Problem, sofern es sich ohne Zuhilfenahme de-r materialen Ontologie lösen lässt.

407

Eines ist noch zu betonen: Bei aller Außerordentlichkeit des Wesens Gottes, das sich aus seiner ganz einzigartigen **Natur** ergibt, kann seine Form sich von der Form eines beliebigen individuellen Gegenstandes nicht auf eine so radikale Weise unterscheiden, dass die gegenständliche Grundform – also die Struktur: Subjekt von Eigenschaften – Eigenschaft - nicht erhalten bliebe. Diese Struktur kann nichts, was seinsautonom und seinsselbständig existiert, nicht aufweisen. Man kann aber Gott - bei aller seiner Außerordentlichkeit - weder die Seinsautonomie noch die Seinsselbständigkeit absprechen. Alle Verschiedenheit der Form Gottes kann also lediglich einen besonderen Oberbau über der grundlegenden gegenständlichen Struktur bilden, - sofern wir über alle diese Fragen überhaupt etwas wissen können und sagen dürfen.

Dass in dem Seinsbereiche eines Gegenstandes mit einer absoluten Geschlossenheit des Aufbaus keine erworbenen oder äußerlich bedingten Eigenschaften auftreten, folgt daraus, dass dessen **Natur** alle s, was in ihm überhaupt auftritt, auf eine hinreichende und eindeutige Weise notwendig bestimmt. Dies schließt aber das Auftreten der relativen Merkmale nicht aus, aber gerade nur deswegen nicht, weil dieselben allen Eigenschaften im engeren Sinne existential nicht gleichartig sind. Das Fehlen der erworbenen und der äußerlich bedingten Eigenschaften führt mit sich, dass der betreffende Gegenstand völlig unveränderlich ist[31], sofern seine eigene **konstitu**tive **Natur** nicht von sich aus gewissen Veränderungen unterliegt. Ob aber eine Veränderung der **Natur** – abgesehen von der Vollkommenheit ihrer Verkörperung und ihrer Entfaltung – möglich sei, darüber werde ich noch eine besondere Betrachtung anstellen. Es scheint freilich nicht unmöglich zu sein, dass ein Gegenstand sich von sich aus verändern könnte, d. h. dass er neue Eigenschaften zu gewinnen vermöchte, die weder in ihrem Entstehen noch in ihrem Bestehen durch keinen anderen Gegenstand bedingt, also nicht "erworben" in dem früher festgelegten Sinne wären. Die sich von dem Gegenstande aus vollziehenden (von ihm allein herrührenden) Veränderungen müssten lediglich durch die **konstitu**tive **Natur** diktiert werden. Das wäre aber unmöglich, wenn alles in dem Gegenstande durch die **Natur** eindeutig und notwendig bestimmt und zugleich auch die **Natur** vollkommen unveränderlich wäre. Die von dem Gegenstande allein herrührenden

31 Vermag ein solcher Gegenstand zu wirken? Dies scheint mindestens zweifelhaft zu sein. Daraus könnten prinzipielle Schwierigkeiten für diejenige Auffassung Gottes erwachsen, welche Gott für einen radikal unveränderlichen Gegenstand hält. Aber das ist eine Angelegenheit, mit der wir uns hier nicht beschäftigen können.

408

Veränderungen wären also hier nur dann möglich, wenn sich entweder eine Veränderung der **Natur** des Gegenstandes hinsichtlich der Weise ihres Auftretens im Gegenstande, oder hinsichtlich der Vollkommenheit ihrer Entwicklung und Entfaltung im Gegenstande vollzöge, oder endlich, wenn eine Veränderung der **Natur** selbst, ohne die Zerstörung der Dieselbigkeit des Gegenstandes (und das heißt des Gegenstandes selbst) nach sich zu ziehen, möglich wäre. Wären alle diese Eventualitäten ausgeschlossen, dann müsste ein Gegenstand mit einem radikal geschlossenen inneren Aufbau seinem formalen Wesen nach absolut unveränderlich sein. Ob er eben damit außerhalb der Zeit sein oder sich über die Zeit erheben würde, das wäre noch zu erwägen.

ad c) Gehen wir jetzt zu dem Fall über, in welchem zum Wesen des Gegenstandes weder ein besonderer Typus der Seinsweise, noch ein besonderer Typus der Form gehört. Wie ist aber dieser Fall genauer zu verstehen? Betreffs der Seinsweise des Gegenstandes würde dies bedeuten, dass sein Wesen weder erfordern würde, dass er überhau pt so oder anders existiere, noch aber, dass er auf eine bestimmte Weise existiere, falls er überhaupt existiert. Wenn er aus irgendwelchen Gründen auf eine bestimmte Weise bereits existierte, so würde sein Wesen zulassen, dass er auf irgendeine an der e Weise existierte. Betreffs der Form aber bedeutet dieser Fall, dass das Wesen des Gegenstandes bzw. seine **Natur** durch kein in ihm enthaltenes oder durch es vorausgesetztes Moment ein derartiges besonderes formales Moment erfordert, welches sich über der gegenständlichen Grundstruktur aufbauen würde. Diese gegenständliche Grundform aber ist hier nicht dadurch bestimmt, welche materialen Momente im Wesen bzw. in der **Natur** des Gegenstandes auftreten, sondern lediglich dadurch, dass überhaupt eine Materie den betreffenden Gegenstand qualifiziert. Denn die Materie eben als Materie muss in einer gegenständlichen Form auftreten (stehen), und zwar entweder als Bestimmung der Eigenschaft, in der Form der Eigenschaft (des Zukommens) oder, als unmittelbare Qualifizierung des Subjekts von Eigenschaften, in der Form der konstitutiven **Natur**. Man könnte sagen, dass es zur allgemeinen Idee der Materie als Materie gehört, dass sie in der prinzipiellen gegenständlichen Grundform auftreten muss. Alles dagegen, was in der Form des Gegenstandes über diese Grundstruktur hinausgeht, muss durch die besondere Materie des Gegenstandes bestimmt sein, falls es überhaupt von der Materie abhängig ist. Man muss nämlich mit der Möglichkeit rechnen, dass die materialen Momente von sich aus schon nichts weiter von der Form des Gegenstandes fordern, d. h. dass sie entweder

409

in der bloßen gegenständlichen Grundstruktur auftreten können oder aber außerdem in beliebigen weiteren formalen Momenten. Wenn es wirklich so wäre und wenn zugleich in der Form eines Gegenstandes weitere sich über der gegenständlichen Grundstruktur aufbauende formale Momente erschienen, so würde dies bedeuten, dass in dem Seinsbereiche des Gegenstandes eine eigentümliche "Lockerheit" zwischen der Materie und der Form besteht, die uns nicht erlauben würde zu verstehen, war u m eigentlich die betreffenden formalen Momente in der Form eines solchen Gegenstandes vorkommen. Man könnte vielleicht behaupten, dass gerade deswegen, weil das Vorkommen dieser formalen Momente in der Form des Gegenstandes unverständlich sei, dieser Fall vom ontologischen Gesichtspunkt aus ausgeschlossen wäre. Ist es aber wirklich so, dass alles, was in seinem Auftreten im Gegenstande unverständlich ist oder zu sein scheint, *eo ipso* auch ontologisch unmöglich sein muss? Muß überhaupt alles verständlich sein? Muß alles seine rational begründete Seinsgrundlage3~ haben? Denn dass es überhaupt irgendeine Seinsgrundlage - wie dies Leibniz forderte ~ haben muss, dies scheint richtig zu sein. Diese Grundlage aber kann rein ursächlich sein. Gerade dies jedoch, um das es sich bei diesen verschiedenen Möglichkeiten der inneren Geschlossenheit des Aufbaus des Gegenstandes handelt, ist nichts anderes als verschiedene Grade bzw. Typen der Rationalität des Seienden. überall dort, wo im Aufbau eines Gegenstandes ein Moment erscheint, das nicht mit Notwendigkeit durch die **Natur** des Gegenstandes oder durch sein Wesen oder durch andere im Gegenstande auftretende Momente bestimmt ist, überall dort stoßen wir im Gegenstande auf eine Irrationalität im Seienden, deren Tatsächlichkeit in einer metaphysischen Betrachtung bestätigt werden muss. Indem wir uns dann sozusagen an der Grenze zwischen der rationalen und der irrationalen Sphäre des Seienden befinden, bringen wir uns zugleich zum Bewusstsein, dass die Zugehörigkeit solcher oder anderer Momente zum Wesen eines Gegenstandes sich lediglich durch den Übergang von einem gegebenenfalls tatsächlich existierenden individuellen Gegenstand zu der entsprechenden unmittelbar übergeordneten Idee und insbesondere zur Analyse ihres Gehalts begreifen lässt. Erst in dieser Analyse erfassen wir nicht nur das spezifische Moment der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes in seiner charakteristischen Struktur der Gestaltqualität, sondern auch den ihm äquivalenten Bestand an qualitativen Momenten. Ohne Berücksichtigung

32 D. h. eine im Gehalte der entsprechenden Idee gründende Seinsgrundlage.

410

der Idee vermöchten wir nicht, aus der Gesamtheit der Eigenschaften und anderer Momente des Gegenstandes

gerade diejenigen Momente auszuwählen, um die es sich gerade handelt. Erst die Analyse des Gehalts der entsprechenden Idee erlaubt uns, die Notwendigkeit des Zusammenhangs zwischen den in den Aufbau des Gegenstandes eingehenden Momenten einzusehen oder umgekehrt festzustellen, dass das Zusammen auftreten gewisser Momente eine bloße Tatsache ist, die keine rationale Begründung zulässt. Man muss dann eine Begründung auf einem anderen Wege suchen, und zwar auf dem Wege einer rein ursächlichen oder aber einer metaphysischen Untersuchung.

Ein Gegenstand, dessen Wesen sich ausschließlich auf einen besonderen Seins-Zusammenhang zwischen Momenten seiner Materie beschränkt, der aber zugleich durch eine Gestaltqualität **konstitu**iert wird, besitzt oder kann, sofern er kein idealer Gegenstand ist, erworbene oder auch äußerlich bedingte Eigenschaften besitzen. Die Möglichkeit ihres Besitzens überhaupt bestimmt sein Wesen, indessen ergeben sie sich in ihrer besonderen Auswahl nicht aus seinem Wesen und folgen gen auch nicht aus seiner Koexistenz mit anderen Gegenständen, sondern sind allein Wirkungen des Bestehens gewisser Sachverhalte, die zwischen dem betreffenden Gegenstand und anderen Gegenständen desselben Gegenstandsgebietes sich abspielen. Wir haben es in diesem Falle wiederum mit einer Irrationalität des Seienden zu tun, diesmal in dem Bereiche der materialen Ausstattung eines Gegenstandes. Daneben tritt aber in seinem Seinsbereiche ein rationaler Kern auf: die mit einem ihr äquivalenten Bestand an Eigenschaften engverbundene **Natur** des Gegenstandes.

ad d) In der letzten der unterschiedenen Möglichkeiten würde die Irrationalität des Gegenstandes einen viel höheren, vielleicht auch den höchstmöglichen Grad erreichen. Es würde hier im Gegenstande sogar jener rational verständliche Kern fehlen, der einen bestimmten Bestand von notwendig zusammengehörenden Momenten in sich enthält. Um aber zu dieser Grenze zu gelangen, muss man noch gewisse dazwischenliegende Fälle unterscheiden.

Wenn derartige kernlose Gegenstände möglich wären, dann würde die Materie ihrer **konstitu**tiven **Natur** jedenfalls keine Gestaltqualität sein. Man könnte fragen, ob Gegenstände dieser Art noch überhaupt eine **konstitu**tive **Natur** besitzen. Und welche Rolle würde eine solche eventuell vorhandene **Natur** den Eigenschaften des Gegenstandes gegenüber spielen? Worauf würde da noch ihre "Konstitutivität" beruhen?

411

Stellen wir zunächst ganz allgemein fest: Kein seinsselbständiger individueller Gegenstand kann der **konstitu**tiven **Natur** beraubt werden. Das Fehlen der **Natur** würde nämlich bedeuten, dass in diesem Falle die gegenständliche Grundstruktur nicht aufrechterhalten wäre, dass also der betreffende Gegenstand kein Gegenstand mehr wäre, das Gegenstandsein bildet aber die unentbehrliche Bedingung dessen, dass etwas Individuelles seinsautonom und seinsselbständig existiere. Dann aber kann in einem jeden Falle, wo die **konstitu**tive **Natur** des Gegenstandes keine Gestaltqualität bildet, nur einer der folgenden Fälle eintreten: Entweder ist die Materie der **Natur** schlechthin einfach, oder aber sie bildet einen Bestand von Momenten, die miteinander in der Beziehung der gattungsmäßigen Überordnung stehen - z. B. die Röte, die Farbigkeit, die sinnliche Qualität überhaupt usw. - oder endlich: sie ist ein Konglomerat von Qualitäten, das überhaupt keine innere feste Verbundenheit aufweist.

Der Unterschied zwischen den beiden ersten Fällen ist hier nicht so bedeutend. Denn es liegt nicht so sehr daran, was für ein innerer Aufbau der **konstitu**tiven Materie vorhanden ist, wie daran, was für eine Effektivität in der Konstituierung des Gegenstandes die **Natur** auszeichnet. Und hier ist es nötig, zu der Frage überzugehen, worauf die Konstitutivität (die Konstitutionsfunktion) der **Natur** eines Gegenstandes beruht. In den früher besprochenen Fällen, wo die Materie der **Natur** durch eine Gestaltqualität gebildet wird, ist das verständlich: die **Natur** schreibt hier vor, was für verschiedene Qualitäten (Materien), die von ihr als zu ihr harmonisch gehörend gefordert werden, unter den Eigenschaften des Gegenstandes, dessen **Natur** sie ist, auftreten müssen. Dagegen fällt jetzt dieser Umstand fort. Die Zusammensetzung der **Natur** aus gattungsmäßig übergeordneten Momenten oder die Einfachheit der **Natur** ist kein hinreichender Grund dessen, dass in dem Gegenstande Eigenschaften mit streng bestimmten Materien auftreten. Infolgedessen muss hier nicht die bloße Form der Materie der **konstitu**tiven **Natur**, sondern ihre Materie selbst die Grundlage dessen bilden, dass ein bestimmter Bestand von Eigenschaften in dem Gegenstande auftritt bzw. auftreten muss. Aus früheren Betrachtungen ist bekannt, dass Zusammenhänge notwendigen Zusammenseins von Qualitäten innerhalb eines Ganzen nicht nur in dem Falle einer harmonischen Einheit bestehen. Es ist also a priori nicht ausgeschlossen, dass dort, wo die Materie der **konstitu**tiven **Natur** eines Gegenstandes eine schlechthin einfache Qualität oder ein Bestand von gattungsmäßig übergeordneten Qualitäten bildet, die **Natur** vermöge ihrer Materie das Zusammenauftreten

412

gewisser anderer Qualitäten in demselben Gegenstande erfordert, welche Materien der Eigenschaften dieses Gegenstandes bilden würden. Dann bestände innerhalb des Seinsbereiches des Gegenstandes wiederum ein gewisser Kern notwendig miteinander verbundener Materien, und diesen Kern kann man - in einem neuen Sinne

- das "Wesen" des betreffenden Gegenstandes nennen. Dieser Begriff des "Wesens" ist dem schon unter **c)** besprochenen Begriffe verwandt. Der Unterschied zwischen diesen Fällen besteht nur darin, was die Materie der **Natur** des Gegenstandes bildet. Die Möglichkeit des jetzt erwogenen Falles des "Wesens" des Gegenstandes müsste aber noch in materialontologischen Analysen bestätigt werden, die uns erst die einzelnen Fälle der Gegenstände mit einem so gebauten "Wesen" effektiv zeigen würden. Die Konstitutivität der **Natur**, die in dem unmittelbaren Bestimmen des Subjekts von Eigenschaften und in dem Bestimmen eines Bestandes seiner Eigenschaften besteht, bleibt auch in diesem Falle erhalten. So bliebe nur der letzte Fall zu erwägen, in welchem die Materie der gegenständlichen **Natur** ein Konglomerat von Materien bildet, das jeder inneren Einheit, jedes Zusammenhalts der in ihm auftretenden Momente beraubt ist, wo also die **Natur** materialiter weder eine harmonische, noch eine wesensmäßige, noch endlich eine funktionelle Einheit bildet.

Dieser letzte Fall scheint von allen früheren so prinzipiell verschieden zu sein, dass es nicht möglich ist, bei ihm von einem "Wesen" des Gegenstandes auch nur in einem den schon besprochenen Fällen verwandten Sinne zu sprechen. Eher müsste man sagen, der Gegenstand sei in diesem Falle des" Wesens" beraubt.

Man kann aber auch die Frage stellen, ob ein derartiges Konglomerat von Qualitäten nicht nur scheinbar eine **Natur** des Gegenstandes sei? Die Materie dieser **Natur** bildet dann keinen einheitlichen Faktor im Gegenstande, welcher demselben Einheit verleihen würde. Die Materie der "**Natur**" ist da eher eine Mannigfaltigkeit von Qualitäten, die in einem besonders hohen Grade "auffallend" sind, die beim Erkennen des Gegenstandes – aus irgendwelchen, objektiven oder subjektiven Gründen – ins Auge gefaßt werden und die Materien der übrigen Eigenschaften des Gegenstandes in den Hintergrund verdrängen. Eben damit verleihen sie dem Ganzen des Gegenstandes ein eigentümliches Gepräge, das ihm gegenüber eine ähnliche Rolle spielt wie die **konstitu**tive **Natur**. Es ist aber nicht einheitlich - weil wir es da eben mit einem zufälligen Konglomerat zu tun haben -, und auch der sub specie eines solchen Konglomerats auftretende Gegenstand bildet keine echte Ganzheit.

413

Auch rein ontisch betrachtet, muss man zugeben, dass dieses Qualitätenkonglomerat kein *principium* im Aufbau des Gegenstandes bildet, das demselben bestimmte Eigenschaften von sich aus vorschreiben würde. Eigentlich lässt sich da nicht sagen, worauf dann die Besonderheit des Gegenstandes, seine Individualität und Ganzheit beruht. Wenn der Gegenstand in diesem Falle noch überhaupt eine "Einheit" des Seienden bildet, so liegt die Quelle dessen weder in seiner **Natur**, da dieselbe selbst einen Grund des Zusammenseins der ihre Materie bildenden qualitativen Momente erfordert, noch aber in seinen Eigenschaften, da diese wiederum durch die **Natur** des Gegenstandes weder vorbestimmt noch mit ihr selbst und miteinander irgendwie verbunden sind. Es ist jedenfalls nicht ersichtlich, warum die Eigenschaften in einem und demselben Gegenstande auftreten und nicht auf viele verschiedene Individuen verteilt werden. Wenn also das Ganze des Gegenstandes, sein Zusammenhalt doch besteht und sich erhält, dann muss der Grund dessen vielleicht unter den äußeren Bedingungen gesucht werden, unter denen der Gegenstand existiert. Es scheint dann auch, dass der Gegenstand keine auch im gemäßigten Sinne schlechthin eigenen Eigenschaften besitzt und lediglich erworbene und äußerlich bedingte Eigenschaften aufweist.

Ist dies aber alles noch möglich? Kann ein derartiger seinsselbständiger individueller Gegenstand[33] noch existieren, der den Bedingungen, unter denen er existiert, vollkommen überlassen wäre, der in sich selbst gar nichts besäße, was seinen eigenen Kern bildete, der weder eine **konstitu**tive **Natur** im echten Sinne, noch ein Wesen, das sein **Seinsfundament**, das principium seines Seins, bildete, besäße – auch wenn dieses principium in sich von anderen Gegenständen seinsabhängig wäre?

Diese Frage lässt uns diesen Fall aufs neue durchdenken. Ihre Beantwortung wird uns zwingen, entweder die Möglichkeit eines wesenlosen individuellen Gegenstandes zu verwerfen oder in einem derartigen Gegenstande doch irgendein Moment zu suchen, das über die Ganzheit und Selbständigkeit des Gegenstandes entscheiden würde. Denn es besteht vor allem die Frage, ob ein seinsautonomer Gegenstand möglich sei, der in seinem vollen Sein und Bestand sozusagen von außen her **konstitu**iert wäre und in sich selbst keinen eigenen **konstitu**ierenden Faktor aufwiese.

Diese Frage sollte für alle diejenigen besonders schwerwiegend sein, die im Sinne der skeptisch-relativistischen Theorien die Existenz des

33 Natürlich sprechen wir da überall nur von seinsautonomen Gegenständen.

414

Wesens eines Gegenstandes verwerfen und die zugleich im Gegenstande nur die sogenannten "relativen Merkmale" zulassen (notabene bei völlig unaufgeklärtem Begriff der Relativität eines Merkmals). Es ist kennzeichnend, dass diejenigen, welche im Gegenstand die Existenz eines Prinzips leugnen, das ihm Ganzheit und Einheit

verleihen würde, außerhalb des Gegenstandes einen Faktor suchen – und zwar gewöhnlich einen Faktor subjektiver **Natur** – , der dem Gegenstande gegenüber eben diese Rolle ausüben würde. So sucht z. B. Mach die Grundlage zur Bildung der sogenannten "Komplexe" von Elementen (von etwas also, was unseren individuellen Gegenständen entsprechen soll, und zwar nach Beseitigung der gegenständlichen Struktur, die Mach verwirft) in den subjektiven Faktoren: der Ökonomie des Denkens und des Handelns . Ähnlich sieht auch H. Bergson den Grund zur Bildung von "Sachen" (la chose) und auch von Wesen (essence) der Sachen - als gewisser handlungsrelativer Schemata - in den Erfordernissen eines wirksamen Handeins und in der mit dem letzteren eng verbundenen intellektuellen Weise des Erkennens der realen Welt. Diese skeptischrelativistischen Theorien haben für uns diese Bedeutung, dass sie bei ihrem Versuche, gewisse formale Strukturen auf subjektive, teils erkenntnismäßige, teils andere Bedingungen zurückzuführen, und bei der Leugnung ihrer seinsautonomen Existenz zugleich entgegen ihrem Willen doch zugeben, dass die Gegenstände und insbesondere die materiellen Dinge in der faktischen Erfahrung tatsächlich in jenen Strukturen auftreten, und insbesondere, dass sie sich in ihr so darstellen, als ob sie Einfachheit und Innigkeit des Aufbaus besäßen, als ob sie auch absolute Eigenschaften und ein bestimmtes unveränderliches Wesen hätten. Erst irgendwelche sekundären Rücksichten lassen manche Forscher alle diese Strukturen (deren wichtigste ich hier zu analysieren suche) sozusagen aus dem Seienden ausschließen, ihnen den Charakter des seinsautonomen Seins absprechen und ihr tatsächliches Vorkommen in der Erfahrung als eine gewisse rein intentionale Illusion fassen, die aus diesen oder jenen Gründen zur Erscheinung gelangt. Es würde mich zu weit führen, hier im einzelnen zu zeigen, dass die jeweils relativierten Strukturen den formalen Momenten des Aufbaus des seinsautonomen individuellen Gegenstandes entsprechen, die ich hier zu klären bestrebt bin[34]. Es wird ausreichen, hier festzustellen, dass der Bereich der gegenständlichen

[34] Man könnte dies auf die verschiedenen handlungsrelativen Schemata anwenden, die Bergson für die Analyse der konkreten Wahrnehmung hingestellt zu haben glaubt. Vgl. H. Bergson, „Matiere et memoire".

415

Formen, welche die skeptisch-relativistischen - etwa von D. Hume ab - in der europäischen Philosophie auftretenden Theorien in den tatsächlichen Gegebenheiten der äußeren Erfahrung vorfinden und welche sie auf verschiedene subjektive Operationen und Einstellungen zu relativieren suchen, sich - im Grunde genommen - mit dem decken, womit ich mich hier befasse und das ich im einzelnen zu analysieren suche. Der Unterschied liegt nur darin, dass die erwähnten Theorien im allgemeinen diese einzelnen Formen in einem ganz rohen, unanalysierten Zustande einfach stehen lassen und ihren ganzen Kraftaufwand darauf verwenden, um die eben nur genannten - auch in ihrem Bereich gar nicht oder wenigstens nicht genug bestimmten - Formen in ihrem Seinscharakter zu entwerten, indem dieselben auf diese oder jene außergegenständliche subjektive Faktoren relativiert und auf sie genetisch zurückgeführt werden. Ich dagegen suche hier vor allem, diese Formen selbst zu klären und sie auch in ihrem eventuellen Zusammenhang zu verstehen. Man muss - wie ich glaube - vor jedem Relativierungsversuch klar sehen, um was für Formen es sich jeweils handelt. Bei ihrer Analyse nehme ich den rein ontologischen Standpunkt ein, ohne also bei ihrer Klärung zu präjudizieren, ob die analysierten formalen Strukturen in re ale n Gegenständen tatsächlich **immanent** auftreten, oder ob sie im Gegenteil denselben nur als ein der realen Welt fremder und von subjektiven Faktoren abhängiger Aspekt rein intentional zugeschrieben werden. über das letztere könnte erst eine metaphysische und andererseits eine erkenntnistheoretische Untersuchung entscheiden. Nachdem die Klärung der wichtigsten gegenständlichen Formen hier bereits vollzogen wurde, handelt es sich Um die formalen Bedingungen der Möglichkeit der Existenz der seinsautonomen individuellen Gegenstände. Die Frage ist also, welche Formen bewahrt werden müssen - und eben damit, welche Formen es sind, die dabei in Betracht kommen -, damit so etwas, wie ein seinsautonomer individueller Gegenstand, ein besonderes Element einer Mannigfaltigkeit von miteinander zu einer Welt verbundenen Gegenständen bilden könnte. Im Zusammenhang damit fragt es sich, ob ein seinsautonomer individueller Gegenstand seines Wesens in dem Sinne beraubt werden könne, dass kein eigener Faktor in ihm bliebe, der ihm Einheitlichkeit verleihen, also zwischen seinen Eigenschaften und seinen verschiedenen Momenten einen inneren Zusammenhang hervorbringen würde und es dadurch auch ermöglichte, dass ein so geformter Gegenstand als ein besonderes Element in einer Vielheit von zugleich seienden und eventuell aufeinander einwirkenden individuellen Gegenständen

416

aufträte. Was ist es, dem es zu verdanken ist, dass individuelle Gegenstände, deren **konstitu**tive **Natur** nichts anderes als eine lose Mischung von miteinander nicht notwendig zusammenseienden Qualitäten sein würde, nicht in einzelne Teile oder Momente zerfallen, obwohl sie in ihrer materialen Ausstattung oft sehr verschiedenartige Momente enthalten? Oder ist es im Gegenteil wirklich *so*, dass diese Gegenstände in der Tat unvermeidlich zerfallen würden, weil sie tatsächlich unmöglich sind, und weil kein äußerer Faktor hier etwas daran ändern könnte?

Das scheint tatsächlich der Fall zu sein, wenn der Gegenstand ausschließlich von sich aus existieren, wenn er also seinsursprünglich und seinsunabhängig sein sollte[35]. Dagegen scheint es nicht notwendig zu sein, wenn ein Gegenstand seinsabgeleitet und im Sein durch einen äußeren Faktor erhalten wäre, der sozusagen seinsmäßig mächtiger sein würde. Dieser Faktor kann noch doppelter Art sein. Entweder ist es ein solcher, der gänzlich außerhalb des Gegenstandsgebietes verbleibt, zu welchem jener individuelle, der inneren Einheitlichkeit und damit auch des Wesens beraubte Gegenstand gehört, oder aber ein solcher, der zu dem betreffenden Seinsgebiet zwar gehört, aber in ihm einen oder eine Vielheit von Gegenständen bildet, die ein Wesen in dem früher bestimmten Sinne besitzen. In diesem letzteren Falle würde es sich um Gegenstände handeln, welche die seinsmäßige Grundlage des betreffenden Gegenstandsgebietes bilden würden. Sie müssten aber selbst nicht notwendig seinsursprünglich sein, obwohl sie existential stärker sein würden, als es derjenige des Wesens beraubte und von ihnen im Sein erhaltene Gegenstand wäre. Denn indem sie ein Wesen haben, würden sie auch zugleich in ihrem Wesen seinsunabhängig sein.

Es gibt da – wie wir sehen – noch verschiedene Möglichkeiten, die näher untersucht werden müssten, wenn wir im Verlaufe unserer material-ontologischen und besonders metaphysischen Betrachtungen im Rahmen der realen Welt auf individuelle Gegenstände (oder auf ein

35 Sowohl also Gott vom Standpunkt der Spiritualisten als auch die Materie vom Gesichtspunkt des materialistischen Monismus aus müssten ein Wesen in dem früher bestimmten Sinne (sub a, b oder c) haben. Indessen, gerade die materialistisch eingestellten Monisten sind gewöhnlich geneigt, jedes Wesen des Gegenstandes (und insbesondere der Materie) zu verwerfen, da sie gewöhnlich radikale Empiristen sind. Sie sehen in dem Gegenstande nur eine Mischung von Qualitäten, einen Komplex von lose miteinander verbundenen "Elementen". Sie bringen es sich nicht zum Bewusstsein, dass, je schwächer sie die Materie existential machen, desto notwendiger die Annahme irgend eines nicht-materiellen Faktors wird, der eine derartige Materie im Sein erhalten müsste.

417

Gegenstandsgebiet) stoßen sollten, die eines einheitlichen Wesens beraubt sind. Gegenwärtig muss noch erwähnt werden, dass ein individueller wesenloser Gegenstand ein Gegenstand sein kann, der sich – wenn man so sagen darf – im Zerfall befindet, aber noch eine Zeitlang existiert und nur noch durch äußere Umstände im Sein erhalten wird; der Grad des "Zerfalls" kann dabei im Wachsen sein und bis zur völligen Vernichtung des Gegenstandes führen; die äußeren Bedingungen sind dann nicht mehr in der Lage, den betreffenden Gegenstand im Sein zu erhalten, sie unterstützen nur sozusagen das Sein des Gegenstandes eine Zeitlang, ohne jedoch den Prozeß des Zerfalls aufhalten zu können. Ein zerfallender Gegenstand konnte aus der Vernichtung eines anderen Gegenstandes entstanden sein, der ein bestimmtes einheitliches Wesen besaß, dessen Wesen aber durch irgendeinen äußeren Faktor zerstört wurde, so dass anstelle der **Natur** des Gegenstandes eine Mischung von Qualitäten trat. Als ein eventuelles Beispiel hierfür (das aber erst durch material-ontologische bzw. metaphysische Betrachtungen bestätigt werden müsste) kann der Tod eines lebenden Organismus angegeben werden, nach welchem die zurückbleibende Leiche sich im Zerfall befindet und doch eine Zeitlang durch äußere Umstände im Sein erhalten wird, bis dann, letzten Endes, die Vernichtung eintritt.

Die Gegenstände dieser Art würden außer den bereits beschriebenen, sie kennzeichnenden formalen Eigenschaften zwar gewiss "eigene" Eigenschaften besitzen, es wären aber ausschließlich erworbene Eigenschaften. Dagegen würden sie gar keine echten, auch im gemäßigten Sinne, schlechthin eigenen Eigenschaften besitzen, da ihre **konstitu**tive **Natur** keine solme Eigenschaften von sich aus mit Notwendigkeit bestimmen kann. Sie könnten zwar Eigenschaften besitzen, die von einzelnen, in ihrer **Natur** auftretenden Momenten notwendig gefordert würden. Da aber diese Momente selbst aus der **Natur** des Gegenstandes - wenn man so sagen darf - herausfallen können, so können auch die von ihnen abgeleiteten Eigenschaften des Gegenstandes aus seinem Seinsbereiche wegfallen. Wenn dies bis zu einem gegebenen Moment nicht geschieht, muss es einen Grund dafür geben, der nur außerhalb der Gegenstände zu suchen wäre. Eben damit müssten auch die hier in Betracht kommenden Eigenschaften von außen her bedingt sein, und sie wären insofern nicht im strengen Sinne "eigene", sondern in Wahrheit nur äußerlich bedingte Eigenschaften, auch wenn sie ihrer Materie nach eigentlich zu den eigenen Eigenschaften des Gegenstandes gehörten.

Man wird uns aber die Frage stellen: Bildet eben all das, was hier über die "wesenlosen" (zerfallenden) Gegenstände festgestellt wurde,

418

nicht doch das eigentümliche "Wesen" derartiger Gegenständlichkeiten? Darf man nicht mit Recht sagen, zu ihrem "Wesen" gehöre eben, dass sie eine so gebaute **Natur** und infolgedessen keinerlei echten eigenen Eigenschaften usw. haben?

In der Tat könnte man sich so ausdrücken, und in der wissenschaftlichen Praxis bedienen wir uns dieser Sprechweise oft. Aber dies besagt nur, dass der Ausdruck "Wesen von etwas" vieldeutig ist. Wenn wir aber einmal

seine Bedeutung auf solche Weise festlegen, wie wir es oben getan haben, dann kann er diese letzte Gruppe von Gegenständen nicht mit-umfassen. Wenn wir indessen auch bei ihnen vom "Wesen" des Gegenstandes sprechen wollen, so können wir darunter nur einen Bestand charakteristischer Züge verstehen, und zwar derjenigen Eigentümlichkeiten ihres formalen Aufbaus, auf welche wir hingewiesen haben. Es ist ratsam, den Begriff des "Wesens von etwas" nur auf die früher von uns untersuchten Fälle einzuschränken. Um aber auch sie auseinander zu halten, werde ich folgende terminologische Unterscheidungen einführen. Bei der Berücksichtigung aller Möglichkeiten erhalten wir dabei eine etwas größere Anzahl der Fälle als die oben schon besprochenen. Und zwar:

1. Das **radikale Wesen** eines individuellen Gegenstandes[36] tritt dort auf, wo

a) die **Natur** des Gegenstandes monadisch ist, d. h. nur eine einzige Konkretisation zulässt,

b) die **Natur** des Gegenstandes eine Gestaltqualität ist, welche von sich aus bestimmt,

c) einen ihr äquivalenten Bestand notwendig mit ihr existierender, harmonisch mit ihr verbundener und radikal schlechthin eigener Eigenschaften,

d) einen spezifischen einmaligen Bestand formaler Momente, die sich über der gegenständlichen Grundform aufbauen,

e) einen spezifischen einmaligen Existenzmodus des Gegenstandes

f) und die zugleich keine anderen Eigenschaften des Gegenstandes zulässt, also weder solche, die nicht zu dem der **Natur** äquivalenten Bestand der schlechthin eigenen Eigenschaften gehören, noch erworbene, noch endlich äußerlich bedingte.

88 Ich will hier nicht entscheiden, ob die hier zusammengestellten Begriffe des Wesens des Gegenstandes sich auch an die Ideen, qua Ideen genommen, anwenden lassen.

419

Zugelassen sind hier dagegen relative Merkmale des Gegenstandes in dem oben bestimmten Sinne des Wortes. Der Gegenstand ist in diesem Falle einfach sein radikales Wesen (er ist mit ihm identisch).

2. Das **exakte Wesen** eines individuellen Gegenstandes ist dort Vorhanden, wo

a) die **Natur** des Gegenstandes individuell, aber nicht monadisch ist, wo sie also prinzipiell mehrere Konkretisationen (Vereinzelungen) ihrer Materie zulässt,

b) die **Natur** des Gegenstandes eine Gestaltqualität ist, die von sich aus bestimmt:

c) einen ihr äquivalenten Bestand notwendig mit ihr zusammen existierender, mit ihr harmonisch verbundener schlechthin eigener (im gemäßigten Sinne) Eigenschaften,

d) einen gewissen Typus von formalen Momenten (ohne Unterschied, ob es nur die allgemeine gegenständliche Grundform oder noch irgendeine andere, auf jener aufgebaute, Form wäre) und

e) einen gewissen Typus der Seinsweise des Gegenstandes.

f) Die **Natur** des Gegenstandes mit den Momenten c), d) und e) zusammengenommen, bildet hier das exakte W.esen des Gegenstandes. Dieses Wesen erschöpft den ganzen Bestand der schlechthin eigenen Eigenschaften des Gegenstandes nicht. Es gibt somit immer gewisse schlechthin eigene Eigenschaften des Gegenstandes, die entweder sich aus dem Wesen des Gegenstandes ergeben[s7], aber ihm nicht zugehören, oder aber bloß in ihrem allgemeinen Typus durch das Wesen, nicht aber in ihrer niedersten Abwandlung, bestimmt sind; das Wesen des Gegenstandes erfordert lediglich dies mit Notwendigkeit, dass der zum Wesen gehörende Bestand von Eigenschaften durch irgendeine solcher möglichen Abwandlungen ergänzt sei.

g) Das exakte Wesen des Gegenstandes lässt dagegen im Gegenstande keine erworbenen und äußerlich bedingten Eigenschaften zu. Nur die relativen Merkmale im strengen Sinne sind durch dieses Wesen zugelassen[38].

37 Man müsste sich hier natürlich noch verständigen, in welchem Sinne hier von dem "Sich-Ergeben" ("Folgen" und dgl. mehr) die Rede ist. Das ist eine besondere Angelegenheit, deren Besprechung uns zu weit von unserem Thema ablenken würde. Es darf aber nicht vergessen werden, dass hier die Grenze liegt, die den Rationalismus vom Empirismus scheidet.

38 Als Beispiel der Gegenstände mit einem exakten Wesen können die individuellen geometrischen Gegenstände genommen werden.

420

3. Das im gemäßigten Sinne exakte Wesen des Gegenstandes unterscheidet sich vom exakten Wesen des Gegenstandes dadurch, dass die in ihm auftretende **Natur** das Vorhandensein erworbener und eventuell auch der äußerlich bedingten Eigenschaften im Gegenstande zulässt.

4. Das rein materiale Wesen des Gegenstandes unterscheidet sich von dem im gemäßigten Sinne exakten Wesen des Gegenstandes dadurch, dass zu ihm weder eine besondere, sich über der allgemeinen gegenständlichen Grundform aufbauende Form noch eine spezifische Existenzweise gehört. Das Wesen des Gegenstandes bildet in diesem Falle die **Natur** des Gegenstandes nebst dem ihr äquivalenten Bestand von Eigenschaften.

Man kann dabei zwei Typen von Gegenständen unterscheiden, die ein materiales Wesen haben: der erste, in welchem das Wesen des Gegenstandes, ohne die formalen und existentialen Momente zu umfassen, trotzdem gewisse Momente der Form und der Existenzweise nach sich zieht, und der zweite, in welchem die formalen und existentialen Momente vollkommen unabhängig von dem rein materialen Wesen des Gegenstandes sind. Ein Beispiel für den ersten Typus könnte man unter den Gegenständen suchen, deren Wesen darüber entscheidet, ob sie z. B. Vorgänge oder in der Zeit verharrende Gegenstände sind.

5. Das **"einfache" Wesen** des Gegenstandes tritt dort auf, wo

a) die **Natur** des Gegenstandes weder monadisch noch eine Gestaltqualität, dagegen entweder eine schlechthin einfache Qualität oder aber ein Zusammenhang von gattungsmäßig miteinander verbundenen und einander übergeordneten Qualitäten ist,

b) wo die **Natur** gewisse schlechthin eigene Eigenschaften des Gegenstandes bestimmt, die zu ihr hinzugehören, aber in ihrer Gesamtheit ihr nicht äquivalent sind,

c) wo im Gegenstande schlechthin eigene Eigenschaften im gemäßigten Sinne vorhanden sein können, die aber sich aus dem Wesen des Gegenstandes nicht ergeben,

d) wo die **Natur** (bzw. das Wesen) des Gegenstandes das Vorhandensein erworbener und äußerlich bedingter Eigenschaften im Gegenstande sowie endlich relativer Merkmale zulässt,

e) wo weder die Form noch die Existenzweise des Gegenstandes zu dessen Wesen gehört, aber entweder in ihren besonderen Momenten durch das Wesen bestimmt oder von ihm überhaupt unabhängig sind.

421

Das Wesen des Gegenstandes bildet in diesem Falle seine **Natur** mit den durch sie bestimmten Eigenschaften. Man kann sagen, dass das "einfache" Wesen des Gegenstandes einen besonderen Fall des materialen Wesens bildet.

6. Ich spreche dagegen nicht vom "Wesen" des Gegenstandes, sondern lediglich von charakteristischen Merkmalen oder vom Charakter des Gegenstandes in den Fällen, wo die **Natur** des Gegenstandes eine bloße Mischung (ein Konglomerat) von Qualitäten bildet, die keine innere Einheitlichkeit aufweist und eben damit auch nicht für das **konstitu**tive Prinzip des Gegenstandes gehalten werden darf. Die einzelnen Momente der **Natur** können gewisse Eigenschaften des Gegenstandes bestimmen, die mit der **Natur** zusammen den "Charakter" des Gegenstandes bilden, aber es können in dem Gegenstand verschiedene Eigenschaften auftreten, die durch die **Natur** auf keine Weise bestimmt sind. Wenn die früher durchgeführten Betrachtungen richtig sind, so befinden sich derartige Gegenstände im Zustand des Zerfalls.

Ich will hier nicht entscheiden, ob die soeben gegebene Zusammenstellung schon alle Möglichkeiten erschöpft. Ohne weitere Betrachtungen über das "Wesen" des Gegenstandes kann diese Frage nicht entschieden werden. Denn es wurde bis jetzt nicht geklärt, welcher Zusammenhang zwischen den einzelnen von mir unterschiedenen Momenten des Wesens des Gegenstandes besteht und welche möglichen Abwandlungen dieses Zusammenhangs bestehen. Eben damit ist auch unbekannt, auf welche Weise die eventuell möglichen Abwandlungen eines zum Wesen gehörigen Moments die Abwandlungen der übrigen Momente beeinflussen und in welchem Maße hier Notwendigkeit bzw. Unabhängigkeit herrscht. Es eröffnet sich da ein weites Feld von Problemen, die in der materialen Ontologie zu betrachten sind und von sich aus die hier gegebene formale Theorie des Wesens eines individuellen Gegenstandes neu beleuchten können. Aber wenn wir auch dieses ganze komplizierte Problem offen stehen lassen, gewinnen wir durch die obigen Betrachtungen jedenfalls eine Reihe präziser Begriffe des "Wesens" eines individuellen Gegenstandes, die in den bisherigen Diskussionen über das Wesen des Gegenstandes und insbesondere in dem Streit, ob es überhaupt berechtigt sei, von einem "Wesen" des Gegenstandes zu sprechen, vollkommen fehlten und - besser gesagt - nicht geklärt, sondern vermengt wurden. Die Klärung dieser Begriffe – die so durchgeführt wurde, dass mit keinem Worte darüber entschieden wurde, ob es

422

tatsächlich Gegenstände eines solchen oder eines anderen "Wesens" gibt – kann uns u. a. in den bis jetzt unentschiedenen Diskussionen vorwärtsbringen. Aus den durchgeführten Analysen und ihren Ergebnissen ist ersichtlich, dass jeder der hier angegebenen Fälle eine andere Gestalt des formalen Aufbaus des individuellen Gegenstandes bildet, und dass diese Andersheit mit einem Unterschied in der Seinsweise zusammengehen kann. Dies betrifft insbesondere den Unterschied in der Seinsweise zwischen den Gegenständen, die kein echtes Wesen, und denjenigen, die ein Wesen haben, andererseits aber auch den Unterschied in dieser Hinsicht, der zwischen den Gegenständen herrscht, die verschiedene Typen des Wesens haben, insbesondere zwischen den mit einem radikalen Wesen oder mit einem exakten Wesen ausgestatteten Gegenständen, und denjenigen, deren Wesen bloß material oder "einfach" ist. Wir erlangen auf diesem Wege ein Mittel, die Existenzweise des Gegenstandes durch die Analyse seines Wesens zu entdecken. Man müsste freilich zu diesem Zwecke eine Reihe von präzisen Behauptungen über die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Momenten des "Wesens" des Gegenstandes und den existentialen Momenten aufstellen. Wenn dies aber gelänge, so hätte man dadurch einen möglichen Weg zur Lösung des Problems der Seinsweise der realen Welt bzw. der in der realen Welt existierenden Gegenstände gewonnen. Neben der Zeitlichkeit bzw. Zeitlosigkeit des Gegenstandes, der Ein- oder Doppelseitigkeit seines formalen Aufbaus, der allseitigen eindeutigen Bestimmung des Gegenstandes bzw. des Auftretens der Unbestimmtheitsstellen, oder der Veränderlichen, endlich neben dem Besitzen der erworbenen Eigenschaften und der äußerlich bedingten Eigenschaften, ist die Rücksicht auf den formalen Aufbau des Wesens des Gegenstandes bereits das fünfte formal-ontologische Ergebnis, das uns das Kriterium der Seinsweise des Gegenstandes liefert. Die folgenden Betrachtungen werden uns noch weitere, ergänzende Hinweise in dieser Richtung zur Verfügung stellen.

7.2 § 59. Die mit dem Wesen des individuellen Gegenstandes zusammenhängenden Probleme

Bevor wir weitergehen, ist es noch notwendig, einige Probleme zu erörtern, die sich im Zusammenhang damit eröffnen, dass die einzelnen Gegenstände sich hinsichtlich des Typus des Wesens, das sie haben, unterscheiden.

423

Vor allem ist es das Problem, was für eine Beziehung zwischen dem Wesen des Gegenstandes und einer Individualität besteht. Zweitens aber ist es die Frage, ob und inwiefern das Wesen des Gegenstandes während der Existenz des Gegenstandes Veränderungen unterliegen kann. Ich werde sie der Reihe nach besprechen.

a) Das Wesen des Gegenstandes und dessen Individualität

Von der "**Individualität**" des Gegenstandes habe ich bis jetzt als Von der **ungeklärten und vielleicht auch unerklärbaren Seinsweise der "individuellen" Gegenstände** – und zwar **im Unterschied zu der Seinsweise der Ideen und der idealen Qualitäten** – gesprochen. Man spricht aber von der "Individualität" des Gegenstandes in einem anderen Sinne. Sie ist dann zwar mit der "individuellen" Seinsweise eng verbunden, aber trotzdem von derselben deutlich verschieden. Man sagt nämlich oft, zwei Gegenstände hätten ihre besondere "Individualität", und man versteht darunter etwas, wodurch der eine Gegenstand weder ein anderer sein noch ein anderer werden kann. Einige sprechen dabei von der sogenannten "numerischen" Individualität. Dies besagt freilich nicht viel, erlaubt uns aber, wenigstens in manchen Fällen zu verstehen, um was für eine "Individualität" es sich da eigentlich handelt. Bei dieser "numerischen" Individualität haben wir jedenfalls etwas im Auge, was in einer gewissen Verschiedenheit in der Materie der in Frage kommenden Gegenstände besteht oder mindestens in derselben fundiert ist. Dann steht aber das Wesen des Gegenstandes mit dieser jetzt erwogenen "Individualität" in einer besonders engen Beziehung. Welcher Art ist aber diese Beziehung? Ist bei zwei individuellen Gegenständen, z. B. zwei materiellen Dingen, zwei Menschen oder zwei Kunstwerken (z. B. dem Doch von Mailand und der Notre-Dame von Paris) eine Verschiedenheit ihres Wesens notwendig? Oder können sie im Gegenteil ein gleiches Wesen haben? Könnten zwei Gegenstände trotz der Gleichheit ihres Wesens zwei Gegenstände bleiben, dann könnte man meinen, dass bei zwei Gegenständen, die ein ungleiches Wesen haben, diese ihre Ungleichheit ("Verschiedenheit") zum Hervorbringen der numerischen Individualität bzw. Verschiedenheit zwischen diesen Gegenständen höchstens beitragen, dass aber etwas ganz anderes darüber entscheiden würde. In Anbetracht dessen, dass das Wesen des Gegenstandes – mit Ausnahme des radikalen Wesens – nicht die volle "materiale" Ausstattung des Gegenstandes bildet, ist das eben formulierte

424

Problem mit dem Problem des sogenannten *principium individuationis* nicht identisch. In diesem letzteren handelt es sich nämlich darum, was in dem Gegenstand überhaupt bewirkt, dass er als Individuum von allen übrigen

Gegenständen verschieden ist, ob es die Materie oder irgendein materiales Moment ist oder die Form bzw. die Seinsweise oder endlich dies alles insgesamt. In unserem **gegenwärtigen Problem** dagegen handelt es sich lediglich darum, ob für die **"numerische" Verschiedenheit** zweier individueller Gegenstände irgendein materiales, zum Wesen des Gegenstandes gehöriges Moment unentbehrlich sei oder nicht. Denn dass es für die numerische Verschiedenheit vollkommen ausreicht, wenn wenigstens ein Moment, das zum Wesen des Gegenstandes gehört, verschieden ist – dies scheint völlig unzweifelhaft zu sein. Da es aber notwendig ist, mindestens fünf verschiedene Begriffe des "Wesens" eines individuellen Gegenstandes zu unterscheiden, so differenziert sich unser Problem. Und es ist durchaus möglich, dass seine Lösung anders ausfällt, je nachdem, um was für einen Gegenstand es sich jeweilig handelt. Man darf dabei nicht vergessen, dass man bei der Behandlung dieses Prolems das Unterscheidende zwischen zwei Gegenständen sowohl in der bloßen Materie als auch in der Form suchen muss, um alle Eventualitäten zu berücksichtigen.

1. Im Falle zweier Gegenstände mit einem radikalen Wesen ist es unentbehrlich, dass sie sich mindestens in ein e m Moment ihres Wesens unterscheiden. Denn abgesehen von den relativen Merkmalen sind alle ihre Eigenschaften zum Wesen gehörig. Da aber ihre konstitutive **Natur** alle übrigen materialen Momente solcher Gegenstände eindeutig bestimmt, so ist die Verschiedenheit hinsichtlich eines ihrer materialen Momente nur unter der Bedingung möglich, dass irgendeine Verschiedenheit in der **Natur** selbst dieser Gegenstände auftritt. Dies ist aber durch den monadischen Charakter der **Natur** eines Gegenstandes mit einem radikalen Wesen gesichert. Bei Identität dieser **Natur** kann es nur einen Gegenstand dieses Wesens geben. Sollen es zwei Gegenstände eines solchen Wesens sein, so müssen ihre individuellen **Natur**en material verschieden sein. Diese Verschiedenheit ist in diesem Falle sowohl die unentbehrliche als die hinreichende Bedingung dessen, dass x und y zwei Gegenstände seien. Und umgekehrt: es kann zwei Gegenstände mit radikalem Wesen nicht geben, die eine genau gleiche konstitutive **Natur** hätten. Darin zeigt sich auch der notwendige Zusammenhang zwischen zwei Tatbeständen: einerseits, dass die **Natur** in diesem Falle monadisch ist, andererseits, dass das radikale Wesen

425

alle Eigenschaften des Gegenstandes umfaßt, abgesehen natürlich. Von den relativen Merkmalen[39]. Diesen Fall hat wahrscheinlich. Duns Scotus im Auge, wenn er von der Haecceitas des Gegenstandes spricht, die über dessen Individualität entscheiden soll. Bekanntlich verwendet Duns Scotus als Beispiel einer Haecceitas die "Socratitas". Dies ruft manches Bedenken hervor. Vor allem ist nicht klar, ob so etwas wie die "Socratitas" - also das Moment der *Natur* eines menschlichen Individuums - einer Person tatsächlich der Art ist, dass es ein radikales Wesen **konstitu**iert. Es ist auch gewiss, dass nicht alle individuellen Gegenstände ein radikales Wesen besitzen. Nicht für alle individuellen Gegenstände ist es also für ihre Individualität unentbehrlich, dass sich ihre **konstitu**tive **Natur** von der **Natur** aller anderen Gegenstände unterscheide, und dass die Spezifität der **Natur** ihre Individualität bestimme. Der Standpunkt des Duns Scotus in dieser Frage muss also lediglich auf die mit einem radikalen Wesen ausgestatteten Gegenstände eingeschränkt werden. Es ist auch sehr wenig wahrscheinlich, dass **Natur**en dieser Art wie die "Socratitas" wirklich ein radikales Wesen des betreffenden Gegenstandes bestimmen sollten. Darüber kann freilich erst die material-ontologische Betrachtung entscheiden. Man kann aber schon jetzt bemerken, dass einem Gegenstande dieser Art wie die menschliche Person erworbene und äußerlich bedingte Eigenschaften nicht abgesprochen werden können. Aus rein formal-ontologischen Gründen schon scheint es also ausgeschlossen zu sein, dass so etwas wie die menschliche Person ein radikales Wesen besitzen sollte. Die konstitutive **Natur** des Gegenstandes kann aber aus anderen Gründen als bei den mit radikalem Wesen ausgestatteten Gegenständen die numerische Individualität des Gegenstandes nach sich ziehen. Für die Verschiedenheit zweier solcher Gegenstände, wie es die menschlichen Personen sind, kann es also unentbehrlich und zugleich ausreichend sein, dass sie zwei verschiedene **konstitu**tive **Natur**en besitzen. Indessen kann darüber erst die material-ontologische Betrachtung eine Entscheidung bringen. Wäre es aber wirklich so, dann ließe sich die Behauptung des

[39] Wer die eben gegebenen Bestimmungen der einzelnen Abwandlungen des "Wesens" eines Gegenstandes für Definitionen dieser An, wie man sie in der Mathematik verwendet, halten würde, der würde wahrscheinlich sagen, dass der von mir angegebene Punkt a) in der Bestimmung des radikalen Wesens entbehrlich sei, da es "ausreicht", sich auf die übrigen Punkte zu beschränken. Gewiss, wen n die hier gegebenen Bestimmungen eben "Definitionen" sein sollten. Tatsächlich ist aber ihre Aufgabe eine völlig andere. Sie sollen auf verschiedene Momente des Wesens des Gegenstandes in der Fülle ihrer Struktur hinweisen. Sie müssen also auch auf diejenigen Momente hinweisen, die notwendig miteinander zusammenhängen.

426

Duns Scotus auch auf alle diejenigen Fälle anwenden, in welchen wir es mit menschlichen Personen oder mit Personen irgendeines anderen Typus zu tun haben.

2. Wie stellt sich aber dieses Problem bei Gegenständen, die ein exaktes Wesen haben? Ist es auch hier für die individuelle Verschiedenheit zweier Gegenstände unentbehrlich, dass sie sich wenigstens durch ein materiales

Moment ihres Wesens unterscheiden? Oder sind in diesem Falle zwei Gegenstände möglich, die ein genau gleiches Wesen haben?

Bei der Erörterung beschränke ich mich darauf, was sich darüber vom Standpunkt der formalen Ontologie sagen lässt, insbesondere mit Hilfe der Begriffe und Behauptungen, die oben entwickelt wurden. Nun, da die **Natur** des Gegenstandes mit einem exakten Wesen nicht monadisch ist, so scheint es, dass viele Gegenstände, die eine und dieselbe (die gleiche) **Natur** haben, möglich sind. Wodurch würden sie sich dann aber voneinander unterscheiden? Es liegen da zwei verschiedene Auffassungen nahe, entsprechend den beiden Typen der Gegenstände, die ein exaktes Wesen haben. Bei der einen von ihnen müsste man zugeben, dass derartige Gegenstände sich voneinander durch Eigenschaften unterscheiden, die zwar schlechthin eigen, aber nicht zum Wesen gehörig sind. Dies würde sich aber nur auf diejenigen Gegenstände beziehen, deren exaktes Wesen nicht alle schlechthin eigenen Eigenschaften des Gegenstandes eindeutig bestimmt, wo also - mit anderen Worten - nicht alle derartigen Eigenschaften aus dem Wesen folgen. Die zweite Auffassung dagegen würde sich nur auf diejenigen Gegenstände mit einem exakten Wesen beziehen, bei welchen alle, auch zum Wesen nicht gehörende, schlechthin eigenen Eigenschaften mindestens im gemäßigten Sinne - sich aus dem Wesen ergeben (folgen). Man müsste in diesem Falle zugeben, dass, wenn es überhaupt zwei individuelle Gegenstände mit einem gleichen exakten Wesen gibt, sie sich voneinander durch gar kein Moment ihrer materialen Ausstattung, natürlich von den relativen Merkmalen abgesehen, unterscheiden. Dann aber müsste über die Individualität des Gegenstandes dieses Typus etwas ganz anderes entscheiden, wobei auch kein formales Moment in Betracht käme[40]. Wäre es dann irgendeine rein existentiale Verschiedenheit? Oder soll man zugeben, dass derartige Gegenstände keine

[40] Man könnte fragen, warum formale Momente nicht die Quelle der numerischen Individualität der Gegenstände mit exaktem Wesen sein sollten. Als die am meisten wahrscheinliche Antwort kann hier die Hypothese gelten, dass die formalen Momente, als radikal nichtqualitativ, zugleich auch "allgemein", wenn auch nicht in jedem Falle

427

volle Individualität besitzen, oder endlich, dass, falls sie voll individuell sind, es dann immer nur einen einzigen Gegenstand mit einem bestimmten exakten Wesen gäbe – also z. B. nur ein Quadrat von bestimmter Seitenlänge. Was würde dann aber die Rede von der Kongruenz der geometrischen Figuren und von kongruenten Dreiecken und dgl. mehr bedeuten?

Was spricht für diese einzelnen Eventualitäten?

Vor allem muss man da folgendes bemerken: Der Versuch, den Begriff des exakten Wesens abzugrenzen, stützt sich auf Tatbestände, mit denen wir es bei den idealen, und insbesondere bei den mathematischen (geometrischen) Gegenständen zu tun haben. So wird es nützlich sein, an aus dieser Sphäre geschöpften Beispielen zu zeigen, welche Schwierigkeiten da zu überwinden sind, bzw. welche Sachverhalte, die wir in dieser Sphäre vorfinden, für die einzelnen Auffassungen sprechen, die wir soeben angegeben haben.

Für die erste der genannten Auffassungen spricht unzweifelhaft ein allgemeiner Grundsatz, den wir in der Praxis des Erkennens anzunehmen geneigt sind, und der auch vielleicht aus diesem Grunde in- der theoretischen Philosophie zum Axiom erhoben wurde (Leibniz, principium indiscernibilium). Er besagt, dass zwei Gegenstände nur dann zwei sind, bzw. sein können, wenn sie sich voneinander durch irgendein Moment ihrer materialen Ausstattung (von den relativen Merkmalen abgesehen) unterscheiden[41]. Dieser Grundsatz scheint evident und auch natürlich zu sein. Man darf sich aber auf ihn hier nicht berufen, da die Schwierigkeiten, mit denen wir hier zu kämpfen haben, ihn eben in Zweifel ziehen. Lassen wir ihn also hier beiseite und richten wir uns nach den tatsächlich vorliegenden Sachverhalten - "tatsächlich" natürlich nur im Rahmen des idealen Seins, das hier in Betracht gezogen wird.

Bei der Analyse des Gehalts einiger geometrischer Ideen finden wir eine Sachlage vor, die für die erste der vorgeschlagenen Auffassungen spricht. Vergleichen wir z. B. die Gehalte der Ideen: "das Viereck", "das Parallelogramm", "das Quadrat überhaupt" und endlich "das Quadrat

auftretende sind. "Allgemein" bedeutet dabei, dass sie sich nicht spezifizieren, dass sie als genau dieselben in vielen verschiedenen Individuen auftreten können, was aber nicht sagen soll, dass sie in all e n Individuen einer bestimmten Kategorie oder eines Typus auftreten müssten. Dies würde zu der unter d) angegebenen Bestimmung des exakten Wesens stimmen, dass hier zum Wesen ein bestimmter Typus eines Bestandes von formalen Momenten gehört .

[41] , Ich habe diesen Grundsatz etwas anders formuliert, als es üblich ist. Er ist den Ergebnissen unserer formal-ontologischen Betrachtung angepasst.

428

mit einer bestimmten absoluten Seitenlänge a", so bemerken wir, dass der Übergang von einer allgemeineren zu einer weniger allgemeinen Idee sich jeweilig durch die Ersetzung einer Veränderlichen des Gehalts durch einen

bestimmten "Wert" derselben vollzieht. Dieser Übergang wird aber nicht durch die Gesamtheit der Konstanten des Gehalts der allgemeineren Idee "erzwungen". Anders gesagt: Der besondere Wert der betreffenden Veränderlichen folgt nicht aus dem Vorhandensein der in dem Gehalte der betreffenden Idee auftretenden Konstanten. Die "Veränderlichkeit" der Veränderlichen beruht eben darauf, dass z. B. für ein Parallelogramm es nur möglich ist, in einem individuellen Falle "gleichseitig" und eventuell zugleich "gleicheckig" (rechteckig) zu sein. Ein Parallelogramm muss nicht so sein, es kann auch anders sein, also z. B. nur gleichseitig, aber nicht gleicheckig (Rhombus), oder aber weder gleichseitig noch gleicheckig (Rhomboid). Mit anderen Worten: Wenn wir es mit einem bestimmten individuellen Rhombus zu tun haben, dann folgt aus seiner Parallelogrammheit weder seine ihm" tatsächlich" zukommende Gleichseitigkeit, noch die eindeutig bestimmte Anordnung der inneren Winkel, die in ihm auftritt. Und ähnlich verhält es sich in einem besonders gewählten Quadrat als einem Individuum: die ganz bestimmte absolute Seitenlänge folgt nicht aus seiner Quadratheit. In der allgemeinen Idee des Quadrats überhaupt bildet die absolute Länge der Seiten eben eine Veränderliche, und der Übergang von derselben zu einem ihrer Einzelwerte – ein Übergang, der uns entweder von der allgemeinen Idee des Quadrats zu der besonderen Idee des Quadrats mit der Seitenlänge a, oder von jener allgemeinen Idee zu einem unter sie fallenden individuellen Gegenstande führt - scheint irgendeine Intervention zu fordern, die der Idee selbst fremd ist. Oder mit noch anderen Worten: Der Zusammenhang zwischen der Parallelogrammheit und der Gleichseitigkeit eines "Gleichparallelogramms" oder der Zusammenhang zwischen der Quadratheit eines Quadrats und einer bestimmten absoluten Seitenlänge scheint unvergleichlich loser (freier) zu sein als der Zusammenhang zwischen der Quadratheit und der Gleichseitigkeit. Dies sei ganz natürlich - mag man bemerken. Denn die Gleichheit der Seiten gehört zu dem Bestande der Qualitäten, dem die Quadratheit als die **Natur** des Gegenstandes äquivalent ist, während die bestimmte absolute Seitenlänge schon zu dem Wes e n dieses Quadrats nicht gehört, eben weil sie zu jenem Bestand von Qualitäten nicht gehört. Eine solche Auffassung der Sachlage wäre indessen nur eine Umkehrung der tatsächlichen Richtung der Abhängigkeit der Begriffe bzw. der ihnen entsprechenden

429

Sachverhalte. Denn wir rechnen eben deswegen gewisse Momente zu dem Wesen eines Gegenstandes, weil zwischen ihnen, und insbesondere zwischen den materialen Momenten gewisser Eigenschaften und der **Natur**, ein viel engerer Zusammenhang besteht als derjenige, der zwischen der **Natur** und jenen Momenten besteht, die wir (infolgedessen) nicht als zu dem Wesen des Gegenstandes gehörig betrachten. Und umgekehrt: wir scheiden gewisse Momente (Eigenschaften) aus dem Wesen des Gegenstandes aus, weil ihr Zusammenhang mit seiner **Natur** verhältnismäßig locker ist. Wenn wir aber anerkennen, dass gewisse Momente (Eigenschaften) des Gegenstandes verhältnismäßig "lose" mit seinem Wesen, und insbesondere mit seiner **Natur**, zusammenhängen, und jedenfalls viel loser als Momente, die zu seinem Wesen gehören, so läuft das schließlich auf die Annahme der Behauptung hinaus, dass in einem Gegenstande, der ein exaktes Wesen besitzt, gewisse unbedingt eigene Eigenschaften existieren, welche aus seinem Wesen nicht folgen. Aber diese Lockerheit des Zusammenhanges ist nur eine Erscheinung oder eine Folge dessen, dass in den entsprechenden Ideengehalten neben den "Konstanten" auch "Veränderliche" auftreten. Diese "Tatsache" bezeugt letzten Endes die Richtigkeit der ersten Auffassung des Aufbaus eines individuellen Gegenstandes mit exaktem Wesen und zugleich auch die der Auffassung, dass über die numerische Individualität derartiger Gegenstände nicht die materialen Momente ihres Wesens, sondern gewisse unbedingt eigene Eigenschaften, die aus ihm nicht folgen, entscheiden.

Die endgültige Annahme dieser Auffassung erschwert jedoch der Umstand, dass von ihrem Standpunkt aus das Auftreten gewisser Eigenschaften im Gegenstande durchaus unverständlich zu sein scheint. Denn was bildet den Seinsgrund derartiger Eigenschaften, die im Gegenstande enthalten sind, aber aus seinem Wesen nicht folgen? In dem zu Rate gezogenen Fall also z. B. den Grund der bestimmten Seitenlänge? Man könnte doch diesen Grund nicht in dem Wesen des Gegenstandes suchen. Und da in dem Gegenstande gar keine anderen – erworbene oder äußerlich bedingte – Eigenschaften vorhanden sind, so müsste man – scheint es – die Quelle des Zukommens dieser Eigenschaften etwa außerhalb des Gegenstandes selbst suchen. Dies müsste aber wiederum deswegen ausgeschlossen werden, weil dies dann entgegen der '1oraussetzung erworbene oder äußerlich bedingte Eigenschaften sein müssten. Daraus würde folgen, dass Gegenstände, die ein exaktes Wesen haben, keine derartigen unbedingt eigenen Eigenschaften besitzen, welche nicht aus ihrem Wesen folgen. Dies behauptet aber

430

gerade die zweite der hier erwogenen Auffassungen. Wenn man dieselbe aber annehmen würde, so müsste man zugleich zugeben, dass – wie ich schon bemerkt habe –, wenn es zwei Gegenstände mit einem genau gleichen exakten Wesen gäbe, sie sich voneinander durch gar keine unbedingt eigene Eigenschaft unterscheiden könnten und dass sie – bei den gemachten Voraussetzungen – sich überhaupt durch kein materiales Moment unterscheiden würden. Dies würde damit zusammenstimmen, dass z. B. bei zwei kongruenten Dreiecken P und P' (in der euklidischen Geometrie) alles, was von den unbedingten Eigenschaften des P gilt, auch von P' gilt und umge-

kehrt (sonst würden sie ja nicht kongruent sein).

Wodurch würden aber zwei solche Dreiecke eben noch zwei Gegenstände sein? Denn dessen Grund könnte hier nicht nur keine Verschiedenheit des Wesens, sondern· auch keine Verschiedenheit in den unbedingt eigenen Eigenschaften sein. Man kann sich aber auf die eventuelle Verschiedenheit der relativen Merkmale gleichfalls nicht berufen, denn die letzteren kommen diesen bei den Gegenständen nur insofern zu, als sie eben zwei Gegenstände sind, und die relativen Merkmale des einen unterscheiden sich von den relativen Merkmalen des zweiten nur dann, wenn bereits irgendeine andere Verschiedenheit zwischen den bei den Gegenständen vorhanden ist. In den mathematischen Behauptungen und Beweisen über kongruente begrenzte Flächen setzt man irgendwie stillschweigend voraus, dass sie sich irgendwie voneinander unterscheiden (dass sie zwei verschiedene Individua bilden), es fragt aber niemand, worauf dieser Unterschied beruht. Man kann sagen, er fließe daraus, dass jeder von den kongruenten Dreiecken an einer anderen Stelle des Raumes sich befindet. Indessen werden in der klassischen (nicht analytischen) euklidischen Geometrie die "flachen Figuren" überhaupt nicht als in einem und demselben räumlichen Medium liegend betrachtet. Bei den geometrischen Beweisen der Kongruenz spricht man freilich von der Bewegung des einen Dreiecks und dem Aufeinanderlegen der beiden Dreiecke, von dem "Sich decken" der Dreiecke usw. All dies aber wird nur an den "Figuren" an der Tafel illustriert, ohne dass man dabei irgendwie die Lage des einen und des zweiten Dreieckes in einem und demselben Raume mathematisch festlegt. Dies wird erst dann möglich, wenn wir mit Descartes ein System der Koordinatenachsen einführen, und wenn wir von vornherein die Figuren als in diesem System im Raume so oder anders liegend behandeln und dies mittels einer Anordnung von Koordinaten, der Schnittpunkte der Seiten, zahlenmäßig festlegen. Aber sosehr die analytische Betrachtungsweise

431

räumlicher Figuren einen wesentlichen methodologischen Fortschritt im Vergleich zu der "elementaren" oder klassischen Geometrie mit sich bringt, so schließt sie trotzdem die "'nicht-analytische" Betrachtungsart nicht aus. Das heißt, dass - auch in der analytischen Geometrie - das euklidische Axiomensystem die einzelnen Figuren als nicht durch ihre Lage im Raume differenziert bestimmt. Ein dieser Art einheitliches räumliches Medium ist in der elementaren (klassischen) Geometrie überhaupt unbekannt: es wird im Axiomensystem nicht als ein Gebilde für sich bestimmt. Und wenn vom Raume überhaupt die Rede ist, so nur dort, wo man von seinen drei "Abmessungen" (Dimensionen) oder vom Krümmungsradius oder von der Homogenität – in der modernen Geometrie – spricht. Gleichviel aber, wie es sich damit verhalten mag, sicher ist, dass es nicht möglich ist, die numerische Individualität der geometrischen kongruenten Figuren auf ihre verschiedene Lage im Raume zurückzuführen bzw. zu reduzieren. Der euklidische mathematische Raum ist im Unterschied zum "realen" Raume in dem Sinne "homogen", dass die Verschiebung einer Figur in ihm gar keine Veränderungen in ihren Eigenschaften hervorruft: er ist in keinem Sinne ein "Kraftfeld" im physikalischen Sinne (z. B. ein elektromagnetisches oder ein Gravitationsfeld). Wenn er nicht vorhanden wäre, und wenn man in ihm die einzelnen Figuren, ohne eine Veränderung in ihnen hervorzurufen, nicht verschieben könnte, so wären die kongruenten und überhaupt die einzelnen nebeneinander existierenden Figuren nicht möglich (mindestens dürfte beim Beweis von der Verschiebung und Deckung der Figuren nicht gesprochen werden). Aber daraus folgt noch nicht, dass die Existenz des (mathematischen) Raumes und das Vorhandensein der geometrischen Figuren in ihm die Quelle oder der Grund der numerischen Individualitäten der letzteren sind. Dann ist aber nicht klar, worauf diese Individualität der kongruenten Figuren beruhen soll. Denn wenn man die formalen Momente beiseite liegen lässt - als solche, die nicht fähig sind, die individuelle Besonderheit des Gegenstandes hervorzubringen -, dann bliebe nur die Seinsweise, die darüber entscheiden müsste. Wenn man aber den eventuell strittigen Fall beiseite schiebt, in welchem die Seinsweise für einen und nur für einen Gegenstand spezifisch wäre (so dass kein anderer Gegenstand auf genau dieselbe Weise existieren könnte), dann scheint die Seinsweise ebenso unindividuell wie die Form zu sein.

Vielleicht sind aber die einzelnen einander kongruenten Dreiecke keine Individua im vollen Sinne des Wortes? Und zwar eben deswegen, weil alles, was von den unbedingt eigenen Eigenschaften des einen gilt,

432

auch von den Eigenschaften aller übrigen kongruenten Dreiecke gelten muss. Was sollte es aber bedeuten, dass sie keine Individua "im vollen Sinne" des Wortes sind? Man könnte etwa behaupten, dass die einzelnen Dreiecke, Quadrate usw. als Individua an sich überhaupt nicht existieren, dass also in der idealen Sphäre lediglich Ideen vorhanden seien, sobald man aber von "kongruenten" Figuren spricht (z. B. Dreiecken, Quadraten usw.), man lediglich Oberflächen zweier verschiedener Klumpen (Materie) im Sinne hat, bei denen wir nicht nur von allen "materiellen" Eigenschaften, sondern auch von verschiedenen Einzelheiten der "Gestalt" selbst abstrahieren. Ein einzelnes, anderen Quadraten kongruentes Quadrat wäre also nur eine gewisse Idealisierung, eine – wie man sagt – "Abstraktion", ein unvollständiges Gebilde, das notwendig nur eine "Seite" eines vollen, allseitig eindeutig bestimmten, also **"individuellen" Gegenstandes** bilden würde, selbst aber diese Individualität nicht

besäße. Wenn wir uns in der Planimetrie auf dieses Abstractum beschränken, indem wir sozusagen seine Unvollständigkeit und Unselbständigkeit vergessen, so geschieht es – im Sinne der erwogenen Auffassung – allein deswegen, weil die Planimetrie selbst uns lediglich Gebilde und deren Eigenschaften in Betracht ziehen lässt, die sozusagen in der Fläche enthalten sind. Aber die Planimetrie ist selbst nur ein Teil der Geometrie überhaupt, ein von derselben künstlich abgesonderter Abschnitt. Indem wir diese Tatsache übersehen, verselbständigen wir jene Abstrakta (die einzelnen einander kongruenten Figuren), und es scheint, dass sie **Individua im vollen Sinne** bilden, also selbständige, allseitig eindeutig bestimmte – und zwar durch die niedersten qualitativen (materialen) Differenzen bestimmte – und in sich abgeschlossene **Gegenstände**.

Indessen bezieht sich das Problem nicht nur auf Gebilde der ebenen Flächen. Denn gerade in demselben Sinne wie von den ebenen Figuren kann man auch über stereometrische Gebilde sprechen. Man muss nur eine entsprechende Definition der Kongruenz bestimmen. Es ist freilich bedeutsam, dass man bei der Kongruenz stereometrischer Gebilde nicht nur die Gleichheit aller Elemente (Kanten, Flächen und Ecken), sondern auch dieselbe räumliche Anordnung fordern muss, um den Fall der Spiegelung bzw. der Symmetrie auszuschließen, in welchem man zwei stereometrische Gebilde mit flachen Wänden durch Verschiebung im Raume nicht zur Deckung bringen kann. Die Anordnung der Elemente in einem Polyeder bildet aber in demselben Maße eine Eigenschaft des Gegenstandes, wie z. B. die Größe eines Elements. Man darf also nicht annehmen, dass man bei der Kongruenz der Polyeder

433

sich auf die Lage des Polyeders im Raume berufen muss, um dasjenige Moment zu finden, das eine besondere Differenzierung in ihren Eigenschaften hervorrufen würde. Dasselbe Problem also, das die Kongruenz der ebenen Figuren stellt, tritt mit derselben Dringlichkeit in der Stereometrie auf. Nicht anders ist es übrigens in der Arithmetik, wenn man z. B. sagt: 2+2 = 4. Wodurch unterscheiden sich die bei den "**zwei**" voneinander? Denn dass sie **individuell verschieden** sein müssen, das ist die unentbehrliche Bedingung der Möglichkeit der Addition [CL: so ein Schwachsinn! – Neandertaler-Denken! RI verwechselt hier die Zeichenrepräsentation eines Sachverhalts mit dem Sachverhalt selbst. In der Formel kommt zwar das Zeichen „2“ zweimal vor, gemeint aber ist das eine Element „zwei“ ausder Menge der natürlichen Zahlen. Wenn ich mal die Addition einer Zahl x zu sich selbst mit s(x) bezeichne, ist die obige Formel äquivalen zur Formel **s(2)=4**, und in dieser Zeichenrepräsentation kommt das Zeichen „2“ nur **einmal** vor.Von zwei verschiedenen Individuen „zwei“ kann also keine Rede sein. RIs Fehler ist, dass er Begriffe (hier den Begriff „Individuum“) , die vielleicht auf Kartoffeln oder Menschen anwendbar sind, auch auf Zahlen anwenden will.]. Und ist es anders z. B. bei zwei unendlichen geometrischen Reihen mit demselben ersten Glied a und demselben Quotient q? Auch sie müssen individuell verschieden sein, wenn man sie zueinander addieren soll, und zu einer anderen Reihe kommen, die mit den beiden Ausgangsreihen schon nicht mehr "kongruent" sein könnte. Es scheint also, dass in vielen verschiedenen mathematischen Gebieten das Problem des Grundes **numerisch individueller Gegenstände** auftaucht. Und eben damit nimmt die Frage, ob die einander "kongruenten" Gegenstände – Figuren, Zahlen, Zahlengebilde, Funktionen usw. – bloße unvollständige Abstrakta oder volle **individuelle Gegenstände** sind, eine viel größere und prinzipiellere Bedeutung an, als wenn sie nur im Gebiete der Geometrie ihren Sinn hätte. **Sie betrifft tatsächlich alle Gegenstände, welche durch eine besondere Idee bestimmt werden und ein exaktes Wesen besitzen sollen**.

Es eröffnet sich aber noch eine mögliche Lösung der aufgeworfenen Frage, und zwar, dass der unter eine solche Idee fallende Gegenstand im Grunde ein einziger sei. Insbesondere gäbe es also keine unendliche Vielheit voneinander kongruenten Quadraten, sondern nur ein einziges genau bestimmtes Quadrat. Und ebenso eine einzige "**zwei**", eine einzige geometrische Reihe, deren Anfangsglied a und q genau bestimmt ist usw. Und jedes von diesen Gebilden wäre schon ein voll bestimmtes Individuum.

Wäre es aber so, dann entstünden bedeutende Schwierigkeiten, wie man die Operation des Addierens und mit ihr auch die anderen arithmetischen Operationen, die auf der Addition sich aufbauen, verstehen soll. Aber auch abgesehen von dieser Schwierigkeit, die nur für die Mathematik und ihre sachliche Ausdeutung von Bedeutung wäre, würde die Annahme der vorgeschlagenen Lösung einfach darauf hinauslaufen, dass wir von Gegenständen, die ein exaktes Wesen haben, zu Gegenständen mit einem radikalen Wesen zurückkommen, deren **Natur** es nicht erlaubt, dass es mehrere Gegenstände mit derselben **Natur** gibt. Es ist aber nicht einzusehen, warum – sofern es überhaupt

434

Gegenstände mit einem radikalen Wesen gibt – alle **individuellen Gegenstände**, die keine erworbenen und äußerlich bedingten Eigenschaften haben, mit einem radikalen Wesen ausgestattet sein müssten. Damit eröffnet sich die Möglichkeit der Existenz der Gegenstände mit einem exakten Wesen, deren **Natur** die Existenz vieler Gegenstände mit überall gleicher **Natur** zulässt. Stimmen wir dem zu, so bleibt uns – in bezug auf das Problem des Grundes der **numerischen Individualität** derartiger Gegenstände – nur die Wahl zwischen den drei oben angedeuteten Lösungsmöglichkeiten.

Die letzte müssen wir verwerfen. Sollten wir sie annehmen, so müssten wir zugleich zeigen, dass jeder unter eine "exakte Idee" fallende Gegenstand - also alle im weiten Sinne des Wortes "kongruenten" Gegenstände – mindestens in einer Hinsicht nicht eindeutig durch eine niederste "materiale" Differenz bestimmt ist, dass er also – wie es bei den rein intentionalen Gegenständlichkeiten der Fall ist – in dieser Hinsicht überhaupt unbestimmt oder nur durch eine "allgemeine", nicht völlig differenzierte Qualität bestimmt ist – was bei des gegen die Voraussetzung verstößt, dass dieser Gegenstand unter eine "besondere" Idee fallen soll, in deren Gehalt gar keine materiale Veränderliche mehr auftritt.

Was die bei den übrigen Eventualitäten anbelangt, so müssen wir für diejenige stimmen, die behauptet, dass in einem Gegenstand mit exaktem Wesen **unbedingt eigene Eigenschaften** auftreten, welche aus seinem Wesen nicht folgen, aber durch dieses zugelassen sind. Denn wir können nicht leugnen, dass bei dem Übergang von einer allgemeinen Idee I_n zu einer ihr untergeordneten, weniger allgemeinen Idee I_{n-i}, wo an die Stelle einer Veränderlichen V_a ihr bestimmter Einzel wert eintritt, der schon zu den Konstanten der Idee I_{n-i} gehört, dieser Einzelwert weder von der Veränderlichen V_a noch von den sonstigen Konstanten und Veränderlichen der Idee In notwendig gefordert wird. Die Leugnung dieser merkwürdigen, im Bereiche der Ideengehalte auftretenden Tatsache wäre der Verwerfung der Behauptung äquivalent, dass in den Ideengehalten überhaupt Veränderliche auftreten. Dies bildet aber eine der grundlegendsten Eigenschaften der Ideen, qua Ideen genommen. Diese Eigenschaft entscheidet über die grundlegende Verschiedenheit der Ideen einerseits von den individuellen (seinsautonomen) Gegenständen, andererseits von den idealen Wesenheiten (Qualitäten). Infolgedessen müssen wir aber zugeben, dass in den individuellen Gegenständen mit einem exakten Wesen eine merkwürdige Lockerheit des Zusammenhanges unter einigen ihrer unbedingt eigenen Eigenschaften

435

besteht. Unsere Anerkennung dieser Tatsache wird nicht im Widerspruch zu der Tatsache stehen, dass alle Gegenstände, die unter eine besondere exakte Idee fallen, einander "kongruent" sind, dass sie also alle die gleichen **unbedingt eigenen Eigenschaften** besitzen, und zwar sowohl diejenigen, die zu ihrem Wesen gehören, als auch diejenigen, die aus diesem Wesen folgen, als endlich auch diejenigen, welche durch dieses Wesen bloß zugelassen werden, aber aus ihm gar nicht folgen. Dagegen besitzen sie gar keine anderen Eigenschaften, abgesehen natürlich von den relativen Merkmalen.

Indem wir aber alldem zustimmen, werden wir zugleich die zwei folgenden Fragen beantworten müssen:
1. was die Seinsgrundlage aller jener unbedingt eigenen Eigenschaften bildet, die einem Gegenstande mit einem exakten Wesen zukommen, aber aus diesem Wesen nicht folgen,
2. was über die numerische Verschiedenheit zweier einander "kongruenten" Gegenstände – also Gegenstände, die unter dieselbe besondere exakte Idee fallen – entscheidet.
Dass dies weder ihr Wesen noch irgendein Moment ihrer materialen Ausstattung sein darf, ist schon auf Grund unserer früheren Erwägungen klargeworden. Dies stimmt übrigens damit zusammen, was ich bereits in meinen "Essentialen Fragen" bemerkt habe, und zwar: dass in dem Gehalt einer exakten besonderen Idee keine "qualitative" (materiale) Veränderliche auftritt, und dass zugleich eine Veränderliche besonderer Art in ihm auftritt, die ich damals unrichtig die "formale" Veränderliche des momentum individuationis nannte. Dass dagegen zwei derartige kongruente Gegenstände – jeder für sich – einen anderen Bereich relativer Merkmale als der andere bzw. die übrigen kongruenten Gegenstände besitzen, dies scheint gewiss zu sein. Es ist aber eine Folgeerscheinung, die sich aus der numerischen Verschiedenheit der betreffenden Gegenstände ergibt.

Was entscheidet aber in diesem Falle positiv über die **numerische Besonderheit (Individualität)** des **individuellen Gegenstandes**? Nun, ohne hier über die individuellen Gegenstände überhaupt entscheiden zu wollen, kann man bezüglich der Gegenstände, die ein exaktes Wesen haben, sagen: dasjenige, was über die numerische Individualität des Gegenstandes entscheidet, ist nichts anderes als eine **besondere Weise zu sein** (bzw. ein Moment in derselben), und zwar die **Vereinzelung**[42] aller qualitativen (materialen) Momente, die in dem

42 Das ist ein Ausdruck, dessen sich bereits Husserl zur Bezeichnung der Andersheit der Seinsweise des individuellen Gegenstandes im Unterschied zu derjenigen der

436

betreffenden Gegenstande überhaupt auftreten. Diese **Vereinzelung**, die nicht näher zu beschreiben ist, ohne welche es aber gar keine individuellen Gegenstände geben würde, – und zwar weder die ursprünglich individuellen, noch die abgeleitet individuellen – durchdringt sozusagen alles im Gegenstande, was er materialiter und formaliter ist, sie differenziert aber dabei gar nichts in ihm auf eine qualitative Weise. Dies bedeutet eben, dass im Prinzip zwei solche Gegenstände möglich sind, die in jeder Hinsicht materialiter ganz gleich sind. Die **Vereinzelung** bildet aber sozusagen den Grund dafür, dass in dem individuellen Gegenstande niederste qualitative Abwandlungen erscheinen, die zwar nicht aus dem (exakten) Wesen des Gegenstandes fließen, aber zugleich für

diese oder jene "allgemeine" qualitative Abwandlung ihre unentbehrliche Ergänzung zur Seinsfülle des Gegenstandes bilden. Die Vereinzelung ist die Quelle der Vielheit der individuellen Gegenstände. Mit anderen Worten: wenn die unter eine allgemeine exakte Idee fallenden Individua überhaupt existieren sollen, so muss die Vereinzelung vor allem alle diejenigen Eigenschaften der Gegenstände umfassen, welche den Konstanten des Gehaltes der betreffenden Idee entsprechen; dies kann sich aber nur auf diese Weise vollziehen, dass zugleich Eigenschaften und Momente vereinzelt werden, die den Einzelwerten aller Veränderlichen entsprechen. Dies ist natürlich nur in numerisch verschiedenen Gegenständen möglich, die sich zugleich auch in ihrer Materie hinsichtlich der Eigenschaften und Momente unterscheiden, welche den verschiedenen Werten der Veränderlichen entsprechen. Es scheint nicht allgemein notwendig zu sein, dass die individuellen Gegenstände, die unter exakte Ideen fallen, überhaupt existieren. Wenn sie aber aus irgendeinem Grunde doch existieren, so nur durch die **Vereinzelung** in dem betreffenden Gegenstande mancher von den Einzelwerten der in den übergeordneten Ideen auftretenden Veränderlichen, also durch die Ergänzung der allgemeinen Ausstattung, und insbesondere des Wesens des Gegenstandes, zu seiner vollen allseitigen Bestimmung. Aber gerade deswegen, weil weder das allgemeine Wesen der Ideen die effektive

Idee (bei Husserl: "Species") bedient. übrigens scheidet er bekanntlich die individuellen idealen Gegenstände von den Ideen nicht ab. Infolgedessen spricht Husserl von der Vereinzelung lediglich bezüglich der individuellen realen Gegenstände. Daneben bedient sich Husserl auch des Ausdrucks "eidetische Singularität". Es ist aber nicht klar, ob er dabei eine besondere Idee, oder die individuellen idealen, unter gewisse besondere Ideen fallenden Gegenstände, oder endlich etwa letzte differenzierende Momente unter den idealen Qualitäten (Wesenheiten) im Sinne hat.

437

Existenz der individuellen Gegenstände mit Notwendigkeit fordert, noch die Konstanten der Ideengehalte mit Notwendigkeit die einzelnen Werte der Veränderlichen eindeutig bestimmen, müsste die eventuelle tatsächliche Existenz der idealen individuellen Gegenstände mit einem exakten Wesen ihre letzte Quelle in einem Seienden haben, das selbst notwendig existieren würde und von dessen nicht erzwungener Entscheidung jene Existenz abhängen würde. Es eröffnen sich da metaphysische Perspektiven - und dies bereits bezüglich der idealen Gegenstände -, deren überblick und Beherrschung noch so schwierig sein mag, deren Bestehen aber nicht geleugnet werden kann.

Mit anderen Worten: Man darf in einem Gegenstande mit einem exakten Wesen nicht einen besonderen Grund oder eine Quelle des Bestehens bzw. Zukommens jener seiner unbedingt eigenen Eigenschaften suchen, welche aus seinem Wesen nicht folgen. Keine von ihnen ist in ihrer differenzierten materialen Beschaffenheit und in ihrer Beziehung zu dem Wesen des Gegenstandes in ihm notwendig, aber das exakte Wesen dieses Gegenstandes ist in seiner generellen Struktur derart, dass es ohne das effektive Auftreten irgend welcher von diesen Eigenschaften (aus dem Bereiche der zugehörigen Veränderlichen) nicht zu der Vereinzelung seines Wesens, und eben damit auch zu der Existenz des Gegenstandes selbst kommen kann. Die Forderung der Ergänzung dieser Art des Gegenstandes zu seiner vollen allseitigen Bestimmung bildet eine der formalen Konstanten des Ideengehaltes von Gegenständen, die ein exaktes Wesen haben.

Wenn es dagegen zur effektiven Existenz des Gegenstandes dieser formalen Art überhaupt kommt, so werden in ihm irgendwelche von den diesbezüglichen Einzelwerten der Veränderlichen automatisch vereinzelt, wodurch es zur Entfaltung der ganzen Mannigfaltigkeit von Gegenständen kommt, die sozusagen durch eine übergeordnete allgemeine Idee vorbestimmt sind.

3. Gehen wir aber jetzt zur Betrachtung der übrigen Fälle der Rolle über, die das Wesen des Gegenstandes für dessen Individualität spielt. Die drei noch übrigbleibenden formalen Typen des Gegenstandes können wir alle zusammen besprechen, da sie sich alle (also Gegenstände mit einem gemäßigt exakten Wesen, einem rein materialen Wesen und einem "einfachen" Wesen) dadurch auszeichnen, dass ihr Wesen das Auftreten im Gegenstande der erworbenen Eigenschaften und der äußerlich bedingten Eigenschaften (also dessen, was Aristoteles etwa TlI 01!IlßEß'I'ptOTU nennen würde) zulässt. Die ursprüngliche, sozusagen durch die einfache Vereinzelung hervorgerufene, numerische Verschiedenheit

438

der Gegenstände wird hier durch das Auftreten in den einzelnen Gegenständen verschiedener Bestände von erworbenen und von äußerlich bedingten Eigenschaften unterstützt. Sie verwandelt sich jetzt in eine material mitfundierte Verschiedenheit. Sie folgt aber in ihrer besonderen Gestalt nicht aus dem Wesen des betreffenden Gegenstandes und sogar nicht aus dem Wesen der beiden zusammen existierenden verschiedenen Gegenstände, die unter eine und dieselbe Idee fallen, sondern erst aus der gleichzeitigen Existenz unter bestimmten Bedingungen vieler verschiedener individueller Gegenstände dieses formalen Typus. Diese Bedingungen müssten einerseits das Entstehen und die Existenz mindestens zweier solcher Gegenstände mit einem gleichen Wesen beeinflussen, andererseits aber müssten sie auch das bewirken, dass sich diese Gegenstände schon von dem

ersten Augenblick ihrer Existenz an durch irgendeine erworbene oder äußerlich bedingte Eigenschaft unterscheiden. Dies letztere ist dann möglich, wenn es unter vielen zu einem und demselben Gegenstandsgebiet gehörenden Gegenständen mindestens zwei Gegenstände gibt, die ein verschiedenes Wesen haben. Wenn im Gegenteil eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen 1. von allen Gegenständen, die zu dieser Mannigfaltigkeit sachgemäß nicht gehören, isoliert wäre, 2. nur Gegenstände mit einem genau gleichen Wesen enthielte, dann würde jeder zu ihr gehörende Gegenstand zu den übrigen Gegenständen derselben Mannigfaltigkeit in demselben Verhältnis stehen, sofern natürlich die Aneinanderordnung der Gegenstände dabei keine besondere Rolle spielen würde (was noch zu erwägen wäre – z. B. im Falle von Gegenständen, zu deren Wesen die Bildung von Kraftfeldern gehören würde). In weiterer Folge wäre es nicht möglich, dass irgendeine erworbene oder äußerlich bedingte Eigenschaft des einen Gegenstandes anders wäre als bei den übrigen Gegenständen. Also müssten dann alle diese Gegenstände alle gen au dieselben Eigenschaften (abgesehen von den relativen Merkmalen) haben, und ihre numerische Verschiedenheit voneinander müsste ausschließlich aus der Vereinzelung und nicht aus irgend etwas anderem fließen. Wenn die numerische Verschiedenheit zwischen individuellen Gegenständen (der jetzt erwogenen formalen Typen) material mitfundiert werden soll, dann besteht das Minimum der dafür unentbehrlichen Bedingungen darin, dass die Aneinanderordnung (Verteilung) der Gegenstände innerhalb eines Gegenstandsgebietes einen "realen" Einfluss auf die Ausstattung der Gegenstände ausübt, d. h., dass sie das Entstehen verschiedener erworbener bzw. äußerlich bedingter Eigenschaften bei den einzelnen Gegenständen desselben

439

Gegenstandsgebietes bewirkt. Wenn dagegen die bloße Verteilung der Gegenstände innerhalb des Gegenstandsgebietes diese Rolle nicht ausüben könnte, dann wäre es unentbehrlich, dass unter den Gegenständen, die zu einem und demselben Gegenstandsgebiet gehören, mindestens ein Unterschied zwischen den Wesen der Gegenstände zutage träte, und dass zugleich Gegenstände mit einem verschiedenen Wesen nicht voneinander isoliert wären. Sie müssen also sozusagen eine gewisse Fläche gegenseitiger Empfindlichkeit besitzen. Die numerische Verschiedenheit zwischen den Gegenständen wird aber desto stärker material mitfundiert sein, je zahlreicher die Faktoren sind, welche auf die Hervorbringung der qualitativen Verschiedenheit der erworbenen und der äußerlich bedingten Eigenschaften einwirken. Dies wird immer dann stattfinden, wenn sowohl die wesensmäßige Verschiedenheit der einzelnen Gegenstände sich vergrößert, die zugleich die gegenseitige Empfindlichkeit nicht beeinträchtigt, als auch ihre gegenseitige Verteilung auf sie differenzierend einwirkt, und wenn zugleich die Fläche der Empfindlichkeit zwischen den einzelnen Gegenständen möglichst ausgedehnt ist. All dies darf jedoch nicht die Grenzen überschreiten, die für die Erhaltung der Einheit des Gegenstandsgebietes unentbehrlich sind, denn sonst wäre auch die Möglichkeit des gegenseitigen Einwirkens der Gegenstände aufeinander gefährdet und eben damit auch die Möglichkeit des Entstehens der erworbenen und der äußerlich bedingten Eigenschaften in Frage gestellt. Es wird notwendig sein, noch darauf zurückzukommen.

Zum Abschluss dieser Betrachtungen wird es noch nötig sein, einige Worte dem Problem der "Verteilung" der Gegenstände in einem Seinsgebiet und deren Rolle beim Hervorbringen der individuellen Unterschiede zwischen den Gegenständen zu widmen. Von einer Verteilung der Gegenstände kann man hierbei mindestens in zwei verschiedenen Bedeutungen sprechen, und zwar von der Lage im Raume und von der Lage in der Zeit[43]. Sowohl die Zeit als auch der Raum muss dabei nicht die Rolle eines leeren, homogenen und völlig neutralen Mediums spielen, aus dessen Vorhandensein und aus dem Sich-in-ihm-Befinden

43 Von einer» Verteilung" kann übrigens nicht nur in diesen beiden Bedeutungen gesprochen werden. Wenn wir es z. B. mit kulturellen Gebilden zu tun haben, z. B. mit der Literatur eines Volkes oder der Menschheit überhaupt, dann spielt neben der zeitlichen Lage noch eine ganz spezifische Verteilung der Werke in der Gesamtheit der betreffenden Literatur eine Rolle, eine Verteilung übrigens, die durch sehr verschiedene Faktoren (wie z. B. den Stil, die Gattung, den Wert usw.) bestimmt wird und weder mit dem Zusammensein im Raume noch mit dem Sein in der Zeit etwas gemein hat. Ich kann mich hier damit nicht näher beschäftigen.

440

für die Gegenstände lediglich verschiedene Bestände von relativen Merkmalen sich ergeben würden, sondern die Rolle eines Faktors, der entweder auf die gegenseitige Absonderung der Gegenstände voneinander verstärkend einwirken würde oder gerade umgekehrt die Vergrößerung der Ausnutzung der natürlichen, sich aus dem Wesen der Gegenstände ergebenden Empfindlichkeitsfläche der Gegenstände nach sich ziehen würde. Es sind dies alles Angelegenheiten, die auf die metaphysische Rolle der Zeit und des Raumes im Aufbau und in der Mannigfaltigkeit der Gegenstände in der Welt weite Perspektiven eröffnen. So wird es notwendig sein, darauf im gegebenen Moment zurückzukommen.

b) Das Problem der Veränderlichkeit des Wesens des Gegenstandes

Es besteht die Frage, ob und eventuell in welchem Maße das Wesen eines individuellen Gegenstandes verändert

werden kann, wenn derselbe überhaupt einer Veränderung unterliegt bzw. zugänglich ist. In Anbetracht der Unterscheidung verschiedener Typen des Wesens eines individuellen Gegenstandes muss diese Frage natürlich in mehrere Fragen differenziert werden. Außerdem muss man - den früher gemachten Unterscheidungen gemäß - auch zwei verschiedene Begriffe der Veränderung gegenüberstellen: Eine" Veränderung" des Gegenstandes besteht entweder darin, dass der Gegenstand eine bestimmte Eigenschaft verliert und an deren Stelle eine andere Eigenschaft gewinnt, oder aber, bei Erhaltung einer bestimmten Eigenschaft, lediglich in einer kleineren oder größeren bzw. vollkommeneren Entfaltung und Ausgestaltung einer bestimmten Materie in dem betreffenden Gegenstande. Im letzteren Falle handelt es sich um Vorkommnisse aus dem organischen bzw. psychischen Leben, in denen eine bestimmte Qualität zunächst gewissermaßen bloß im Keim auftritt, indem sie eben noch ihre Anwesenheit im Gegenstande andeutet und sich erst später im Laufe des Lebens immer mehr in ihm verkörpert und eine immer vollkommenere Entfaltung in ihm erreicht, und zwar die Entfaltung einer ursprünglich quasi nur implicite im Gegenstande vorhandenen Gestalt. Es treten dabei gewisse Modifikationen im Bereiche dieser Qualität selbst, z. B. hinsichtlich ihrer inneren Differenzierung oder Prägung, auf. Trotzdem aber erhält sich während des ganzen Prozesses der "Entfaltung", der Erlangung einer vollen .. Blüte" oder umgekehrt während des Prozesses einer

441

Rückbildung, einer Verkümmerung usw. die Einheit bzw. die Dieselbigkeit der sich nur in der Weise ihres Auftretens verwandelten Materie. Im Zusammenhang mit diesen Verwandlungen verändert sich in gewissen Grenzen auch die Rolle der betreffenden Materie im Gegenstande. Sie tritt in einer Seinsphase des Gegenstandes immer mehr in den Vordergrund der Ganzheit des Gegenstandes, beginnt andere Materien zu beherrschen und zwingt sie durch eigenes Aufblühen auch zum Aufblühen oder umgekehrt, zieht durch eigene Rückbildung ihre Verkümmerung nach sich.

Kehren wir jetzt zu der Frage zurück, ob und in welchem Maße das Wesen eines Gegenstandes einer" Veränderung" unterliegen kann.

Was veranlaßt uns aber zur Aufstellung dieser Frage? Es sind Schwierigkeiten doppelter Art. Einerseits sind sie mit dem Problem der Identität (Dieselbigkeit) des Gegenstandes verbunden. Ich werde mich später mit diesem Problem ausführlich beschäftigen. Momentan handelt es sich lediglich um die Frage, ob das Wesen des Gegenstandes bei Erhaltung der Identität des Gegenstandes irgend welchen Veränderungen unterliegen kann oder ob umgekehrt die sich im Rahmen des Wesens vollziehenden Veränderungen unausweislich die Vernichtung des Gegenstandes nach sich ziehen. Träte der erste Fall ein, dann entstünde die Frage, wieweit die Veränderungen innerhalb des Wesens des Gegenstandes reichen können. Im zweiten Falle dagegen müsste man eigentlich zugeben, dass Veränderungen im Wesen des Gegenstandes im Grunde gar nicht stattfinden, da "Veränderung" die Identität dessen voraussetzt, was sich verändert. Wenn es also in diesem Falle zum Abreißen der Identität des Gegenstandes käme, dann dürfte man von einer Veränderung nicht mehr reden, denn was würde sich verändern? - Bei dem Problem der Möglichkeit der Veränderung des Wesens eines Gegenstandes erhebt sich im Zusammenhang mit der Weise, wie wir hier das Wesen des Gegenstandes erfaßt haben, eine ganz andere. Schwierigkeit; in allen fünf unterschiedenen Abwandlungen des Wesens tritt in seinem Bereiche eine gewisse Vielheit von materialen und eventuell auch von formalen und existentialen Momenten auf, zwischen welchen verschiedene Beziehungen und Zusammenhänge eines notwendigen Zusammenauftretens innerhalb der Einheit eines und desselben Gegenstandes bestehen. Eine übergeordnete Rolle im Wesen des Gegenstandes spielt dabei die konstitutive **Natur** des Gegenstandes. Insbesondere führt sie überall dort, wo sie eine Gestaltqualität ist, in den Gegenstand bzw. in dessen Wesen eine bestimmte Vieldeutigkeit miteinander funktionell und manchmal auch harmonisch verbundener

442

und in ihrem Gesamtbestande ihr äquivalenter Momente ein. In diesen Zusammenhängen deutet sich einerseits die Seinsunselbständigkeit der Materie der **Natur** – und andererseits auch die Seinsunselbständigkeit der Materie der wesentlichen Eigenschaften an. Die Notwendigkeit der innerhalb des Wesens eines Gegenstandes herrschenden Zusammenhänge – besonders dort, wo die **Natur** eine Gestaltqualität bildet – legt den Gedanken nahe, dass alle Veränderungen des Wesens ausgeschlossen seien. Was könnte sich in ihm denn ändern, wenn nicht die zu ihm gehörenden Eigenschaften? Die **Natur** bestimmt aber eindeutig die Momente, die in ihrem Gesamtbestande und Zusammenhang ihr äquivalent sind. Keines von ihnen kann sonst wegfallen oder durch ein anderes ersetzt werden. Sein Wegfallen aus dem Zusammenhange würde ja die Vernichtung der **Natur** und des Gegenstandes nach sich ziehen. Es handelt sich da aber um die Möglichkeit der Veränderungen, bei denen die Identität des Gegenstandes erhalten bleibt. Bei Gegenständen mit einem radikalen und auch mit einem exakten oder rein materialen Wesen ist also eine Veränderung des Gegenstandes durch Ausfall bzw. Ersetzen einer Wesenseigenschaft ausgeschlossen. Indessen ist bekannt, dass dieselben Gestaltqualitäten an zugrunde liegenden verschie-

denen Beständen von harmonisch verbundenen Qualitäten auftreten können. Wäre es also nicht möglich, dass es zu einer Wandlung eines Gegenstandes, dessen **Natur** in ihrer Materie eine Gestaltqualität ist, auf dem Wege eines Überganges von einem Bestand fundierender Qualitäten zu einem anderen ebensolchen Bestand kommt? Dies müsste natürlich im Einzelfall in einer material-ontologischen Analyse gezeigt werden. Hier muss es als eine bloße Möglichkeit offengelassen werden. Indessen muss mit dem möglichen Vorhandensein verschiedener Typen von Gestaltqualitäten (welche **Natur**en individueller Gegenstände bilden) gerechnet werden. Und zwar können es erstens solche Gestaltqualitäten sein, bei denen jegliche Abwandlung der zugrunde liegenden (fundierenden) Qualitäten völlig ausgeschlossen ist, und zweitens solche, bei denen gerade diese Wandlungen zugelassen sind. So scheint es z. B., dass die Gestaltqualität "Quadratheit" oder "Kreisförmigkeit" alle Wandlung in den unterbauenden Qualitäten ausschließt, dass dagegen die Gestalt der Parabel oder der Hyperbel trotz gewisser Wandlungen in den Eigenschaften der betreffenden Kurve erhalten bleibt. Wenn dies in material-ontologischen Untersuchungen bestätigt werden könnte, wäre das Wesen des Gegenstandes - in den erwogenen Fällen - nur dort absolut unverändert, wo 1. die **Natur** des Gegenstandes nicht in den Entwicklungsvorgang einbezogen werden

443

kann und wo sie 2. eine Gestaltqualität ist, die keine Wandlung in dem ihr äquivalenten Gesamtbestande der unterbauenden Qualitäten zulässt. In den übrigen Fällen der mit einem rechten Wesen ausgestatteten Gegenstände wäre aber nicht jede Wandlung des Wesens des Gegenstandes vom formalen Standpunkt aus absolut ausgeschlossen. Erst material-ontologische Betrachtungen müssen da eine Entscheidung bringen.

Wie stellen sich diese Verhältnisse im Falle des "einfachen" Wesens von etwas dar? Die Zusammenhänge zwischen der einfachen **Natur** bzw. einer **Natur**, deren Materie aus gattungsmäßig einander übergeordneten Momenten besteht, und den Eigenschaften des Gegenstandes stellen sich nicht auf eine relativ so durchsichtige und verständliche Weise dar wie in den schon besprochenen Fällen des Wesens des Gegenstandes. Zugleich ist auch die Notwendigkeit des Zugehörens der einzelnen Momente zu der **Natur** des Gegenstandes hier nicht so ausgeprägt. Aber sonst scheint der ganze Bestand von Momenten, die zum Wesen des Gegenstandes gehören, ein ebenso steifes, alle Veränderungen ausschließendes System – wie in den früher besprochenen Fällen – zu sein. Es ist somit nicht verwunderlich, dass der erste Aspekt, unter welchem sich die notwendigen Zusammenhänge zwischen den Qualitäten Plato gezeigt haben, eben die außerzeitliche Unveränderlichkeit der Welt der Ideen war und dass sich ihm deswegen die Notwendigkeit der Gegenüberstellung dieser Welt und ihrer Isolierung von der Welt alles dessen, was - platonisch gesprochen – sich zwischen Sein und Nichtsein befindet, so stark aufgedrängt hat. Schon bei Platon aber haben sich manche damit verbundenen Schwierigkeiten fühlbar gemacht, die – abgesehen davon, ob sie mit Recht oder nicht auf die Welt der Ideen bzw. der idealen Qualitäten bezogen waren - auf die aristotelische Weltauffassung nicht ohne Einfluss bleiben mussten[44], insbesondere aber auf die Unterstreichung in der Weltstruktur des Moments des Werdens und

44 Ich habe den Eindruck, dass die Abhängigkeit Aristoteles' von Plato in der Auffassung der Idee weiterreicht, als dies gewöhnlich in der Geschichte der griechischen Philosophie dargestellt wird. Wer den »Parmenides" aufmerksam gelesen hat, der kann sich dieses Eindrucks nicht erwehren. Die ganze Frage erfordert aber eine genauere Aufhellung der Sachlagen. Man müsste sie im engen Zusammenhang mit den in den letzten Jahrzehnten gemachten Fortschritten in der Lehre von dem Wesen des individuellen Gegenstandes, den Ideen und den idealen Qualitäten behandeln. In diesem Zusammenhange ist die Abhandlung Nicolai Hartmanns "Zur Lehre vom Eidos bei Platon und Aristoteles" beachtenswert, obwohl es Hartmann nicht gelingt, die entscheidenden Schritte zu tun, da er den Unterschied zwischen den Ideen und den idealen Qualitäten (den» Wesenheiten" im Sinne He r in gs) nicht beachtet.

444

der Verwandlung sowie zugleich auf die Bildung des Begriffs der Entelechie. Wie es sich aber mit diesen historischen Zusammenhängen verhalten mag, so fließt der erste Eindruck von der Steifheit des das Wesen des individuellen Gegenstandes bildenden Systems von Momenten vor allem aus der Nichtberücksichtigung der Möglichkeit der "Veränderung" im zweiten der unterschiedenen Sinne, obwohl sie gerade eine wesentliche Rolle bei dem Begriffe der "Entelechie" spielt. Man hat sich auch nicht zum Bewusstsein gebracht, dass ein notwendiger Seinszusammenhang zwischen unselbständigen Momenten nicht notwendig "wesentliche Einheit" bilden muss, sondern dass zwischen ihnen auch eine funktionelle Einheit und auch eine harmonische Einheit möglich ist. Diese letzteren Fälle erlauben aber das Auftreten von Wandlungen - ganz bestimmter Art - in den Systemen miteinander zusammenhängender qualitativer Momente. Eine nicht unerhebliche Rolle spielt dabei auch die Wesens-Tatsache, dass die in einem harmonisch oder funktionell geeinten System von qualitativen Momenten sich vollziehenden qualitativen Wandlungen sich auf eine kontinuierliche Weise vollziehen können. Dies geschieht unter ganz unmerklichen Verschiebungen, welche man im Verlauf des ganzen Prozesses vermöge der Erscheinung der qualitativen "Bewegtheit" des Systems und des Auftretens der qualitativen Gegensätze oder Unterschiede erfassen kann, die erst in verhältnismäßig voneinander ziemlich weitentfernten Gliedern des ganzen Verwandlungsprozesses deutlich zutage treten. Die Kontinuierlichkeit der qualitativen Verwandlungen

erlaubt uns erst eigentlich, die Möglichkeit der funktionellen Einheit zwischen bestimmt gewählten, miteinander notwendig verbundenen Qualitäten einzusehen. Indem wir den Phasen des qualitativen Verwandlungsprozesses nachgehen, erfassen wir die gegenseitig von ein an der abhängigen qualitativen Übergänge in den miteinander verflochtenen Qualitäten. Ja, das diesen qualitativen Übergängen in den funktionell geeinten Qualitäten Nachgehen zeigt uns zugleich nicht nur die Notwendigkeit ihrer gegenseitigen Verflechtung, sondern auch oft die Notwendigkeit der Aufeinanderfolge der einzelnen Phasen der qualitativen Verwandlungen. Es zeichnen sich da ganz besondere Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhänge nicht nur im Zusammenauftreten der miteinander verflochtenen Qualitäten, sondern auch in der Aufeinanderfolge der zueinander gehörigen Phasen der qualitativen Verwandlungen und deren Verbindungen an. Dies tritt vor allem dort auf, wo die Verwandlungen lediglich in einer Änderung des Grades der Ausgestaltung, der Entfaltung, der Ausgeprägtheit oder der

445

Verkörperung[45] der Qualitäten im Gegenstande besteht. Es ist aber auch dort sichtbar, wo echte qualitative Verwandlungen stattfinden, wo also die eine Qualität in eine andere - unter gleichzeitigen Verwandlungen anderer Qualitäten - übergeht. Es muss jedoch betont werden, dass die zugelassenen Wandlungen in dem qualitativen Unterbau gewisser Gestaltqualitäten nur auf relativ unbedeutenden Verschiebungen der einzelnen Momente innerhalb des Ganzen der Gestaltqualität äquivalenten Bestandes und nicht auf dem Erscheinen ganz reiner Qualitäten in ihm oder dem Verschwinden anderer Qualitäten beruhen. Es ist dabei wichtig, dass die Verschiebungen der einen Qualität durch entsprechende Wandlungen in den übrigen Momenten des Bestandes gewissermaßen kompensiert werden, wodurch das Gleichgewicht zwischen ihnen erhalten bleibt. Daneben sind noch – wie es scheint – Verwand1ungen des ganzen Fundierungsbestandes einer Gestaltqualität bei ihrer unwandelbaren Erhaltung möglich, aber diese sind in ihrem formalen Typus noch besonders für sich zu untersuchen.

Die Berücksichtigung aller dieser möglichen Fälle hat zur Folge, dass die inneren Widerstände, auf die wir bei dem Gedanken an eine mögliche Veränderung des Wesens eines Gegenstandes stoßen, nicht mehr so unüberwindlich zu sein scheinen. Die Möglichkeit einer positiven Lösung dieses Problems würde einen schwerwiegenden Vorwurf gegen die Annahme der Existenz des Wesens des individuellen Gegenstandes beseitigen, und zwar denjenigen, dass die Theorie des Wesens des individuellen Gegenstandes nicht mit der Tatsache der fortwährenden und kontinuierlichen Veränderungen in der realen Welt rechnet, und dass sie infolgedessen unausweichlich zur Erstarrung der Welt oder zu einer radikalen Gegenüberstellung der Welt beständig veränderlicher Dinge der unwandelbaren Welt der Ideen, die miteinander nichts gemein haben, führt. Aber diese positive Lösung kann erst von der materialontologischen Betrachtung geliefert werden.

Beschäftigen wir uns jetzt mit individuellen Gegenständen, deren Wesen im gemäßigten Sinne exakt oder rein material ist. Da wir uns hier auf gar keine Tatsachen berufen dürfen – und zwar weder auf solche, welche die Einzelwissenschaften feststellen, noch auf solche, die die Metaphysik festzustellen hat – , so können wir hier lediglich die Bedingungen der Möglichkeit der Veränderung des Wesens

45 Ich verwende hier verschiedene Worte zur Bezeichnung eines und desselben Vorgangs, weil keines von diesen Worten genau und adäquat das wiedergibt, worum es sich hier handelt; ich finde kein besseres Wort, das wirklich passend wäre.

446

eines individuellen Gegenstandes feststellen. Es eröffnen sich nämlich zwei Möglichkeiten: Entweder bestehen die sich im Wesen des Gegenstandes vollziehenden Veränderungen lediglich in der Entwicklung und einer vollkommeneren Verkörperung des Wesens in dem Gegenstande, also darin, dass der Gegenstand gewissermaßen in seinem Wesen reift, oder aber darin, dass es zu echten qualitativen Verwandlungen des Wesens in einer kontinuierlichen Weise kommt[46].

In beiden Fällen müsste eine harmonische oder eine funktionelle Einheit zwischen der **Natur** und der Gesamtheit wesentlicher Eigenschaften des Gegenstandes bestehen. Der Impuls zu diesen Verwandlungen muss in dem Wesen des Gegenstandes selbst liegen und darf nicht aus seiner Umgebung stammen, und zwar auch dann, wenn begünstigende Umstände der Verwandlung in dieser Umgebung lägen. Denn sonst würde der neue, sich aus der Verwandlung ergebende Bestand an Eigenschaften des Gegenstandes bzw. der neue Zustand des Gegenstandes in der Phase seines Reifens durch äußere Bedingungen hervorgerufen. Diese neuen Eigenschaften wären erworbene oder äußerlich bedingte und nicht wesentliche Eigenschaften. Wenn ein individueller Gegenstand eine wesentliche Eigenschaft unter de; Einwirkung äußerer Faktoren verliert, dann kommt es bei den beiden jetzt erwogenen Typen des Gegenstandes zum Zerschlagen seines Wesens, zur Vernichtung seiner **konstitu**tiven **Natur** und eben damit – wie wir noch sehen werden – zur Vernichtung des Gegenstandes selbst. Seine Stelle nimmt dann ein anderer Gegenstand mit einem anderen Wesen oder irgendein Restgebilde ein, das kein eigenes Wesen besitzt, und das sich nur einige Zeit vermöge gewisser äußerer Umstände im Zustand des "Zerfalls" erhält. Wenn dagegen die sich im Wesen eines individuellen Gegenstandes vollziehenden Verwandlungen durch einen in

demselben enthaltenen Faktor hervorgerufen werden, dann gehört auch diese Verwandlung und die Weise, wie sie 'sich vollzieht, zum Wesen des Gegenstandes und ist seine selbständige Verwandlung, und zwar auch dann, wenn sie die Erfüllung gewisser günstiger äußerer Bedingungen (bei der ungestörten "natürlichen" Entwicklung) erforderte. Die dem Gegenstande vermöge dieser Verwandlung zukommenden neuen Eigenschaften oder aber die neue Verkörperungsgestalt seiner **Natur** gehören in diesem Falle nicht zu den erworbenen bzw. zu den äußerlich bedingten

48 Verwandlungen, die sich in Sprüngen vollziehen - eine Art Mutation -, scheinen bei Erhaltung der Identität des Gegenstandes ausgeschlossen zu sein; dies ist aber ein Problem, das besondere Erwägungen erfordert.

447

Eigenschaften, sondern sind selbst zu seinem Wesen gehörige Eigenschaften. Ferner: Wenn der Impuls oder, wenn man will, das Prinzip der inneren Verwandlungen im Wesen des Gegenstandes liegt, so entsteht die Frage, ob diese Verwandlungen die Identität des Gegenstandes gefährden könnten. Sollte es der Fall sein, so müsste hier die **Natur** des Gegenstandes selbst derart sein, dass sie die zum Verfall bzw. Zur Vernichtung des Gegenstandes führenden Verwandlungen nach sich ziehen würde. Vom rein ontologischen Standpunkt aus scheint dies nicht ausgeschlossen zu sein; es müsste in material-ontologischen Untersuchungen aufgewiesen werden, dass derartige "selbstmörderische" **Natur**en der Gegenstände möglich sind. Aber auch in diesem Falle würde die Identität des Gegenstandes während des Vorgangs der sich vollziehenden Verwandlungen erhalten sein, und lediglich die Richtung der letzteren würde zum Untergang des Gegenstandes führen.

Es muss dabei die Rolle der äußeren Bedingungen, denen der Gegenstand unterworfen ist, richtig verstanden werden. Sofern es ein Gegenstand ist, der seinem Wesen nach erworbene oder äußerlich bedingte Eigenschaften besitzen kann und der zugleich innerhalb eines Gegenstandsgebietes - und insbesondere einer Welt - sich befindet, darf man sich nicht etwa vorstellen, dass ein solcher Gegenstand sich von seiner ganzen Umgebung völlig isolieren und dadurch gar keinen äußeren Bedingungen unterworfen sein könnte. Man muss aber zu den Bedingungen, die sozusagen "erhaltend" sind, also dem Gegenstande erlauben, sich - wie man oft sagt - "frei zu entwickeln" -, solche Bedingungen unterscheiden, die "aktiv" sind und das Eindringen äußerer Einflüsse in den Bereich des Gegenstandes und eventuell in dessen Wesen bewirken. Diese letzteren, wenn sie auch nicht immer eine Störung der "normalen Entwicklung" hervorrufen, ziehen mindestens eine gewisse Modifikation derselben nach sich. Die äußeren Einflüsse können den Verlauf des "Reifens" des Gegenstandes verzögern, sie können es verhindern, dass seine **Natur** zum Optimum ihrer Entfaltung und Verkörperung in ihm gelangt, sie können ihn sogar vernichten: Dies ist immer möglich. Zugleich aber gehört all das, was den äußeren Einflüssen zuzurechnen ist, nicht zum Wesen des Gegenstandes in dem hier festgelegten Sinne, sondern bloß zu dem, was ihm nur "zufällt". Zwischen den "aktiven" und den bloß "erhaltenden" äußerlichen Bedingungen des Gegenstandes besteht ein wesentlicher Unterschied. Es darf also nicht gesagt werden, dass die gesamte "freie", selbständige Entwicklung und all das, was sie mit sich bringt, den äußeren Einflüssen zuzurechnen ist, und man darf diese Entwicklung und ihre Folgen nicht für

448

etwas "Erworbenes" bzw. "äußerlich Bedingtes" halten. Die bloß "erhaltenden", "negativen" Bedingungen, die den Gegenstand lediglich nicht hindern, sich "innerlich" zu entwickeln, bezeugen nur das Fehlen einer völligen Unabhängigkeit des Gegenstandes von dem Gegenstandsgebiete, in dem er sich befindet, aber sie tasten weder dessen Seinsselbständigkeit an, noch stehen sie mit der Existenz seines Wesens im Widerspruch, sondern sie setzten im Gegenteil beides - durch ihr bloßes Vorhandensein - voraus. Wir werden darauf noch bei der Betrachtung der formalen Struktur der Welt und der Gegenstände, die Bestandteil einer Welt bilden, zurückkommen. Denn in dieser Struktur muss der letzte Grund der "Möglichkeit" derartiger Gegenstände innerhalb der Welt gesucht werden.

Die Möglichkeit der qualitativen Verwandlung des Wesens eines individuellen Gegenstandes, dessen **Natur** eine Gestaltqualität bildet, die mit einem Bestande wesentlicher Eigenschaften funktionell verbunden ist, hängt u. a. davon ab, ob
1. gewisse Modifikationen der betreffenden Gestaltqualität existieren, die sozusagen gewissermaßen "Variationen" eines und desselben" Themas" – wie das Beispiel der Musik lehrt – bilden,
2. ob es gewisse diesen "Variationen" beigeordnete, ihnen äquivalente Gesamtheiten von materialen Momenten der Eigenschaften gibt und
3. ob derartige kontinuierliche qualitativen Übergänge von einer "Variation" aller hier in Frage kommenden Momente in eine andere "Variation" möglich sind, ohne Störungen hervorzurufen, die das existentiale Gleichgewicht des Gegenstandes aufheben würden[47].
Bei Gegenständen mit einem gemäßigt exakten Wesen umfassen die Zusammenhänge zwischen den Momenten

des Wesens einen viel weiteren Bereich als bei den Gegenständen mit einem bloß materialen Wesen, da zum Wesen auch besondere Momente der Form und der Seinsweise gehören. Zugleich sind die in ihnen miteinander verbundenen Momente von einer viel besonderen Art als in anderen Gegenständen. So wird es wahrscheinlich viel schwieriger sein, einen solchen Bestand an Momenten zu finden, welche die angegebenen drei Bedingungen erfüllen. Es ist somit wahrscheinlich, dass die qualitative Verwandlung der Gegenstände mit einem im gemäßigten Sinne exakten Wesen eine viel seltenere Erscheinung (wenn sie überhaupt möglich ist)

47 Im Falle eines harmonischen Zusammenhanges zwischen der **Natur** des Gegenstandes und dessen (manchen) Eigenschaften vereinfachen sich die in Frage kommenden Bedingungen. Denn die Erhaltung einer und derselben Gestaltqualität, welche die **Natur** des Gegenstandes bildet, ist - bekanntlich - bei gewissen Änderungen im Bereiche der mit ihr harmonisch geeinten Qualitäten möglich.

449

bildet als bei den Gegenständen, deren rein materiales Wesen als Moment der **Natur** eine Gestaltqualität enthält. Dies müsste aber erst durch material-ontologische Betrachtungen bestätigt werden. Die rein formalen Bedingungen, die ich hier zu umschreiben suche, sind viel zu allgemein, als dass sie genauere Voraussagen gestatteten. Es verhält sich nicht anders mit den möglichen qualitativen Verwandlungen der Gegenstände, deren Wesen einfach ist, obwohl es auf den ersten Blick scheint, dass es in Anbetracht des einfacheren Aufbaus des Wesens dieser Gegenstände viel zahlreichere Möglichkeiten verschiedenartiger Verwandlungen gibt als bei jenen bereits besprochenen Typen von Gegenständen. Dies ist aber eine Täuschung. Denn obwohl in diesem Falle die Systeme der einander in funktioneller Einheit zugeordneten Momente einfacher sind, und zwar in Anbetracht dessen, dass die **Natur** keine Gestaltqualität ist, welche einen aus verschiedenartigen Qualitäten bestehenden Zusammenhang diktiert, so ist es fraglich, ob man aus diesem Grunde z. B. eine größere Anzahl möglicher Kombinationen von Momenten, welche die einzelnen Phasen der qualitativen Umbildung des Wesens bilden würden, erwarten darf. Es scheint eher im Gegenteil viel weniger wahrscheinlich zu sein, dass es Variationen eines absolut einfachen qualitativen Moments gibt, das die **Natur** eines Gegenstandes bildet, als dort, wo es sich um eine Gestaltqualität handelt. Aber auch dies sind eher Vermutungen als Voraussagen, die sich erst auf Grund materialontologischer Betrachtungen machen ließen.

Die formal-ontologischen Betrachtungen können also - wie wir *se*hen - bezüglich der möglichen Wandelbarkeit des Wesens des Gegenstandes nur feststellen, dass dieselbe in gewissen Fällen auf Grund der Form des Gegenstandes nicht ausgeschlossen ist. Man kann da lediglich gewisse sehr allgemeine Leitlinien bezüglich der Bedingungen bestimmen, die erfüllt werden müssten, wenn es zu einer solchen Wandlung tatsächlich kommen sollte. Genaueres über verschiedene mögliche Fälle könnte indessen erst die material-ontologische Betrachtung aussagen.

c) Positive Qualitäten und Leistungsfähigkeiten (Vermögen) im Wesen des Gegenstandes

Zwecks Vertiefung unserer Auffassung des Wesens des einzelnen individuellen Gegenstandes wollen wir noch ein wichtiges Problem erörtern, dessen Behandlung uns erlauben wird, unsere Auffassung den traditionellen,

450

von Aristoteles herrührenden Theorien gegenüberzustellen.

Unter den oben angeführten Begriffen des Wesens eines individuellen Gegenstandes tritt auch derjenige auf, nach welchem zum Wesen des Gegenstandes nur konstante Gesetzmäßigkeiten gehören. Dies wird auf zweifache Weise verstanden. Entweder hat man hier die ständige Wiederholung gewisser Vorgänge oder Verhaltensweisen des Gegenstandes im Sinn (wobei man diese Wiederholung entweder für notwendig oder für bloß "im allgemeinen" stattfindend hält), oder es handelt sich um das Vermögen oder die Fähigkeit des Gegenstandes, gewisse Eigenschaften unter bestimmten Umständen zu haben oder gewisse, sich nach einem bestimmten Schema wiederholende Vorgänge zu vollziehen. Dieses Vermögen wird dabei als ein potentielles Sein bestimmter Art, als die Möglichkeit des Besitzes gewisser Eigenschaften oder des Vollzugs gewisser Vorgänge aufgefaßt. Alles andere dagegen, was zu einer so verstandenen "Gesetzmäßigkeit" nicht gehört, also insbesondere jede effektiv auftretende Qualität, soll veränderlich sein und infolgedessen nicht zum Wesen des Gegenstandes gehören. Den Gegensatz dazu bildet die gewöhnlich Aristoteles zugeschriebene Auffassung, nach welcher zum Wesen des Gegenstandes lediglich effektiv zukommende Qualitäten ("Formen") zuzurechnen seien. Es besteht also die Gefahr, dass meine Auffassung von manchem Leser zum zweiten Typus der soeben gegenübergestellten Auffassungen gerechnet wird. Dies wäre aber ein Mißverständnis. Aber ebenso unrichtig wäre es, wenn jemand sie zu dem ersten Typus der gegenübergestellten Auffassungen hinzurechnen wollte. Die Wahrheit liegt, wie es scheint, wieder einmal "in der Mitte". Vor allem ist der Begriff der "Materie", den ich hier verwen-

de, viel weiter als der übliche Begriff der "Qualität". Wenn ich also sage, es gehören zum Wesen des Gegenstandes manche Materien, so schließt dies sowohl gewisse effektive Qualitäten als auch gewisse Fähigkeiten (Vermögen) ein, sofern dieselben auf notwendige Weise mit der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes verbunden sind. Sowohl also manche Qualitäten, als auch manche Vermögen, gehören meines Erachtens zum Wesen des Gegenstandes, während andere aus ihm ausgeschlossen sind. Welche aber von ihnen diesem Wesen gehören, darüber entscheidet die **konstitu**tive **Natur** des Gegenstandes. Dasjenige, was die **Natur** des Gegenstandes bestimmt, auch wenn sie eine Gestaltqualität ist, muss nicht notwendig eine "Qualität" im engeren Sinne des Wortes, überhaupt eine effektive Bestimmung des Gegenstandes, sondern kann auch ein Vermögen bzw. eine Fähigkeit desselben zu einem eindeutig bestimmten Verhalten (z. B. des Reagierens auf äußere

451

Einwirkungen) unter bestimmten äußeren Bedingungen sein. Zum Wesen des Gegenstandes können also auch gewisse - wie man gewöhnlich sagt - "Potentialitäten" gehören. Diese letzteren aber sind nur relativ zu den aus ihnen fließenden und unter entsprechenden äußeren Bedingungen zu erwerbenden Eigenschaften oder zu den zu vollziehenden Verhaltungsweisen Potentialitäten. In sich selbst sind sie aber (und darin liegt der Unterschied zwischen der hier vertretenen Ansicht und der traditionellen Auffassung) aktuelle Bestimmungen des betreffenden Gegenstandes. Und sie sind auch etwas, was der Gegenstand effektiv besitzt, obwohl er die daraus fließenden Eigenschaften noch nicht besitzt bzw. die entsprechenden Verhaltensweisen noch nicht vollzieht und sie erst beim Eintritt eindeutig. bestimmter äußerer Bedingungen besitzen bzw. vollziehen wird. Dabei können diese Eigenschaften selbst oder diese Verhaltensweisen nicht mehr zum Wesen des betreffenden Gegenstandes gehören, weil sie erworben oder von außen her bedingte Eigenschaften sind. Zum Wesen gehört eben nur die Fähigkeit des Gegenstandes, eine solche Eigenschaft (Verhaltensweise) unter bestimmten äußeren Bedingungen zu besitzen, sofern natürlich diese Fähigkeit im gegebenen Falle durch die **Natur** des Gegenstandes' notwendig bestimmt wird. Als ein hypothetisches Beispiel[48] kann hier die Fähigkeit eines bestimmten Metalls (z. B. des Eisens zur gesetzlich geregelten Vergrößerung seines Volumens bei einer beschränkten Erhöhung der Temperatur) dienen. Weder das größere Volumen noch seine Vergrößerung gehört zum Wesen des Metalls (des Eisens), da beides durch das Sicherhöhen der Temperatur in der Umgebung des betreffendes Stückes Eisen bedingt ist, also zu seinen" von außen her bedingten" Bestimmungen gehört. Dagegen gehört die Fähigkeit, das Volumen auf bestimmte Weise infolge der Erhöhung der Temperatur zu vergrößern (oder mindestens kann es gehören) zum Wesen des Eisens (sofern sich zeigen ließe, dass es auf notwendige Weise durch die konstitutive **Natur** des Eisens bestimmt ist).

Eine solche Fähigkeit ist selbst eine relativ konstante Bestimmung des Gegenstandes, die ihn ebenso effektiv qualifiziert wie irgendeine effektive "Qualität" im engeren Sinne des Wortes. Sie ist aber gewöhnlich unvergleichlich tiefer im Wesen des betreffenden Gegenstande

[48] Hypothetisch ist dieses Beispiel insofern, als ich hier nicht untersuchen kann, ob diese Fähigkeit wirklich durch die **Natur** des Metalls tatsächlich notwendig bestimmt ist. Es kommt hier nur auf eine Illustration der Behauptung an, dass eine Fähigkeit zu etwas eine aktuelle Beschaffenheit des Gegenstandes ist, die in entsprechenden Eigenschaften desselben ihren Grund hat.

452

verankert als dergleichen Qualitäten. Eine derartige aktuelle Fähigkeit des Gegenstandes bildet nur insofern seine aktuelle Bestimmtheit als sie zu ihrem **Seinsfundament** eine andere, in ihm verkörperte Qualität im weiten Sinne des Wortes hat, die zu seinen – wenn man so sagen darf – "aktuellen Aktualitäten" gehört. Nur deswegen ist etwas oder jemand zu irgend etwas anderem "fähig", weil es (bzw. er) in einer bestimmten Hinsicht so und so ist. Die "aktuell aktuellen" Qualitäten, die einen Gegenstand bestimmen, bilden das letzte **Seinsfundament** alles sonstigen, was noch im Gegenstande auftreten kann, und insbesondere das Fundament aller "Potentialitäten" im Sinne von Fähigkeiten, Vermögen. Sofern es sich um Gegenstände handelt, deren Wesen erworbene und äußerlich bedingte Eigenschaften zulässt, erschöpft sich ihr Wesen nie in einer Mannigfaltigkeit effektiv bestimmender Qualitäten, sondern umfaßt immer gewisse, aus ihnen fließende aktuelle Fähigkeiten (Vermögen), die aber erst beim Eintreten gewisser äußerer Bedingungen, also erst, sobald sich diese Gegenstände unter anderen Gegenständen desselben Seinsgebietes befinden, effektiv wirksam sein können[49]. Das ist eben ein besonders charakteristisches Moment der Gegenstände, die ein Glied der realen Welt bilden, dass sie erst beim Eintreten ent-sprechender äußerer Bedingungen ihr volles Wesen enthüllen und in gewissem Maße auch aktualisieren. Ihre Fähigkeiten entfalten sich erst dadurch, dass entsprechende äußere Bedingungen in der sie umgebenden Welt sich realisieren und ihnen ihre Fähigkeiten "in Aktion zu setzen" gestatten und dadurch den Gegenständen erlauben, diese oder jene Eigenschaften zu erwerben, bzw. Eigenschaften zu haben, die von außen her bedingt sind oder sich auf eine ihnen eigene Weise zu verhalten (zu reagieren). Wer also das Wesen eines Gegenstandes, der Glied einer Welt ist, erfassen will, der darf sich nicht auf die Beobachtung seiner ihn effektiv bestimmenden Qualitäten (im engeren Sinne) beschränken, sondern muss ihn in verschiedene mögliche und

[49] Die soeben ausgesprochene Behauptung gilt für Gegenstände, die ein gemäßigt exaktes Wesen, oder ein rein materiales oder endlich ein "einfaches" Wesen haben, also für Gegenstände, deren Wesen erworbene und von außen her bedingte Eigenschaften zulässt. Tatsächlich handelt es sich dabei um reale Gegenstände, deren Begriff aber bis jetzt formal-ontologisch nicht eingeführt wurde. Erst die späteren Betrachtungen werden diese Begriffe miteinander in Beziehung setzen. Sie werden erst zeigen, dass die hier im Text ausgesprochene Behauptung in bezug auf reale Gegenstände gilt. Es ist mir aber nicht gelungen, diese Behauptung direkt aus den oben gegebenen Bestimmungen der verschiedenen Typen des Wesens des individuellen Gegenstandes zu entwickeln, ohne mich auf Behauptungen zu berufen, welche Gegenstände als Glieder eines bestimmten Gegenstandsgebietes betreffen. Insofern ist die erwogene Behauptung nicht auf befriedigende Weise begründet.

453

für ihn zulässige Bedingungen versetzen, um zu erfassen, wie er sich unter diesen Bedingungen verhält, und insbesondere, wie er auf die auf ihn einwirkenden Reize reagiert. Erst dann beginnen sich unter der Oberfläche "äußerer" und von außen her bedingter Qualitäten verschiedene Fähigkeiten und Vermögen des Gegenstandes zu zeigen, welche ihrerseits auf tiefere Schichten seiner wesentlichen Bestimmungen hinweisen; in diesen tieferen Schichten liegen auch gewöhnlich jene "tiefsten" Bestimmungen, die mit der **konstitu**tiven **Natur** des Gegenstandes unmittelbar zusammenhängen. Wer glaubt, dass er durch einfaches Begaffen des Gegenstandes in seiner völligen Isolierung von der Umwelt und in seiner völligen Inaktivität und Unbeweglichkeit sein Wesen erfassen kann, der besitzt einen noch sehr primitiven Begriff vom Wesen des Gegenstandes und von der Weise seiner Erkenntnis. Der individuelle Gegenstand ist nämlich nicht - wie es die skeptischpositivistischen Auffassungen wollen - eine einfache Ansammlung von "Elementen", die sozusagen neutral und immer auf dieselbe Weise nebeneinander liegen und deren einziges Kennzeichen wäre, dass sie zueinander gehören (miteinander "verbunden" seien), sondern ist ein Seinszusammenhang hierarchisch geordneter und sich auf verschiedene Weise bedingender Momente, und zwar der **konstitu**tiven **Natur**, der durch effektive Qualitäten ausgestatteten Eigenschaften oder Fähigkeiten, der erworbenen Eigenschaften, der in ihnen sich abspielenden Vorgänge und Verhaltensweisen, der von außen her bedingten Eigenschaften und endlich der relativen Merkmale. Sie alle verdecken sich gegenseitig auf verschiedene Weisen für den von außen her Betrachtenden oder enthüllen sich bei entsprechenden Umständen, wobei sie Perspektiven nicht nur darauf eröffnen, was "im Innern" des Gegenstandes versteckt liegt, sondern auch auf die komplizierte innere formale Struktur, die ich hier, wenigstens in einigen Hauptzügen, zu rekonstruieren suche. Gewisse Einzelheiten dieser Struktur werden besser hervortreten, wenn wir den seinsautonomen individuellen Gegenstand ausdrücklich als Glied eines Ganzen höherer Ordnung: der realen Welt, erwägen werden. Früher muss aber noch das Problem der Identität eines individuellen Gegenstandes erwogen werden.

454

8 Literaturverzeichnis (CL)

Referenz-Nr.	Autor, Titel, Verlag, Erscheinigsjahr
[RI-I]	Roman Ingarden: „Der Streit um die Existenz der Welt, Bd.I – Existentialontologie“, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1964
[RI-II/1]	Roman Ingarden: „Der Streit um die Existenz der Welt, Bd. II/1 – Formalontologie 1“, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1965
[RI-II/2]	Roman Ingarden: „Der Streit um die Existenz der Welt, Bd. II/2 – Formalontologie 2“, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1965

9 Dokumentkontrollen (CL)

Datum	Vers	Anmerkung (Aktuelles oben)
02.07.11	V3	in den letzten Momaten laufend weitere Scan-Korrekturen, sowie Anmerkungen [CL:...] gemacht.
20.03.10	V3	Ein paar weitere Korrekturen; eigene Anmerkungen (blau) als „[CL:¨....]“ eingefügt. Einige in [RI-I] gebrauchte und dort nicht erläuterte4 Begriffe **dick** hervorgehoben.
17.09.09	V3	Weitere Korrekturen im ganzen Buch II/1. Einige Schlagwörter hervorgehoben.
02.09.09	V2	Formatierung (für die Header) geändert
25.08.09	V2	Neue Rechtschreibung teilweise eingeführt, umzu viele Fehleranzeigen zu vermeiden
05.08.09	V1	Alle Teile noch mal korrigiert, Lit.Verz. – V1 vorerst fertig“
05.08.09	V1	File ...Kapitel04 integriert. Alles bisher Integrierte (Buch-S.1 – 278) erstmalig korrigiert. File ...Kapitel05 integriert und korrigiert.
04.08.09	V1	Buch-S.1 – 51 noch mal korrigiert.
03.08.09	V1	Buch-S.1-58 (File: ...Kapitel01 & 02) integriert und erstmalig korrigiert. File ...Kapitel03 integriert.
02.08.09	V1	Alle Kap von II/1 gescant in „Einzelkapiteln“